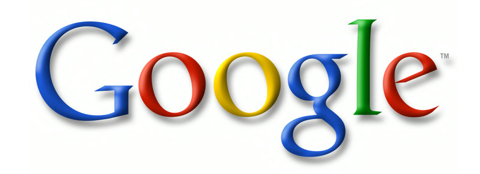
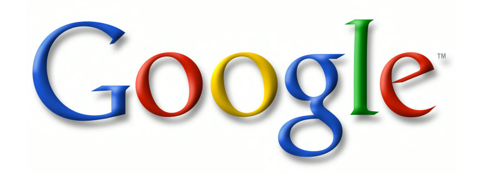
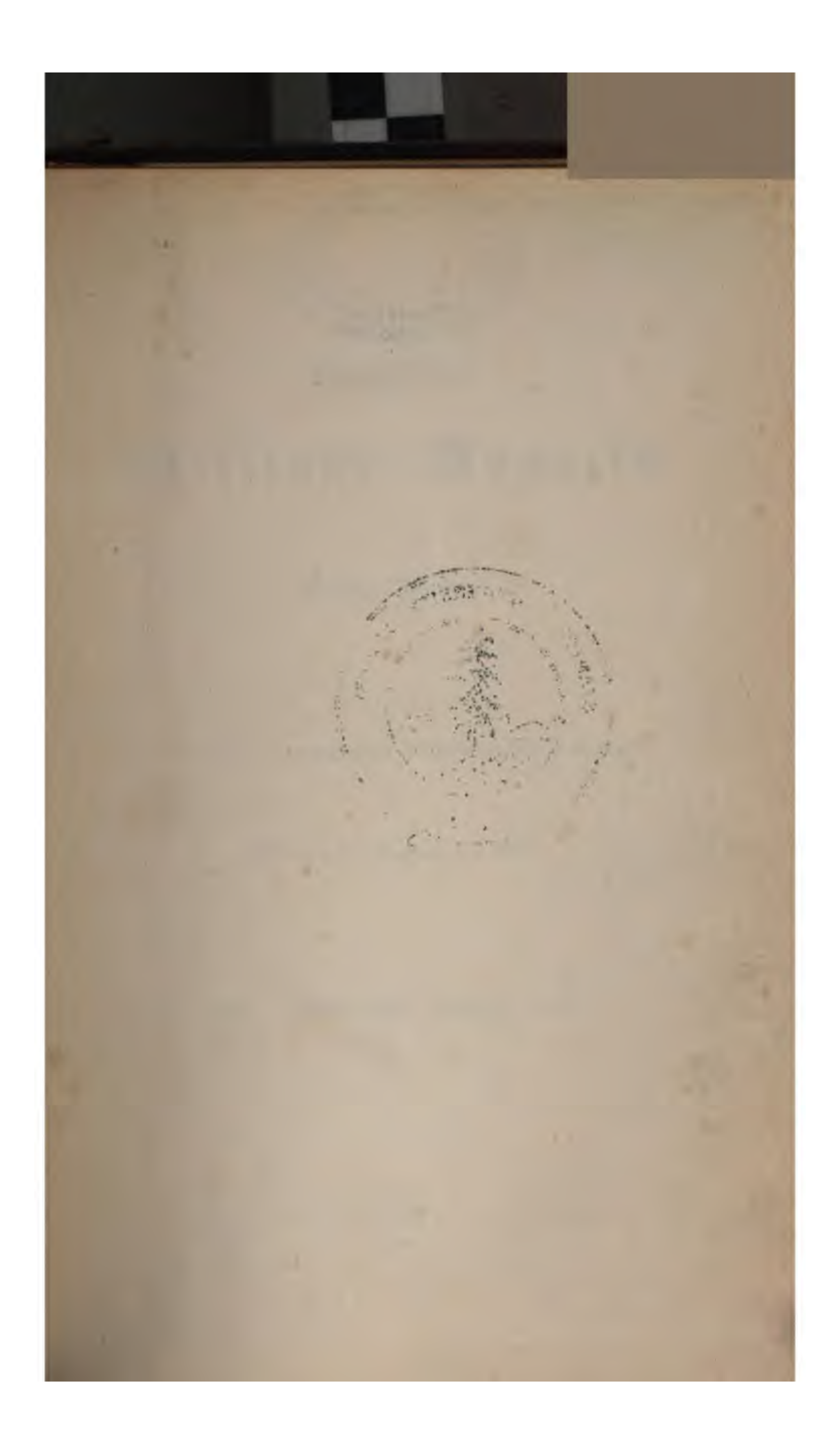







STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar P. Steiner (seit Juli).

1890. — Vierunddreißigster Jahrgang. — 1890.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1890.

Inhalt.

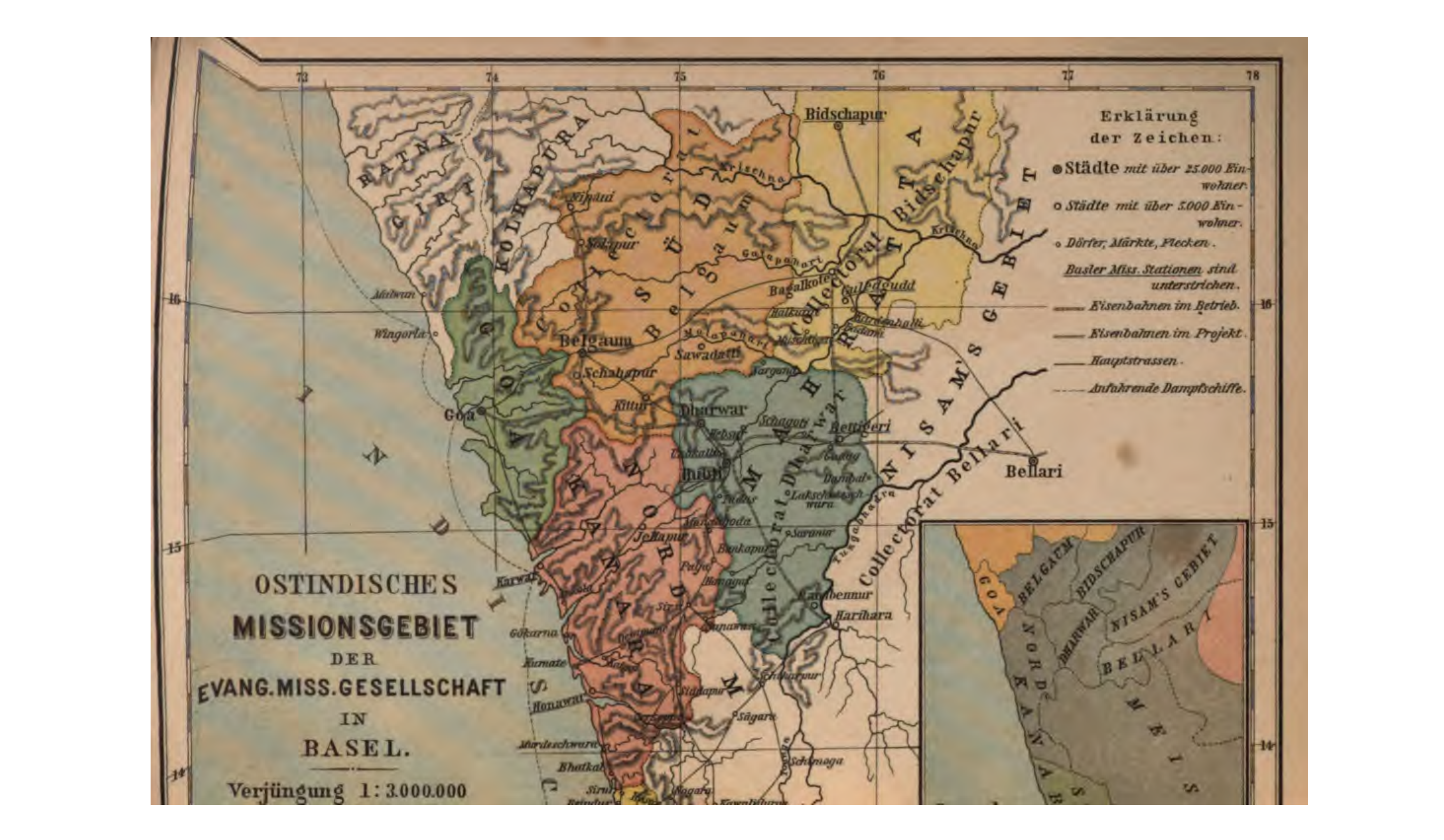
Missions-Zeitung.

a) Rundschau:

b) Neuestes und Vermischtes: Siehe das Register.

Bücheranzeigen:




OSTINDISCHES
MISSIONSGEBIET
DER
EVANG. MISS. GESELLSCHAFT
IN
BASEL.
Verjüngung 1:3.000.000
Erklärung der Zeichen:
Städte mit über 25.000 Einwohner.
Städte mit über 5.000 Einwohner.
Dörfer, Märkte, Flecken.
Basler Miss. Stationen sind unterstrichen.
Eisenbahnen im Betrieb.
Eisenbahnen im Projekt.
Hauptstrassen.
Anfahrende Dampfschiffe.
Bidschapur
Belgaum
Dharwar
Bellari
Goa
Hubli
Bettigeri
Sawadatti
Schahapur
Kittur
Malwan
Wingorla
Karwar
Gokarna
Kumate
Honawar
Bhatkal
Sagara
Schimoga
Harihara
Ranibennur
Bagalkote
Kaladgi
Gadag
Collectorat Bellari
Collectorat Dharwar
NISAM'S GEBIET
RATNAGIRI
KOLHAPURA
GOA
NORD KANARA
GOA
BELGAUM
BIDSCHAPUR
NISAM'S GEBIET
DHARWAR
BELLARI
NORD KANARA
MEISSUR



SÜDINDIEN.
Englischer Besitz
Unabhäng. Staaten
Portugies. Besitz
BOMBAY-PR.
SÜD-MAHRATTA
NISAMS-GEBIET
MEISUR
MADRAS-PR.
MADRAS-PRAESIDENTSCHAFT
TRAWANKOR
KURG
CEYLON
Madras
Pondicheri
Bangalur
Meisur
Bellari
Kadapa
Nellur
Selam
Koimbatur
Negapatam
Madura
Tutikorin
Triwandram
Kotschi
Kalikut
Kolombo
Kandy
Trinkomali
Basler Missionsgemeinden, Stand von 1888.
Kanaresen ca. 2300
Tulu ca. 4000
Malajalen ca. 3100
zusammen ca. 9400
Telugu
Tamil
Mahratti
Kanaresisch
Malajalam
Tulu
MALABAR
NILAGIRI
KOIMBATUR
Udapi
Mangalur
Merkara
Meisur
Nandschangodu
Kaserpet
Talatscheri
Mahé
Kananur
Tschombala
Badagara
Kalikut
Weitiri
Ottakamand
Kunur
Koimbatur
Palghat
Ponani
Kodakal
Tanur
KOTSCHI
Kaweri
Bhawani
F. Matthissen. 1889.
Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Eine Ansprache an gebildete Heiden

gehalten von Missionsinspektor Oehler aus Basel

in der englischen Stadt-Schule zu Mangalur

am 4. Mai 1889.

Der Besuch, welchen Missionsinspektor Oehler auf seiner Visitationsreise in Mangalur machte, veranlaßte die Lehrer der dortigen Missionsschule, zur Erinnerung daran unter den heidnischen Gönnern der Schule einen Prämienfonds für die Schüler zu sammeln. Nachher wurde der Inspektor gebeten, an eben diese Gönner der Schule, gebildete Heiden, namentlich Brahmanen, eine Ansprache zu richten. Sie wurde in deutscher Sprache gehalten und von Missionar Ernst ins Kanaresische übersetzt. Durch die Güte des Herrn Verfassers, der auf unsern Wunsch den Abdruck freundlich gestattete, sind wir instand gesetzt, diese Kundgebung seltener Art zur Kenntnis unserer Leser zu bringen — von kleinen stilistischen Aenderungen abgesehen, genau in der Form, in welcher sie ohne Wissen des Redners in Mangalur nachgeschrieben und dort als Manuskript gedruckt worden ist.

„Geehrte Herren! Ich bin aufgefordert worden, hier in dieser Schule einige Worte an Sie zu richten. Aus zwei Gründen glaubte ich mich dazu verpflichtet, Ihrer Aufforderung nachzukommen. Fürs erste bin ich schuldig, denjenigen der Herren meinen Dank auszusprechen, welche zu dem Fonds beigesteuert haben. Viele der hiesigen Herren haben ihr Interesse für die Schule dadurch bezeugt, daß sie einen Fonds gesammelt haben für Stipendien. Ich freue mich des damit bekundeten Interesses für unsere Schule und danke Ihnen dafür. Aber eben deswegen, weil Sie solches Interesse für unsere Schule beweisen, bin ich fürs andere auch schuldig, Ihnen zu sagen,

was wir mit dieser Schule beabsichtigen. Ich fühle mich verpflichtet, denjenigen, welche ihre Söhne und Verwandten uns anvertraut haben, es klar zu machen, was sie von dieser Schule zu erwarten haben. Was dieselbe bietet und leistet in englischer Erziehung und anderen Fächern, das bezeugen die jährlichen Examina. Das, was sie als Missionsschule von andern Schulen unterscheidet, ist, wie Sie wohl wissen, der christliche Unterricht, der hier erteilt wird; und ich sage es Ihnen offen, der christliche Unterricht ist der eigentliche Zweck, warum wir diese Schule gegründet haben. Unser Ziel ist, den Knaben und Jünglingen, welche sich unserer Schule anvertrauen, nicht bloß eine weltliche Bildung zu geben, sondern sie zu führen zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit. Und der Erfolg, den wir am liebsten sehen möchten, wäre der, daß möglichst viele von diesen Leuten, überzeugt von der Wahrheit des Evangeliums, sich zu Christo bekennen. Wenn etwa Gegner dieser Schule Ihnen sagen würden: diese Missionare wollen Ihre Söhne nur zu Christen machen, so reden sie die Wahrheit, und ich will Ihnen nicht verhalten, warum wir dieses Ziel anstreben. Wir thun es deswegen, weil in keinem andern das Heil und auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, in welchem sie sollen selig werden, als allein der Name Jesu Christi.

Mancher denkt vielleicht, es mag ja jemand diese Ueberzeugung haben, daß das Christentum die allein wahre Religion ist; aber warum bleibt er nicht zu Haus? Warum kommt er auch zu uns und will auch uns zu Christen machen? Ich will Ihnen sagen, welches das Geheimnis ist dieses mächtigen Triebes, auch andere zu Christen zu machen. Was die Missionsfreunde und die Missionare treibt, auch unter diesem Volk das Christentum zu verkündigen, das ist fürs erste die Liebe, und die Thatsache, daß wir unter Ihnen Mission treiben, muß Ihnen darum ein Beweis dafür sein, daß in der evangelischen Christenheit eine Liebe vorhanden ist, welche allerdings unter nichtchristlichen Völkern nicht gefunden wird. Das zweite ist der Befehl Jesu Christi, den wir als unsern Herrn anerkennen. Es ist eine Thatsache, daß Jesus Christus in den Tagen, da er auf Erden wandelte, es ausgesprochen hat, sein Wort müsse auf der ganzen Erde verkündigt werden. Er hat sich verglichen mit einem Säemann, und das Wort, das er gepredigt hat, mit dem ausgestreuten

Samen, und der Acker, auf den dieser Same ausgestreut werden müsse, hat er gesagt, ist **die Welt**. Ich möchte Sie bitten, einmal diese Thatsache zu überdenken, daß Jesus Christus es schon vor mehr als achtzehnhundert Jahren ausgesprochen hat, daß sein Wort sich über alle Welt verbreiten müsse. Und ich möchte Sie einladen, mit dieser Thatsache zu vergleichen den Entwicklungsgang der Kirche oder der Gemeinde, die er gegründet hat. Ich weiß wohl, viele, wenn sie auf den Erfolg der Mission in Indien blicken, sagen: es sieht nicht so aus, als ob das Evangelium auch Indien erobern werde. Aber ich denke, wer die Geschichte kennt, der wird durch die bisherigen Erfolge des Christentums in Indien nicht veranlaßt werden, die Meinung auszusprechen, das Evangelium werde in Indien nicht durchdringen.

Es scheint mir, daß eine merkwürdige Aehnlichkeit vorliegt zwischen den gegenwärtigen Verhältnissen Indiens und den Zuständen des alten römischen Kaiserreichs. In der Zeit, als Jesus Christus geboren wurde, da waren unter der Herrschaft des römischen Kaisers Ländermassen vereinigt so groß etwa als Indien. Die Zahl der Bevölkerung war etwas kleiner als die Indiens; aber das römische Reich stellte eine Völkerwelt dar, die vereinigt war unter Einer Herrschaft, und ebenso haben wir hier in Indien eine Menge der verschiedensten Völker und Sprachen vereinigt in Einem großen Reiche. Sowohl die Völkerwelt, die im römischen Reich vereinigt war, als die, welche es im indischen Reiche ist, hat eine lange religiöse Entwicklung hinter sich. Alle möglichen Religionen und Kultusarten waren im römischen Reich vertreten. Es gab viele, welche an diese mannigfaltigen Götter aufrichtig glaubten; es gab aber auch viele, namentlich unter den gebildeten Ständen, welche längst zerfallen waren mit dem Glauben ihrer Väter. Eine moderne Bildung war aufgekommen, welche nicht mehr dem Glauben der alten Väter anhieng; man rühmte sich der philosophischen Bildung. Finden Sie nicht alle diese Züge auch im heutigen Indien wieder? Zeigt nicht der religiöse Zustand dieses Landes, daß seine Religion nicht bloß eine alte ist, sondern daß sie auch allmählich angefangen hat, altersschwach zu werden? Ein römischer Schriftsteller erzählt uns, daß zu seiner Zeit die Priester einander angelächelt haben, wenn sie einander begegneten. Sie lächelten über einander und über ihr Thun,

weil sie selbst nicht mehr glaubten an die Religion, die sie vertraten; sie lächelten, weil sie das Bewußtsein in sich trugen, daß sie dem Volk Dinge vorreden, die sie selbst nicht glauben. Giebt es nicht im heutigen Indien solcher Priester genug? Wenn aber die Vertreter einer Religion selbst nicht mehr an dieselbe glauben, so ist das eben ein Zeichen, daß sie altersschwach geworden ist.

Ich erinnere an eine zweite Aehnlichkeit zwischen den Zuständen des römischen Reiches und des heutigen Indien. Im römischen Reiche war der Gedanke weit verbreitet, daß es im Grunde nur Einen Gott gebe. Die im ganzen Reiche zerstreuten Juden hatten überall unter der griechischen, römischen und asiatischen Bevölkerung diesem Gedanken Bahn gebrochen. Aber eben dieselben Juden, die Vertreter des Glaubens an Einen Gott, erwiesen sich als die erbittertsten Feinde des Christentums. Nun, ist nicht auch hier in Indien der Gedanke, daß es nur Einen Gott gebe, eine Macht geworden? Denken Sie an den mächtigen Einfluß des Islam in Indien. Hat er nicht vielfach dem Glauben, daß es viele Götter gebe, einen Stoß versetzt? Und wiederum, sind nicht auch in Indien eben diese Vertreter des Glaubens an Einen Gott die erbittertsten Feinde des Christentums? Auf der einen Seite brechen sie einem christlichen Gedanken Bahn, auf der andern weisen sie selbst das Christentum zurück.

Wir finden ferner im römischen Reiche, daß das allmählich schwach werdende Heidentum sich zu stärken suchte durch philosophische und selbst christliche Ideen. Haben Sie hier in Indien nicht auch ganz dieselben Erscheinungen? Was ist der Brahmo-Samadsch anders, als ein Versuch, durch philosophische und christliche Gedanken den Hinduismus zu stärken gegenüber dem Christentum? Blicken wir sodann auf die sittlichen Zustände, so finden wir wieder dieselbe Aehnlichkeit zwischen dem römischen und dem indischen Reich. Die Unsittlichkeit und die Unwahrhaftigkeit war dort entsetzlich groß geworden. Ein römischer Schriftsteller, der vor achtzehnhundert Jahren gelebt hat, sagt, daß im römischen Reich die Unschuld nicht nur selten geworden, sondern daß sie gar nicht mehr vorhanden sei! Nun, vergleichen Sie einmal die sittlichen Zustände des heutigen Indien mit dem, was man aus Ihren alten Schriften über die alten Indier erfährt. Müssen Sie nicht sagen, daß auch das indische

Volk sittlich mehr und mehr gesunken ist? Wenn Sie mit unbefangenem Auge die Zustände Ihres Volkes betrachten, so müssen Sie fürchten, daß auch Ihr Volk an seiner eigenen Unsittlichkeit zu Grunde geht, ebenso wie das römische Reich. Nun, in die Völkerwelt des römischen Reiches ist vor achtzehnhundert Jahren das Christentum eingetreten als eine neue, geistige Macht und gerade so ist seit mehr als 50 Jahren hier in Indien das Evangelium eingedrungen als eine neue, geistige Macht, und ich zweifle nicht, daß unter Ihnen viele es anerkennen werden, daß in dem Christentum eine sittliche Kraft liegt, welche imstande ist, das indische Volk wieder neu zu beleben. Ich habe wenigstens schon öfters den segensreichen moralischen Einfluß der Missionsschulen rühmen hören. Was ist das anders, als die Anerkennung der moralischen Kraft des Christentums?

Nun aber, wie ist es im römischen Reiche gegangen mit dem Fortgang des Christentums? Es sind vor allem die Armen und Geringen im Volke durch das Evangelium gewonnen worden. Ist es nicht auch hier in Indien so? Wo Sie hinkommen, da finden Sie, daß das Evangelium Einfluß gewinnt unter den niedern Klassen. Sonst ist es der Fall, daß die höheren Klassen den niedereren vorangehen; aber bei der Ausbreitung des Christentums geht es häufig so, daß umgekehrt die Niederen den Höheren vorangehen; und genau so ist es im Neuen Testament ausgesprochen, wie sich jeder von Ihnen überzeugen kann. Sie denken nun vielleicht: also ist das Christentum nichts für die Höheren, nichts für die gebildeten Klassen. Ich antworte hierauf mit einem geschichtlichen Beispiel. Im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt hat ein griechischer Philosoph, Namens Celsus, gelebt. Er war ein erbitterter Feind des Christentums. Fast alle Gedanken, die uns in den modernen antichristlichen Schriften begegnen, findet man schon in den Schriften dieses Mannes. Um das Christentum als etwas Geringes und Unwürdiges hinzustellen, weist er auch darauf hin, daß es ja fast lauter Leute aus den geringen Klassen seien, die ihm anhängen. Aber warum muß denn dann dieser Philosoph alle seine philosophische Kunst aufbieten, um ihm entgegenzutreten, wenn es nur für arme Leute ist? Warum sucht er die Gebildeten mühsam zu überzeugen von der Unhaltbarkeit des Christentums, wenn er doch sagt: das ist nur etwas für Sklaven

und arme Handwerker? Die Wahrheit ist, daß dieser gelehrte Philosoph selbst die geistige Macht des Christentums empfunden hat. Seine Schrift ist ein verzweifelter Versuch, sich der mächtig aufstrebenden neuen Religion zu erwehren.

Was ist aber der Erfolg gewesen dieses Versuchs und vieler andrer Versuche der Heiden, das Christentum zurückzudrängen? Kein anderer, als daß das Evangelium ununterbrochen Fortschritte gemacht hat im römischen Reich. Da entstand demselben noch ein weiterer Gegner, es war die römische Staatsgewalt. Das Christentum wurde als eine Religion bezeichnet, die nicht geduldet werden könne. Die Kaiser ließen die Christen verfolgen; bald in diesem, bald in jenem Teil des Reiches brach eine blutige Verfolgung aus. Man suchte insbesondere ihre Oberhäupter gefangen zu nehmen und zu töten und ihre Bücher zu verbrennen. Aber das Christentum fuhr fort zu wachsen, und schon im zweiten Jahrhundert finden wir am Hofe des Kaisers Leute, welche dem Christentum nahe standen. Ungefähr nach 300 Jahren war ein bedeutender Bruchteil des Reiches christlich. Noch einmal zwar erhob der römische Kaiser Diocletian eine blutige Verfolgung über das ganze Reich. Aber er und seine Mitkaiser mußten nach einigen Jahren erkennen, daß sie einen vergeblichen Kampf kämpfen, und einer der römischen Kaiser soll auf seinem Sterbebett, von furchtbaren Qualen gefoltert, die Christen gebeten haben, für ihn zu beten; und etwa 300 Jahre, nachdem Jesus auf Erden gewesen war, hat der römische Kaiser selbst sein Haupt vor Jesus gebeugt und ist Christ geworden. Bis jedoch die Bevölkerung des römischen Reiches christlich war, hat es mehr als 300 Jahre gedauert.

Wenn nun heute einer nach 50—60jähriger Missionsarbeit in Indien sagen wollte: man sieht ja, das Christentum dringt nicht durch, so verweise ich ihn auf das römische Reich. In diesen 50—60 Jahren hat man in Indien ohne Zweifel eben so viel Christen gewonnen, als im römischen Reich im ersten Jahrhundert. Und wenn einer darauf hinweisen will, daß es nur die geringen Klassen seien, die dem Christentum zufallen, so verweise ich wieder auf das römische Reich; dort ist es auch so gewesen, aber zuletzt hat der Kaiser selbst sein Haupt gebeugt. Also darf man gewiß aus dem Umstand, daß man bis jetzt keinen größeren Erfolg in Indien

sieht, nicht den Schluß ziehen, dies Land werde nicht vom Christentum durchdrungen werden. Warum sind denn alle die europäischen Völker allmählich Christen geworden? Das sind zum Teil kräftigere Völker gewesen, als diejenigen des heutigen Indien; gleichwohl ist ihnen das Christentum zu mächtig geworden.

Ehe ich hierher kam, bin ich in China gewesen. Vielleicht ist Ihnen bekannt, wie sich das chinesische Reich gegen allen europäischen Einfluß und so auch gegen den Einfluß des Christentums verschlossen hatte. Heute wird dort das Evangelium von Hunderten von Missionaren verkündigt und sie finden, daß auch die Chinesen, die eine solche Abneigung und ein solches Vorurteil gegen alles Fremde haben, doch dem Christentum nicht widerstehen können. Deswegen, meine Herren, nehme ich keinen Anstand zu sagen: nicht der Hinduismus oder Brahmanismus ist die Religion der Zukunft für Indien, sondern das Christentum. Und wiederum: das Heilmittel für die tiefen Schäden, an denen augenscheinlich und handgreiflich das indische Volk leidet, liegt nicht im Hinduismus oder Brahmanismus, sondern im Christentum.

Was ich gesagt habe, mag Ihnen wenigstens eine Ermunterung sein, das Christentum einmal nachdenkend zu betrachten. Sie sind gebildete Männer; ein Zeichen der Bildung ist auch das, daß man die Erscheinungen der Zeit kennen zu lernen sucht. Es giebt aber hier in Indien keine bedeutendere Erscheinung der Zeit, als das Eindringen des Christentums. Heute kann kein gebildeter Mann mit verschlossenen Augen an dieser Thatsache vorübergehen. Ein gebildeter Mann muß dieselbe ins Auge fassen und muß sie zu verstehen suchen. Nun suchen Sie einmal die Thatsache zu verstehen, warum eben doch das Christentum auch im indischen Volk sich als eine Macht beweist. Suchen Sie die Thatsache zu erklären, warum es sich in immer häufigeren Fällen mächtiger erweist als selbst die Kaste. Sie werden gewiß sich nicht verbergen können, daß es die moralische Kraft, die moralische Ueberlegenheit des Christentums ist. Nun aber sage ich, ein Mensch, der die Wahrheit liebt, und ein Mensch, dem es darum zu thun ist, seine eigene göttliche Bestimmung zu erkennen, der darf eine solche Wahrheit, wie das Christentum, nicht nur theoretisch betrachten; das Christentum ist eine Wahrheit nicht für den Verstand, sondern für den ganzen Menschen.

Das Christentum tritt an einen jeden Menschen mit der Forderung heran, sich zu entscheiden, entweder für oder wider; und wenn es mit dieser Aufforderung an einen Menschen herantritt, so hat es einen Bundesgenossen am eigenen Inneren des Menschen. Wenn ein Mensch das Christentum recht verstanden hat, so kann er es nicht abweisen mit dem Bewußtsein, daß er eine wahre Entscheidung getroffen hat. Diese Entscheidung für oder wider das Christentum in richtiger Weise zu treffen, das ist nun freilich nicht eine Sache der Bildung, sondern hier gilt es eine Entscheidung moralischer Art. Es handelt sich hier nicht um eine Frage des Verstandes, sondern darum, ob ein Mensch das, was göttlich gut ist und sich seinem Herzen als göttlich gut bezeugt, annehmen will oder nicht. Eben deswegen tritt mit dem Evangelium und mit dieser Frage der Entscheidung an einen Menschen auch eine Verantwortung heran. Wer die göttliche Wahrheit zu hören bekommt, so daß er sie verstehen kann, an den ergeht damit von dem allmächtigen Gott eine Aufforderung, sein Wort anzunehmen und ihm gehorsam zu sein. Da handelt es sich nicht um Annahme oder Abweisung eines menschlichen Denksystems, sondern um Annahme oder Abweisung des göttlichen Wortes selbst. Ich darf voraussetzen, daß Sie solche Männer sind, welche die moralische Kraft und eben damit auch den moralischen Wahrheitsgehalt des Christentums verstanden haben. Eben deswegen muß von Ihnen auch eine moralische That gefordert werden. Nicht wir Menschen fordern von Ihnen diese moralische That, sich für das Christentum zu entscheiden, sondern der lebendige Gott selbst verlangt diese That und das müssen Sie sich klar machen: wenn Sie das Christentum ablehnen, müssen Sie sich über die Beweggründe nicht vor Menschen, sondern vor Gott verantworten.

Lassen Sie mich noch auf eines hinweisen. Untersuchen Sie einmal die Gründe, welche die Menschen bestimmen, das Christentum anzunehmen oder abzuweisen. Der tiefste Grund ist nicht etwa der, daß Sie denken würden: „das Christentum ist nicht gut oder nicht wahr,“ sondern der tiefste Grund ist, daß Sie im innersten Herzen fühlen: „dann müssen wir vieles darangeben, was uns in dieser Welt lieb ist.“ Aber ich frage: ist es recht, der göttlichen Wahrheit und dem Worte Gottes den Gehorsam zu verweigern um eines weltlichen Vorteiles willen? Wir lesen im Neuen Testament,

daß der erfolgreichste Verkündiger des Evangeliums, der Apostel Paulus, einmal vor einem Könige zu reden hatte. Der König konnte sich für das Evangelium erwärmen, manche Gedanken interessierten ihn, er fühlte, daß es etwas Gutes sei. Aber da begann der Apostel zu dem Könige, der ein schlechtes Leben führte, eines Tages zu reden von der Gerechtigkeit und Keuschheit, und nun sagte der König zu ihm: „Ich habe jetzt keine Zeit mehr, mit dir zu reden.“ Hier sehen Sie, welches die tiefsten Beweggründe sind bei der Abweisung des Christentums. Der König fühlte sich von dem Wort des Apostels in seinem Inneren getroffen; er fühlte, daß er mit seiner Sünde brechen müßte, wenn er diese Wahrheit annähme; deswegen hat er gesagt: „Ich will es nicht mehr hören.“ Ich möchte Sie bitten zu untersuchen, ob es nicht auch heutzutage bei vielen Hindu der Fall ist, daß sie, getroffen von der Wahrheit des Evangeliums, doch nicht brechen mögen mit der Sünde oder vielen weltlichen Gewohnheiten und vielem, das ihnen lieb ist in der Welt.

Endlich möchte ich Ihnen noch sagen, warum Christus ein Recht hat, mit dieser ernsten und strengen Forderung an uns heranzutreten. Nun, warum Christus ein Recht hat, von uns zu fordern, daß wir mit der Sünde brechen, das brauche ich nicht weiter anzuführen; aber warum hat er ein Recht, zu fordern, daß wir auch das, was uns in dieser Welt lieb ist, hingeben um seinetwillen? Deswegen, weil er uns etwas viel Besseres und Wertvolleres bietet, als alles das ist, was wir um seinetwillen hingeben können. Der Apostel Paulus, den ich vorher erwähnte, war ja zuerst ein erbitterter Feind des Christentums; als er aber, überwunden von dem Worte Jesu Christi, gläubig geworden, da hat er eine glänzende Carrière darangegeben um Christi willen. Aber was hat er nachher von sich bezeugt? Ist es ihm etwa leid gewesen, daß er die glänzenden Aussichten um Christi willen geopfert hat? Er selbst bekennt: „Ich achte alles, was für mich vorher groß und herrlich gewesen ist, für nichts um Christi willen.“ Es ist bei Ihnen in Indien in manchen Fällen Sitte, daß man einen mit einem Blumenkranz schmückt.*)

*) Es war dem Redner öfters, wenn er die Missionsschulen visitierte, und so auch in der Schule in Mangalur vorgekommen, daß ihm ein Kranz oder eigentlich eine Halskette aus duftenden weißen Blumen, einer Art Jasmin, um den Hals gelegt wurde, eine Ehrenbezeugung, der er sich nicht entziehen konnte.

Aber wenn man einem statt eines Blumenkranzes eine goldene Kette um den Hals hängt, wird er gerne den Blumenkranz fahren lassen. Zuvor freut er sich über den Kranz von Blumen; aber nachdem er eine goldene Kette bekommen hat, achtet er den leicht verwelklichen Kranz nicht mehr. Die Freuden dieser Welt sind gleich dem Blumenkranz, der bald verwelkt. Das was Christus giebt, ist gleich der goldenen Kette, die nicht vergeht. Und wie einer den Blumenkranz gering achtet gegenüber der goldenen Kette, so achtet der, welcher Christum gefunden hat, die Güter dieser Welt gering gegenüber dem, was ihm Christus geboten hat. Das ist nicht etwas, was nur wir Menschen uns ausgedacht haben, sondern das ist eine Thatsache der Erfahrung von den Zeiten des Apostels Paulus an. In demselben Maße, als einer Jesum Christum recht erkennt und recht ergreift, erbleicht ihm die Herrlichkeit dieser Welt, und was ihm vorher unmöglich schien, das wird ihm jetzt möglich durch Christum.

Meine Herren, ich denke, Sie verstehen mich. Ich hatte nicht nur das Bedürfnis, Ihnen die Wahrheit zu sagen über das, was wir mit dieser Schule beabsichtigen, sondern weil ich auch ein Christ und Diener Jesu Christi bin, so achtete ich mich für berechtigt und verbunden, Ihnen allen Jesum Christum anzupreisen. Gott hat die Welt mit sich versöhnt durch Jesum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, und jetzt ergeht im Namen Gottes und Jesu Christi, wie an alle Welt, so auch an Sie der Ruf und die Einladung: Lasset euch versöhnen mit Gott! Amen."

Bilder aus dem Leben der Chinesen.

Wo Liebe zur Mission oder wenigstens Teilnahme für dieselbe ist, da wird man nicht lange den heidnischen Völkern fremd und gleichgültig gegenüberstehen. Gerne wird man etwas Näheres aus den Ländern hören, denen in unsern Tagen das Evangelium gebracht wird, und wird von der Natur und dem Charakter, von der Religion und den Sitten, von den Schicksalen und, wo es

eine solche giebt, von der Geschichte jener Völker mit Begierde Kenntnis nehmen. Mit Einem Wort: die Mission weckt das Interesse für die fremden Völker. Dieses Interesse fördert aber auch umgekehrt das Verständnis für die Mission. Denn je mehr einer den Boden kennt, auf dem, und die Einflüsse, unter denen die Sendboten Christi arbeiten, desto besser wird er ihre Berichte verstehen, desto richtiger wird er die Ereignisse auf dem großen Feld der Mission beurteilen können. Das sind die beiden Gesichtspunkte, von denen aus in diesen Blättern dann und wann nicht bloß Ansichten aus den Heidenländern gebracht, sondern auch eingehendere Schilderungen über das Leben und Treiben der Menschen daselbst gegeben werden.

In China, dem ungeheuern Reich der Mitte, dem so lange verschlossen gewesenen Lande, ist in dieser Hinsicht noch viel zu holen und die, welche die genauesten und zuverlässigsten Berichte über die dortigen Verhältnisse liefern können, sind nicht sowohl die Reisenden, die sich nur flüchtig im Lande aufhalten, es sind vielmehr die Missionare, die dort ihre Wohnung haben, die unter und mit dem Volke leben. Ein Basler Missionar, O. Schultze in Tschong-tshun, ist es denn auch, dem wir die folgenden Schilderungen aus dem Leben, genauer dem häuslichen Leben der Chinesen verdanken, indem wir aus einem eingehenden, mit authentischen chinesischen Texten ausgestatteten und selbst mit Zeichnungen erläuterten (schriftlichen) Bericht desselben das Wichtigste herausheben.

1. Hochzeitsfeier.

Der Hochzeit geht in China die Verlobung sehr lange vorher, indem dieselbe, wie bekannt, schon im Kindesalter durch die Eltern vollzogen wird. Vollzogen wird sie aber nicht, ohne daß der Geomant*) nach seinen astrologischen Regeln untersucht hat, ob die beiden unter dem Einflusse zusammenpassender Gestirne geboren wurden. Nur wenn eine glückliche Harmonie der vielen hiebei in Betracht kommenden Faktoren sich ergiebt, glaubt man für die künftige Ehe Glück und zahlreiche Nachkommenschaft erhoffen und demgemäß zur Verlobung schreiten zu können. So ist es auch bei der Hochzeit

*) Siehe über die Geomantie den eingehenden Artikel im M.-M. 1888, 83 ff.

wichtig, daß alles nach den hergebrachten Sitten und Gebräuchen vor sich geht. Ist der Tag der Feier gekommen, so begiebt sich schon in aller Frühe, um den Hahnenschrei, der Zeremonienmeister mit dem **Bräutigam** in die Ahnenhalle. Da werden dann zunächst Weihrauch und Opferkerzen vor den Ahnen angezündet, Schweinefleisch, Huhn und Salzfisch, Wein und Thee vor ihnen aufgestellt unter dreimaligem Kniefall und neunmaliger Verbeugung, und sodann für die verstorbenen Großeltern, Urgroß- und Ururgroßeltern Papierkleider und Silberpapier verbrannt. Ist dies geschehen, so setzt der Zeremonienmeister dem Bräutigam einen Hut, der mit silbernen Blumen geschmückt ist, auf und spricht dazu die Worte:

Dir giebt die Hand die Blumen hin,
Einen Wagen Söhne zeuge,
Langes Leben, Ehre, Gewinn
Und den höchsten Grad dein Sohn erreiche!

Darauf legt er ihm eine rote Schärpe über die linke Schulter mit dem Segenswunsch:

Die Hand bringt dir ein rotes Band,
Als Drache mög' es dich umschlingen;
Heut stehst du im Examensstand,
In Scharen soll die Zeit dir Söhne bringen!

Nun geht es zurück ins Elternhaus des Bräutigams. Dort verbeugt sich dieser zweimal vor den Eltern und setzt sich dann in den bereit stehenden Brautsessel (Tragstuhl), um sich von den Kuli unter Böllerschüssen in der Richtung nach dem Hause der Braut tragen zu lassen. Doch schon nach 50—60 Schritten läßt er halten und steigt aus; statt seiner beauftragt er die Kuli, die Braut zu holen, während er selbst zu Fuß wieder nach Hause kehrt.

Auch die **Braut** hat der anbrechende Morgen in der Ahnenhalle gefunden; aber nicht um zu opfern oder Segen zu erflehen, ist sie dort erschienen, sondern um Abschied von den Ahnen zu nehmen. Weinend sagt sie folgenden Spruch:

Die Halle der Ahnen betritt mein Fuß,
Stufe für Stufe steigt er hinan,
Weil ich nun Abschied nehmen muß
Vom alten Haus, vom alten Plan.

Hat sie sich dann auch von den Eltern verabschiedet, so steigt sie in den Tragsessel, um sich in des Bräutigams Haus zu begeben. Freunde und Freundinnen geben einige hundert Schritte weit das Geleite, dann folgt eine rührende Abschiedsscene. Dabei schenken ihr alle noch etwas Geld, wovon sie aber jedem mit einem passenden Spruche zwei Käsch zurückgiebt, nachdem sie dieselben zuvor an die Lippen geführt hat. Der Spruch richtet sich ganz nach der Person des Empfängers. Hat sie z. B. einen Landmann vor sich, so sagt sie:

Zwei Stücke Kupfergeld:
Gehe hin und kaufe Feld.
Kaufe, doch sei auf der Hut!
Am Fluß gelegen ist nicht gut,
Da möchte zu viel Wasser sein
Und bräch' dir durch den Damm herein.

oder einen Bücherleser, so lautet der Spruch:

Der Kupfermünzen zween:
Magst Pinsel kaufen gehn,
Einen Pinsel, welcher dir
Aushält für tausend Bogen Papier.

Am Hause des Bräutigams wird sie von einer älteren Frau und einem Kind empfangen. Letzteres öffnet den Brautsessel unter Verbeugungen, die von der Braut erwidert und mit einigen Käsch belohnt werden; die Frau aber reicht ihr ein Weinkrügchen mit rotgefärbtem Reiswasser und zwei Eßstäbchen. Indem die Braut diese in das Haus des Bräutigams trägt, will sie die Hoffnung ausdrücken, daß es ihr im Ehestand nie am täglichen Brote mangeln werde. Auf diesem Gang hält ihr zugleich die genannte Matrone ein Sieb über den Kopf; das soll bedeuten: wie das Sieb tausend Löcher hat, so mögen tausend Augen über der jungen Frau wachen, um das Böse von ihr abzuhalten.

Alle begeben sich nun in die Ahnenhalle, wo ein feierlicher Gottes- oder vielmehr Ahnendienst stattfindet. In das ganze Detail desselben wollen wir uns nicht einlassen; aber um eine Vorstellung von demselben und speziell auch von der Art des Opfers und des Gebets zu geben, sei wenigstens folgendes hervorgehoben.

Vor der Ahnentafel steht ein Tisch, auf welchem eine ganze Reihe von (genau vorgeschriebenen) Speisen und Getränken als

Opfergaben aufgespeichert ist, während unter demselben auf jeder Seite eine Waschschüssel mit Wasser steht. Hinter dem Tisch nimmt der Zeremonienmeister Aufstellung, während zwei Assistenten desselben je an den Schmalseiten ihre Plätze nehmen. Gleichzeitig sind draußen vor der Thüre der Ahnenhalle Musikanten und Böllerschützen aufgestellt. Nun erhebt der Zeremonienmeister seine Stimme und ruft: „Feuer!" Die Antwort ist eine Böllersalve. „Die schwere Musik ertöne!" ruft er weiter; es folgt ein Tusch mit Klarinetten und Trommeln. „Die leichte Musik ertöne!" Die Klarinette nehmen einen weichen, wimmernden Ton an, während die Trommeln schweigen. Jetzt ruft der Zeremonienmeister: „Der neue Schwiegervater trete vor!", worauf der Schwiegervater der Braut vor den Opfertisch tritt. „Der neue Schwiegervater bete!" Derselbe verbeugt sich und kniet nieder; auf den Ruf »Hin!« erhebt er sich wieder. Dies Knieen und Aufstehen wiederholt sich dreimal; dann heißt es: „Der neue Schwiegervater ziehe sich zurück und die Braut komme herbei!" und nachdem diese sich genähert: „Der Bräutigam und die Braut nehmen ihre Plätze ein!" Dies geschieht, indem beide vor dem Opfertisch sich aufstellen, das eine rechts, das andere links. „Sie treten zur Schüssel, um die Hände zu waschen!" Die Assistenten machen sie auf die Wasserschüsseln aufmerksam. „Waschet die Hände!" Sie tauchen mit der Hand in die Schüsseln und trocknen sie an dem herunterhängenden Tischtuch leicht ab. „Knieet nieder!" Die Brautleute knieen. „Der Assistent zünde Weihrauch an!" Dies geschieht, indem der der Braut zunächst stehende Assistent neun Weihrauchstäbchen anzündet. „Man bringe zum ersten mal Weihrauch dar!" Der Assistent nimmt drei von den neun Stäbchen und giebt sie der Braut. Diese schwingt sie gegen den Opfertisch, indem sie sich verneigt, und giebt sie darauf dem Bräutigam, der dasselbe thut und die Stäbchen sodann dem andern Assistenten reicht, welcher sie in den Weihrauchtopf vor der Ahnentafel steckt. Das gleiche geschieht mit den andern sechs Weihrauchstäbchen, die je zu drei dieselbe Wanderung machen. Nun erfolgt der Ruf: „Man biete den Kelch dar!" worauf der Assistent der Braut ein Tablet mit einem leeren Schälchen darreicht. Auf einen weitern Ruf schenkt er in dieses etwas Wein ein; die Braut hebt das Schälchen hoch, verneigt sich, bietet es dem Bräutigam, dieser folgt ihrem Beispiel und giebt es dann dem ihm

zunächst stehenden Assistenten. Es findet dann ebenfalls vor der Ahnentafel Platz.

Das ist die Opferung des Weihrauchs und des Weins; ihr folgt in ganz gleicher Weise die der Speisen: der Schweinsleber, der Schweinslunge, des gesottenen Huhns, der Salzfische u. s. w. Erst wenn dies alles dargebracht ist, ertönt für die bisher knieenden Brautleute der Ruf: »Hin!«, worauf sie sich erheben dürfen. Aber alsbald folgt dem Opfer das Gebet, eingeleitet durch den Ruf: „Das Opfer ist vollbracht. Nun fordere ich euch auf, in eurer Ahnenhalle vor dem Thron der Geister eurer Ahnen und Urahnen anzubeten!" Die Brautleute knieen hierauf wieder nieder und auf ein weiteres Kommando auch die beiden Assistenten. Von diesen liest sodann der der Braut am nächsten knieende folgendes Gebet:

„Während der Tshin-Dynastie unter dem Kaiser Kong-si in dem und dem Jahr, Monat, Tag bringt dar euer Nachkomme ..... aus Anlaß der Verehelichung seines Sohnes ..... mit seiner Verlobten von der Familie ....., da er nicht eigenmächtig zu handeln wagt, in aller Bescheidenheit und Ehrfurcht Weihrauch, Kerzen, Reichtümer (d. h. Papiergeld, welches verbrannt wird), Wein und allerlei sonstige Gaben vor dem Thron der Geister seiner Ahnen und Urahnen. Dank der großen Tugend der Ahnen, die so hoch, so tief, so weit, singen wir heute das Lied: Kwan-ts und Thau-yau (zwei Gesänge aus dem Schi-king); wir sind beglückt, den Drachen fliegend und den Phönix hin- und herfliegend zu sehen. Wie Korallen und Bernstein strahlt eurer Tugend Glanz, noch erhöht durch das Licht der angezündeten Opferkerzen. Spendet Schutz und Segen in einer Fülle von Nachkommen, lasset die beiden hundert Jahre zusammenleben, wie der Phönix mit seinem Weibchen. Lasset eure Nachkommen sich ausbreiten, wie der Lan-fa-Baum, wie Zimmt so duftend seine Söhne werden. Nehmet dies Opfer gnädig an!"

Nach diesem Gebet erheben sich die Assistenten, um auf den Ruf: „Bringet das Geld dar!" Gold und Silberrollen, die übrigens nur aus Papier nachgemacht sind, der Braut und dann dem Bräutigam zu reichen, welche sie wie die andern Opfergaben in der oben geschilderten Weise behandeln. Nun dürfen auch sie sich erheben, und nachdem der weitere Ruf: „Traget die Opfergaben weg, verbrennet

trage. Denn daß „Kinder eine Gabe Gottes“ sind, davon weiß auch der Chinese wenigstens etwas; sagt er doch: „Geboren werden und Sterben steht beim Himmel.“ Des näheren hat er darüber freilich seine besonderen Vorstellungen. Nicht etwa als eine immer wieder sich erneuernde schöpferische That des Himmels denkt er sich das Geborenwerden, sondern es ist nach seiner Anschauung eine bestimmte Fülle von Lebenskraft — ein „Lebens-“ oder „Seelenhauch“ von Anfang an in die Menschheit gelegt, der sich nicht vermindert noch vermehrt, wohl aber bald da sich konzentriert, bald dort entweicht und somit Entstehen oder Vergehen bedingt. Dabei wirken dann aber auch übernatürliche Faktoren mit, mit welchen jene Lebenskräfte, ähnlich wie die Gewässer der Erde mit den Wolken des Himmels, in beständiger Wechselwirkung stehen. Der mit Vernunft begabte Mensch vermag nun nicht nur, das Weben und Wirken dieser natürlichen und übernatürlichen Kräfte zu beobachten, er vermag auch, dasselbe, indem er seine Gesetze erforscht, in den eigenen Dienst zu stellen. Ob eine Ehe mit Kindern gesegnet ist oder nicht, das liegt darum auch wieder in des Menschen Hand; es hängt ganz davon ab, ob er sich dem Walten jener Kräfte gegenüber zweckmäßig verhält oder unzweckmäßig. Das sind die Vorstellungen, von denen aus es sich erklärt, wenn der Chinese, um Kindersegen zu erlangen, sich nicht nur an die Götter wendet, sondern wieder an die — Geomanten. Da wird denn untersucht, was etwa das Glück aufhalten könnte, wie es namentlich mit dem Fung-schui stehe, d. h. mit der Lage der Familiengräber und des Wohnhauses. Ob sich hinter dem Hause Berge finden, die dasselbe halbkreisförmig umschließen; ob deren Ausläufer zur Linken die Gestalt des grünen Drachen, zur Rechten die des weißen Tigers haben; ob ein Bach oder Fluß vor dem Hause vorbeifließe und zwar nicht parallel demselben, so daß er das Glück mit fortnimmt, sondern mehr gegen dasselbe gerichtet, so daß das Glück anderer Gegenden demselben zugeführt wird, — dies und ähnliches sind die Dinge, auf welche bei diesen Untersuchungen des Geomanten besonderer Wert gelegt wird.

Hauptsächlich dem günstigen Fung-schui wird es zugeschrieben, wenn endlich untrügliche Zeichen vorliegen, daß des jungen Ehepaares Elternfreuden warten. Damit aber erwachen sogleich neue Sorgen. Wird es ein Sohn sein? Wird alles ohne Unfall, ohne Gefahr

und Schaden für Mutter und Kind abgehen? Das sind die bangen Fragen, die sich nun erheben. Denn eine Menge neidischer Mächte und sonstige böse Einflüsse suchen nach der Vorstellung des Chinesen das im Anzug befindliche Glück zu zerstören. Ein falscher Schritt, eine unbesonnene Handlung kann den Anlaß dazu geben. Daher gilt es für die künftige Mutter, die größte Vorsicht zu üben. Der Aberglaube hat hiefür eine Menge Regeln erfunden. So bringt jedes Jahr der chinesische Kalender die Bezeichnung einer bestimmten Himmelsrichtung als der in diesem Jahre Glück bringenden. Im vorigen Jahre z. B. war als Neujahrsgruß zu hören:

Gehst du nach Osten, so findest du Reichtümer,
Gehst du nach Westen, so triffst du Schätze!

Da war es also der hoffenden Mutter zu raten, etwaige Besuche oder größere Ausgänge nur in einer der beiden genannten Richtungen zu machen (auch die Bienenstöcke des Hauses und die neu anzulegenden Gräber mußten in eine dieser Richtungen gebracht werden). Im eigenen Hause sodann hat sie sich in Acht zu nehmen, daß sie nicht durch irgend welche falsche Vorstellung schädlich auf das Kind einwirkt. Sie darf keinen Riß an einem Kleid zuflicken, das Kind könnte sonst blind zur Welt kommen. Sie darf keinen Nagel einschlagen, das Kind könnte taub geboren werden. Sie darf ihre Schlafstätte nicht wechseln, sonst könnte das Glück verscheucht werden u. s. w. Ueberdies sucht sie sich mit Amuletten zu schützen, die allerlei Inschriften tragen. Ist sodann der fünfte Mondsmonat herbeigekommen, so begeben sich die jungen Eheleute mit ihren Verwandten in einen Tempel, um den Götzen Opfergaben darzubringen und ihn anzuflehen, daß er das Kind bewahre und daß er es ein Söhnlein werden lasse. Diese Wünsche werden ihm auf zwei roten Papierstreifen nahegebracht, die zu beiden Seiten des Götzenbildes aufgehängt werden. Da heißt es dann z. B.:

„Zur Zeit der Tshin-Dynastie, gehörig zur Kantonprovinz, Präfektur Fui-tschu, Kreis Tschong-lok, kommt der in der Stadt ..... wohnhafte, glaubensvolle Jünger ....., um Schutz, Friede, Gedeihen für sein erwartetes Kind zu erbitten. Seine ganze Familie wagt es heute unter hundert Verbeugungen und gesammelten Herzens, zu belästigen den im Himmel in goldenem Tempel thronenden Nyuk-fong,

den obersten Herrscher, unermeßlich erhaben über den ganzen Himmelsraum unter den Sternengeistern.*)

„Der hier vor Deiner Majestät als Dein gläubiger Jünger seinen Wunsch Vorbringende heißt ....., seine Frau ist ..... Sein eigenes Alter beträgt ....., seine Frau wurde geboren ..... nach der Berechnung unter dem Sternbild ..... Da in diesem Jahre es sich ergab, daß ein Kindlein zu erwarten ist, wage ich nicht zu bestimmen, ob es ein mit Edelsteinen spielendes**) oder ein mit Ziegeln umgehendes***) sein wird, das mich erfreuen soll.

„Wahrlich die Befürchtung liegt nahe, daß das Wochenbett einen ungünstigen Verlauf nimmt. Denke ich nur an die bösen dämonischen Dünste, an die Südschlange, den Himmelshund und an all das Unberechenbare, das den Blütenpalast stören, der Niederkunft hinderlich sein könnte. Ja, das treibt mich, den Gatten, zu allerlei Erwägungen und ernsten Befürchtungen. Wo ich mich auch hinwende, nirgends wird mir Trost und Hilfe. Darum wählte ich diesen Monat und den heutigen Tag, um mit meiner Familie Deiner Majestät mit ehrfurchtsvollem Sinne diese geringen Opfergaben darzubringen.

„Vor Deinem Angesicht, der Du im hohen Himmel in goldenem Tempel thronst, Nyuk-fong, höchster Herrscher, unermeßlich im ganzen Himmelsraum, erhaben unter den Sternengeistern, bitte ich: gewähre meiner Gattin und ihrer Leibesfrucht Schutz und Segen nach Bedürfnis; nimm in Freuden entgegen die geringe Ehrenbezeugung und diese Gaben, beschütze Deinen Jünger! Laß von heute an, da ich ein Gelübde für meine Frau und ihre Leibesfrucht thue, ihren Leib einem Arzneibaum gleichen, geschützt gegen zehntausend Krankheiten. Sollte es ein Mädchen werden, so wandle seinen Körper in den eines Knaben. Die Stunde der Geburt möge vorübergehen pfeilschnell

*) Nyuk-fong ist in Wirklichkeit keineswegs der oberste der Götter — das ist der altchinesische Schang-ti; er ist vielmehr ein vergötterter Thauistenpriester und Zauberer aus der Zeit der Sung-Dynastie, dem jene hohen Prädikate nur um ihm zu schmeicheln beigelegt werden.

**) d. h. ein Sohn — der mit Edelsteinen spielt, sofern er in der Zukunft den Edelsteinweg der Tugend wandern wird.

***) d. h. eine Tochter; hergenommen ist diese Bezeichnung davon, daß die Weiber beim Zwirnen des Hanfes sich eines Ziegelsteines bedienen.

wie der Wind, böse Dünste und andere schädliche Einflüsse bleiben ferne; das Wochenbett sei gut, der Zeitpunkt günstig.

„Dein glaubender Jünger und seine noch glaubigere Gattin werden, sei es ein Knabe, sei es ein Mädchen, am Schlusse der Wochen Dir Gaben und Dankopfer darbringen und werden es nicht wagen, sie dir vorzuenthalten. Sollte ich etwas zu erwähnen vergessen haben in meinem Gebet, so verlasse ich mich auch darin auf Deine bis ans Ziel bewahrende Gnade.

In aller Sorgfalt verfaßt an" dem und dem „Tag von" dem und dem.

---

3. Geburt eines Kindes.

Die **Vorbereitungen** auf die Ankunft eines lieben Kindes gehören in Europa zu den süßesten Pflichten der hoffenden Mutter. Lange vor seinem Erscheinen bereitet Mutterliebe dem kleinen Weltbürger sein Nestlein und fleißige Mutterhände sind geschäftig, Hemdlein und Röcklein und all die andern niedlichen Sächlein, die das Kind bedarf, bei Zeiten zurecht zu stellen. Die chinesische Mutter weiß von alledem nichts. Die ganze Vorbereitung auf das erwartete Ereignis besteht für sie darin, daß einige Krüge Reiswein bereitet werden, die dem Bedarf der Wöchnerin und weiterhin dann auch der Verwandten dienen sollen. Diese Weinbereitung freilich ist ein eigentliches häusliches Fest, an welchem sich jung und alt mit gleichem Interesse beteiligt.

So dürftig die Vorbereitungen sind, so schlecht ist gesorgt, wenn nun die **Geburt** selbst eintritt. Da ist keine geschulte und geprüfte Hebamme zur Stelle, wie in Europa; die Schwiegermutter ist es für gewöhnlich allein, die der jungen Frau in ihrer schweren Stunde beisteht; höchstens ruft sie noch, wenn sie selbst wenig Mut und Erfahrung hat, die Weiber der Nachbarschaft zu Hilfe, von denen ja vielleicht die eine oder andere schon in ähnlichen Fällen Dienste geleistet hat. „Es kommen jedes Jahr," sagt der bekannte Missionsarzt Dr. Kerr in Kanton, „hunderte von Fällen vor, in welchen Mutter und Kind dem Mangel an Einsicht und Uebung, welche den Frauen in christlichen Ländern in der Stunde der Not eine wahre

Himmelsgabe sind, geopfert werden. Die Scenen, deren Augenzeuge ich selbst in den Wohnstuben von reich und arm — in Kanton allein — gewesen bin, würden, wenn es nötig wäre, die Dringlichkeit rechtfertigen, mit welcher ich wünsche, daß die segensreichen Grundsätze unserer Wissenschaft überall verbreitet werden möchten." — Meistens bettet man die arme Frau auf den Boden, mit einer einfachen, alten Bastmatte und einigen Bogen Oelpapier als Unterlage. Zwei bis drei Eier werden gebraten, dann nochmals mit Wasser aufgekocht; dies ist das Gericht, das ihr zur Stärkung geboten wird. Ist das Kind zur Welt geboren, so wird schleunigst ein Huhn geschlachtet und entweder dieses selbst oder nur das Blut desselben mit Ingwer zusammengeschmort, mit Reiswein gekocht und der Wöchnerin verabreicht. Auch weiterhin bildet Hühnerbrühe, sowie Reiswein ihr Getränke, Hühnerfleisch, Eier und Ingwer ihr Zugemüse zum Reis.

Ist das Neugeborene gebadet, so wird es sans façon in ein abgetragenes Kleidungsstück eingewickelt und der Mutter ins Bett gegeben, die es jeder Zeit, ohne feste Regel, wann es eben schreit, stillt. In Ermangelung von Kuhmilch findet die Entwöhnung erst im vierten, ja manchmal erst im fünften und sechsten Lebensjahre statt.*)

Je nachdem das Neugeborene ein Knabe oder ein Mädchen ist, ist der Eindruck, den seine Ankunft auf Eltern und Verwandte macht, ein sehr verschiedener. Ist es ein Mädchen, so tritt große Verstimmung ein und Mutter und Kind bekommen es zu fühlen. Bekannt ist die aus der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts und aus heidnischer Roheit stammende Unsitte des Mädchenmords in China. Doch scheint sie nur da an der Tagesordnung zu sein, wo bittere Armut herrscht und wo zugleich die Mission noch nicht hingedrungen ist. So soll es noch vor zwanzig Jahren auf den Tschonglok-Bergen, wo jetzt die Basler Mission wohlthätigen Einfluß übt, gar nichts Auffälliges gewesen sein, wenn einer sein neugeborenes Töchterlein sogleich, ohne es zu baden, in eine Zimmerecke legte, einige Erdsteine darum aufbaute und es dann mit Asche und Lumpen

*) Das Alter wird in China übrigens nicht nach vollendeten Lebensjahren berechnet, sondern so, daß die Zeit von der Geburt bis zum Schluß des Kalenderjahres als erstes gilt. Ein am Abend des letzten Tags im Jahr geborenes Kind wird demnach am zweiten Lebenstag bereits als zweijährig bezeichnet.

bedeckte bezw. erstickte, um die kleine Leiche andern Tages unbesehen, unbeweint auf dem Berge in der Nähe zu verscharren. Aber wo auch solch grauenhafte Sitte nicht mehr herrscht, unterbleiben bei der Ankunft eines Mädchens wenigstens alle Festlichkeiten, die arme Mutter muß Klagen und Vorwürfe hören und Huhn und Wein wird ihr in solchem Fall häufig vorenthalten.*)

Wie ganz anders ist es, wenn ein Knabe geboren wird! Da herrscht Freude bis zum Uebermut und bis zur Ausgelassenheit. Sogleich wird die Kunde der Verwandtschaft und — den Ahnen zu wissen gethan. Die Großmutter väterlicher Seits oder die alte Großtante ist es, welche letztere Aufgabe hat, und sie vollführt dieselbe, indem sie vor der Ahnentafel Wein aufstellt und frische Weihrauchstäbchen anzündet. Auch den Verwandten wird Wein gebracht und ein Viertel Schweinefleisch, aber man nimmt auch als zarten Wink gleich den Hühnerkorb mit; denn „die Wurst nach der Speckseite zu werfen," versteht niemand besser als der Chinese.

Ist ein Mondsmonat nach der Geburt des Kindes verflossen, so findet zur Feier des Ereignisses ein Familienfest statt. Es ist der Termin, die Mutter aus den Wochen kommt. Da läßt man es sich etwas kosten, ein Gastmahl zu richten. Bei Zeiten werden die roten Einladungskarten der näheren und ferneren Verwandtschaft ins Haus gesandt. Mit leeren Händen darf aber anstandshalber keines kommen. Gilt es doch, den Neugeborenen zu beschenken und — zugleich zu zeigen, daß man Geld habe. Halsringe, Armspangen, Kindermützen u. dgl. sind die Gaben, die gebracht werden. Außer den Verwandten nimmt am Gastmahl auch der Dorfbarbier teil; hat er doch heute zum ersten Mal seine Kunst an dem Säugling ausgeübt, indem er ihm das Köpfchen glatt abgeschoren hat. Männer und Frauen sitzen je in einem besondern Raum, die Frauen

---

*) Selbst bei den chinesischen Christen ist diese Geringschätzung des weiblichen Geschlechts nicht ganz überwunden. Zeigt einer die Geburt eines Kindes an und fragt man: „Sohn oder Tochter?", so heißt es sehr kleinlaut: „ein Töchterlein;" wäre es aber ein Sohn, so brauchte man gar nicht erst zu fragen, denn dies wird sofort dorfkundig. Unter den Heiden wird eine Frau, die mehrmals Mädchen und keinen Sohn geboren hat, von ihrem Manne ohne weiteres verkauft oder aber kauft sich derselbe, wenn sein Vermögensstand ihm dies erlaubt, eine Nebenfrau und vernachlässigt die rechtmäßige Gattin.

im Zimmer der Mutter. Einer der älteren und angeseheneren Männer macht den Anfang, indem er mit beiden Händen seine Weinschale nach dem Vater des Kindes hin erhebt, seinen Glückwunsch spricht und sie dann zum Munde führt. Von allen Seiten erschallt darauf der Ruf: „Glück auf zum neuen Beruf, der Vater eines blühenden Talentes zu werden!“ Nach einiger Zeit erscheint der Vater mit dem Sprößling selbst und präsentiert ihn, von Tisch zu Tisch gehend, der Versammlung. Das nennt man tschong nyen yu kai, d. h. „der Oberste der Graduierten erscheint auf der Straße.“ Dem Alter und Ansehen nach erheben sich die Gäste, nehmen das Kind auf den Arm, legen etwas Geld in eine bereit gehaltene, mit Wasser gefüllte Schale und sagen dabei einen Glückwunsch, der eine:

> Glänze gleich dem Spiegel hell,
> Reinlich wie ein Wasserquell!

der andere:

> Dir werde Alter, Reichtum, Ehr',
> Ein Wissen gleich dem tiefen Meer!

und so fort.

Die Frage: Wie soll das Knäblein heißen? entscheidet entweder der Großvater oder sonst einer der älteren unter den näheren Verwandten. Dabei herrscht z. B. in Tschong-lok die Sitte, nur dem Erstgeborenen einen Namen zu schöpfen, der dann auf alle jüngeren Brüder übergeht. Da heißt z. B. der Aelteste Schak lyung, sein jüngerer Bruder Schak lyung II., der nächste Schak lyung III. u. s. w. Häufig sieht man aber von einem Namen auch ganz ab und nennt, recht prosaisch, den ältesten Sohn einfach A-tschong, d. h. „Erstgeborener“, den folgenden „Zweiter“, den dritten „Dritter“ u. s. f.; den jüngsten nennt man aber fast überall A-man, d. h. „der Kleine“.

Noch gilt es aber für das glückliche Elternpaar, das vor Monaten vor dem Götzen Nyuk-fong gethane Gelübde einzulösen. Im Festkleid begiebt sich zu solchem Zweck die ganze Familie in den Tempel; da werden dann wieder Weihrauch und Kerzen angezündet, Verbeugungen gemacht, Opfergaben dargebracht und ein Gebet verlesen, das, von den in der Sache liegenden Abweichungen abgesehen, dem oben (S. 19) wiedergegebenen ganz ähnlich lautet.

Ein Nachspiel zu diesen Feiern bringt endlich noch der erste Monat des folgenden Jahres. Da wird, am 15. Tag, das Lampen-

fest gefeiert. Wer immer im vergangenen Jahr einen Sohn bekommen hat, der kauft sich für diesen Tag zwei Papierlaternen, wovon die eine groß und rund, die andere kleiner und oval ist. Am Abend werden beide angezündet und unter Trommel- und Paukenschlägen geht es mit den Verwandten im Zuge zur Ahnenhalle, wo die größere der Laternen, und dann zum Götzentempel oder zu irgend einem Götzenbaum, wo die kleinere aufgehängt, d. h. gestiftet wird. Heimgekehrt teilt man der Dorfjugend Reiskuchen oder Erdnüsse aus und erst die späte Nachtstunde macht dem Trommeln und Pauken und den sonstigen lärmenden Aeußerungen der Freude ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung zu der Karte:

Ostindisches Missionsgebiet der evang. Missionsgesellschaft in Basel.

Es ist das zweitälteste und umfangreichste Arbeitsfeld der Basler Gesellschaft, welches die Karte unseres Heftes uns vor Augen führt. Ein Blick auf die Hauptkarte und auf das Nebenkärtchen zur Linken zeigt sofort, daß dies Gebiet dem südlichen Teil der Westküste Vorderindiens angehört und zugleich, daß es sich ganz auf englischem Boden befindet. Wer mit der Mission nicht näher vertraut ist, der könnte daraus den Schluß ziehen, als ob das Innere der großen Halbinsel und als ob namentlich die unabhängigen Staaten der Mission noch nicht zugänglich wären — sehr mit Unrecht; denn über ganz Vorderindien, gleichviel ob Küstenland oder Inneres, ob englischer Besitz oder Vasallenland, ist das große Netz der Missionsstationen ausgebreitet. Daß Basel gerade jenen Teil der Westküste sich ersah, als es mit der 1833 erfolgten Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Kompagnie und gleichzeitigen Eröffnung Indiens für fremde Missionen daran denken konnte, in Indien eine Mission zu gründen, das ward durch einen höheren englischen Beamten in Mangalur veranlaßt, der darauf aufmerksam machte, daß hier auf hundert Meilen noch keine Station zu finden sei. Auch bis heute noch ist dieser Boden von keiner andern evangelischen Missionsgesellschaft besetzt,

wenn man davon absieht, daß auf den Nilagiri die amerikanischen Reformierten und Baptisten je eine Station haben (Otakamand bezw. Kunnur) und daß neuestens sich die Ausbreitungsgesellschaft in Süd-Mahratta eingenistet hat. Die katholische Kirche dagegen ist ziemlich stark vertreten; sie hat z. B. in Kanara 60,000 Glieder mit einem eigenen Bischof in Mangalur. Im übrigen kann das ganze große Gebiet, von dem wir übrigens das portugiesische Goa, sowie Süd-Belgaum, die von der Basler Gesellschaft nicht besetzt sind, wegdenken müssen, als die Domäne der letzteren betrachtet werden. Hievon umfaßt z. B. Malabar allein 15,540 Q.Kilom. (282 Q.M.) mit 2,365,035 Einwohnern, Süd- und Nord-Kanara aber 23,296 Q.K. (425 Q.M.) mit 1,381,354 Einwohnern. Diese, sowie die andern, durch besondere Farben angedeuteten Teile (Kollektorat Bidschapur, Koll. Dharwar, Kurg, Nilagiri) bezeichnen politische Distrikte, von denen Nord-Kanara und was nördlich davon liegt, zur Provinz Bombay, das übrige zur Provinz Madras gehört. Ist schon dieses Kartenbild bunt genug, — noch viel bunter würde es, sollten etwa die Bewohner dieser Gebiete nach der Verschiedenheit ihrer Abstammung oder ihrer religiösen Gemeinschaften dargestellt werden. Auch die Sprache ist, wie das Nebenkärtchen zur Rechten zeigt, durchaus keine einheitliche. Man ersieht aus dem letzteren, daß Kanaresisch, Tulu und Malajalam im Basler Gebiet vertreten sind, von denen das erste im ganzen von etwa 9, das dritte von 4—5 Millionen gesprochen wird, während das Tulu-Volk, das in der Gegend von Mangalur wohnt, nur aus ungefähr 300,000 Seelen besteht. Es müssen sonach die Basler Missionare in Indien je nach den Gegenden, in welchen sie stationiert sind, verschiedene indische Sprachen verstehen, und diese Sprachendifferenz ist es auch wesentlich, was neuestens gegen das bisher bestehende gemeinsame Predigerseminar in Mangalur ins Feld geführt worden ist. — Im einzelnen ist unter den verschiedenen Stationen das ebengenannte Mangalur in Süd-Kanara besonders wichtig. Hier war es, wo die Basler Mission zu allererst festen Fuß in Indien faßte: im Nov. 1834 begann Miss. Hebich mit zwei Genossen hier die Arbeit. Auch bedeutende Industriewerkstätten, Ziegelei, Weberei, Druckerei besitzt hier die Gesellschaft. Von Mangalur wurde das Evangelium 1837 in das entfernte Dharwar getragen, wo ein englischer Beamter durch Sammlung christlicher

Tamilen schon den Boden bereitet hatte. Nach Malabar kam es 1839; ein englischer Beamter hatte auch hier den Anlaß gegeben, indem er sein Haus in Talatscheri der Basler Gesellschaft anbot. Erst später wurden dann auch Nilagiri (1847) und das Bergland von Kurg (1857) besetzt. Diese allmähliche Entwicklung, sowie den heutigen Stand mag am besten folgende Tabelle, deren Data in der Hauptsache dem neuesten Jahresbericht entnommen sind, vor Augen führen. Nur die eigentlichen Stationen sind dabei im einzelnen aufgeführt; was außer diesen auf der Karte unterstrichen ist, sind Filialen oder Außenstationen (mit Ausnahme von Ottakamand und Kunnur, die nicht zur Basler Mission gehören, s. oben).

Stationen:	Gründungsjahr	Filialen resp. Außenstat.	Europ. Missionare Männer	Frauen resp. Jungfr.	Gemeindeglieder
1. Mangalur SK.*)	1834	10	13	10	1786
2. Dharwar SM.	1837	—	3	2	173
3. Hubli SM.	1839	2	2	2	312
4. Talatscheri	1839	3	3	2	398
5. Kannanur M.	1840	3	4	3	739
6. Kalikut M.	1842	4	8	5	973
7. Mulki SK.	1843	12	2	2	705
8. Honawar-Karwar NK.	1845	2	2	2	49
9. Bettigeri SM.	1845	2	3	2	387
10. Keti N.	1847	14	2	2	137
11. Tschombala M.	1849	6	2	1	362
12. Guledgudd SM.	1851	12	2	2	541
13. Udapi SK.	1854	32	5	4	1501
14. Merkara K.	1857	1	2	2	108
15. Anandapur K.	1857	—	1	—	201
16. Kodakal M.	1857	5	2	1	410
17. Palghat M.	1858	4	2	1	189
18. Kotargiri N.	1867	4	1	1	164
19. Karkala SK.	1872	6	2	1	80
20. Basarur SK.	1876	2	1	1	56
21. Bidschapur SM.	1885	—	1	1	22
22. Kasergod SK.	1886	5	1	1	83
23. Waniyankulam M.	1886	—	2	1	16
im ganzen:	—	129	66	49	9392

*) SK. = Süd-Kanara, NK. = Nord-Kanara, K. = Kurg, SM. = Süd-Mahratta, M. = Malabar, N. = Nilagiri.

Nach Distrikten geordnet ergiebt sich folgendes Bild:

	Einwohnerzahl	Miss.-Stationen	Außenst.	Gemeindeglieder
1. Süd-Kanara	959,514	6	67	4211
2. Nord-Kanara	421,840	1	2	49
3. Kurg	178,302	2	1	309
4. Süd-Mahratta	882,907 *)	5	16	1435
5. Malabar	2,365,035	7	25	3087
6. Nilagiri	91,034	2	18	301
		23	129	9392

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Westafrika mit dem Kongogebiet.

Die erste Station der evangelischen Mission an der Westküste Afrikas, wenn man von Norden kommt, ist St. Louis, die Hauptstadt der französischen Kolonie am Senegal. Seit zwanzig Jahren arbeitet hier die Pariser Missionsgesellschaft; 1869 ist sie von dem 60 deutsche Meilen südlicher fließenden Casamance, wo sie 1862 bei dem gleichfalls französischen Sedhiu ihre Thätigkeit begann, an den Senegal gezogen. Von den verschiedenen Völkerschaften, die sich in der ca. 20,000 Seelen starken Bevölkerung der Stadt zusammenfinden, sind es vorzüglich die Wolof und die Bambara, bei denen die Missionare (außer Taylor derzeit drei Franzosen) einigen Eingang finden. Die Wolof „mit ihrem intelligenten, aber tückischen Gesichtsausdruck" sind die älteste Negerbevölkerung dieses Landstrichs; die Bambara, friedliche gutmütige Leute (das Volk hat seinen Wohnsitz am oberen Niger) sind meist entlaufene Sklaven, die auf französischem Gebiet eine Freistatt gefunden haben. Da die Regierung sich der Flüchtlinge nicht weiter annimmt, Gelegenheit zur Arbeit sich ihnen aber in der Stadt nicht aufdrängt, verfallen sie in Masse dem Bettel; die Mission hat daher, soweit ihre kleinen Mittel reichen, einen Anfang gemacht, ihnen feste Arbeit zu schaffen und sie zugleich zum Christentum zu erziehen, indem sie in einiger Entfernung von der Stadt auf einem ihr von der Regierung überlassenen Grundstück eine Anzahl derselben in dem Dörfchen Bethesda (Pont de Khor) vereinigt

*) Mit Ausschluß des Gebiets der Stationen Guledgudd und Bidschapur, worüber uns die Angaben fehlen.

hat. Auch um die Außenstation Kerbala, einige Stunden von dem 166 Km. flußaufwärts gelegenen Dagana entfernt, wohnen viele Bambara unter den Wolof, und hauptsächlich um „dieses günstigen Umstandes“ willen wünscht die Mission hier energischer einsetzen zu können. Leider hat der für diesen Platz bestimmte französische Lehrer, Jean Pierre, sobald er sich die Sache angesehen, allen Mut verloren und sich trotz der Vorstellungen der andern Missionare auf der Stelle wieder nach Frankreich eingeschifft. (Journal des Missions Evangéliques 1889, 99. 144. 185. 218. 299.) Die zwei Missionsschulen in der Stadt, eine für Mädchen, die andere für Knaben, haben Mühe, sich neben den römischen und muhammedanischen Schulen zu behaupten. „Es ist Mode, zu den Brüdern oder zu den Schwestern zu gehen, wenn man nicht bei den Muselmännern den Koran lernen will.“ Doch sind in der Knabenschule alle möglichen Nationalitäten vertreten: Bambara, Wolof, Fulah, Schwarze von Sierra Leone und sogar „ein Maure, der sich durch fleißigen Besuch auszeichnet,“ und die Schüler machen ihrem Lehrer Freude. Ohne die Hoffnung, daß wenigstens „der in ihre Herzen ausgestreute Same nicht ganz verloren gehe,“ wäre es schwer, den Mut zur Arbeit unter der fast ganz vom Islam beherrschten Bevölkerung zu behaupten. Die katholische Mission hat mit viel größeren Mitteln bei Heiden und Muhammedanern kaum mehr Erfolg, als die Evangelischen. Sie versucht ihr Glück daher gelegentlich auch „bei den Bambara in Bethesda und selbst bei den schwarzen Anglikanern von Sierra Leone.“ (a. a. O. 188. 383.)

Bischof Ingham von Sierra Leone hat im Mai 1889 zum zweitenmal einen Rechenschaftsbericht über die verflossene dreijährige Periode seiner Amtsführung gegeben, der verschiedene Streiflichter auf das dortige kirchliche Leben fallen läßt. Es ist ihm außer allem Zweifel, daß die Kirche von Sierra Leone vollkommen imstand ist, sich selbst zu unterhalten, wenn nur „jedes Glied der Gemeinde ein Gefühl hat von seiner persönlichen (kirchlichen) Verantwortlichkeit, und jedes Mitglied des Kirchenrats bedenkt, daß keine Verwicklung oder Unordnung in einem anderen Departement ihm das Recht giebt, in der Fürsorge für einen geordneten Stand der Finanzen nachzulassen.“ Die Church Missionary Society hat mit dem Jahr 1889 ihre Geldunterstützung eingestellt. Es bleibt aber ein Patronatsverhältnis, weil die Kirche im Genuß des Eigentums der Gesellschaft steht, und der Bischof hebt nachdrücklich hervor, daß die Gesellschaft diesen Genuß nur unter der Voraussetzung gewähre, daß die Pfarrer bei Anstellungen und Versetzungen sich den Bestimmungen des C.M.S. Patronageboard und des Bischofs unterwerfen; sie werde nie zugeben, daß ihr Eigentum eine lebenslängliche Pfründe für den Pfarrer werde wie in England. Da mit aller möglichen Rücksicht verfahren werde, die Geistlichen ihre Umzugskosten nicht bezahlen müssen und bei

Versetzungen im Gehalt nicht zurückdienen, hofft der Bischof, daß auch die, welche mit dem bestehenden Verhältnis nicht einverstanden seien, sich zufrieden geben. Sehr scharf wird die beim Klerus eingerissene Unsitte gerügt, innere kirchliche Angelegenheiten ohne weiteres zum Gegenstand von Zeitungspolemik zu machen; ebenso eine andere, mehr im dunkeln schleichende, durch Handel mit Arzneimitteln u. dgl. sich einen Nebenverdienst zu schaffen. „Es ist nicht angenehm, von Zeit zu Zeit Gerüchte darüber zu hören; es ist eine Forderung der Gerechtigkeit gegen die Pfarrer, daß die Laien offen mit ihren Anklagen hervortreten." Wenn der Gehalt wirklich nicht reiche, müsse man es den Gemeinden eindrücklich machen. Es liege bei den Pfarrern, die Herzen der Gemeindeglieder zu gewinnen, „die Kirche populär zu machen." Die Abneigung, Beiträge zu zeichnen, habe ihren Grund nicht in der Strenge der Disziplin gehabt, noch sei die scharfe Bestrafung der herrschenden Sünden in der Predigt daran schuld gewesen. Käme die Unpopularität daher, so wäre sie ja freilich ganz anders zu beurteilen. Gegen den bestehenden Betrieb des Branntweinhandels hat der Bischof 1887 eine Agitation ins Leben gerufen, aber „nachdem einige wenige gethan hatten, was sie konnten, gieng es wieder aus." Er hat nun die Mäßigkeitsgesellschaft der Kirche von England eingeladen, durch Abgesandte die Zustände selbst in Augenschein nehmen zu lassen und die öffentliche Meinung daraufhin unermüdet darüber aufzuklären, welche verderblichen Folgen es habe, wenn der Branntwein so spottbillig verkauft werde. In den Schulen*) sollte die religiöse Unterweisung mehr Raum finden, die Jugend sollte mehr erzogen werden, es sollte weniger so aussehen, als wären die Schüler da, damit Lehrer angestellt und Regierungsbeiträge erjagt werden können. Besondere Förderung brauche der Arbeitsunterricht; „die vom Klima begünstigte Neigung zur Thatlosigkeit, die traurige Unbehilflichkeit der Jugend, die Unbekanntschaft mit so mancher Arbeitsthätigkeit, die ein junges Land braucht, die Unpünktlichkeit und Faulheit bei der Handarbeit, das alles mahnt uns, dem Industrieunterricht allen Vorschub zu leisten." (Intelligencer 1889, 485 ff.)

---

*) Gegen die in katholischen Blättern (vgl. Miss.-Mag. 1889, 462) gegebene Darstellung von dem Bericht des englischen Schulinspektors für die Westküste bemerkt der Sekretär von Furah Bay College im Intelligencer 1889, 375, daß in Sierra Leone nur die Industrieschule der Römischen besonderes Lob geerntet habe, in dem gewöhnlichen Elementarunterricht sei die katholische Mädchenschule hinter drei ganz von Eingeborenen geleiteten Schulen zurückgestanden. Ueberhaupt habe sich der Bericht nur auf die Elementarschulen bezogen, die in Sierra Leone ganz in den Händen der Eingeborenen seien. Die Mädchenschulen der C. M. S. gelten auf der Westküste Afrikas weitaus für die besten, obgleich der Unterricht von Eingeborenen nur unter Aufsicht und Beihülfe europäischer Lehrer gegeben werde. Im übrigen kommen von 6709 Elementarschülern 2876 auf anglikanische, 3569 auf andere protestantische und nur 264 auf katholische Schulen.

In Liberia hat die Missionsthätigkeit der Protestantisch Bischöflichen, der Methodistisch Bischöflichen, der amerikanischen Presbyterianer und Lutheraner, wie es scheint, vornehmlich als Schularbeit ihren Fortgang ohne viel sichtbare Frucht. Rev. Allan Fair, der bei Bassa, 20 deutsche Meilen südlich von Monrovia, eine Farm bebaut und selbständig, jedoch unter Bischof Fergusons Jurisdiktion eine Schule für die Eingeborenen hält, schreibt (Spirit 1889, 19): „Da hier bis jetzt noch kein Versuch gemacht worden ist, die Heiden zu erziehen, kann man von Eltern und Kindern nicht viel erwarten. Hat es doch bei den Eingeborenen von Cap Palmas 50 Jahre harter Arbeit gebraucht, bis man einen Hunger nach Erziehung bei ihnen hat wahrnehmen können. Immerhin sind unsere Erfahrungen sehr entmutigend. Wenn wir auf die moralischen, intellektuellen und geistlichen Fortschritte, die gemacht worden, sehen wollten, bekäme man starke Lust, die Arbeit aufzugeben. Aber wir arbeiten im Glauben." Auf der Station Cavalla bei Cap Palmas wurden die Christen (Gedebo) vertrieben und flohen in das nahe gelegene Harper. Da sich nun die Regierung ihrer Sache lange nicht annahm, zerstreuten sie sich dem Hoffmann-Fluß entlang und die Folge war, daß mitten unter Heiden, die vom Evangelium noch gar nicht berührt worden waren, einige Stationen gegründet wurden. (a. a. O. S. 96.) Der Gesandte der Vereinigten Staaten in Liberia glaubt nach einer Spirit 1889, 169 mitgeteilten Aeußerung nicht nur, daß die großartigen Hilfsquellen des Landes und die Strebsamkeit seiner Bürger dem Staat eine große Zukunft sichern; er hat sich auch durch Besuche in Kirchen und Schulen in Monrovia und am St. Paulsfluß hin von dem Ernst und Eifer, mit dem die Missionare arbeiten, und von der Empfänglichkeit, ja dem Heilsverlangen der Eingeborenen überzeugt.

An die Kru- und Veystämme Liberias reihen sich die ihnen nahe verwandten Avekvom der Zahnküste, unter denen noch nicht missioniert wird. Vom Fluß Assinie bis zum Wolta erstreckt sich sodann die Goldküste, das Gebiet der Otschisprache. Bis zum Prahfluß an der Küste hin wohnen die Assini, Amanahia, Ahanta, nördlich von ihnen die Wasa und Denkira; zwischen Prah und Wolta folgen Fante, Akra und Adangme (wo das dem Otschi nächst verwandte Ga gesprochen wird), nördlich von ihnen Assin, Akuapem, Krobo (Ga), von Assin im Südosten, von Akuapem und Krobo im Südwesten begrenzt, Akem und am Wolta hinauf Akwamu; jenseits des Prah dehnt sich das große Asantereich aus. Im Fanteland und seit 1884 auch wieder in Asante (Kumase) sind die Wesleyaner thätig; die östlichen Gebiete bis zum Wolta sind das Arbeitsfeld der Basler Mission. Die Basler Missionare haben schon seit etlichen Jahren den bei Winnebah (in Fante) mündenden Ajesu überschritten und sind sowohl der Küste zu als namentlich landeinwärts mit der Richtung auf Akem und Kotoku vorgedrungen. Die westlichste Station ist

derzeit noch Agona mit neun Außenstationen, seit 1883 mit einem eingeborenen Pfarrer besetzt. Die Besetzung des Gebiets mit europäischen Missionaren dürfte jetzt schon begonnen sein. Zunächst wird Miss. W. Rottmann von Akropong vermutlich schon dahin übergesiedelt sein, und die Uebersiedlung des zur Zeit in Christiansborg stehenden Miss. Bohner, der die Oberleitung übernehmen soll, ist in Aussicht genommen. Auch im Osten am Wolta geht es erfreulich vorwärts. In Anum, auf dem linken Ufer des Wolta, 30 Stunden von der Küste entfernt, ließ sich, nachdem die von der Missionshandlung 1864 gegründete Niederlassung 1869 von den Asanteern zerstört worden war, 1881 der eingeborene Missionar David Asante nieder. Das Evangelium wurde in der nächsten Umgebung gerne angenommen und eine 1884 unternommene, bis zu dem Muhammedanermarkt Salaga ausgedehnte Forschungsreise zeigte, daß diese nördlichen Gegenden ein recht günstiges Arbeitsfeld bieten würden. Nachdem nun die Missionare Müller und Lieb an Stelle des Asante, der sich gesundheitshalber nach Akropong versetzen ließ, getreten waren und durch mehrere tüchtige eingeborene Arbeiter hatten verstärkt werden können, war es möglich, einen Vorstoß nordwärts zu machen. Zwanzig Stunden nördlich von Anum ist seit August 1888 in Ntschumuru im Nkonjaland der eingeborene Pfarrer Hall stationiert und auch an zwei Orten des Krepelandes in Bakpo und Amfoe, zehn bis zwölf Stunden nördlich von Anum sind um dieselbe Zeit Lehrer eingezogen. „Wir sehen schon darin mit Freuden eine Frucht des Evangeliums, daß wir etliche eingeborene Gehilfen haben, die es wagen, in ein fremdes, vor kurzem noch als feindlich allgemein gemiedenes Land zum Vorpostendienst allein auszuziehen, während sie sonst gewohnt waren, dem Europäer hintennach zu folgen." In Anum wurde am Pfingstmontag (1889) mit sämtlichen Außenstationen das erste Missionsfest gefeiert. Außer Miss. Müller hielten noch acht Eingeborene kurze Ansprachen, in denen sie „Christen wie Heiden die Wahrheit ohne Schminke vorhielten und zur eifrigen Nachfolge Christi aufforderten." Schüler und Alte, Männer und Weiber wechselten in ihren Chorgesängen miteinander ab; „wenn die Chöre auch nicht gerade ausgezeichnet waren, erreichten sie doch ihren Zweck, die Festfeier zu verschönern." Die gespendeten Gaben beliefen sich im ganzen auf 415 Mk. Zwei Christen des Orts verließen damals, wie es scheint, aus Anlaß der Sammlung, das Christenquartier und zogen in die Stadt zu den Heiden. In Akem erholen sich die Gemeinden nur langsam von den Folgen der Ereignisse des Jahres 1887. Von den Abgefallenen, welche auf Probe wieder angenommen, aber unter Kirchenzucht gestellt worden waren, wurden 60 noch völlig ausgeschlossen. Januar 1889 wurde eine Konferenz der Kirchenältesten des Akemgebiets auf der Hauptstation Begoro gehalten aus Anlaß der Herabsetzung der Verwilligungen für die Mittelschule in Begoro, auf welcher die jungen Leute für das Seminar in Akropong

vorgebildet werden, und für die Knabenanstalt in Kjebi. Der Vorsteher der beiden Anstalten (in Kjebi ist kein Europäer), Miss. Sitzler, legte dar, daß er mit der diesmal ausgeworfenen Summe den Schülern nicht für ihre Kost sorgen könne; die Eltern müssen daher noch einen Beitrag zahlen. Die Konferenz einigte sich nach längerem Hin- und Herreden dahin, daß ein Mittelschüler halbjährlich bei der Rückkehr aus der Vakanz 3 Mk., ein Knabenanstaltsschüler 2 Mk. mitzubringen habe. Nach Erledigung dieser Angelegenheit setzte ihnen Miss. Mohr auseinander, daß die Gemeindeglieder notwendig mehr verdienen und daher mehr arbeiten müssen. Als Erwerbsquellen empfahl er vorzüglich die Anlage von Kaffee- und Kakaogärten, die nach einigen Jahren eine regelmäßige, sichere Einnahme geben (Kakaobohnen werden von Kamerun bestellt), die Pflanzung des Kolanußbaums, dessen Frucht von den Muhammedanern an der Küste viel begehrt wird, und die Schaf- und Ziegenzucht, die einträglich genug sein sollte, da es im ganzen Land an Fleisch mangelt und die Weide für die Tiere frei ist. „Leider ist es hier zu Land überall so, daß keiner Hunger leidet, auch wenn er nichts arbeitet." Das macht sich besonders auch die ledige Jugend zu nutz; es wurde daher den Aeltesten zum Schluß noch eindringlich ans Herz gelegt, daß sie unter keinen Umständen dulden sollen, daß die jungen Leute ihre Zeit mit Nichtsthun totschlagen, in den Häusern hin- und herlaufen und überall mitessen, ohne gearbeitet zu haben. Die Beschlüsse der Konferenz wurden von Miss. Mohr sofort in Otschi zu Papier gebracht, die Pfarrer machten Abschriften davon und teilten dieselben an die Aeltesten aus, die sie dann mit in ihre Dörfer nahmen. Von den älteren Stationen, namentlich Aburi, Akropong, Abokobi wird geklagt, daß der innere Stand der Gemeinden geringer werde und so natürlich auch keine Kraft da sei, das Evangelium auszubreiten. In Akropong ist die Zahl derer, die nach der Taufe schnell wieder ins Heidentum zurückfallen, erschreckend groß; in dem Pfarrsprengel Adukrom hat das Christendorf und die Gemeinde noch viel an sich von dem verkommenen und schmutzigen Zustand der Stadt Adukrom und dem diebischen Charakter ihrer Einwohner. Ein gutes Zeugnis erhält dagegen auch in diesem Jahr die Gemeinde Date. In dem Bezirk von Aburi hat die südwestliche Gruppe mit den jüngeren Gemeinden Berekuso, Nsakje, Nsawam 24% ihrer Seelenzahl aus den Heiden hinzugewonnen, die Kirchensteuer wurde ohne Anstand nicht bloß von den Kommunikanten, sondern auch von den Neugetauften und den Taufbewerbern bezahlt, während die älteren Gemeinden der nordöstlichen Gruppe, Nsaba, Afwerase, Tutu, Asantema, nur einen Zuwachs von 3% hatten und trotz der ernstlichsten Ermahnungen ihre Abgaben nicht entrichteten. Die angedrohte Zwangsmaßregel mußte ausgeführt werden, der Sonntagsgottesdienst wurde eingestellt. Trotzdem gieng aber doch nur mit knapper Not die Hälfte

der Kirchensteuer und ein Viertel des Schulgeldes ein. Als dann den mutwillig säumenden mit dem Ausschluß aus der Gemeinde gedroht wurde, brachten alle — acht noch in der letzten halben Stunde vor dem Termin — ihre Steuer bis auf einen Christen von Aburi und drei von Akwerase, die dann auch für ausgeschlossen erklärt wurden. (Jahresbericht 1889. Heidenbote 1889, 33. 77 ff. Bericht von Miss. Müller.)

Jenseits des Wolta folgt das Gebiet der Ewesprache mit Dahome, Angfun, Anglo, Mahi und Joruba. Die Mission der Norddeutschen Gesellschaft unter den kleinen unabhängigen Ewestämmen zwischen Wolta und Dahome verspürte im letzten Jahr noch die Nachwirkungen der Miss.-Magazin 1889, 38 erzählten Kriegshändel. „In Kriegszeiten ist der neugierige Neger zu nichts mehr zu haben. Er hascht nur noch nach Neuigkeiten und läßt über dem alles gehen, ausgenommen das Essen. So mußte denn auch der Unterricht an den erwachsenen Taufbewerbern ungemein leiden, weshalb nur wenige soweit kamen, daß sie vor Jahresschluß hätten getauft werden können. Einen besonderen Zudrang von Taufbewerbern hat der Krieg nicht bewirkt. Dazu kommt, daß es mit der Zulassung schon zum Katechumenat strenger genommen wird als früher. Manche Bewerber wurden zurückgewiesen, weil man wußte, daß sie ganz andere Dinge suchen als das Christentum. In sozialer und ökonomischer Hinsicht hat der Krieg mannigfach fördernd gewirkt." „Das Verlangen nach Schulen ist allgemeiner geworden; haben doch manche der kleinen Könige mit Neid zugesehen, wie der Pekikönig dadurch, daß er über einen Schreiber verfügte, großer Vorteile teilhaftig wurde." Die Verkehrswege haben sich bedeutend gebessert. „So gute Wege, wie man sie nach dem Krieg durchs ganze Land fand, hat die Vorzeit gewiß nie gesehen. Sie sind freilich immer noch reichlich schlecht genug." „Bemerkenswert ist, daß weder während noch nach dem Krieg Missionar und Regierungsbeamter vom Volk verwechselt wurden. Man hat uns stets streng von jenen unterschieden und als Freunde des Landes behandelt, ein Umstand, der in ähnlichen Fällen deutschen Missionaren in deutschen Kolonien nicht ebenso günstig sein dürfte." Der Schwerpunkt der Mission liegt von Ho aus in den Gebirgsgegenden. Hier ist ackerbautreibende Bevölkerung, die nicht so sehr unter dem verderblichen europäischen Einfluß steht. An der Küste (Keta) ist das Evangelium bekannt, aber die Leute sind abgestumpft und leiden sehr durch den eingeführten Branntwein. Die meisten Dörfer bis Waja (20 Stunden landeinwärts südöstlich vom Adagluberg gelegen) sind zurückgegangen. Auch die traurige ökonomische Lage der Leute in der „trostlosen, dünnbevölkerten Grasebene fast bis zum Adaglu hin" trägt das ihrige dazu bei, die Leute herunterzubringen. Der Gemeinde in Waja mußte wegen ihrer schlechten Aufführung nach dem Tod ihres Pfarrers auch der junge Predigtgehilfe genommen werden. Man will die

Gemeinde sich einmal selbst überlassen, „bis Reue und Buße rechtschaffene Früchte unter ihnen reifen." Einstweilen haben sich zwei der begabteren Gemeindeglieder in die sonntäglichen Predigten und Andachten geteilt. Als Miss. Binetsch auf einer Reise ins Innere die Gemeinde besuchte, wurde er mit größter Freude aufgenommen. (Jahresbericht 1889, 17. 28 ff.) In Keta steigen die Mauern des Diakonissenstifts schon in die Höhe. Das Baumaterial liefert vorzüglich ein Haus in Anjako, das wegen Entbehrlichkeit abgebrochen wurde. Die Beförderung desselben wurde sehr kostspielig, da wegen des Wassermangels die Lagune zwischen beiden Orten nicht befahren werden konnte. (Missionsblatt Nr. 9, Beilage.)

In Abeokuta herrschte Ende 1888 eine lebhafte Aufregung wegen der drohenden französischen Schutzherrschaft. Nach dem Intelligencer 1889, 125 haben sich die römischen Missionare ziemlich weit vorgewagt: „das Land sei an Frankreich verkauft, die Protestanten werden vertrieben" u. dgl., so daß sie den Befehl erhielten, die Stadt zu verlassen. Es gelang ihnen aber, die Häuptlinge wieder zu beruhigen. In Lagos machten (a. a. O. 53) die Römischen aus Anlaß eines Festes zur Feier der Sklavenemanzipation in Brasilien starke Umtriebe. „Sie haben das Mögliche gethan, um bei dieser Gelegenheit die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren." „Glücklicherweise finden sie bei unseren Gemeindegliedern nicht viel Sympathie." Im übrigen sind die Zustände in der Jorubakirche nicht erfreulich. „Es wäre zu wünschen, daß die Jorubachristen der Versuchung des Branntweins so fest widerständen, wie den Lockungen der Römischen." „Die ganze Jorubakirche in Lagos und Abeokuta wie in den kleineren Bezirken hat eine geistliche Erneuerung dringend nötig." Vor der Hand soll das Land nun, soweit es nicht unter englischer Herrschaft steht, einmal einen eigenen Missionsbischof erhalten, der aber zunächst seinen Sitz in Lagos hätte, um zugleich auch den Bischof von Sierra Leone in der Kolonie zu unterstützen. „Das Komitee der C. M. S. hofft, daß der neue Sitz in nicht zu ferner Zeit mit einem Afrikaner besetzt werden könne; der allgemeine Wunsch der eingeborenen Christen ist aber, daß der erste Inhaber desselben ein Engländer sein möge." (Report 1889.)

Der Bischof der Nigermission, Crowther, im Januar 1889 in seine Diözese zurückgekehrt, traf schon im Herbst wieder in England ein, um mit dem Komitee der C. M. S. über eingreifende Maßregeln im Gebiet seiner Mission zu beraten. Das Komitee hat beschlossen, noch einige europäische Arbeiter für den Niger zu gewinnen, die sich dann „in größerem Umfang, als dies bisher der Fall gewesen, an der unmittelbaren Missionsthätigkeit beteiligen würden." (Intelligencer 1889, 573. 697.) Acht Tage nach seiner Rückkehr im Januar eröffnete der Bischof die neue, aus Eisen gefertigte Kirche in Bonny. Sie hat Raum für 1000 Personen; bei dem Eröffnungsgottesdienst

mußte sie nicht weniger als 2000 fassen. Alle Häuptlinge des Bonnybezirks bis auf zwei waren mit ihrem Gefolge zugegen. (a.a.O. 250.) Während in Bonny im August 1888 der berüchtigte Dschudschutempel mit seinem Schmuck von Menschenschädeln vollends zerstört wurde, wurden in Okrika, 12 Stunden nördlich, die eingeborenen Christen (ca. 150) mit Verfolgung bedroht, weil sie sich weigerten, an den kannibalischen Bestialitäten, die von den Heiden verübt wurden, sich zu beteiligen. (Intelligencer 1888, 789.) Das Verdienst, das sich die Mission durch die Ausrottung des Schlangen- und Eidechsenkultus in dieser Gegend erworben, wurde von dem Reisenden Johnston, Vizekonsul in Bonny, in einem Vortrag vor der Londoner Geographischen Gesellschaft über das Nigerdelta sehr anerkannt. Die Wohlthat für Eingeborene und Europäer könne nicht hoch genug angeschlagen werden. „Wir verdanken sie aber nicht dem Einschreiten der Marine- oder Konsularbeamten, auch nicht den plumpen Protesten der Händler, sondern der ruhigen, unermüdlichen Arbeit der Missionare der Church Missionary Society." (a.a.O. 1889, 50.) Vom oberen Niger hat der Archidiakon Johnson nicht viel Erfolg zu berichten. Die Gesellschaft selbst würde darum auch nicht daran denken, so sehr sie es schon lange gewünscht hat, ihre Posten weiter vorzuschieben. Dagegen will ein junger Missionar Brooke selbstständig, aber doch in Verbindung mit der Gesellschaft, den oberen Niger hinauf in den muhammedanischen Sudan vordringen. Der Jahresbericht 1889 bemerkt dazu, daß „die sprachlichen Arbeiten des † Dr. Schön*) die Wörterbücher und Uebersetzungen in der Haussasprache zutag gefördert haben, durch die ein erfolgreiches Vorrücken in der erwähnten Richtung wesentlich erst ermöglicht werde."

Die Mission der Unierten Presbyterianer Schottlands in Altkalabar hat ihren Stützpunkt im Mündungsdelta des Croß; 250 Km. nordöstlich von der Nigermündung, 130 Km. von Bonny liegt Duketown, etwas nördlicher Creektown, sowie die drei andern südlichen Stationen. Die Mission strebt aber rüstig flußaufwärts; zu den beiden neugegründeten Stationen Ikotana und Unwana ist im letzten Jahre noch eine dritte Emura Mura gekommen. Wir haben in der vorjährigen Rundschau ausführlicher über den ersten Empfang der Missionare in Unwana berichtet und teilen nun mit, was Miss. Gartshore Record U. P. 1889, 105. 311, 335 über die Errichtung und Besetzung der Station erzählt. Im Oktober 1888 zog er, begleitet von vier (weißen) Schreinern aus Akra, in Unwana ein. Die Bewohner kamen in großer Zahl an

*) Geb. 1803, † 30. März 1889. In Basel ausgebildet, trat er in den Dienst der C.M.S. und kam Januar 1833 nach Sierra Leone. Er war der älteste noch lebende Missionar der Gesellschaft.

das Flußufer und halfen sehr bereitwillig die Boote ausladen; als man sich über die Geschenke, welche die Stadt und die Häuptlinge erhalten sollten, geeinigt, versprachen sie, auch das mitgebrachte Holz auf den Bauplatz zu schaffen und denselben vom Gestrüpp zu säubern. Als vorläufiger Aufenthaltsort wurde den Ankömmlingen eine Anzahl Hütten zur Verfügung gestellt und abends erschienen die Häuptlinge, um bekannt zu machen, daß niemand dem weißen Mann aus seinem Haus etwas nehmen dürfe. Wenn er sich an dem Dieb vergreife, so werde sich die Stadt nicht dreinlegen. Andern Tags (Samstag) machten sich dann gegen 300 Leute an die Arbeit und in unglaublich kurzer Zeit war der Bauplatz abgeholzt; am folgenden Montag — für den Sonntag verbat sich Gartshore die Arbeit — wurde auch noch das Bauholz hergeschafft. Frühjahr 1889 war das Haus soweit fertig, daß es bezogen werden konnte. Ein paar Tage nach dem Einzug kam der eine der beiden Oberhäuptlinge mit dreizehn Häuptlingen, den Missionar und seine Frau zu begrüßen. In feierlichem Zug, einer hinter dem andern, jeder einen langen Stab in der Hand, traten sie ein; einer hatte eine Ziege in den Armen, die er auch, als sie Platz genommen hatten, nicht losließ. Zuerst erklärte ihr Sprecher, ihr Wunsch sei, daß zwischen ihnen das freundschaftlichste Verhältnis bestehen möge. Die Ziege haben sie mitgebracht, um sie zu töten und dann zwischen dem Missionar und ihnen zu verteilen. Gartshore bat sich seinerseits aus, daß das neue Haus gerade so wie das, welches er seither bewohnt habe, als heilig angesehen werde, so daß er keinen, der hieher seine Zuflucht nehme, auszuliefern habe, bis seine Sache vor dem Gericht entschieden worden sei. Nachdem dies zugestanden war, bildeten alle mit einander einen Kreis; einer hob die Ziege empor, trug sie herum und jeder legte ihr die Hand auf. Dann wurde sie getötet und verteilt, wobei keiner ein großes Stück, aber jeder von jedem Teil etwas beanspruchte. Am folgenden Tag kam der andere Oberhäuptling mit 26 Begleitern und es wiederholte sich dieselbe Zeremonie, nur mit Beigabe von Jams und anderen Früchten. Die Furcht vor dem weißen Mann konnten die Leute auch, nachdem die Freundschaft so besiegelt war, nicht ganz überwinden. Gleich nach dem ersten Einzug des Missionars waren die Priester in der Nähe seines Hauses erschienen und hatten sich bemüht, durch allerlei Beschwörungen, Tänze, Musik u. dgl. die Stadt vor seinem bösen Einfluß zu sichern. Es stellte sich nun auch heraus, daß sie seiner Zeit nicht gegen die weißen Kleider, wie die Missionare geglaubt hatten, sondern gegen die schwarzen Stiefel Einwendung gemacht hatten. Sie haben eine Ueberlieferung, daß, wenn ein Weißer, der etwas Schwarzes an sich trage, die Häuptlinge der Stadt besuche, dieselben sterben müssen. Zum Glück hatte der Missionar Zeugschuhe bei sich und konnte so die nötigen Visiten doch machen. Als er ein anderesmal einem Häuptling begegnete, verweigerte

derselbe, die Hand zum Gruß zu geben. Es war das schwarze Innere des aufgespannten weißen Schirmes, woran er Anstand nahm. Als die weiße Fläche des offenen Schirms gegen ihn hingehalten wurde, gieng die Unterhaltung ganz freundlich vonstatten. Die große Todesfurcht der Leute giebt dem Missionar manchen Anlaß zu geistlicher Unterredung. An den Sonntagen kommen immer einige zum Gottesdienst. Aber, wie sich denken läßt, ist ihnen das Wort Gottes noch nicht sehr interessant. Sie hätten vor allem gern durch die Weißen einen besseren Markt; da sie selbst keine Boote haben, um nach Akunakuna (100 Km. nördlich von Duketown) zu fahren, sind sie auf die Leute, die kommen, angewiesen, um ihren Jams gegen Branntwein, Tabak, Pulver, Zeug auszutauschen.

Die Station Emura Mura ist mitten unter dem Akunakunastamme gelegen. Sie wurde Mai 1889 von Miss. Luke eröffnet. Auch er fand bei den Leuten eine sehr freundliche Aufnahme (Record 1889, 190. 252). Auf einem schmalen Landstreifen zwischen zwei westlichen Flußarmen des Deltas hat sich eine Missionarin, Fräulein Slessor, unter dem Stamm der von den Rumbybergen eingewanderten Aurandöp in Akojong niedergelassen. Das kriegerische, auf seine Unabhängigkeit sehr eifersüchtige Volk ist mit den Leuten von Kalabar bitter verfeindet, so daß es nicht möglich war, einen Eingeborenen bei ihnen zu stationieren. Die ärztliche Behandlung einer Häuptlingsfrau stimmte die Leute freundlich gegen den Gast; die anfangs sehr zurückhaltenden Häuptlinge der nächsten Städte halfen tüchtig beim Bau einer Kirche, und beim ersten Gottesdienst war zugegen, was gehen konnte. Auch sonst zeigte man sich ihr gefällig. Weibern, Kindern und Sklaven sollte es gestattet sein, zum Unterricht zu kommen. Zur Schule kamen die Leute zuerst massenweise; etwa 30 blieben dann auch treu, Männer und Knaben, Weiber und Mädchen, und ihre Lehrerin giebt ihnen das Zeugnis, daß sie sich redliche Mühe geben, das Lesen zu lernen. (a. a. O. 38. 73.)

In Kamerun erlebte die Basler Mission jetzt auch die Loslösung der Gemeinde in Viktoria (30 Seelen). Der Jahresbericht sagt: „Es haben sich hier ganz eigenartige Ansprüche entwickelt. Vor drei Jahrzehnten hat Miss. Saker etliche wenige Familien von Fernando Po hier angesiedelt, zu denen sich im Lauf der Zeit allerlei Volk von den benachbarten Inseln und Küstenstrichen gesellte. Diese Kolonisten, Christen und Heiden untereinander, bildeten zusammen einen Freistaat, der ein unumschränktes Regiment über die eingeborene Bevölkerung der Umgegend beanspruchte und übte, bis vor etlichen Jahren die Deutschen dieser Selbstherrlichkeit ein schmerzlich empfundenes Ende bereiteten. Der Gedanke, daß sie, die Honoratioren, mit den gewöhnlichen Negern vom Bakwiristamm in eine Gemeinde verfaßt, daß ihnen das Evangelium in einer Negersprache statt in einer europäischen Sprache verkündigt werden sollte, daß ihre

Kinder in der Schule das Wort Gottes in der allgemein verständlichen Duallasprache lernen sollten, statt in halbverstandenem Englisch oder in unverstandenem Deutsch, ist ihnen unerträglich. Sie verlangten in Kirche und Schule als eigene, jetzt englisch, später deutsch redende Gemeinde von uns versorgt zu werden und stellten dabei auch an den Beutel der Mission sehr starke Anforderungen. Wir dagegen haben von Anfang an die Zeit, da den Honoratioren ein eigener englischer Gottesdienst gehalten wird, nur als Uebergangszeit angesehen und werden davon nicht abgehen, nach und nach das von allen verstandene Dualla als die allgemeine Kirchen- und Schulsprache einzuführen, wenn wir auch gerne in der Schule in angemessener Weise Unterricht in der deutschen Sprache erteilen und dies um des Friedens willen in ausgedehntem Maße gewährt haben." In den treugebliebenen früheren Außenstationen von Bethel steht es im allgemeinen befriedigend. In Hickory ist der Wiederaufbau des ehemaligen baptistischen Missionshauses begonnen worden und der Platz soll demnächst mit einem oder zwei europäischen Missionaren besetzt werden. Sowohl in Bethel als in Viktoria nahmen die Bauarbeiten viel Zeit und Kraft in Anspruch. Die von den Baptisten übernommenen Wohnungen mußten insgesamt gründlich repariert, größtenteils gänzlich umgebaut werden. Doch stand darum das Werk der Ausbreitung des Evangeliums nicht still. Sowohl von Viktoria als von Bethel aus wurden fleißig Predigtreisen unternommen. Der eine Stunde westlich von Viktoria gelegene Küstenort Bota wurde häufig besucht. Da die Leute schon lange um einen Lehrer bitten, hofft man, hier bald eine Außenstation errichten zu können. Der Gottesdienst wird derzeit im Haus des zweiten Häuptlings gehalten. In Bwea, am Ostabhang des Kamerungebirges, war der Häuptling so bereit, einen Lehrer aufzunehmen, die Lage schien so gesund und auch mit Rücksicht auf die starke Bevölkerung der Gegend so günstig, daß schon beim zweiten Besuch beschlossen wurde, hier eine Außenstation zu errichten. Ein schöner Hügel wurde abgeholzt und gereinigt, ein kleiner Sockel aufgeführt, eine Hütte gekauft und darauf gesetzt. In derselben wohnt jetzt ein Lehrer. Man hofft, bald eine Europäerwohnung hinzubauen zu können und so eine Station zu bekommen, „die verhältnismäßig gesünder gelegen zugleich die Mission dem Stamm der Bakwiri näher rückt, als der halbausländische Küstenort Viktoria." Die erste Station im Inland soll Mangamba, im Gebiet des Aboflusses, werden, wo „sich das 1886 auf merkwürdige Weise entstandene christliche Leben erfreulich weiterentwickelt hat." Der daselbst arbeitende Lehrer Koto sandte stets guten Bericht und bat immer wieder, die Missionare möchten selbst kommen, denn das ganze Land verlange nach dem Wort Gottes. Als sich die günstigen Erwartungen bestätigten, und man an den Bau eines Hauses gieng, „war Freude darüber im ganzen Oberlande." Die Leute erklärten den Missionaren, sie

dürfen nicht mehr fort, sie müssen ihnen helfen und sie wollen thun, was sie können, damit sie nicht mehr fortgehen. Der Zulauf der Leute ist denn auch fortwährend groß. „Mehrere Häuptlinge besuchen den Gottesdienst fleißig und König Koto hat, seitdem wir in Mangamba sind, noch in keinem Gottesdienst gefehlt.“ „Kürzlich durften wir wieder drei Häuptlinge und einen alten Mann durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufnehmen. Andere stehen noch im Unterricht.“ Die Station, mitten im Urwald drin, ist so günstig als möglich gelegen. Mangamba mit dem sich dran anschließenden Bonaquasi dürfte allein mindestens 10,000 Einwohner zählen. Von dem Hügel, auf dem das Missionshaus steht, kann man das Oberland nach allen Richtungen überblicken. In einem Umkreis von 10 bis 12 Stunden Durchmesser soll eine bedeutende Anzahl größerer Dörfer liegen und der Wurifluß, in welchen der Abo mündet, bietet günstige Gelegenheit, nach Osten ins Innere vorzudringen. Die Abosprache ist vom Dualla sehr verschieden. Da aber die Duallahändler das Oberland fleißig durchstreifen und die Leute ein Interesse daran haben, mit denselben verkehren zu können, so versteht ein guter Teil der Bevölkerung Dualla. Der Lehrer Koto wählte dasselbe ganz von selbst als Predigt- und Schulsprache. — Um dem Mangel an eingeborenen Gehilfen abzuhelfen, wurde 1. Januar 1889 in Bethel eine kleine Lehrer- und Katechistenschule gegründet, die neun Schüler zählt. Bis jetzt sind zehn Eingeborene verwendet. Seit dem Beginn der Mission sind 12 Missionare ausgezogen, vier (vgl. Missions-Magazin 1889, S. 350) sind gestorben, acht stehen in Arbeit, drei sind jüngst draußen angekommen. (Jahresbericht 1889. Bericht von Missionar Autenrieth.)

In dem südlich von Kamerun sich an der Küste hin erstreckenden Teil des deutschen Schutzgebiets, dem Batangaland, hatten die amerikanischen Presbyterianer bis jetzt nur eine Außenstation ihrer 25 Stunden südlicher gelegenen Hauptstation Benita. Die Arbeit des eingeborenen Pfarrers trug aber reiche Frucht (75 Getaufte und 154 Taufbewerber), und es erschien als unabweisliches Bedürfnis, daß ein amerikanischer Missionar hingesandt werde, um den richtigen Fortgang des Werkes unter der sehr dichten Bevölkerung zu sichern. Die deutschen Behörden in Berlin und Kamerun, mit denen sich der Board ins Benehmen setzte, versprachen volle Bewegungsfreiheit. Der Unterricht in der Landessprache solle in keiner Weise beschränkt werden, nur wenn eine fremde Sprache gelehrt werde, müsse es die deutsche sein. Der Board beschloß hierauf, zunächst wenigstens für eine Hauptstation in dem deutschen Gebiet einen passenden Platz auszusuchen, der sobald als möglich besetzt werden würde. Am liebsten zögen sich die Presbyterianer ganz von ihren südlichen Stationen am Gabun (Baraka) und Ogowe (Kangwe, Talaguga) zurück, um ihre Kräfte auf Benita, — über das sich Frankreich und Spanien noch nicht

geeinigt haben, so daß noch niemand in der Lage ist, den Missionaren Zumutungen zu stellen —, und auf die nördlichen Gebiete zu konzentrieren; aber die Pariser Gesellschaft, die, wie bekannt, in Baraka und Kangwe drei französische Lehrer und einen Hilfsprediger stehen hat, ist zunächst nicht gesonnen, die ganze Last zu übernehmen. Sie hat sich vielmehr entschieden, statt „ihre Thätigkeit auf die der amerikanischen Mission am Ogowe zu pfropfen, ein ganz neues Werk an den Ufern des Kongo zu unternehmen" und hat schon zwei Missionare ausgesandt, die derzeit ihre praktische Vorbereitung in der Ogowemission erhalten. (Church at h. and a. V, 533 ff. Journal des M. E. 1889, 11. 104. 224. 343.)

Im Thal des Kongo war bis vor kurzem die Station der amerikanischen Baptisten Equator die am weitesten ins Innere vorgeschobene feste Niederlassung von Weißen. Die Handelshäuser haben jetzt aber die Mission überflügelt. Sie haben, unbekümmert um die Prophezeihung, daß es mit dem Handel des oberen Kongo nichts sein werde ohne eine Bahn nach Stanleypool, ihre Dampfer an Ort und Stelle gebracht und Stationen angelegt, die neueste liegt schon 1700 Km. von der See entfernt. In Brüssel hat sich eine neue Handelsgesellschaft für den Ober-Kongo gebildet, die von der Sandford Exploring-Expedition ihre Häuser in Matadi, Manjanga, Kinhassa, Equator und Bangala am Kongo, Luebo am Kassai übernommen hat, und drei ihrer Dampfer vermitteln schon den Verkehr auf dem mittleren Kongo, während zwei weitere am Stanley Pool zusammengesetzt werden. Der Verkehr mit der Küste ist so kostspielig, daß die Missionsgesellschaften schon darum allen Grund haben, langsamer vorzugehen. Im Jahresbericht der Baptist Union heißt es denn auch, das Komitee habe sich nicht berechtigt gefühlt, die Mission am Oberlauf weiter auszudehnen, so sehr es sein Wunsch gewesen wäre. Dagegen hat die „Kongo Balolomission" des Herrn Guineß und seiner Frau April 1889 unter Führung von Rev. McKittrick 5 Missionare und 2 Frauen nebst einem eingeborenen Kongo ausgesandt, um unter den Balolo noch über die Station Equator hinaus zu missionieren. (Baptist Miss. Magazine 1889, 145. 294.) Die Baptisten hoffen, wenn die Verbindungen besser geworden sind, nachzukommen. Eine bedeutende Verkehrserleichterung ist es schon, daß die Seeschiffe nun bis Matadi fahren, während sie bisher in Banana oder dem etwa halbwegs von den Jellalafällen gelegenen Boma die nach Matadi bestimmten Waren auf kleinere Boote umladen mußten. Der Oberpilot des Freistaats hat eine nirgends unter 20 M. tiefe Fahrbahn bis zu den Fällen festgestellt, auf der gewöhnliche Seeschiffe trotz der stellenweise starken Strömung hinaufkommen können. (a. a. O. 387. L'Afrique 1889, 16. 235).) Matadi ist die Kopfstation der künftigen Eisenbahn, deren Vermessung vollendet ist und

eine Bahnlänge von 426 Km. bis Kinhassa am Stanleypool ergeben hat. Eine erste Abteilung von 10 Ingenieuren ist schon an Ort und Stelle. Man zweifelt nicht, daß man Arbeitskräfte genug zur Verfügung haben werde. Dem Freistaat hat es für seine Unternehmungen bis jetzt nicht daran gefehlt. Kru und Vey von Liberia, Haussa, Loango und andere Stämme haben ihm stets reichlich Leute geliefert; als vorzügliche Erdarbeiter haben sich besonders die Bangala seines eigenen Gebiets bewährt. „Die natürliche Gewinnsucht der Eingeborenen wird sie sicher in Masse herbeilocken, ihre Dienste denen anzubieten, die sie gut bezahlen." (L'Afrique 1889, 169. 200. 329. B. Magazine 328.) Die Kosten der Anlage und vorläufigen Verzinsung des Kapitals sind auf 25 Millionen Franken veranschlagt, für den Betrieb auf 1,200,000 Fr. Ein Syndikat von Kapitalisten hat die ersten 15 Millionen gezeichnet. In vier Jahren soll der Bau fertig sein. Um die Rentabilität der Bahn sorgt man sich nicht. Da sie den einzigen Exportweg für ein reiches Land mit schiffbaren Wasserstraßen von 12,000 Km. und einer Bevölkerung, die man auf 39 Millionen schätzt, bildet, so glaubt man, könne es ihr an Fracht nicht fehlen. Die Kosten derselben — bis jetzt von Matadi zum Stanleypool für die Tonne (20 Zentner) 400 Mark — könne die Gesellschaft bedeutend reduzieren und doch noch mit großem Gewinn arbeiten. (L'Afrique 234. B. Magazine 328.) Die Beziehungen zu den Arabern am obern Kongo sollen eine Zeitlang sehr gespannt gewesen sein. Tippo Tip habe gegen die Beamten des Staats eine drohende Haltung eingenommen, weil man ihm die versprochenen Waffen nicht geliefert habe. Nach den neuesten offiziellen Nachrichten ist aber alles wieder in bestem Frieden. Es waren namentlich die militärischen Maßregeln des Staats, welche Tippo Tip fürchten ließen, man wolle den Vertrag mit ihm nicht halten. Am Aruwimi soll ein befestigtes Lager mit 600 Mann und Artillerie, sowie einem armierten Dampfer gebildet werden, ein zweites für den Süden am Sankurugebirge. Der Staat hat acht Kompanien Reguläre in Bmna, Lukungu, Leopoldville, Sankuru, Bangala, am Einfluß des Aruwimi und an den Stanleyfällen. Dazu kommen noch stehende eingeborene Milizen. (L'Afrique 169. 294.)

Ueber die Bewohner des Landes zwischen Stanleypool und Matadi schreibt Miss. Bentley (Miss. Herald 1889, 19ff. 50. 358): Das ganze Land ist von Händeln, Gewaltthätigkeiten, Unrecht, Grausamkeit, Niederträchtigkeit, Aberglauben, Mord und aller erdenklichen Schlechtigkeit zerrissen. Jede Stadt liegt mit ihren Nachbarn ringsum im Krieg. Er wird nur eingestellt, wenn das Gras zu hoch ist. In dieser Zeit sitzen sie dann in ihren Städten und fangen, wen sie von ihren Feinden erwischen können, um ihn gleich an die guten Freunde in einer andern Stadt zu verkaufen. Wenn die trockene Jahreszeit kommt und das Gras abgebrannt wird, das Risiko auf den kahlen

Hügeln dann nicht mehr so groß ist, geht das Fechten an. Oft zeigt man einem Plätze: „Hier kämpfen wir mit den — Leuten. Wir auf offenem Feld, sie in dem Wald dort. Die Weiber stehen zur Seite und reichen den durstigen Kriegern Wasser.“ „Ja, wir kämpfen auch mit den —, manchmal auch mit den Leuten aus der oberen Stadt; aber mit diesen werden wir nachher immer wieder gut; zwischen den andern Städten hört der Krieg nicht auf.“ Sie erzählen einem herzzerreißende Geschichten von Schurkerei und unerträglichem Unrecht, das ihnen ihre Feinde zugefügt. Eine halbe Stunde später kommt man zu den Schurken und unterhält sich ganz gemütlich mit ihnen. Man wagt ihnen vorzuschlagen, sie sollen doch das unsinnige Kriegführen aufgeben und Friede machen. Da erzählen sie aber solch greuliche Geschichten von fortgesetzter Schurkerei ihrer Gegner, daß man sich nicht mehr wundert, wenn sie Rache suchen. Das Unrecht, das die Leute selbst gethan, vergessen sie vollständig. Sie fühlen sich mit ihrem Rachedurst daher im vollsten Recht, während ihnen vielleicht in der That nicht halb soviel vergolten worden ist, als sie verdient hätten. Die Missionare werden auf ihren Predigtreisen meist gut aufgenommen. Als Miss. Bentley es unternahm, von Wathen statt über Underhill direkt nach San Salvador zu gelangen — er machte den Weg in acht Tagen, der Hälfte der Zeit, die man auf der seitherigen Route brauchte — wurde ihm nur in dem 20 Stunden südlich gelegenen Ntombe (an der künftigen Eisenbahnlinie) das Nachtquartier in der Stadt verwehrt. Auf dem Weg von Kongo di Lemba (etwas östlich von Matadi) nach Banza Manteke fand Missionar France die Leute sehr widerwillig, an manchen Orten ließen sie ihn nicht einmal abkochen. Sie gaben ihm zu verstehen, sie haben es unter einander ausgemacht, das Evangelium nicht anzunehmen. (B. Magazine 1889, 410.) Das zahlreichste und bedeutendste Volk an der ersten Hälfte des Flusses zwischen Stanleypool und Stanleyfalls sind die B a b a n g i. Sie sind noch nicht sehr lange von dem Gebiet der nördlichen Zuflüsse an die Ufer des Hauptflusses gewandert, ihre Sprache ist aber schon auf eine Strecke von 200 Stunden allgemeine Verkehrssprache geworden. Wo es ihnen irgend möglich war, haben sie die ursprünglichen Einwohner von dem Flußhandel abgeschnitten und sich als Zwischenhändler eingedrängt. Der Handel hat aber sehr demoralisierend auf sie gewirkt, das nachwachsende Geschlecht soll schon recht heruntergekommen sein. Einen viel besseren Eindruck machen den Missionaren die B a n u n u — zwischen einer ihrer Städte Moie und der Babangistadt Bolobo haben die englischen Baptisten auf einem von beiden Seiten beanspruchten Stück Land die neue Station „Bolobo“ errichtet, — sie werden als fleißige, energische Leute geschildert, die gern weite Reisen machen, bessere Häuser bauen u. dgl. Aber auch sie sind unglaublich grausam und blutdürstig. Als die Missionare einmal von einer Reise zurückkehrten,

sahen sie am Eingang in die Stadt einen Leichnam an einem Baum hängen. Sie hörten, einige Tage vorher habe ein Häuptlingsrat gewisse Gesetze aufgestellt über die Bestrafung von Körperverletzungen, die Preise von Sklaven und Speisen („wo Blut fließe, müsse Strafe gezahlt werden; ein Sklave vom unteren Fluß solle 500 Kupferstängchen (je 21 Zoll lang und $^1/_7$ Zoll dick), einer vom oberen das doppelte kosten, für ein Stängchen solle man 2 Pfund Kassadahpudding erhalten"); um die Abmachung zu besiegeln, haben sie dann mit einander einen Sklaven gekauft, ihn auf der Stelle getötet und dann aufgehängt als Zeichen und Zeugnis dieser Festsetzungen. Ein anderer sehr zahlreicher Stamm dieser Gegend sind die Batende, sie sind die ursprünglichen Bewohner des Landes, wurden aber von den Babangi mehr ins Innere gedrängt. Den Weißen zeigen sie sich — wie die Missionare glauben, von den Babangi aufgehetzt — sehr abgeneigt. (Miss. Herald 48 ff. 179 f.) Die Zahl der Gemeindeglieder ist bei den amerikanischen Baptisten seit dem letzten Jahresbericht von 246 auf 290 gestiegen. Mukimika, Leopoldville und Equator haben noch keine Getaufte. In Banza Manteke sind seither 49 weitere Glieder der Gemeinde einverleibt worden. Die junge Gemeinde ist im letzten Jahr sowohl durch Verfolgung als durch Krankheit und Tod geprüft worden. Zwanzig getaufte Gemeindeglieder starben. Eine Pockenepidemie raffte auch von den Heiden viele weg. Man warf die Schuld auf die Christen, die ihre Götzen verbrannt haben, und manche ließen sich durch die Furcht teils vor den Minkisi (Götzen), teils vor den Heiden von der Taufe zurückhalten. Es geschah aber auch manches, worin die Christen ein Zeichen der göttlichen Wunderhilfe sehen konnten und „sie faßen wieder Mut." Zwei der in Leopoldsville stationierten Missionare haben den Ort verlassen, um sich auf die Einladung eines Babangihäuptlings über dem Pool in Tschumbiri niederzulassen. Dr. Sims setzt das Werk allein unter den Batele fort; er hat den zweiten Teil seines Lexikons und eine Uebersetzung des Evangeliums Johannis ins Kiteke vollendet. Den Brief an die Kolosser und den 1. Johannis hat Miss. Fredriksen ins Palabala übertragen. (B. Magazine 1887, 295 ff. 347. 410.)

Die englische Baptistenmission hat kleine Gemeinden in San Salvador (22) und in Wathen (7). Sie hat wieder zwei Arbeiter (Slade und Silvey) durch den Tod verloren. (Miss. Herald 1889, 87. 182 ff. 250.)

Die Mission des Bischof Taylor in Angola zählt auf ihren 6 Stationen, Loanda, Dondo, Nhanguepopo, Pungo, Andongo, Malanga 19 Personen. Nach der von dem Bischof gegründeten Zeitschrift »The African News« steht es ganz vortrefflich. Die Missionare sind „mehr als selbstunterhaltend." Ihre Erfolge sind „merkwürdig". „Indem unsere Brüder sechs Tage der Woche mit den Leuten geschäftlich verkehren, lernen sie die Landessprache schneller

und genauer, als wenn sie in Bibliotheken eingeschlossen wären. Sie reden den Leuten von Morgen bis Abend von Jesus und diese hören aufmerksam zu und wiederholen mit großer Genauigkeit alles was sie vernommen." Miss. Chatelaine hat eine Grammatik des Kimbundu verfaßt und das Evangelium Johannis übersetzt. (African News 1889, 396. 419, 447.)

In Benguela hat sich Miss. Currie (American Board) auf der neuen Station Tschisambe (Olimbunda) heimisch gemacht und namentlich schon eine große ärztliche Praxis erworben. (Herald 1889, 66. 192. 288. 368.) In Bailundu wurde einer der zwei jungen Diakonen (vgl. vorjähr. Rundschau) von der Gemeinde zum Pfarrer gewählt. Der Missionar fand aber doch für gut, ihm das Amt vorläufig nicht ganz zu übertragen, z. B. den Sonntagvormittag-Gottesdienst sich vorzubehalten. Er glaubt, die Gemeinde brauche noch lange eine Unterweisung, die der neue Pfarrer zu geben nicht imstande sei. (a. a. O. 192. 243.) Die Entdeckung einer besseren Art von Kautschuk, die an der Küste sehr gut bezahlt wird, hat einen für die Mission sehr unbequemen Mangel an Arbeitern zur Folge. Als der schottische Missionar Arnot den Weg nach Garenganze (28° ö. v. Gr. 10,5° s. Br.) Anfang August von Benguela aus antreten wollte, bekam er nirgends Träger. Erst am 7. September konnte er aufbrechen. In Benguela starb am 4. Mai 1889 der Missionsarzt Webster. (a. a. O. 350. 368.) L.

b) Neuestes und Vermischtes.*)

(Aus Ostafrika) bringt ein Brief, welchen der mit Stanley und Emin Pascha nach der Küste zurückkehrende katholische Missionar P. August Schynse aus Bukumbi (Ukumbi) am Südende des Viktoria Njanza unter dem 14. August v. J. geschrieben hat und der in der Köln. Volkszeitung veröffentlicht ist, wichtige Nachrichten. Darnach wäre in Uganda eine neue Umwälzung erfolgt. Der vertriebene König Mwanga, der sich drei Monate in Bukumbi aufhielt, soll von den Waganda eingeladen worden sein, zurückzukehren. Kalema, der von den Arabern eingesetzte König, habe nämlich ein solches Schreckensregiment geführt (er habe u. a. seine sämtlichen Geschwister verbrannt), daß das ganze Volk sich von ihm abgewandt habe. Mwanga habe dem Rufe im Verein mit sämtlichen Christen Folge geleistet, die Araber in mehreren Treffen geschlagen und die Hauptstadt belagert. Bereits sei Kalema nach Norden geflüchtet, das Land seinem Bruder Mwanga überlassend. Dieser habe durch seinen Aufenthalt bei den (katholischen) Missionaren sehr gewonnen. „Er erklärte freimütig,

*) Geschrieben Anfang Dezember.

seine Grausamkeit sei durch Vorurteile und schlechte Ratgeber veranlaßt worden. Seine treuesten Diener seien die Christen und sein Land stehe den Weißen offen. Wir könnten wählen im ganzen Lande, wo wir uns niederlassen wollten." P. Schynse schließt diese Mitteilung mit den Worten: „Uganda befreit sich aus den Händen des Islam und öffnet sich den Europäern." Es bleibt abzuwarten, wie weit sich dies bestätigt. Die neuesten Missionszeitschriften bringen darüber noch nichts.

(Eine Hiobspost aus Neuguinea.) Nach der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung (die neuesten Nummern des »Chronicle«, die Authentisches bringen müßten, sind uns noch nicht zugekommen) ist der Missionar Savage der Londoner Gesellschaft im britischen Teil von Neuguinea samt den unter ihm stehenden eingeborenen Lehrern und der Mannschaft des Missionsbootes „Mary" von den Eingeborenen ermordet worden. Ueber Savage s. die Rundschau, Abtlg. „Südsee" des vor. Jahrgangs, S. 339 ff. Er war auf der Insel Murray stationiert, wo sich auch ein Seminar für eingeborene Prediger befindet, das nun ebenfalls vernichtet scheint. Mit dem Missionsboot hatte er zum Zweck seiner Missionsreisen den Fluß Fly befahren. Er soll erst 35 Jahre alt und seit 1885 auf Neuguinea thätig gewesen sein. Als die Mörder werden Angehörige des Stammes Togari vermutet, der wegen seines Kannibalismus der Schrecken der übrigen Stämme an der Küste sei.

(Die Stellung der Deutschen Reichsregierung zur Mission in den Schutzgebieten) ist in der Budgetkommission des Reichstags vom Unterstaatssekretär Grafen Berchem dahin präzisiert worden, daß dieselbe den verschiedenen Konfessionen Gleichberechtigung gewähre, jedoch darauf halte, daß die Missionsthätigkeit von deutschen Missionaren ausgeübt werde und daß die katholischen Missionen ausschließlich der Leitung deutscher kirchlicher Autoritäten unterstellt werden. Letzteres scheint nicht so schlimm gemeint zu sein; denn als im Reichstag selbst (Sitzung vom 22. Nov.) Windhorst darauf hinwies, daß das ganze katholische Missionswesen unter der Leitung der Propaganda in Rom stehe, erklärte der Staatsminister Graf Bismarck nach den stenographischen Berichten: „daß die ganze Mission in den Händen der Propaganda ist, das ist, glaube ich, eine Sache, über die wir nicht zweierlei Meinung sein können; sie ist ein Weltunternehmen und deshalb wird sie so bleiben müssen." Im übrigen bestätigte er, daß auch die Orden (einschl. die Jesuiten) in den deutschen Schutzgebieten zugelassen werden, „sobald sie sich darum bewerben," — übrigens nicht, ohne speziell mit Bezug auf Kamerun eine Klausel anzufügen: „Die Sachlage in Ostafrika ist eine befriedigende; wenn eine ähnliche unter denselben Bedingungen, wie dort, in Kamerun eintreten sollte, so besteht kein Zweifel, daß die Orden auch in Westafrika zugelassen würden."

(Das russische Missionsverbot), durch welches der evangelischen Kirche in Rußland, übrigens mit Ausnahme Finnlands, jegliche Missionsthätigkeit und alles Sammeln von Beiträgen für die Mission untersagt wird (vgl. Miss.-Mag. 1889, 503), macht sich wohl für keine Mission so fühlbar, als für die Leipziger, mit welcher die lutherische Kirche Rußlands seit etwa vierzig Jahren aufs innigste verbunden ist. Bis zum Jahr 1872 haben die Beiträge aus Rußland den fünften Teil der Gesamteinnahmen der Leipziger Gesellschaft betragen und nur durch das Sinken des russischen Geldes im Wert ist dies Verhältnis seitdem ein anderes geworden. Aber noch im letzten Jahre sind nicht weniger als 37,000 Mk. aus Rußland eingegangen und wiederholt hat die dortige lutherische Kirche unter allen zur Leipziger Mission steuernden Kirchengemeinschaften die erste Stelle eingenommen. Der sächsische Hauptmissionsverein hat sich daher zunächst an alle Geistlichen der Landeskirche, dann aber auch an weitere lutherische Kreise gewandt, daß sie mitwirken, den großen Ausfall zu decken. — In Rußland selbst hat das Verbot ebenfalls eine Wirkung geübt und zwar eine ganz überraschende. Leute, die sich früher nie um die Mission gekümmert, zeigen plötzlich Interesse für dieselbe und gerade jetzt fangen die Gaben reichlich zu fließen an. In einer baltischen Stadt giengen kürzlich einem Prediger von einem Ungenannten 500 Rubel für die Mission zu. Es ist zu wünschen, daß hiebei nicht bloß der Reiz des Verbotenen und die Oppositionslust mitwirkt, sondern daß viele durch das Verbot erst an ihre Pflicht der Mission gegenüber gemahnt worden sind.

(Hamburgs Wareneinfuhr in Westafrika.) Im Hamburger Correspondent findet sich (4. Oktober 1889) eine interessante Notiz über die Ausfuhr Hamburgs nach Westafrika. In den letzten 10 Jahren hat die Ausfuhr nach dieser Region um mehr als das Doppelte zugenommen. „Was die einzelnen Ausfuhrartikel betrifft, so bilden nach wie vor Spirituosen den bei weitem größten Teil der Ausfuhr nach Westafrika: Es betrug die Ausfuhr an Rum, Sprit und Genever:

1878 159,582 Doppelzentner,
1888 331,298 Doppelzentner."

Solche Zahlen sprechen deutlich und machen es überaus wünschbar, daß die kürzlich im Reichstag angenommene Untersuchung im Sinne der Beschränkung, bezw. Unterdrückung dieses schmählichen Handels nicht allzulange hingezogen werde. Neben jenen 331,298 Doppelzentnern Alkohol gehen zum Glück doch auch 238,500 Doppelzentner anderer Artikel (hoffentlich nicht nur Pulver und Gewehre!) nach Westafrika, ein Beweis, daß Deutschland den Alkohol gar wohl fahren lassen und sich auf nützlichen Handel verlegen kann. Einer Ausdehnung ist auch dieser wohl fähig; schon jetzt kommt diese Ausfuhr anderer Artikel der Gesamtausfuhr Hamburgs nach China gleich!

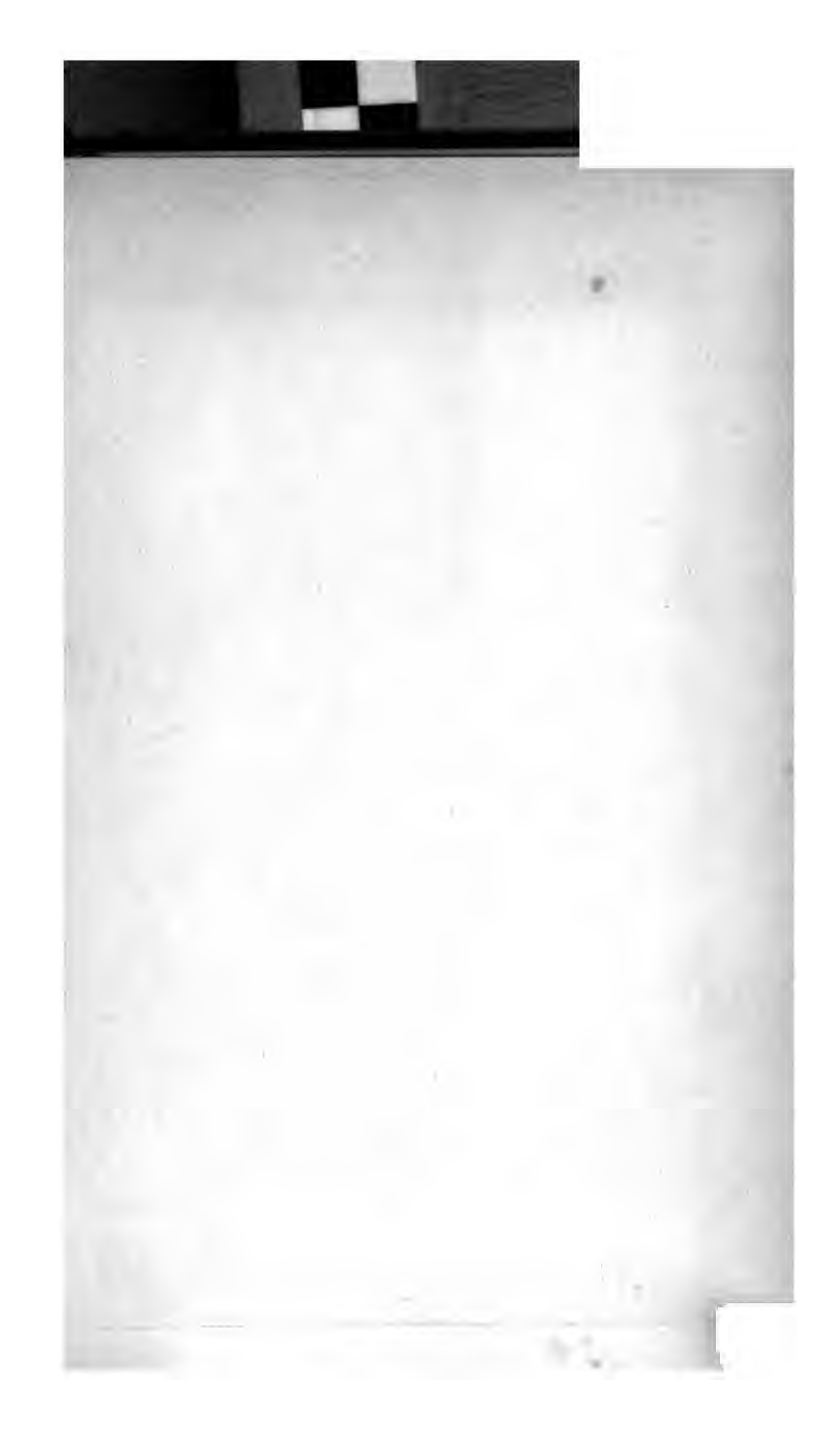
(Ein religionsgeschichtliches Museum) großartigen Umfangs, das Museum Guimet, ist am 20. Nov. v. J. in Gegenwart des Präsidenten der Republik eingeweiht worden. Dasselbe enthält unter anderm eine wertvolle Sammlung asiatischer Götzenbilder und sonst eine Menge auf die fremden Religionen bezügliche Gegenstände. Ursprünglich in Lyon errichtet, wurde es von dort nach Paris übergesiedelt, wo es nun ein neues Gebäude an der Place d'Jéna erhalten hat.

H. C.

(Todesfälle.) Am 21. Juni v. J. starb (nach dem Calwer Missionsbl.) als Deckpassagier auf einem Dampfschiff zwischen Schangai und Tientsin der unabhängige amerikanische Missionar J. Croffett. Derselbe hatte wie der ärmste Chinese gelebt und sich jede Bequemlichkeit versagt. Die Heiden nannten ihn den „christlichen Buddha" und auch weltliche Europäer in China haben einen tiefen Eindruck von seiner Selbstlosigkeit empfangen.

Am 29. Mai v. J. verschied in Cleveland, Nordamerika, nach mehr als 60jährigem Dienst „Vater Orwig," ein Prediger der sog. „Evangelischen Gemeinschaft," der verdient, auch an dieser Stelle genannt zu werden. Im Jahr 1837 kaufte der spätere Bischof Seybert mehrere Jahrgänge des Basler Evang. Missions-Magazins und schenkte sie der Bibliothek des Verlagsgeschäfts seiner Gemeinschaft. Hier fanden diese Bände einen fleißigen Leser an dem damaligen Herausgeber des „Christlichen Botschafters," W. Orwig. Ja, das Lesen des Magazins erfüllte sein Herz mit dem brennenden Verlangen, auch seinerseits etwas für die Mission zu thun. Er trug die Sache etlichen seiner Mitbrüder vor und veröffentlichte in der letzten Nummer des Botschafters für 1837 eine Art Aufruf mit der Ueberschrift: „Gottes Werk soll man herrlich preisen," und bald darauf einen Artikel: „Die Christen und die Heiden." Am 4. April 1838 schlug er in einer Predigerkonferenz die Gründung einer eigenen Missionsgesellschaft vor, welche auch sofort unter dem Namen „Di Deutsche Evangelische Missionsgesellschaft von Nordamerika" ins Leben trat. Orwig selbst wurde zum Präsidenten gewählt. Am 1. Mär 1839 wurde sie umgestaltet zur „Missionsgesellschaft der Evangelischen Gemeinschaft von Nordamerika," welche bis auf den heutigen Tag das amtliche Organ ist, durch welches die Gemeinschaft ihre Mis- sionsthätigkeit ausübt. Ihr erster Präsident war J. Seybert, ih erster Sekretär und zugleich ihr freigebigster Unterstützer und eifrigster Beförderer war „Vater Orwig."

(Nach dem „Missionary Messenger" mitgeteilt von J. Hesse.)





Zeltlager in Ugogo (Ostafrika) unter einem Baobabbaum.

Bilder aus dem Leben der Chinesen.

(Schluß)

4. Krankheit und Sterben eines Kindes.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Kinderpflege in China, speziell im Hakkaland, näher kennen zu lernen, der muß sich wundern, daß dort die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren keine größere ist. Es erklärt sich dies zum Teil wohl aus dem Umstand, daß das Chinesenkind vom Tage der Geburt an fast unausgesetzt in der freien Luft lebt. Die Chinesin, so stolz und besorgt sie die Entwicklung ihres Kindes überwacht, weiß nichts von der übertriebenen Aengstlichkeit vieler ihrer europäischen Schwestern, die so oft den Grund zu Verweichlichung und Schwäche legt und nicht selten den mannigfachsten Leiden einen empfänglichen Boden bereitet. Einzig darauf bedacht, Kopf und Rumpf warm zu halten, läßt sie dem Kinde die freie, durch keine Wickelbänder u. dgl. gehemmte Bewegung der Glieder. Was die Ernährung anbelangt, so ist es ganz erstaunlich, was alles dem kleinen Magen zugemutet wird. Gleich am ersten Lebenstage wird als Ersatz für die noch fehlende Muttermilch ein steifer Reismehlkleister, mit Rohzucker gekocht, gegeben; und kaum ist das Kind einige Wochen alt, so bekommt es bereits Thee und zwar ohne jegliche Zuthat. Nach Vollendung des ersten Lebensjahres nimmt es an den Mahlzeiten der Erwachsenen teil und vermag bald die beiden Eßstäbchen zu handhaben.

Die bekannten Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach u. s. w., kommen auch in China vor; gegen die Pocken sucht man die Kinder auch hier durch Impfung zu schützen, was aber natürlich nicht so allgemein wie in Europa durchgeführt ist. Andere Krankheiten gehen auf die herrschende Unreinlichkeit oder auf den unvermittelten Wechsel der Witterung zurück. Die Chinesen freilich sind gleich be-

reit, bei dem geringsten Unwohlsein, namentlich eines einzigen Kindes und vollends eines einzigen Söhnleins, an übernatürliche böse Beeinflussung zu denken. Um so gut als möglich dem Neid der böswilligen Dämonenwelt auszuweichen, sucht man die letztere durch falsche Benennung des Kindes irre zu führen oder durch verächtliche Namen ihre Aufmerksamkeit von demselben abzulenken. Da wird denn der Sohn etwa „Töchterchen" gerufen, als ob er ein Mädchen wäre; dort heißt man ihn gar „Hund" und der künftige Erbe großer Güter muß sich „Heimatloser" nennen lassen. Wie erschrickt das junge Weib, wenn man ihr ahnungslos sein Wohlgefallen an dem „drallen Jungen", an dem „prächtigen Kinde" ausdrückt. „Wehe, die feindlich lauernden Mächte habens gehört; mein Kind ist begehrenswert; das nimmt kein gutes Ende!"

Der äußeren Schutzmittel gegen Unfall, Krankheit und Tod der Kinder haben die Chinesen eine ganze Zahl. Jene Gaben vor allem, welche die Verwandten dem Neugeborenen bringen, sollen wesentlich auch diesem Zwecke dienen. Die Kindermütze: sie trägt auf dem Stirnschild die Messingfigürchen von acht Halbgöttern (von fabelhaften Wesen, welche vor 9—1200 Jahren gelebt haben und ohne Tod ins Jenseits eingegangen sein sollen). Ein Kind, das eine solche Mütze trägt, ist in den Schutz dieser Halbgötter gestellt und hat Aussicht, an der Unsterblichkeit derselben teil zu nehmen. Der Halsring und das Armband: sie sind mit einem silbernen Anhängeschloß versehen; das soll bedeuten, daß das Kind, welches dieselben trägt, hinter Verschluß und somit wohlverwahrt ist. Bei den ärmeren Klassen thut denselben Dienst eine rote Schnur um Fuß und Handgelenk.

Wenn nun aber trotz diesen und andern Schutzmitteln ein Kind krank wird, so sucht man Hilfe zunächst in allerlei Hausmitteln, die freilich zum Teil sehr roher Natur sind. Wird es doch als ein wirksames Mittel betrachtet, wenn man das Kind zwischen den Augen, am Halse, auf Brust, Leib und Rücken mit den Fingerknöcheln kneift, bis die Haut rot unterlaufen ist, oder daß man mit einem glatten Gegenstand den Rücken so lange reibt, bis er blutrünstig wird. Das soll den Schröpfkopf und den Senfteig ersetzen. Bringen diese Hausmittel keine Besserung, so versucht man es mit einem Arzt, woran in China durchaus kein Mangel ist; das Land läuft vielmehr voll

von Aerzten — doch frage niemand, von was für Aerzten. Auch das Mutterherz giebt sich mit der Behandlung durch den Arzt nicht zufrieden, aber weniger, weil es dessen Ignoranz durchschaute, als weil es die Krankheit mehr übernatürlichen Ursachen zuschreibt und dementsprechend anderweitige Hilfe sucht.

Da läßt ein von Haus zu Haus seinen Unterhalt suchender Lebensrechner und Wahrsager draußen im Hofe seine Reklameglocke ertönen. Der Mann kommt wie gerufen: vielleicht weiß er Rat und die Unkosten sind ja ganz unbedeutend. Noch ehe man ihn rufen kann, tritt er auch schon herein. Es ist kein Blinder, wie sonst die meisten Wahrsager in China. Gut scheint sein Geschäft nicht zu gehen, nach der abgetragenen, die Blöße nur notdürftig deckenden Kleidung zu schließen. Immerhin trägt er den langen Rock und das giebt ihm in Verbindung mit der großen Hornbrille, mit welcher er seine verschmitzten Augen bewaffnet hat, ein ganz respektables Aussehen. Schreibzeug, Kalender und Jahrestabelle — die Werkzeuge seiner Kunst — trägt er bei sich. Wer in letztere einigermaßen einen Einblick gewinnen will, der darf es sich nicht verdrießen lassen, das abstruse System, worauf sich diese Kunst des Lebensrechners aufbaut, etwas näher zu betrachten.

Alles Geschehen, Werden und Vergehen in der Welt vollzieht sich darnach im Rahmen eines Cyklus von 60 Doppelzeichen, in welchen sich das Zusammenwirken von Himmel und Erde ausspricht. Jedes dieser Doppelzeichen setzt sich nämlich aus zwei ursprünglichen Zeichen zusammen, wovon das eine den Himmel, das dominierende Element, das andere die Erde, das beeinflußte Element, bezeichnet („Himmelsstämme“, „Erdenzweige“). Der ersteren sind es 10, der letzteren 12 verschiedene. Indem von jenen das 1. sich mit dem 1., 11., 9., 7., 5. und 3. von diesen, sodann das 2. mit dem 2., 12., 10., 8., 6. und 4. von den letzteren und so jedes weitere der 10 Stammzeichen mit 6 der 12 Zweigzeichen verbindet, entsteht eben der Cyklus von 60 Doppelzeichen. Nach diesen werden nun die Jahre, Monate, Tage und Stunden benannt und es soll damit das Verhältnis angedeutet sein, in welchem Himmel und Erde in einer bestimmten Stunde eines bestimmten Tages, Monats, Jahres zu einander stehen. Die 10 Himmelszeichen teilen sich nämlich wieder in 5 Klassen (zu je 2), von denen jede eine Himmelsgegend (bezw. die Mitte) und das Vorherrschen der 5 Elemente bezeichnet, aus welchen sich die Welt zusammensetzt. Dem 1. und 2. entspricht der Osten und das Holz, dem 3. und 4. der Süden und das Feuer, dem 5. und 6. die Mitte und die Erde, dem 7. und 8. der Westen und das Metall, dem 9. und 10. der Norden und das Wasser. Diese Elemente halten einander, entweder in friedlicher Ergänzung oder in feindlichem Gegensatz, in

bestimmten Schranken und erhalten damit das Weltall im Gleichgewicht. Das Element Metall verträgt sich beispielsweise mit Wasser und Erde, steht aber im Gegensatz zu Holz und Feuer. Außerdem ist noch zu bemerken, daß von den 10 Himmelszeichen 5 (das 1., 3., 5., 7., 9.) dem männlichen, die 5 andern dem weiblichen Prinzip angehören. Auf Grund dieses Systems geht der Lebensrechner nun mit Hilfe seines Kalenders und seiner Jahrestabelle folgendermaßen zu Werke.

Er fragt zunächst nach dem Jahr, dem Monat, dem Tag und der Stunde, wann der Vater, die Mutter und das kranke Kind geboren wurden. Für jede Jahres-, Tages-, Monats- und Stundenangabe sucht er sodann im Kalender und in der Jahrestabelle die betreffenden Namen und notiert sie auf ein Blatt Papier. So bekommt er für jede der drei Personen acht Namen oder ebenso viele Doppelzeichen, in denen bald das eine, bald das andere der fünf Elemente und der zwei Prinzipien vorherrscht. Nun vergleicht er die zweimal acht Zeichen der Eltern mit den acht des Kindes, und findet er, daß Elemente und Prinzipien sich gleichmäßig verteilen, so schließt er, das Verbleiben des Kindes im Elternhause habe keine nachteiligen Folgen für das erstere. Ergiebt sich aber das Ueberwiegen des einen oder anderen Elements, so erteilt er den Rat, das Kind zu verkaufen und zwar an solche Eltern, deren Zeichen in Verbindung mit denen des Kindes bessere Auspizien geben. Je nach dem Vorherrschen des männlichen oder weiblichen Prinzips rät er, eine Frau zu suchen, die unter diesem oder jenem Zeichen geboren ist. Sodann unterzieht er die acht Zeichen des Kindes für sich einer Prüfung, und findet sich dabei z. B., daß darin das Element Metall vorherrscht, so muß das Kind einen Namen bekommen, der es unter den Einfluß eines dem Metall feindlichen Elementes bringt. Dasselbe wird also von jetzt an A-muk, „der Hölzerne“, oder A-fo, „der Feurige“, genannt. Endlich eruiert er aus seinem Kalender (aus Mondstellung u. s. f.), ob die Ursache der Krankheit dämonischen Einflüssen und welchen sie zuzuschreiben sei und rät eventuell, diesem oder jenem Götzen ein Gelübde zu thun.

So beraten, schöpfen die armen Eltern neuen Mut; neue Hoffnung knüpft sich an die Namensänderung, an die Wirkung des Gelübdes und die andern Maßregeln. Tritt aber die Besserung nicht ein, so ist die Trostlosigkeit nur um so größer und zu neuen, verzweifelten Mitteln nimmt sie ihre Zuflucht.

Vielleicht hat nämlich die Seele des Kindes in ihrer bisherigen Behausung sich nicht wohlgefühlt und irrt nun umher. So schreitet die Großmutter oder auch die Mutter zum Seelenrufen, tschau fun oder ham kyang genannt. Da steht die Alte bei eingebrochener Abenddämmerung vor der Hausthüre oder an einem Wege, schwenkt ein Kleidungsstück ihres Enkelchens über einem Feuer, klagt hinaus in die dunkle Nacht und giebt die lockendsten Versprechungen: „zu warmem Thee und dampfendem Reis komm heim!“ Und dann wieder nennt sie den Namen des Kindes mit dem langgezogenen Ruf: a pho ham ngi tschon o! hau tschon o! „Die Großmutter ruft dich: komm heim! o komm doch heim!“ Hat sich das Kind die Krankheit dadurch zugezogen, daß es ins Wasser gefallen ist und sich erkältet hat, so begiebt sich die Frau mit einem Rechen an das Wasser und recht das Wasser mit der einen Hand gegen das Ufer her, während sie mit der andern ein Kleidungsstück des erkrankten Lieblings über das Wasser schwenkt und dabei läßt sie wieder ihren klagenden Lockruf ertönen. — Eine eigene Gestalt nimmt diese seltsame Vorstellung von der Abwesenheit der Seele vom kranken Körper dann an, wenn es sich um ganz kleine Kinder handelt. Man denkt sich dann nämlich, daß die Seele in ein anderes, noch gar nicht geborenes Lebewesen gefahren sei. Um sie von da zurückzurufen, bezahlt man eine Beschwörerin. Diese zeichnet auf einen Zettel allerlei zauberhafte Figuren und Zeichen und legt auf eine bestimmte Stelle derselben ein hartgesottenes Ei. Dann spaltet sie dasselbe, indem sie ihre Beschwörungsformeln murmelt, mit schneller Handbewegung so geschickt, daß der Dotter unversehrt herausfällt. Das soll das Freiwerden der Seele kraft ihrer Zaubersprüche andeuten. Man nennt diese Handlung pho thoi. Sie wird nur einmal vorgenommen, während das oben geschilderte Heimlocken sich alle Abende beliebig oft wiederholen kann.

Aber vielleicht ists, daß das kranke Kind von einem Dämon besessen ist. Sollen doch nach chinesischer Anschauung die fünf Hauptorgane des menschlichen Körpers, die den fünf Elementen entsprechen, von Dämonen und zwar jedes von dem dem betreffenden Element feindlichen Dämon beeinflußt werden; so das Herz (entsprechend dem roten Element Feuer) vom schwarzen Dämon der Erde, die Lungen (entspr. dem weißen Element Wasser) vom roten Dämon

des Feuers, die Leber (entspr. dem grünen Element Holz) vom weißen Dämon des Wassers, die Nieren (entspr. dem gelben Element Metall) vom grünen Dämon des Holzes, der Magen (entspr. dem schwarzen Element der Erde) vom gelben Dämon des Metalls. Diese Dämonen zum Weichen zu bringen, giebt es zwei Wege, den Weg der gütlichen Ueberredung und den der gewaltsamen Vertreibung. In Opfern und Gebeten, die im Krankenzimmer vom Taoistenpriester dargebracht werden, besteht die erstere. Die andere Art ist komplizierter. Da wird ein Teufel durch einen andern, stärkeren ausgetrieben. In seinem langen roten Priestergewand erscheint der Taoistenpriester, jedoch nur in ganz dringlichen Fällen bei Tag, sonst erst nach Einbruch der Dunkelheit. In der Halle des Hauses hängt er ein mitgebrachtes, auf Papier gemaltes Götzenbild auf; vor diesem wird ein Opfertisch aufgestellt mit einer Schüssel Reis, darin ein geschnitzter Götze steckt, der wieder ein kleineres Reismaß, sowie brennende Lichter vor sich hat. Davor verrichtet erst stehend, dann knieend der Priester seine Banngebete. Dann läßt er sich von seinem Gehilfen eine Posaune reichen, und auf- und niedergehend vor dem Opfertisch, entlockt er dem Blasinstrument Mark und Bein erschütternde Töne; dieselben zu einer gräßlichen Musik verstärkend, bearbeitet der Gehilfe bald kräftig, bald weniger kräftig eine kleine Gong. Der Zweck ist, den bösen Geist zu schrecken und zu verjagen. In der That, das Mittel mag probat sein, selbst Dämonen zu vertreiben; ob aber unter dem Höllenlärm nicht auch gar leicht die Seele des kranken Kindes entflieht oder dieses nicht wenigstens dem Tode näher gebracht wird, diese Frage scheint ganz und gar nicht erwogen zu werden.

Mit dem Tode der Eltern fängt in China die Verpflichtung der Kinder erst recht an; mit dem Tode des Kindes erlischt dagegen gemeiniglich sofort jegliche Verpflichtung der Eltern. Stirbt ein Kind unter zehn Jahren, so hält man es, mit seltenen Ausnahmen, nicht einmal eines Sarges wert. In einer dürftig zusammengenagelten Lade läßt man es von zwei gedungenen Männern hinaus auf den Berg tragen und dort vergraben. Von Leichenbegleitung, Opferfeierlichkeiten u. dgl., wie sie bei Erwachsenen vorkommen, ist keine Rede, und es ist dem Europäer ganz unbegreiflich, wie gefühllos in solchen Fällen namentlich das männliche Geschlecht

sein kann. Die Mutter freilich weint dem geschiedenen Liebling oft lange nach und geht wohl auch zur sen pho, zur „Halbgottfrau", um das **tote Kind zu befragen.** Sie möchte wissen, wie es dem Kinde geht, und etwa auch, warum es gestorben; vielleicht auch läßt sich für das Kind irgend etwas thun oder es lassen sich aus den zu erwartenden Aufschlüssen wertvolle Winke für die Ueberlebenden entnehmen. Wie einst zu Endor, so giebts auch in China für solche Fälle „Hexen", welche die Vermittlerinnen machen. Ein bestimmtes Maß Reis und etwas Geld (in Tschong-lok nur 9 Käsch) bildet die stehende Taxe, wofür sie den Geist des Kindes beschwören. Auf einem zwei Fuß hohen Tischchen steht ein Mäßlein mit Reis, in welchen drei brennende Weihrauchstäbchen gesteckt sind, daneben eine Schale mit reinem Wasser. Nachdem etwas Opferpapier in Flammen aufgegangen ist, beugt sich die Beschwörerin über das Wasser und stiert hinein, ihre Formeln murmelnd. Nach einer Weile giebt sie zu verstehen, daß sie jemand sehe. „Wen siehst du?" „Ich sehe ein Kind; es ist ein Knabe, so und so groß; er trägt die und die Kleider, den und den Schmuck; ist dies dein Kind?" Die Mutter, erblassend vor Ueberraschung, bejaht die Frage. Da sinkt die „Halbgottfrau" plötzlich in sich zusammen, läßt möglichst effektvoll ihren Kopf auf den Tisch fallen, als wäre sie plötzlich von einer fremden Gewalt ergriffen worden, und ruft dann, die Stimme eines Kindes annehmend: „Mutter! Mutter!" „Mein Sohn!" ruft die Mutter ergriffen und die Unterhaltung beginnt. „In welchem Zustande befindest du dich?" „Der Urgroßvater hat mich aufgenommen." Das ist eine günstige Antwort. „Warum bist du gestorben?" „So war es bestimmt." Auch das ist eine beruhigende Antwort und in dieser befriedigenden Weise kann es weiter gehen. Oft lauten die Antworten aber auch ganz anders. Die Beschwörerin steht oft mit den Geomanten und Priestern in Verbindung und da arbeitet das eine dem andern in die Hände. Darum wird die Frage nach der Todesursache oft auch dahin beantwortet: Das Fung schui trage die Schuld und in betreff des Zustands wird oft die Auskunft: „Ich bin gefangen," „ich bin arm," „ich muß schwer arbeiten." Im ersteren Fall bekommt der **Geomant** etwas zu verdienen; denn die Mutter ruht nicht, bis der Kompaßträger herausgefunden hat, wo in dem Fung schui nicht alles in erwünschtem Stande ist. Im andern Fall

müssen Opfergelder verbrannt werden, damit sie sich in Münze der Unterwelt verwandeln und dem Kinde dort sein Auskommen verschaffen — und diese Operation kommt wieder dem Priester zu gut.

Es ist ein Stück von der Nacht des Heidentums, das uns in diesem, wie in den meisten der gegebenen Bilder aus dem chinesischen Leben entgegentritt; es ist der Zustand derer, die keinen Leitstern im Leben, keinen Trost und Halt im Leiden, und im Tode keine Hoffnung haben. Aber schon hat es auch dort an manchen vereinzelten Orten zu tagen begonnen; möge es immer mehr von diesem Lande heißen dürfen: Das Volk, so im Finstern wandert, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es helle. (Jesaj. 9, 2.)

Die Entstehung der verschiedenen Missionsgesellschaften und ihre eigentümlichen Merkmale.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung)

B. Die Missionsgesellschaften des europäischen Festlandes vom Ende des 18. Jahrhunderts bis auf unsre Zeit.*)

1. Die deutschen Missionen.

a) Jänikes Missionsschule.

Wir haben (Miss.-Mag. 1889, S. 357 ff.) gesehen, wie in Deutschland das Interesse für die Bekehrung der Heiden schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erwacht ist mit jener religiösen Bewegung, welche man die pietistische nennt. Das von August Hermann Francke mit so großem Glaubensmut ge-

*) Für neue Leser des Miss.-Magazins bemerken wir, daß unter A. im vorigen Jahrgang die britischen und amerikanischen Missionen ebenso, wie hier zunächst die deutschen, dargestellt worden sind. Da dieselben mit denen des europäischen Festlandes weiter nicht zusammenhängen, so kann das Folgende auch als Ganzes für sich betrachtet werden. (Die Red.)

gründete Waisenhaus in Halle war der Mittelpunkt für allerlei Bestrebungen zur Förderung des Reiches Gottes. Von dort aus bekam die dänische Mission ihre Arbeiter für Ostindien. Bald darauf wurde die Brüdergemeinde gegründet und breitete sogleich ihre Netze weit aus bis zu den ungebildetsten, verkommensten Heidenvölkern. Deutschland war keine Kolonialmacht; aber dadurch, daß die Brüdergemeinde auch in Dänemark, in den Niederlanden und in England ihre Anhänger gewann, wurde es möglich, in den Kolonien dieser Länder deutsche Missionare zu stationieren, und ein Missionsschiff der Brüdergemeinde vermittelte schon im achtzehnten Jahrhundert den Verkehr mit der einsamen Küste von Labrador. Die von Halle ausgegangenen Missionare fanden auch in England ein reges Interesse für ihre Arbeit und wurden namentlich von der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis (Miss.-Mag. 1889, S. 358) mit Beiträgen unterstützt. So lieferte Deutschland eine ganze Reihe von tüchtigen Missionaren, ehe außer der Brüdergemeinde eine eigentlich deutsche Missionsgesellschaft bestand, ja ehe von England eine größere Anzahl von Arbeitern unter die Heiden gegangen war. Diese Abhängigkeit vom Ausland in Bezug auf die Aussendung behielt die deutsche Missionsarbeit bis in unser Jahrhundert herein. Aber der Missionseifer erlahmte, als zu Ende des 18. Jahrhunderts in Halle der Rationalismus an die Stelle des Pietismus getreten war. Doch das Licht sollte nicht ganz erlöschen.

Wie die Prophetengestalten eines Elia und Elisa in der Finsternis, in welcher sie lebten, in der Zeit des Abfalls vom lebendigen Gott, desto heller leuchteten, so treten auch in der Zeit eines geistlosen Rationalismus, der namentlich das östliche Deutschland beherrschte, und eines schwächlichen Supranaturalismus, einzelne geistgesalbte Gottesmänner desto mächtiger hervor. Sie haben auch den weiten Blick in die Entwicklung des Reiches Gottes aus der heiligen Schrift geschöpft und sind dadurch neben der Brüdergemeinde die Bahnbrecher der neueren Mission unter den Heiden geworden.

Unter den letzten Halle'schen Missionaren war Joseph Daniel Jänike, der Sohn eines frommen Webers, der um seines evangelischen Glaubens willen sein Vaterland Böhmen verlassen und in Berlin eine neue Heimat gefunden hatte. Der Missionar Jänike war 1788 nach Ostindien ausgesandt worden, hatte eine Zeit lang

mit Schwarz in Tandschaur gearbeitet und dann in Palamkotta, wo er 1800 starb. In demselben Jahr gründete sein Bruder Johannes Jänike, Pastor an der böhmischen Gemeinde in Berlin, mit dem frommen Baron von Schirnding, Oberforstmeister in Dobrilugk, eine Missionsschule. Johannes Jänike (geb. 1748) war als Weberlehrling in Schlesien durch einen böhmischen Prediger Pokorny zu neuem Leben aus Gott erweckt worden. Pokorny bildete ihn zum Schullehrer aus. Aber Jänikes Streben ging weiter. Als böhmischer Schullehrer in Dresden brachte er es durch Privatstudien so weit, daß er 26 Jahre alt im Jahre 1774 die Universität Leipzig beziehen und 1779 einem Ruf als Prediger der böhmischen Gemeinde Berlin-Rixdorf Folge leisten konnte. Verachtet und verspottet von der großen Menge sammelte der demütige Mann um seine Kanzel die heilsbegierigen Seelen, die im alten Evangelium Stärkung suchten und fanden, und trieb daneben in jenen schweren Zeiten noch allerlei Werke der Liebe. Der Baron von Schirnding hatte schon viele Erbauungsschriften in verschiedenen Sprachen verbreitet. Da erwachte in ihm der Trieb, zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden auch etwas beizutragen. Er korrespondierte darüber mit Jänike, und nachdem sie darüber eins geworden waren im Gebet, sandte ihnen der Herr im Jahr 1800 die ersten 7 Jünglinge zu, welche sich zum Dienste unter den Heiden meldeten. Jänike unterrichtete sie und ließ sie unterrichten in den Realien und in der englischen Sprache; dann folgten die lateinische und die Grundsprachen der hl. Schrift; späterhin erhielten sie Anleitung in der biblischen Dogmatik und im Predigtausarbeiten, in der Musik und im Zeichnen. Sie bekamen freien Unterricht und Kost und wöchentlich jeder zwei Thaler zur Befriedigung der nötigen Bedürfnisse. Jedoch nach zehn Monaten schien das Unternehmen zu scheitern. Hr. v. Schirnding hatte so große Verluste, daß er seine Beiträge zurückziehen mußte. Aber Jänike verzagte nicht. Er sagte: „Wenn ein Werk von Gott ist, wenn es des dreieinigen Gottes Ehre, nämlich das Heil der armen Seelen gilt, da hat ja unser Erbarmer noch nie in seinem Regimente etwas versehen." Freunde aus Ostfriesland nahmen sich des Werkes an; in Berlin ging ein frommer Schneider Böttcher mit einer Büchse herum und sammelte; aus verschiedenen Städten Deutschlands kamen Beiträge; die Englisch-kirchliche Missionsgesell-

schaft, der es noch an einheimischen Kräften fehlte, übernahm nicht nur seine Zöglinge zur Aussendung, sondern erstattete auch ihre Ausbildungskosten. So durfte der Glaubensmann keinen Mangel leiden.

Es waren gewöhnlich nicht mehr als 10 Zöglinge. Zu ihrem Unterricht hatte Jänike einige christlich gesinnte freiwillige Mitarbeiter, darunter auch den jungen Tholuck, der in Baron v. Kottwitz seinen geistlichen Vater verehrte. Es mochten wohl in der Bildung der Zöglinge manche Lücken sich finden; aber es war eine Schule, die wir mit den alttestamentlichen Prophetenschulen werden vergleichen können. Die jungen Leute schlossen sich an den Gottesmann an, wurden ergriffen von dem Geist, der ihn beseelte, und trugen denselben hinaus in die Heidenwelt. An eine selbstständige Aussendung dachte Jänike niemals. Er übergab seine Zöglinge an englische und holländische Missionsgesellschaften, und eine schöne Anzahl von tüchtigen Missionaren ist aus seiner Schule hervorgegangen. Wir nennen nur Rhenius und Schreyvogel in Ostindien, Renner, Nyländer und Butscher in Sierra Leone, Schmelen und Pakalt in Südafrika, Riedel auf Celebes, Gützlaff in China.

Jänike war Lutheraner, aber er betonte die konfessionellen Unterschiede nicht, welche überhaupt in damaliger Zeit sehr zurückgetreten waren. Er schärfte es seinen Zöglingen ein, daß die Bibel ihnen genüge. Sie sollen diesen Schatz den Heiden bringen und sie in den Stand setzen, daraus so viel als möglich zu schöpfen. Zu Jänikes Missionsschule gehörte so sehr seine Persönlichkeit, daß sie nach seinem Tode (1827) verfiel und aufgehoben werden mußte, denn sein Schwiegersohn Rückert war nicht der Mann, sie fortzuführen.

b) Die Basler Mission.

Das Halle'sche Waisenhaus, die Brüdergemeinde und Jänikes Missionsschule hatten ihren Sitz im nordöstlichen Deutschland, und doch war im Süden und Westen, wie auch in der Schweiz und im Elsaß, vielleicht mehr christliches Leben zu finden, die Kirche weniger vom Rationalismus verwüstet, als im Reiche Friedrichs des Großen und seiner Nachbarn. Es kamen zwar auch Süddeutsche in Jänikes Schule (Schreyvogel war aus Lindau, Renner aus Württemberg, Butscher ein Konvertit aus Ueberlingen); aber bei den damaligen Verkehrsverhältnissen und der Abgeschlossenheit der verschiedenen Lan-

deskirchen war doch eine regere Gemeinschaft mit einem solchen Missionsherd schwieriger. Ueberdies sah man voraus, daß Jänikes Anstalt mit seinem Tod sich auflösen werde; in Halle war der Missionseifer erlahmt, die Brüdergemeinde hatte bei aller Weitherzigkeit der brüderlichen Liebe doch ihre besondere Form und Gebräuche, in die nicht jedermann sich finden konnte. Viele gläubige Christen hätten doch gerne in den Formen ihrer Landeskirche das Evangelium den Heiden gebracht.

In Württemberg hatte seit Joh. Albr. Bengels Zeiten ein selbständiger Pietismus, der an wissenschaftlicher Gründlichkeit, biblischem Gehalt und volkstümlicher Mannigfaltigkeit den Halle'schen übertraf, auch das Interesse für die Heidenmission geweckt. Schon 1715 war eine Kollekte für die Dänisch-Halle'sche Mission veranstaltet und hiefür eine von dem Hofprediger Samuel Urlsperger verfaßte „Kurze historische Nachricht von dem Missions- und Bekehrungswerk auf der Küste Koromandel bei den malabarischen Heiden samt der Erinnerung zu einer christlichen Beisteuer" *) auf allen württembergischen Kanzeln verlesen worden, und Ziegenbalg bedauerte, daß er während seines Erholungsurlaubes nicht auch Württemberg hatte besuchen können, weil von dort her durch Vermittlung der Kirchenbehörde selbst die Mission so freundlich unterstützt worden war. Aber es kamen hundert Jahre lang nur wenige Württemberger zur direkten Arbeit in der Mission. Bengels Polemik gegen Zinzendorf mochte manche von der Brüdergemeinde ferne halten. Erst in der Basler Mission sollten die Württemberger den Boden finden, wo sie nach ihrer kirchlichen Eigentümlichkeit den Heiden predigen konnten.

Wir haben bis jetzt von Württemberg, nicht von Basel gesprochen; denn wiewohl Basel diese Mission freundlich beherbergt und treulich unterstützt, trägt sie doch ohne besondere Verabredung von Anfang an bis auf den heutigen Tag das Gepräge der württembergisch-lutherischen Kirche und des württembergischen Pietismus, weil Lehrer und Schüler vorherrschend Württemberger waren.

Wie in England zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums aus der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis hervorgewachsen ist (Miss.-

*) Die Ansprache ist vollständig abgedruckt Miss.-Mag. 1857, S. 24 ff.

Magazin 1885, S. 358), welche gegenüber der deistischen Aufklärung die Anhänger eines lebendigen, in Gottes Wort gegründeten Glaubens einander näher bringen wollte, so ist auch die Basler Mission hervorgewachsen aus einer Gesellschaft, welche zunächst in der Heimat den alten Glauben gegenüber dem eingedrungenen Unglauben aufrecht erhalten wollte. August Urlsperger, Senior in Augsburg, Sohn des vorhin genannten württembergischen Hofpredigers, war weit herumgereist, um die deutschen Christen zu einer Gesellschaft zu verbinden, welche gegenüber dem herrschenden Rationalismus nicht eine tote Orthodoxie, sondern ein lebendiges, in Gottes Wort gegründetes Christentum aufrecht erhalten wollte, einen Glauben, der in der Liebe thätig wäre. Erst in der Schweizerstadt Basel hatte er offene Herzen und Hände für diesen Plan gefunden und 1780 die Deutsche Christentumsgesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit gegründet. Der Unterschied zwischen Lutherisch und Reformiert trat zurück gegenüber dem gemeinsamen Feind, und eine freie Vereinigung von Männern, die von Herzen glaubten, schien besser zum Ziel zu führen, als offizielle Maßregeln gegen den Rationalismus, wie z. B. das Wöllnersche Religionsedikt in Preußen (1788).

In den Kreisen der Deutschen Christentumsgesellschaft wurden die Nachrichten von der Entstehung der großen englischen Missionsgesellschaften mit Freuden aufgenommen. Sie dienten zur Stärkung des Glaubens, daß die vielgeschmähte orthodox-pietistische Richtung doch noch lebensfähig sei; sie ermutigten, aus der Defensive herauszutreten und in der fernen Heidenwelt auf neue Eroberungen für das Reich Jesu Christi auszugehen. In der Deutschen Christentumsgesellschaft hatten bereits Württemberger und Basler zusammengearbeitet. Die drei Sekretäre Friedr. Steinkopf, Chr. Gottlieb Blumhardt und Chr. Friedr. Spittler waren Württemberger.

Spittler darf als der eigentliche Gründer der Basler Mission betrachtet werden.*) Er hatte nur ein Missonsseminar nach

---

*) Wir verweisen für die Einzelheiten auf das schöne Büchlein von Dr. Ostertag: Entstehungsgeschichte der evang. Missionsgesellschaft zu Basel. Basel 1865. Verlag des Missionshauses. Broch. Mk. 1.

dem Vorbild von Jänikes Anstalt im Auge. In seiner Eingabe an die Basler Regierung vom 18. Juli 1815 verspricht er „ein Missionsinstitut, worin anerkannt rechtschaffene und religiös denkende junge Männer jeder Konfession und jedes Standes zweckmäßigen Unterricht in fremden Sprachen und reiner Bibellehre erhalten könnten, um nach einigen Jahren als brauchbare Missionare zu der zahllosen Menge von Heiden in fremde Weltteile zu reisen und ihnen nach dem Befehl Christi Matth. 28, 19 das seligmachende Evangelium zu verkündigen." Nach erfolgter Genehmigung durch die Basler Regierung brachte es Steinkopf, der inzwischen Prediger an der Savoykirche in London geworden war und das englische Missionswesen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, bei einem Besuch in Basel dahin, daß die Anstalt nicht bloß in Spittlers Hände gelegt wurde, sondern daß sich ein Komitee bildete, welches unter dem Vorsitz des Pfarrers von Brunn zu St. Martin in Basel den 20. September 1815 die erste Sitzung hielt. Der Plan fand in der vor kurzem während der Belagerung von Hüningen schwer geängstigten und nun gnädig erretteten Stadt Basel vielen Beifall. Auch sonst in Deutschland und der Schweiz atmete man wieder auf nach den Befreiungskriegen, und manche Christen wollten dem Herrn ein Dankopfer darbringen. Den 26. August 1816 konnte die Missionsschule in Basel unter dem hiefür wieder aus Württemberg berufenen Inspektor C. G. Blumhardt eröffnet werden.

Spittler war kein Freund von Prinzipien und Statuten und von großer Gelehrsamkeit. Er wollte auch keine lange Lehrzeit für die Missionare. Wer von der Liebe Christi gedrungen war, sollte so bald als möglich ausziehen unter die Heiden und womöglich von seiner Hände Arbeit sich ernähren wie der Apostel Paulus. In brüderlicher Liebe, möglichst familiär sollte alles behandelt werden in der Mission. Allein wenn Basel seine Missionare nicht selbst aussandte, mußte es in Bezug auf ihre Ausbildung Rücksicht nehmen auf die Wünsche der Gesellschaften, an welche sie zur Aussendung abgegeben wurden. So konnten Spittlers Wünsche nicht erfüllt werden, was ihm später Veranlassung gab, die Pilgermission auf St. Chrischona zu gründen, die sich aber im Lauf der Zeit auf innere Mission beschränken mußte. In die Dienste der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft sind nach und nach 88 Basler Zöglinge über-

gegangen. Sie mußten noch zwei Jahre in dem Seminar zu Islington zubringen, bis sie von den englischen Bischöfen zum Priesteramt geweiht wurden.

Blumhardt gründete schon zur Zeit der Entstehung des Missionshauses unsre Missionszeitschrift, das Missons-Magazin, welches die Nachrichten von der gesamten evangelischen Missionsthätigkeit in deutscher Sprache verbreiten sollte, wie das Evangelical Magazine die Arbeiten der Londoner Missionsgesellschaft den englischen Christen berichtete.

Obgleich Blumhardt die Mission nur als eine Arbeit der Stillen im Lande betrachtete und keine größeren Kreise für dieses Werk zu gewinnen suchte, sondern zunächst die in der Deutschen Christentumsgesellschaft vereinigten Gläubigen als seine Missionsgemeinde ansah, so gingen doch seine Gedanken bald über die Missionsschule hinaus auf eine selbständig aussendende Missionsgesellschaft. Er trat schon im Jahresbericht von 1820 mit einem originellen, wohldurchdachten Missionsplan hervor, der sich in folgende Sätze zusammenfassen läßt:

„Die Engländer als seefahrende Nation missionieren zunächst in den Küstenländern der fremden Weltteile. Allein es giebt auch im Innern der Kontinente noch große Völkerschaften, zu welchen noch kein Lichtstrahl des Evangeliums gedrungen ist. Wir christliche Kontinentalbewohner sind vorzugsweise verpflichtet, das Missionswerk im Innern der Kontinente zu treiben. In Südrußland sind zahlreiche deutsche und schweizerische Kolonien angesiedelt. Wie der Apostel Paulus die jüdische Diaspora zum Ausgangspunkt seiner Arbeit in den Heidenländern gemacht hat, so sollten auch die deutschen Missionare von diesen deutschen Kolonien zu den Muhamedanern und Heiden ausgehen." — „Jeder Seehafen des Schwarzen Meeres," heißt es in jenem Jahresbericht, „führt in wenigen Tagreisen an die Grenzen von Persien hinab, nach Georgien hinüber und mitten in das große Ländergebiet der ottomanischen Pforte bis vor die Thore der Hauptstadt hinein. Von hier aus liegen Aegypten, Abessinien und die Uferländer des nördlichen Afrikas nicht zu ferne, als daß sie nicht leicht und gefahrlos erreicht, und wieder, sobald es nötig ist, verlassen werden könnten. Zunächst aber sollten auch die morgenländischen Kirchen neu belebt werden durch Verbreitung

der Bibel, damit durch sie der Weg zu den Muhamedanern gebahnt werde."

Also einen deutsch-nationalen Charakter sollte dieses kontinentale Missionswerk tragen. So wenig Blumhardt und seine Freunde Politiker waren und in die Oeffentlichkeit traten, so sehen wir doch, wie schon damals die besondere Aufgabe der einzelnen Nationen für eine einzelne Arbeit im Reich Gottes selbst die Gemüter von Stillen im Lande beschäftigte. Den deutsch-nationalen Charakter wollte Blumhardt auch dadurch herstellen, daß er die verschiedenen Missionsvereine, welche sich nach und nach in Deutschland und der Schweiz gebildet hatten, zu vereinigen suchte zu einer allgemeinen deutschen oder deutsch-schweizerischen Missionsgesellschaft. Mit Dr. Steinkopf bereiste er deshalb 1820 die deutschen Städte, in welchen Missionsvereine entstanden waren, um sie zu dieser deutschen Missionsgesellschaft zu verbinden und fand meistens freudige Zustimmung. Doch der Dresdener Verein wollte die Missionsleitung haben, so daß Basel nur die Missionsschule behielte. Auch Bremen ging nicht ganz auf die Basler Vorschläge ein, das Rheinland behielt seine Selbständigkeit, und schließlich blieb das Projekt einer allgemeinen deutschen Missionsgesellschaft, wie später im Jahr 1848 die politische Einigung Deutschlands durch eine Reichsverfassung, auf dem Papier. Es entstanden die verschiedenen deutschen Missionsgesellschaften, die wir nachher besprechen werden.

Auch der schöne Plan einer Bekehrung des ganzen Morgenlandes vom Schwarzen Meer bis nach Abessinien und von Persien bis Nordafrika kam nicht zur Ausführung. In jugendlicher Begeisterung hatte man vieles vorgenommen; aber nirgends war eigentlich die Thür offen in diesen Ländern. Die russische Regierung erlaubte wohl die Errichtung von Missionskolonien, aber das Privilegium der griechischen Kirche zur Aufnahme von Andersgläubigen wurde nicht aufgehoben, und so treffliche Arbeiter auch ausgesandt wurden, — wir erinnern nur an Zaremba, Dittrich und Pfander, — so war doch ihre Arbeit allenthalben gehemmt, bis sie 1835 durch einen Ukas des Kaisers Nikolaus verboten wurde.*)

---

*) Ueber die einzige Frucht dieser Arbeit siehe Eppler, Geschichte der Gründung der armenisch-evangelischen Gemeinde in Schamachi. Basel 1873.

So wurde auch Basel auf überseeische Missionen geführt, da für kontinentale die Thür verschlossen war. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die einzelnen Arbeitsfelder eingehen wollten, auf die westafrikanische Thränensaat, den Versuch auf Liberia, die Mission auf der Goldküste, die nach zehnjähriger Arbeit ebenfalls beinahe aufgegeben worden wäre, aber 1842 mit neuer Freudigkeit übernommen wurde und nach schweren Opfern schöne Früchte brachte, auf das 1834 begonnene und immer weiter sich ausdehnende Werk in Ostindien mit seinem langsamen, aber stetigen Fortschritt, auf die seit 1846 bestehende reich gesegnete Mission in China und auf die neueste Kamerunmission. Wir verweisen dafür unsre Leser auf die Jahresberichte und auf das spezielle Organ der Basler Gesellschaft, den „Heidenboten".

Das Missionskomitee ergänzt sich selbst, unabhängig von den Hilfsvereinen, und besteht nur aus Männern, welche in Basel wohnen. Die Inspektoren Blumhardt (1816—38), W. Hoffmann (1839—50) und Josenhans (1849—79) haben dabei ihre Missionsgrundsätze sehr selbständig durchführen dürfen.

Für Handelsunternehmungen innerhalb des Basler Missionsgebiets auf der Goldküste und in Ostindien besteht seit 1861 eine Missions-Handlungsgesellschaft, eine Aktiengesellschaft, welche Kaufleute in diese Länder schickt und sie den Missionaren in der äußeren Ausstattung und in der Forderung einer christlichen Gesinnung gleichstellt, auch ihnen den Titel von Missionaren giebt. Der Gewinn der Handelsgesellschaft von einem bestimmten Prozentsatz an fällt der Missionskasse zu. Die Industriewerkstätten, welche in Ostindien und Afrika anfangs auf Kosten der Missionskasse gegründet wurden, sind in neuerer Zeit ebenfalls von der Handelsgesellschaft übernommen worden.

Die konfessionelle Stellung der Basler Mission wird häufig von Lutheranern aus dem östlichen Deutschland nicht richtig verstanden. Die lutherische Kirche hat in den verschiedenen deutschen Ländern seit der Reformation ein sehr verschiedenes Gepräge angenommen. Als im 16. Jahrhundert von Wittenberg und von Zürich die reformatorische Bewegung ausging, gab es ein Gebiet, wo der Wellenschlag von beiden Seiten zusammentraf. Das waren die oberdeutschen Reichsstädte: Straßburg, Reutlingen, Ulm, Augsburg u. s. f.

Sie suchten in der Reformationszeit zwischen lutherischer und reformierter Lehre zu vermitteln, und wenn auch die lutherische Lehre schließlich den Sieg gewann, so näherte sich doch die Kultusform weit mehr der reformierten, nicht nur in diesen Reichsstädten, sondern auch in den angrenzenden Fürstentümern, welche der evangelischen Kirche zufielen. Diese Annäherung an den reformierten Gottesdienst ist nicht ohne Einfluß auf die religiöse Anschauung des Volks geblieben. In Württemberg, Baden, dem Elsaß und der Pfalz ist daher auch ohne Union der Gegensatz von Lutheranern und Reformierten nicht so stark wie in Bayern und im nordöstlichen Deutschland. Immerhin mußte in einem Missionsseminar und bei der Ausarbeitung von Agenden für die Missionskirchen ein Typus den Ausschlag geben. Bei der Basler Mission war es der württembergisch-lutherische, in welchem die Lehrer und die meisten Zöglinge aufgewachsen waren, in welchen auch die Schweizer und die Zöglinge aus andern Ländern während des sechsjährigen Aufenthalts im Missionshaus einigermaßen sich eingelebt haben. Es sind dabei in den Agenden auch einzelne Elemente aus der Brüdergemeinde und aus der englischen Kirche aufgenommen. Es ist nicht die preußische Union oder die Schleiermachersche Vermittlungstheologie die Lehrgrundlage der Basler Mission, wie schon manchmal fälschlich behauptet worden ist, sondern der Bengelsche Pietismus, der an der Autorität der hl. Schrift festhält, aber die konfessionellen Unterschiede nicht besonders betont.

c) Die Rheinische Mission.

Zu denjenigen Gegenden, welche vom Rationalismus nicht so ganz überflutet wurden, und wo lebendiges Christentum bis in unser Jahrhundert herein in vielen Gemeinden sich erhalten hat, gehörten außer dem südwestlichen Deutschland und der Schweiz auch die evangelischen Gemeinden am Niederrhein und in Westfalen. Im jetzigen Regierungsbezirk Düsseldorf hatten die Evangelischen seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts schwere Kämpfe für ihren Glauben bestanden. Nach dem Jülichschen Erbfolgekrieg, der sich in den dreißigjährigen Krieg verlaufen hatte und erst 1651 endigte, waren die Herrschaften Cleve am Rhein, Mark

und Ravensberg in Westfalen an Brandenburg gekommen, dagegen Jülich und Berg, wozu das Wupperthal gehörte, an das katholisch gewordene Pfalz-Neuburg. Gerne hätten diese Pfalzgrafen wie an der Donau so am Niederrhein den Protestantismus ausgerottet, wenn nicht Brandenburg seine starke Hand zum Schutz desselben erhoben hätte. Die alten Kirchen mußten in den Pfalz-Neuburgischen Landesteilen den Katholiken überlassen werden; aber die Mehrzahl der Evangelischen ließ sich deswegen doch nicht zum Katholizismus zurückführen. Sie bauten auf eigene Kosten neue Kirchen und beriefen Prediger. So waren dort die Laien viel selbständiger für ihren Glauben eingetreten als in andern deutschen Landesteilen. Die Kirche mußte ohne Hilfe vom Staat selbständig für ihre Bedürfnisse sorgen. So ist dort die Presbyterial- und Synodalverfassung seit Jahrhunderten eingebürgert zum Segen für die Kirche. Die Gemeinden konnten sich der ungläubigen und ungeistlichen Pfarrer besser erwehren als in andern Ländern, da christliches Leben im Volk sich fand und auch viele Gebildete der evangelischen Kirche nicht entfremdet waren.

Das Interesse für die Mission erwachte in dem industriellen Wupperthal nicht erst, als in Basel ein Missionshaus gegründet war. Von England war die Kunde von dem neu erwachten Eifer für Bekehrung der Heiden zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach dem Niederrhein gekommen. Allerdings standen die Wupperthaler Christen auch mit Basel in Verbindung durch die Deutsche Christentumsgesellschaft. Aber schon 1799 war in Elberfeld im Hause des ehrwürdigen Ball, des Vaters der beiden bekannten Pastoren, ein kleiner Kreis zusammengetreten, meist aus Laien bestehend, um jeden ersten Montag im Monat, an demselben Tag, da auch die englischen Christen sich zu diesem Zweck versammelten (Miss.-Mag. 1889, S. 386), Abends 8 Uhr, für die Mission zu beten, Missionsnachrichten zu lesen, sonst von geistlichen Dingen zu reden und Beiträge zu sammeln. „Es waren jedesmal Festtage, sagte ein Zeuge jener Versammlungen, worauf sich das ganze Haus tagelang rüstete und freute. In jenen Tagen tiefster Erniedrigung und des Umsturzes aller Reiche dieser Welt sammelten sie sich meist trübe und gedrückt um den einfachen Tisch; aber fröhlich und erquickt verließen sie in später Abendstunde das Gemach, denn sie hatten sich

getröstet an dem Reich, dessen Herrlichkeit ihnen aus den großen Thaten Gottes in der Heidenwelt entgegenstrahlte“ (v. Rhoden, Geschichte der Rheinischen Mission, 3. Aufl., S. 3). Dieser erste Elberfelder Missionsverein wollte sein Werk so in der Stille treiben, daß die Mitglieder einander die strengste Verschwiegenheit gelobten und nie mehr als 12 Mitglieder aufgenommen werden sollten. Die Beiträge wurden nach England gesendet, und später ein Teil nach Berlin an Jänike, in dessen Missionsschule auch einige Rheinländer ausgebildet wurden. Die Mitglieder des Missionsvereins verbreiteten auch Bibeln und Traktate, bis 1814 die Bergische Bibelgesellschaft und später die Wupperthaler Traktatgesellschaft entstand.

In Barmen wurde der erste Missionsverein erst 1818 bei einem Besuch des Inspektors Blumhardt von Basel gegründet und konstituierte sich als Hilfsverein für Basel mit der Aufgabe, einen der dortigen Missionszöglinge durch Beiträge zu unterhalten. Die Seele dieses Vereins war Pastor Leipoldt. Die Gaben mehrten sich bald auch aus der Nachbarschaft so sehr, daß drei Basler Zöglinge von Barmen aus unterhalten werden konnten und noch ein Rest in der Kasse blieb, der für die Brüdergemeinde, für die Halle'sche Missionsanstalt und für Jänikes Seminar bestimmt wurde. Schon 1824 wurde das erste Missionsfest gefeiert, damals eine unerhörte Neuerung. Im folgenden Jahre wurde das Barmer Missionsblatt gegründet, das bald große Verbreitung fand. Ja es war in den zwanziger Jahren ein so reges geistliches Leben im Wupperthal, daß sich eine Anzahl von Jünglingen zum Dienst in der Heidenwelt meldeten. Sie hatten dort so viel Segen empfangen, daß sie wünschten, von ihren Predigern für den Missionsdienst unterwiesen zu werden. Diese jungen Prediger waren auch bereit, den Handwerkern, welche den Tag über an ihrer Arbeit gestanden waren, abends noch Unterricht zu geben in Bibelkenntnis, Glaubenslehre, Sprachen und Geschichte. So wurde am 11. Juli 1825 die Barmer Missionsschule eingeweiht. Allein es zeigte sich bald, daß man eine solche Vorbildung für den Missionsberuf nicht als Nebensache treiben konnte. Die Missionsaspiranten wurden daher 1826 in ein Haus vereinigt und der Aufsicht und Leitung des aus der katholischen Kirche übergetretenen Pfarrers Lindl anvertraut.

So entstand hier, wie in Basel, ein Missionsseminar, ohne daß man daran dachte, selbständige Missionen in der Heidenwelt anzufangen. Aber die Frage: Wohin mit den zum Dienst unter den Heiden ausgebildeten Zöglingen? führte auch hier einen Schritt weiter. Neben den beiden Missionsvereinen in Elberfeld und Barmen waren in der Rheinprovinz noch zwei weitere entstanden, in Köln und Wesel, welche für die Ausbildung von Missionszöglingen in Basel die Mittel darreichten. Andere Missionsfreunde in der Rheinprovinz, auch im Ravensbergischen in Westfalen, hatten sich dem Kölner Verein angeschlossen; inzwischen hatten in dem Jahr 1828 die ersten Zöglinge des Barmer Missionshauses ihren Unterrichtskurs vollendet. Der Barmer Missionsverein hatte sich mit dem Elberfelder vereinigt zur Aussendung der vier ersten Missionare. Aber sie wünschten, daß doch alle vier rheinischen Vereine sich hiezu verbinden sollten. So wurden die Statuten der Rheinischen Missionsgesellschaft entworfen und 1829 von der Regierung genehmigt. In demselben Jahr gingen die ersten Sendboten nach Südafrika in Begleitung des Dr. Philip, welcher für die Londoner Mission und für die Befreiung der Hottentottensklaven mit großer Aufopferung gewirkt hatte, und welcher damals auch die ersten Pariser Missionare mitnahm.

Wir haben die rheinische Kirchenverfassung erwähnt, durch welche seit alten Zeiten christlich gesinnten Laien weit mehr Mitwirkung in kirchlichen Dingen gestattet war, als in andern Ländern. Wir müssen das im Auge behalten, wenn wir den Unterschied zwischen der Rheinischen und der Basler Mission verstehen wollen. Die Württemberger sind gewohnt, in kirchlichen Dingen sich regieren zu lassen vom Konsistorium. So ist es ihnen auch nichts Ungewohntes, wenn in der Mission das Missionskomitee in Basel alles dirigiert und die Hilfsvereine nur die Aufgabe haben, das Werk mit treuer Fürbitte zu begleiten, Beiträge zu sammeln, Missionsblätter zu verbreiten, Liebe zu dem Werk zu wecken und Arbeiter für dasselbe zu werben. Dadurch, daß die Basler Komiteemitglieder größtenteils Schweizer sind, hat die Schweiz ihren Anteil an der Leitung des Ganzen. Wenn auch da und dort bei Hilfsvereinen das Verlangen nach einer mehr konstitutionellen Organisation (wenn dieser

Ausdruck erlaubt ist) auftauchte, so mußten sich doch verständige Männer sagen, daß eine solche bei einer über die Schweiz, Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß und Rheinpfalz verbreiteten Missionsgesellschaft nicht wohl möglich ist. Anders lag die Sache am Niederrhein. Dort wollten die an kirchliche Selbständigkeit gewöhnten Hilfsvereine nicht nur Beiträge sammeln und Missionszöglinge werben, sondern auch mitraten bei der Aussendung und bei der Leitung des Werks. So ist es begreiflich, daß sie nicht Hilfsvereine für Basel bleiben wollten, sondern zu einer eigenen Missionsgesellschaft sich vereingten, die mehr konstitutionelles Gepräge hat, und sie hatten die Kräfte zu einer solchen selbständigen Arbeit.

Die Vereine von Köln, Elberfeld und Barmen, zu denen noch Wesel kam, wählten eine Deputation von Mitgliedern der vereinigten Gesellschaften, welche die Geschäfte besorgte und ihren Sitz im Wupperthal hatte. Die sich den Rheinischen Missionsgesellschaften anschließenden Hilfsgesellschaften genießen nach den Statuten mit jenen gleiche Freiheit und Rechte. Die leitende Behörde sollte also nicht wie in Basel ein sich selbst ergänzendes Komitee sein, sondern eine Deputation, zu welcher die verschiedenen Vereine ein Mitglied wählen durften. In den dreißiger Jahren entstand eine Reihe solcher Hilfsgesellschaften in Rheinland und Westfalen. Auch auswärtige Missionsfreunde schlossen sich der Rheinischen Missionsgesellschaft an. Man hielt Generalversammlungen. Aber es war natürlich nicht möglich, daß die entfernteren Vereine so zahlreich vertreten waren wie die näheren. So wurde 1865 statt der Generalversammlungen ein Beirat von Freunden und Mitarbeitern gewählt.

Während die Missionsfreunde selbst auf diese äußere Organisation keinen besonderen Wert legten, wurde die Gesellschaft von den preußischen Juristen in den Jahren nach 1870 genötigt, sich nach der Art der Aktiengesellschaften zu konstituieren. Die Regierung wollte sie nach den einfachen Statuten von 1829 gar nicht mehr als juristische Person anerkennen, die Schenkungen wurden zurückgehalten, die Rheinische Eisenbahn errichtete unmittelbar hinter dem Missionshaus einen hohen Damm und Bahnhof, ohne daß die Auseinandersetzungen über die Entschädigung zum Abschluß kamen. Erst als die neuen Statuten in Kraft getreten waren, konnte das geschehen. In diesen neuen Statuten mußten die Hilfsvereine registriert und alle

sechs Jahre die Durchschnittssumme ihrer Beiträge neu ermittelt werden. Die Generalversammlung mußte wiederhergestellt werden, und diejenigen sechs Vereine, welche die höchsten Beiträge liefern, dürfen nach den Statuten zwei Deputierte in die Generalversammlung wählen, dann folgen 18 Vereine, welche einen zu wählen haben. Die übrigen sind in der Generalversammlung nicht vertreten, und das traf einzelne alte Vereine, die keinen großen Umfang hatten, aber treu zum Werke gestanden waren.

Der Generalversammlung muß alljährlich ein Rechenschaftsbericht erstattet werden. Sie hat die Mitglieder der Deputation zu wählen und hat das Recht, über alle Anordnungen der Deputation Auskunft zu verlangen. Ohne ihre Zustimmung kann die Deputation keine Aenderung vornehmen, weder an dem Besitzstand, noch an den Anstalten, noch an den Arbeitsgebieten der Gesellschaft, und wenn ein neuer Inspektor gewählt wird, muß die Generalversammlung befragt werden. Dagegen die Auswahl, Beaufsichtigung und Leitung der Zöglinge und Missionare, sowie die Wahl der Lehrer und sonstigen Angestellten liegt zunächst in den Händen der Deputation. (v. Rhoden S. 326.)

Wir haben diese weniger erquicklichen Verfassungsfragen hier eingehender besprochen, damit die Angehörigen der Basler Mission dankbar erkennen, wie sie trotz allen Wechseln in der Regierung der Stadt Basel und in den Nachbarländern doch von solchen Schwierigkeiten bis jetzt gnädig verschont geblieben sind, wie aber eine kompliziertere, mehr demokratische oder konstitutionelle Verfassung auch in Basel zu mancherlei Verwicklungen führen könnte.

In Bezug auf das kirchliche Bekenntnis ist zwischen der Rheinischen Mission und der Basler kein wesentlicher Unterschied. Allerdings ist im Wupperthal die reformierte Kirche schärfer ausgeprägt, als in der deutschen Schweiz, und in Westfalen die lutherische schärfer, als in Württemberg. Aber es ist doch bis jetzt gelungen, die Mission auf dem gemeinsamen Boden fortzuführen. Die Inspektoren waren meist Lutheraner, Wallmann (1848—57) sogar ein entschiedener Gegner der Union. Im Jahr 1860 wurde dem Ravensbergischen Missionsverein zugestanden, daß den Stationen im Damraland der lutherische Charakter für immer gewahrt bleibe. Dr. Fabri (1857—84) wußte mit kräftiger Hand mancherlei Klippen zu um-

gehen, und die große Mehrzahl der Missionsfreunde war gewohnt, mit lebendigen Christen von anderer Konfession in brüderlicher Gemeinschaft zu leben.

Das erste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission war Südafrika, wo sie von Stellenbosch im Kapland der Ostküste entlang bis in das Herero-Land gekommen ist und die erste deutsche Kolonisation in Lüderitzland unterstützt hat. Sodann wurde im ostindischen Archipel Borneo besetzt, wo 1859 sieben Missionsgeschwister den Märtyrertod erlitten haben. Im folgenden Jahr begann die reichgesegnete Mission auf Sumatra. 1865 kam die kleinere Insel Nias an die Reihe. In China hatte die Rheinische Mission 1846 auf Dr. Gützlaffs Aufforderung gleichzeitig mit der Basler begonnen. Sie hat den Punti-Dialekt übernommen und damit ein weniger zugängliches Volk als die Hakka. Die eine Zeit lang vom aufgelösten ehemals Gützlaffschen Berliner Missionsverein für China übernommene Hakka-Mission wurde wieder aufgegeben, damit die Missionare nicht zwei chinesische Sprachen lernen müssen.

d) Die Berliner Mission für Südafrika.

Wir haben die Missionsschule des Pastors Jänike besprochen, obgleich keine eigentliche Missionsgesellschaft hinter ihr stand, weil sie zu Anfang unseres Jahrhunderts der bedeutendste Sammelpunkt für die gläubigen Christen war, welche innerhalb der deutsch-evangelischen Landeskirchen an der Bekehrung der Heiden arbeiten wollten, ohne sich an die Brüdergemeinde anzuschließen, und weil sie in mancher Beziehung Vorbild für die später entstandenen Missionsseminare wurde. Jänike stand einsam als ein Simeon in der von moderner Aufklärung trunkenen preußischen Hauptstadt. Aber er durfte im Frieden heimfahren, nachdem er gesehen hatte, wie ein neuer Tag anbrach für diejenigen, welche das wahre Licht suchten und nicht aus Finsternis Licht machten und aus Licht Finsternis. Nicht durch Professoren und Prediger war der alte Glaube wiederhergestellt worden, nicht durch Religionsedikte der Regierung, sondern Gott der Herr selbst hatte dem preußischen und dem ganzen deutschen Volke gewaltig gepredigt durch die Drangsale der napoleonischen Kriege. Es hatte wieder beten gelernt; König und Volk hatten sich gedemü-

tigt vor Gott und Gnade gefunden. In den Befreiungskriegen war offenbar geworden, daß Gott Gebete erhört und helfen kann, wenn alle Menschenhilfe zu Schanden geworden ist. Die Befreiungskriege hatten eine heilige Begeisterung und eine Opferwilligkeit für den Dienst des Vaterlandes geweckt, durch welche der geistlose und trostlose Rationalismus aus dem Feld geschlagen wurde. Doch war er im nördlichen Deutschland zu tief eingewurzelt, als daß eine vollständige Rückkehr zum alten Glauben die herrschende Richtung geworden wäre. Die Schleiermachersche Vermittlungstheologie war das Panier, um welches die Mehrzahl der Theologen sich sammelte. Aber manche derselben gingen sowohl in ihrem persönlichen Christentum als in ihrer Wissenschaft weiter nach rechts als der Meister. Andere dagegen fielen bald dem Pantheismus des Philosophen Hegel zu und kamen weiter vom Glauben der Kirche ab. So blieb es Jahrzehnte lang ein kleines Häuflein in der großen Stadt, von dem man wirklich erwarten konnte, daß es für die Bekehrung der Heiden ein Herz habe.

Professor August Neander, ein kindlich frommer Mann von großer Gelehrsamkeit, der in seiner Kirchengeschichte den Spuren des christlichen Lebens in früheren Jahrhunderten mit großer Liebe nachgegangen war, bekam im Jahr 1823 durch Berichte der Londoner Missionsgesellschaft und durch Gespräche mit dem frommen Assessor Lecoq eine so lebendige Anregung für die Mission, daß er einen Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelische Mission unter den Heiden erließ, und fand damit solchen Anklang, daß eine Anzahl von Professoren und Geistlichen in Berlin und Umgegend sich bereit erklärten, solche Beiträge zu sammeln und entgegenzunehmen.

Im Februar 1824 traten im Hause des Prof. Hollweg zehn Männer zusammen, um die Statuten zu einer Missionsgesellschaft zu entwerfen. Außer Neander war darunter der junge Professor Tholuck und der Hofprediger Strauß. Die Hälfte der Mitglieder waren Juristen. Die Statuten erhielten im Mai desselben Jahres die königliche Bestätigung, und die ersten Beiträge von 1102 Thalern wurden so verteilt, daß die Brüdergemeinde 452, das Jänike'sche Institut 250, das Halle'sche 100, Basel 300 Thaler erhielt.

Ausdruck erlaubt ist) auftauchte, so mußten sich doch verständige Männer sagen, daß eine solche bei einer über die Schweiz, Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß und Rheinpfalz verbreiteten Missionsgesellschaft nicht wohl möglich ist. Anders lag die Sache am Niederrhein. Dort wollten die an kirchliche Selbständigkeit gewöhnten Hilfsvereine nicht nur Beiträge sammeln und Missionszöglinge werben, sondern auch mitraten bei der Aussendung und bei der Leitung des Werks. So ist es begreiflich, daß sie nicht Hilfsvereine für Basel bleiben wollten, sondern zu einer eigenen Missionsgesellschaft sich vereingten, die mehr konstitutionelles Gepräge hat, und sie hatten die Kräfte zu einer solchen selbständigen Arbeit.

Die Vereine von Köln, Elberfeld und Barmen, zu denen noch Wesel kam, wählten eine Deputation von Mitgliedern der vereinigten Gesellschaften, welche die Geschäfte besorgte und ihren Sitz im Wupperthal hatte. Die sich den Rheinischen Missionsgesellschaften anschließenden Hilfsgesellschaften genießen nach den Statuten mit jenen gleiche Freiheit und Rechte. Die leitende Behörde sollte also nicht wie in Basel ein sich selbst ergänzendes Komitee sein, sondern eine Deputation, zu welcher die verschiedenen Vereine ein Mitglied wählen durften. In den dreißiger Jahren entstand eine Reihe solcher Hilfsgesellschaften in Rheinland und Westfalen. Auch auswärtige Missionsfreunde schlossen sich der Rheinischen Missionsgesellschaft an. Man hielt Generalversammlungen. Aber es war natürlich nicht möglich, daß die entfernteren Vereine so zahlreich vertreten waren wie die näheren. So wurde 1865 statt der Generalversammlungen ein Beirat von Freunden und Mitarbeitern gewählt.

Während die Missionsfreunde selbst auf diese äußere Organisation keinen besonderen Wert legten, wurde die Gesellschaft von den preußischen Juristen in den Jahren nach 1870 genötigt, sich nach der Art der Aktiengesellschaften zu konstituieren. Die Regierung wollte sie nach den einfachen Statuten von 1829 gar nicht mehr als juristische Person anerkennen, die Schenkungen wurden zurückgehalten, die Rheinische Eisenbahn errichtete unmittelbar hinter dem Missionshaus einen hohen Damm und Bahnhof, ohne daß die Auseinandersetzungen über die Entschädigung zum Abschluß kamen. Erst als die neuen Statuten in Kraft getreten waren, konnte das geschehen. In diesen neuen Statuten mußten die Hilfsvereine registriert und alle

sechs Jahre die Durchschnittssumme ihrer Beiträge neu ermittelt werden. Die Generalversammlung mußte wiederhergestellt werden, und diejenigen sechs Vereine, welche die höchsten Beiträge liefern, dürfen nach den Statuten zwei Deputierte in die Generalversammlung wählen, dann folgen 18 Vereine, welche einen zu wählen haben. Die übrigen sind in der Generalversammlung nicht vertreten, und das traf einzelne alte Vereine, die keinen großen Umfang hatten, aber treu zum Werke gestanden waren.

Der Generalversammlung muß alljährlich ein Rechenschaftsbericht erstattet werden. Sie hat die Mitglieder der Deputation zu wählen und hat das Recht, über alle Anordnungen der Deputation Auskunft zu verlangen. Ohne ihre Zustimmung kann die Deputation keine Aenderung vornehmen, weder an dem Besitzstand, noch an den Anstalten, noch an den Arbeitsgebieten der Gesellschaft, und wenn ein neuer Inspektor gewählt wird, muß die Generalversammlung befragt werden. Dagegen die Auswahl, Beaufsichtigung und Leitung der Zöglinge und Missionare, sowie die Wahl der Lehrer und sonstigen Angestellten liegt zunächst in den Händen der Deputation. (v. Rhoden S. 326.)

Wir haben diese weniger erquicklichen Verfassungsfragen hier eingehender besprochen, damit die Angehörigen der Basler Mission dankbar erkennen, wie sie trotz allen Wechseln in der Regierung der Stadt Basel und in den Nachbarländern doch von solchen Schwierigkeiten bis jetzt gnädig verschont geblieben sind, wie aber eine kompliziertere, mehr demokratische oder konstitutionelle Verfassung auch in Basel zu mancherlei Verwicklungen führen könnte.

In Bezug auf das kirchliche Bekenntnis ist zwischen der Rheinischen Mission und der Basler kein wesentlicher Unterschied. Allerdings ist im Wupperthal die reformierte Kirche schärfer ausgeprägt, als in der deutschen Schweiz, und in Westfalen die lutherische schärfer, als in Württemberg. Aber es ist doch bis jetzt gelungen, die Mission auf dem gemeinsamen Boden fortzuführen. Die Inspektoren waren meist Lutheraner, Wallmann (1848—57) sogar ein entschiedener Gegner der Union. Im Jahr 1860 wurde dem Ravensbergischen Missionsverein zugestanden, daß den Stationen im Damraland der lutherische Charakter für immer gewahrt bleibe. Dr. Fabri (1857—84) wußte mit kräftiger Hand mancherlei Klippen zu um-

gehen, und die große Mehrzahl der Missionsfreunde war gewohnt, mit lebendigen Christen von anderer Konfession in brüderlicher Gemeinschaft zu leben.

Das erste Arbeitsfeld der Rheinischen Mission war Südafrika, wo sie von Stellenbosch im Kapland der Ostküste entlang bis in das Herero-Land gekommen ist und die erste deutsche Kolonisation in Lüderitzland unterstützt hat. Sodann wurde im ostindischen Archipel Borneo besetzt, wo 1859 sieben Missionsgeschwister den Märtyrertod erlitten haben. Im folgenden Jahr begann die reichgesegnete Mission auf Sumatra. 1865 kam die kleinere Insel Nias an die Reihe. In China hatte die Rheinische Mission 1846 auf Dr. Gützlaffs Aufforderung gleichzeitig mit der Basler begonnen. Sie hat den Punti-Dialekt übernommen und damit ein weniger zugängliches Volk als die Hakka. Die eine Zeit lang vom aufgelösten ehemals Gützlaffschen Berliner Missionsverein für China übernommene Hakka-Mission wurde wieder aufgegeben, damit die Missionare nicht zwei chinesische Sprachen lernen müssen.

d) Die Berliner Mission für Südafrika.

Wir haben die Missionsschule des Pastors Jänike besprochen, obgleich keine eigentliche Missionsgesellschaft hinter ihr stand, weil sie zu Anfang unseres Jahrhunderts der bedeutendste Sammelpunkt für die gläubigen Christen war, welche innerhalb der deutsch-evangelischen Landeskirchen an der Bekehrung der Heiden arbeiten wollten, ohne sich an die Brüdergemeinde anzuschließen, und weil sie in mancher Beziehung Vorbild für die später entstandenen Missionsseminare wurde. Jänike stand einsam als ein Simeon in der von moderner Aufklärung trunkenen preußischen Hauptstadt. Aber er durfte im Frieden heimfahren, nachdem er gesehen hatte, wie ein neuer Tag anbrach für diejenigen, welche das wahre Licht suchten und nicht aus Finsternis Licht machten und aus Licht Finsternis. Nicht durch Professoren und Prediger war der alte Glaube wiederhergestellt worden, nicht durch Religionsedikte der Regierung, sondern Gott der Herr selbst hatte dem preußischen und dem ganzen deutschen Volke gewaltig gepredigt durch die Drangsale der napoleonischen Kriege. Es hatte wieder beten gelernt; König und Volk hatten sich gedemü-

tigt vor Gott und Gnade gefunden. In den Befreiungskriegen war offenbar geworden, daß Gott Gebete erhört und helfen kann, wenn alle Menschenhilfe zu Schanden geworden ist. Die Befreiungskriege hatten eine heilige Begeisterung und eine Opferwilligkeit für den Dienst des Vaterlandes geweckt, durch welche der geistlose und trostlose Rationalismus aus dem Feld geschlagen wurde. Doch war er im nördlichen Deutschland zu tief eingewurzelt, als daß eine vollständige Rückkehr zum alten Glauben die herrschende Richtung geworden wäre. Die Schleiermachersche Vermittlungstheologie war das Panier, um welches die Mehrzahl der Theologen sich sammelte. Aber manche derselben gingen sowohl in ihrem persönlichen Christentum als in ihrer Wissenschaft weiter nach rechts als der Meister. Andere dagegen fielen bald dem Pantheismus des Philosophen Hegel zu und kamen weiter vom Glauben der Kirche ab. So blieb es Jahrzehnte lang ein kleines Häuflein in der großen Stadt, von dem man wirklich erwarten konnte, daß es für die Bekehrung der Heiden ein Herz habe.

Professor August Neander, ein kindlich frommer Mann von großer Gelehrsamkeit, der in seiner Kirchengeschichte den Spuren des christlichen Lebens in früheren Jahrhunderten mit großer Liebe nachgegangen war, bekam im Jahr 1823 durch Berichte der Londoner Missionsgesellschaft und durch Gespräche mit dem frommen Assessor Lecoq eine so lebendige Anregung für die Mission, daß er einen Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelische Mission unter den Heiden erließ, und fand damit solchen Anklang, daß eine Anzahl von Professoren und Geistlichen in Berlin und Umgegend sich bereit erklärten, solche Beiträge zu sammeln und entgegenzunehmen.

Im Februar 1824 traten im Hause des Prof. Hollweg zehn Männer zusammen, um die Statuten zu einer Missionsgesellschaft zu entwerfen. Außer Neander war darunter der junge Professor Tholuck und der Hofprediger Strauß. Die Hälfte der Mitglieder waren Juristen. Die Statuten erhielten im Mai desselben Jahres die königliche Bestätigung, und die ersten Beiträge von 1102 Thalern wurden so verteilt, daß die Brüdergemeinde 452, das Jänike'sche Institut 250, das Halle'sche 100, Basel 300 Thaler erhielt.

Die ersten Missionsaspiranten, welche sich meldeten, wurden nicht an Jänikes Institut übergeben, das unter der Leitung seines ränkesüchtigen Schwiegersohns bereits in Verfall geraten war, sondern nach Basel gesandt. Aber Berlin wollte doch nicht bloß eine Hilfsgesellschaft für Basel bleiben. Es hatte bereits seine eigenen Zweigvereine bekommen, und so faßte man bald den Plan ins Auge, eine eigene Missionsschule zu errichten. Dieselbe wurde 1829 eröffnet. Die Zöglinge sollten eine Ausbildung bekommen, „im ganzen derjenigen ähnlich, wie die zum Predigtamt bestimmten jungen Leute bei uns sie erhalten; nur mit Weglassung oder geringerer Berücksichtigung solcher Disziplinen, deren Nutzen bei den Predigern unter den Heiden zurücktritt." (Jahresbericht 1829.) Es war also im wesentlichen derselbe Unterricht, wie er auch im Basler Missionshaus erteilt wurde, nur daß mehrere Jahre lang die Zöglinge nicht beisammen wohnten. Erst 1838 wurde das Missionshaus in der Sebastiansstraße bezogen. Auch das Komitee ist dem Basler insofern ähnlich, als es sich selbst ergänzt ohne Mitwirkung der Hilfsvereine; aber es waren von Anfang an mehr Pastoren, Professoren und Beamte darin als Kaufleute.

Das christliche Leben im östlichen Deutschland ist überhaupt etwas anders geartet als im westlichen. Es findet sich weniger selbständiges Leben im Volk, und auch in gläubigen Kreisen werden die kirchlichen Formen und Bekenntnisse mehr besprochen und häufiger als Scheidewand aufgestellt als im Westen. Die preußische Union zwischen lutherischer und reformierter Kirche war in bester Absicht aufgestellt von König Friedrich Wilhelm III. Aber sie hat den Gegensatz verschärft, statt ihn aufzuheben, weil sie nicht auf einer genauen Kenntnis der thatsächlichen kirchlichen Verhältnisse beruhte und mit Staatsgewalt durchgeführt werden sollte. Die Hauptträger der Union, die Vermittlungstheologen aus der Schule Schleiermachers, waren wohl aus dem Rationalismus zu einem positiveren und lebendigeren Christentum vorgeschritten. Aber sie waren doch vielfach von philosophischen Voraussetzungen gefangen und beugten sich nicht einfältig unter Gottes Wort wie die altorthodoxen Theologen. Namentlich im Alten Testament verstatteten sie der Kritik großen Raum und suchten die Wunder vielfach zu beseitigen und den Weissagungen ihren wunderbaren Charakter zu nehmen. Ueberdies

Erläuterung zu dem Bild:

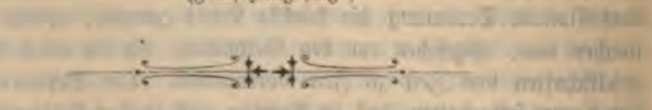
Zeltlager in Ugogo*) (Ostafrika) unter einem Baobabbaum.

Auch dieses Bild verdanken wir, wie die vor kurzem (im Oktoberheft des vorigen Jahres) gebrachte Ansicht der Station Kisokwe, dem gewandten Stifte des so tragisch umgekommenen Missionsbischofs Hannington. Es ist eine Scene von seinen eigenen Reisen und zwar von der Reise an den Viktoria Njanza im Jahr 1882. Sie gieng von Sansibar aus und führte ihn somit durch das heiße Ugogo, das Hinterland des jetzigen deutschen Schutzgebiets, das für ihn persönlich verhängnisvoll werden sollte, sofern er eben hier die Krankheit sich holte, die ihn schließlich nötigte, von dem Südufer des großen Sees unverrichteter Dinge nach England zurückzukehren. Vorher aber gab ihm dieser Marsch durch Ugogo Gelegenheit, manch malerische Scene zu verewigen, so auch das nächtliche Lager unter dem riesenhaften Baobabbaum. Mancher wundert sich vielleicht über den großen Umfang der Karawane, die wir hier um die Zelte gelagert sehen. Nun mit so vielen Trägern reisen Missionare für gewöhnlich nicht. Aber damals war es ein besonderer Fall. Denn Hannington war nicht allein; noch fünf andere Missionare waren mit ihm und sodann galt es, gar mancherlei Dinge, vor allem ein großes Boot an den Njanza zu tragen, das auf dem See flott gemacht werden sollte. Er hatte darum sogar noch mehr, als man nach dem Bilde vermuten könnte, nämlich 500 Mann, bei sich. Im übrigen bedarf die Scene selbst wohl keiner Erläuterung. Denn daß die Feuer dazu dienen sollen, die wilden Thiere fernzuhalten, und daß die Neger sich um dieselben scharen, um oft bis tief in die Nacht hinein zu singen und zu lärmen, das ist ja wohl jedem Leser bekannt. Nur von dem gewaltigen Baum, unter welchem die Karawane lagert, seien noch ein paar Worte gesagt. Baobab heißt er hier nach seinem in Westafrika gebräuchlichen Namen; in Ostafrika wird er häufiger Mbuju genannt, bei uns aber ist er bekannt unter dem Namen Affenbrotbaum. Obwohl schon 1454 entdeckt, ist er doch erst im

*) Auf dem Bild steht irrtümlich „Agogo“ statt „Ugogo“.

ganisation der Missionsgemeinde bildet das lutherische Bekenntnis die Grundlage, jedoch so, daß bei der Verkündigung des Wortes Gottes unter den Heiden das Wort vom Kreuz Christi, von Buße und Gnade als die Hauptaufgabe der Missionare betrachtet und die konfessionellen Differenzen nicht hervorgekehrt werden. „Sie sollen mit den Mitgliedern anderer Konfessionen, soweit das thunlich ist, Hand in Hand arbeiten, auf daß das Reich Gottes nicht durch Zank und Streit aufgehalten und geschädigt, sondern durch Eintracht gefördert werde" (Wangemann, Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft I, S.215). In diesem Sinn hat der jetzige Direktor Wangemann gewirkt, welcher seit 1865 der Berliner Mission vorsteht. Er ist darin unterstützt worden durch volkstümliche Prediger wie Pastor Knak, durch welche auch die Landbevölkerung auf Missionsfesten tiefer angeregt und zur Teilnahme an der Heidenbekehrung gewonnen wurde. Aber es geschieht immerhin in den östlichen Provinzen von Preußen im Verhältnis zur evangelischen Einwohnerzahl viel weniger für die Mission als im westlichen Deutschland, und der Hauptgrund wird sein, daß es an christlichem Leben fehlt und daß bei den Pastoren mit Prinzipienfragen viel Zeit verloren geht, wie im 16. und 17. Jahrhundert bei den lutherischen Theologen. Darunter hat in Berlin nicht nur die äußere, sondern auch die innere Mission gelitten. Hätten die Berliner Pastoralkonferenzen zu Stahls und Hengstenbergs Zeit in den fünfziger Jahren die Stadtmission in die Hand genommen, statt über den Bekenntnisstand zu streiten, so wäre die Arbeit Stöckers nicht so schwierig geworden. Aber trotzdem daß die Kirche stark unter der Herrschaft der theologischen Schulen stand und wenig selbständiges christliches Leben unter den Laien geweckt war, ist das Berliner Missionshaus eine Stätte des Segens für viele geworden in dem Gewühl der Weltstadt, und es sind Segensströme davon ausgeflossen in das ferne Südafrika.

(Fortsetzung folgt.)



wenn sich auch die Eingeborenen des Reichsschutzes erfreuen dürfen. Da sich die deutsche Verwaltung bei den Herero weder in Respekt gesetzt, noch ihre Zuneigung erworben hatte, ja selbst das Vertrauen zu den deutschen Missionaren erschüttert worden war, gelang es, wie bekannt, dem mit den Landesverhältnissen völlig vertrauten Lewis, Maharero durch Geschenke und Versprechungen ganz in seine Hand zu bekommen. Auf einer Versammlung in Okahandja November 1888 anerkannten die anwesenden Herero nicht bloß die umfassenden Minenkonzessionen, welche Lewis gegen die deutschen Ansprüche geltend machte, sondern auch die Vollmacht, durch welche demselben schon 1885 von Maharero die Ausübung aller Hoheitsrechte des Oberhäuptlings übertragen sein sollte, und sagten sich von dem mit dem deutschen Reich geschlossenen Schutz- und Freundschaftsvertrag los. Hierauf zog sich der Reichskommissär Göring mit seinen Unterbeamten und allen deutschen Unternehmern sofort nach Walfischbai zurück; auch die Missionare schienen ihres Bleibens nicht mehr gewiß, da Lewis ausdrücklich das Recht zuerkannt war, sie zu vertreiben und in Okahandja wirklich Kirche und Schule geschlossen wurden. Ihre Stellung war indessen schon wieder ganz gesichert, als nach einem halben Jahr der stellvertretende Reichskommissär Hauptmann v. François mit seiner Schutztruppe in Walfischbai ankam. Am 8. Juli rückte er friedlich in Otjimbingue ein. Der Kanzler Nels besuchte Maharero in dem 150 Km. weiter östlich gelegenen Okahandja; François gieng nicht mit — aus unbekannten Gründen —, sondern zog nach Omaruru, um den Unterhäuptling Manasse, der sich stets zu den Deutschen freundlich gestellt hatte, zu begrüßen. Am 5. August kam der Hauptmann wieder in Otjimbingue an, zugleich mit einer Sendung von elf Ohmfässern (5 Eimer) Branntwein, durch welche bewährte Bundesgenossen sich der noch in Kapstadt abwesende Lewis ankündigte, und am folgenden Tag schon verschanzte er sich in dem 4—5 Stunden südlich an dem gleichnamigen Flüßchen gelegenen Tsaobis, auf einem flachen, vorspringenden Felsen am rechten Flußufer, von dem aus die hier zusammenlaufenden Wege von Salem, Deepdaal, Horebis, Annawood, Otjimbingue und Witwater 1 bis 2 Meilen weit übersehen werden können. Als einige Tage nachher ein Wagen für die Frau des Lewis von der Bai her die Straße kam, ließ er ihn untersuchen und dem Führer sein Gewehr abnehmen. Darüber entstand große Aufregung in der Stadt. Die Engländer verlangten, Kirche und Schule müsse geschlossen werden, weil Lehrer eines Volkes, das so handle, nicht weiter lehren dürfen. Die Aufregung wuchs, als am 6. September zwei der schlimmsten englischen Hetzer in Tsaobis verhaftet (und hernach ausgewiesen) wurden. Man schrieb nach Okahandja an Maharero, nach Omaruru an Manasse und an die Engländer in Walfischbai; aber da niemand helfen wollte, begnügten sich auch die Bewohner von Otjimbingue, ihre gefangenen Freunde zu

vorigen Jahrhundert von dem französischen Botaniker Adanson genauer beschrieben worden und so ist denn Adansonia L. sein wissenschaftlicher Name. Er erreicht eine Höhe von 12—22 m; ganz ungeheuer ist aber namentlich seine Krone, deren Durchmesser bis zu 48 m beträgt. Sein Stamm ist, wie dies auch auf unserem Bilde zu erkennen ist, meist hohl und man sieht oft ganze Herden von Kleinvieh darin nächtigen. Wenn aber der Baum auf unserem Bilde so kahl und blätterlos dasteht, so ist das nicht dem Zufall, noch weniger der Flüchtigkeit des Zeichners zuzuschreiben. So sind diese Bäume vielmehr den größten Teil des Jahres, nur behangen mit graubraunen, 30 Centimeter langen Früchten von der Gestalt dickbauchiger Gurken. Das Mark derselben liefert ein kühlendes Getränke und bildet als Heilmittel gegen Fieber einen Handelsartikel; die Blätter des Baumes geben ein wohlschmeckendes Gemüse. Fast überall ist der Affenbrotbaum ein Gegenstand der Verehrung für die Eingeborenen; in Westafrika dient er auch als Begräbnisplatz für Zauberer. Dies hängt möglicherweise auch mit dem hohen Alter, welches diese Bäume haben, zusammen. Dasselbe läßt sich zwar wegen der Undeutlichkeit der Jahresringe nicht sicher bestimmen; doch schätzte Adanson einen Baum von 9,4 m Durchmesser auf 5150 Jahre(?). So alt ist der Baum auf unserem Bilde nun wohl nicht; aber ein Jahrtausend sah doch vielleicht auch auf Hannington und seine Begleiter in jener Nacht herunter, da sie unter dem mächtigen Baobabbaume in Ugogo lagerten.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Südafrika und Madagaskar.

Die bedenkliche Lage, in welche die deutsche Kolonie im Damalande Ende 1888 durch die Umtriebe des Engländers Lewis gekommen ist, hat sich als eine wohlthätige Krisis erwiesen, sofern sie die Erkenntnis aufgedrängt hat, daß das Reich seine Schutzherrschaft hier nur ausüben kann, wenn es Macht genug entfaltet, um die Interessen seiner Angehörigen zu schützen; vielleicht folgt auch die Erkenntnis nach, daß die Reichsangehörigen am besten geschützt sind,

wenn sich auch die Eingeborenen des Reichsschutzes erfreuen dürfen. Da sich die deutsche Verwaltung bei den Herero weder in Respekt gesetzt, noch ihre Zuneigung erworben hatte, ja selbst das Vertrauen zu den deutschen Missionaren erschüttert worden war, gelang es, wie bekannt, dem mit den Landesverhältnissen völlig vertrauten Lewis, Maharero durch Geschenke und Versprechungen ganz in seine Hand zu bekommen. Auf einer Versammlung in Okahandja November 1888 anerkannten die anwesenden Herero nicht bloß die umfassenden Minenkonzessionen, welche Lewis gegen die deutschen Ansprüche geltend machte, sondern auch die Vollmacht, durch welche demselben schon 1885 von Maharero die Ausübung aller Hoheitsrechte des Oberhäuptlings übertragen sein sollte, und sagten sich von dem mit dem deutschen Reich geschlossenen Schutz- und Freundschaftsvertrag los. Hierauf zog sich der Reichskommissär Göring mit seinen Unterbeamten und allen deutschen Unternehmern sofort nach Walfischbai zurück; auch die Missionare schienen ihres Bleibens nicht mehr gewiß, da Lewis ausdrücklich das Recht zuerkannt war, sie zu vertreiben und in Okahandja wirklich Kirche und Schule geschlossen wurden. Ihre Stellung war indessen schon wieder ganz gesichert, als nach einem halben Jahr der stellvertretende Reichskommissär Hauptmann v. François mit seiner Schutztruppe in Walfischbai ankam. Am 8. Juli rückte er friedlich in Otjimbingue ein. Der Kanzler Nels besuchte Maharero in dem 150 Km. weiter östlich gelegenen Okahandja; François gieng nicht mit — aus unbekannten Gründen —, sondern zog nach Omaruru, um den Unterhäuptling Manasse, der sich stets zu den Deutschen freundlich gestellt hatte, zu begrüßen. Am 5. August kam der Hauptmann wieder in Otjimbingue an, zugleich mit einer Sendung von elf Ohmfässern (5 Eimer) Branntwein, durch welche bewährte Bundesgenossen sich der noch in Kapstadt abwesende Lewis ankündigte, und am folgenden Tag schon verschanzte er sich in dem 4—5 Stunden südlich an dem gleichnamigen Flüßchen gelegenen Tsaobis, auf einem flachen, vorspringenden Felsen am rechten Flußufer, von dem aus die hier zusammenlaufenden Wege von Salem, Deepdaal, Horebis, Annawood, Otjimbingue und Witwater 1 bis 2 Meilen weit übersehen werden können. Als einige Tage nachher ein Wagen für die Frau des Lewis von der Bai her die Straße kam, ließ er ihn untersuchen und dem Führer sein Gewehr abnehmen. Darüber entstand große Aufregung in der Stadt. Die Engländer verlangten, Kirche und Schule müsse geschlossen werden, weil Lehrer eines Volkes, das so handle, nicht weiter lehren dürfen. Die Aufregung wuchs, als am 6. September zwei der schlimmsten englischen Hetzer in Tsaobis verhaftet (und hernach ausgewiesen) wurden. Man schrieb nach Okahandja an Maharero, nach Omaruru an Manasse und an die Engländer in Walfischbai; aber da niemand helfen wollte, begnügten sich auch die Bewohner von Otjimbingue, ihre gefangenen Freunde zu

bedauern. „Wir haben sie nicht geheißen, nach Tsaobis zu gehen.“ Ja die Stimmung schlug nun, da die zurückgebliebenen Engländer sehr zahm wurden und das Hetzen einstellten, ins Gegenteil um. Die Leute merkten, daß mit der kleinen Truppe („nach hiesigen Begriffen etwas zu stramm, in der Hereroſprache: mutwillig“) nicht zu spaßen sei; sie wollten jetzt den Engländern nicht einmal mehr gestatten, am Fluß Wasser zu schöpfen und „möchten gerne klein beigeben, wenn es gienge, zumal der gefürchtete Namahäuptling Hendrik Witbooi dem Maharero Krieg angesagt hat.“ (Berichte der Rhein. Miss.-Ges. 1889, 362ff.) Das ganze Jahr über hatten nämlich — „zum erstenmal seit langer, langer Zeit“ — die Herero Ruhe vor den Nama gehabt. Die Häuptlinge derselben waren zu sehr durch Fehden untereinander in Anspruch genommen. Nachdem Paul Visser (vgl. Miss.Mag. 1888, 375) den Vater des Hendrik in Gibeon hatte erschießen lassen, schloß er, von der Rache des Sohnes bedroht, ein Bündnis mit dem Häuptling Manasse von Hoachanas und mit dem Stamm der Grootdoode und Veldschoendrager. Er fiel aber bald darauf bei einem Streifzug. Hendrik holte einen Teil seiner Leute ein, die Männer wurden erschossen, den Frauen die Kleider ausgezogen, die Kinder vor den Augen ihrer Mütter umgebracht. Bei Lidfontein stieß er mit den Verbündeten zusammen und wäre geschlagen worden, wenn nicht die Leute von Hoachanas ihre Freunde schnöde im Stich gelassen hätten. So erbeutete er noch eine Masse Vieh, mit dem er sich auf sein Felsennest zurückzog. Als nun die Bastard*) in Hoachanas mit ihm Friede machten und ihm nachzogen, knüpfte auf Rat des Miss. Judt auch Manasse Unterhandlungen an. Sie zerschlugen sich aber, obgleich Judt selbst vermittelte und von Hendrik mit aller Achtung und Rücksicht behandelt wurde. Hendrik fuhr fort, den Ort zu bedrohen; die Leute verloren fast all ihr Vieh und wanderten schließlich aus, so daß nur noch elf Familien bei dem Missionar zurückblieben. Manasse zog nach Okahandja zu Maharero, um ihn zur Hilfe gegen Hendrik zu gewinnen. Dieser ließ sich aber nicht darauf ein, gestattete ihm nur, seine Leute in dem östlich gelegenen Seeis anzusiedeln. Dagegen verband sich Jan Jonker, der Sohn des in der Anmerkung erwähnten Afrikaner, mit ihm und einigen anderen Stämmen. Sie wurden aber von Hendrik wiederholt geschlagen und Jan, seit Jahren die Geißel des Hererolandes, wurde am 10. August letzten Jahres erschossen. Anfang September war Hendrik noch im Süden, um einen für ihn bestimmten Munitionstransport auf seine Werft Hornkranz zu geleiten. Man glaubt, daß er, sobald er hinlänglich mit Munition versehen ist, in das öst-

*) Die Bevölkerung des Namalandes besteht teils aus echten Namastämmen (das rote Volk, die Franzmann, die Veldschoendrager, die Grootdoode, die Zwartbooi, die Witbooi u. a.), teils aus Bastard (Orlam), die vom Kap eingewandert sind, zuerst unter dem berühmten Räuberhauptmann Jager Afrikaner.

liche Damaland einfallen wird. Uebrigens soll auch die Beziehung Hendriks zu dem Häuptling von Berseba so gespannt sein, daß jeden Augenblick offene Feindschaft zwischen ihnen ausbrechen kann. Das Blutvergießen scheint so, trotzdem zwei der schlimmsten Raubritter des Damalandes gefallen sind, noch kein Ende nehmen zu wollen. Zudem droht eine furchtbare Hungersnot; unzählige Familien irren wie flüchtiges Wild im Land umher und haben nichts zu brechen und zu beißen. Auch unter den Leuten Hendriks in Hornkranz soll schon schreckliche Not geherrscht haben. Immer größere Mengen der von ihm Unterworfenen ziehen hin und machen das Elend größer; die reichste Beute reicht kaum auf einige Wochen. Es wäre eine unbeschreibliche Wohlthat für das Land, wenn der deutsche Schutz stark genug wäre, Ruhe und Sicherheit herzustellen. (Jahresbericht der Rhein. Miss.-Gesellschaft von 1888. Berichte ders. 1889, 116. 136. 356.)

Während Deutschland an der Westküste vorerst einen kleinen Versuch macht, seiner Schutzherrschaft Nachdruck zu verleihen, hat England die Hand auf das ganze noch freie Gebiet im Osten gelegt. Die Schutzverträge, die der frühere Gouverneur der Kapkolonie, Robinson, mit dem Herrscher der Bamangwato, Khama, und mit dem Matebelefürsten Lobengula geschlossen, haben nun erst ihre Bedeutung erhalten, da die englische Regierung der neugegründeten Britischen Südafrika-Gesellschaft einen königlichen Freibrief*) für das ganze Gebiet erteilt hat, das sich nördlich von Transvaal und Betschuanaland (Kronkolonie) bis zum Sambese und westlich von den portugiesischen Besitzungen bis zu dem deutschen Südwestafrika erstreckt. Und es sind nicht bloß die kolonialen Heißsporne, denen die Einverleibung in das britische Reich nur als eine Frage der Zeit erscheint. „Unsere Stationen," heißt es im Jahresbericht 1888/89 der London Miss. Society, S. 121, „sind nun alle im Gebiet britischen Einflusses oder britischer Schutzherrschaft, vielleicht bald in britischem Gebiet." Die südlichen Bauernfreistaaten, die so nun von allen Seiten von den Engländern umschlossen sind, denkt man, werden auf friedlichem Wege durch Ueberschwemmung mit englischen Goldgräbern und sonstigen Abenteurern allmählich aufgesogen werden. Die Matebelen halten sich für die Herren der Länder vom Ngamisee bis zum Sabiafluß, vom Limpopo bis zum Sambese; sie selbst bewohnen das Matebeleland, das östlich von Umfilas, westlich vom Bamang-

*) Derselbe erteilt der Gesellschaft, zunächst für 25 Jahre, förmliche Souveränitätsrechte in den ihr überlassenen Ländern. Sie hat das Recht, eine Polizeimacht zu schaffen, Gerichte einzusetzen, darf zwar ein Handelsmonopol nicht aufrichten, aber Konzessionen, die sie für öffentliche Arbeiten erteilt, sollen nicht als Monopole beurteilt werden. Sie ist ferner verpflichtet, für allmähliche Abschaffung der Sklaverei und der häuslichen Knechtschaft und für Regelung der Einfuhr und des Vertriebs von berauschenden Getränken zu sorgen. Die Rechte anderer Staaten soll sie achten und die Eingeborenen in ihren Anschauungen und Bräuchen nicht verletzen.

watoland begrenzt ist, und auch hier nur das innere Hochland von ca. 50,000 qKm. Sie haben das Land unter Mosilikatse, dem Vater Lobengulas, als sie von den Bauern aus Transvaal vertrieben wurden, den Barotse entrissen, die es selbst zuvor den Makalaka abgenommen hatten. Während die Barotse sich an den mittleren Sambese verzogen haben, wohnen die Makalaka noch im Land, geknechtet als Hirten und Viehzüchter, Bauern und Handwerker — die Eisen- und Kupferindustrie, die seit undenklicher Zeit hier heimisch ist, ist trotz aller Unsicherheit immer noch nicht verschwunden —; sie gehen wohl auch in die Fremde, etwas zu erwerben, z. B. nach Kimberley; wenn sie dann zurückkehren, werden sie von ihren Herren geplündert. Auch das nördlich bis zum Sambese sich erstreckende Maschonaland, ein fruchtbares, 1200—1500 m über dem Meer gelegenes, daher verhältnismäßig gesundes Hochland, das durch die Raubzüge der Matebelen aber traurig entvölkert ist, leistet dem Lobengula Tribut. Dieses Verhältnis wird indes von Portugal nicht anerkannt. Als Lobengula ein Gebot erließ, daß niemand in Maschonaland Gold suchen dürfe, erklärte der portugiesische Konsul in Kapstadt, Lobengulas Ansprüche auf dieses Land und die Nachbargebiete seien nichtig, dieselben stehen unter portugiesischem Schutze; eine Erklärung, die wohl mehr noch gegen England als gegen den Matebelefürsten gerichtet war. (L'Afrique 1889, 38. 326. Kolonialztg. 1889, 93. 310. 336.) Die Matebelen sollen übrigens durch die Aussicht, von englischen Spekulanten überschwemmt zu werden, nicht sehr erbaut sein. Die Missionare klagen, alle Weißen werden mit Mißtrauen betrachtet, und obwohl sie hinzufügen, daß die Eingeborenen zwischen ihnen und den Fremden, die auf Beute ausgehen, wohl zu unterscheiden wissen, ist man in der Heimat doch in einiger Besorgnis. (Report London S. 1889, 128. Kolonialztg. 1889, 337.) Auch die Bauern in Transvaal haben vorläufig noch keine Lust, an ihrer Selbständigkeit zu verzweifeln. Die Republik macht sogar noch Ansprüche auf Khamas Land geltend und man vermutet, England werde sie vielleicht zum Verzicht auf dieselben durch Ueberlassung von Swasiland, dessen Annexion England gleichfalls nahe genug läge, zu bewegen suchen. — Auch Lewanika, der König der von den Matebelen verdrängten Barotse, in Lealuji (Sefula) am Sambese fand an dem Gedanken, unter der Königin Viktoria Schutz zu stehen, wie Khama in Schoschong, Gefallen; als er denselben aber, nachdem er sich vorher bei letzterem brieflich erkundigt hatte, seinen Unterthanen vortrug, erklärten sie ihm rundweg, dem Vasallen eines andern Fürsten zu dienen, seien sie nicht gewillt. Die Lehrer haben sie gerne bei sich, obgleich sie Fremde seien; Soldaten, wie sie Khama habe, wollen sie nicht. (Journal des Miss. Evang. 1889, 338 ff. L'Afrique 1889, 72.)

Indessen sind von seiten der Mission Untersuchungsreisen ins Maschonaland und in den südlichen Teil des Matebelegebiets

ausgeführt worden. Der Bischof von Bloemfountein ist trotz mancher Hindernisse (vgl. Miss.Mag. 1889, 86) ins Maschonaland und dann weiter den Sambese hinauf vorgedrungen. Die Beschreibung seiner Reise s. Missionfield 1889, Juli bis Dezember. Von Transvaal aus hat der Superintendent Knothe von der Berliner Mission mit Miss. Schwellnus den Süden von Matebeleland, Bonjae, bereist, das die oben erwähnten Makalaka (Bakalaka, Banjae = Knechte, Machole = Unterjochte, Basehudsche = Unbeschnittene, auch Bapedi genannt) bewohnen. Schon 1875 wollte der Pariser Miss. Dieterlein hier eine Station gründen, wurde aber von den Bauern in Pretoria daran verhindert. Das Jahr darauf wurde Miss. Coillard von Lobengula zurückgewiesen. Dagegen konnten sich schon vor einigen Jahren zwei Nationalhelfer der Berliner vier Tagreisen nördlich vom Limpopo bei dem Häuptling Mative niederlassen; Christen der Bawendagemeinden dieser Mission waren in Privatangelegenheiten des öfteren hinübergekommen und hatten stets gute Aufnahme gefunden. Als die Gehilfen, vorübergehend zurückgekehrt, 1888 ihren endgültigen Umzug mit dem Wagen bewerkstelligen wollten, kamen sie nicht über den angeschwollenen Limpopo hinüber. Die beiden Missionare hatten mehr Glück. Ohne ein Hindernis zu finden, erreichten sie das 21° s. Br. u. 31° ö. L. gelegene Mposche, und nachdem sie hier vierzehn Tage durch eine Abteilung Matebelen aufgehalten worden waren, die sie nicht weiter ziehen lassen wollten, ehe die Schwester Lobengulas, unter deren Befehl sie standen, die Erlaubnis gegeben, über dem Lunteflutz (noch etwas nördlicher, 20° 30′ s. Br.) das in gerader Linie 250 Km von Tschewasse entfernte Schonae. Die Missionare predigten überall, wo sie hinkamen. Sie hatten bewährte Christen, welche hier schon Evangelistendienste gethan hatten, zu Dolmetschern; sie wußten auf Grund reicher Erfahrung, wie man die Gelegenheit, dem Volk das Evangelium nahe zu bringen, suchen muß, und die Bakalaka zeigten sich als empfängliche Hörer. „Der Druck, der auf dem armen Volk lastet, scheint bewirkt zu haben, daß es hofft und dunkel ahnt, durch das Evangelium und seine Träger werde ihm in irgend einer Art Hilfe gebracht werden. Hier und da haben wir Heiden gefunden, welche so ernst, begierig und aufmerksam dem Worte lauschten, daß es eine Freude war, ihnen zu predigen. Unsere beiden Evangelisten haben trotz der kurzen Zeit ihres Weilens unter dem Volk eine gute Vorarbeit gethan, indem sie Vorurteile gegen die Mission beseitigt, das Vertrauen der Häuptlinge und des Volks in bedeutendem Maße gewonnen und auch einige Seelen soweit gebracht haben, daß sie genaueren Unterricht in der Heilslehre erbeten haben." Besonders wohlwollend erwies sich der Häuptling Mative in Molongodsche (22° s. Br., 31° ö. L.); auch Mposche versprach dem Nationalhelfer, wenn er komme, eine gute Wohnstelle und Gartenland zu geben. (Berliner Missionsberichte 1889, 331 ff.)

Weniger glücklich verlief der Versuch der Missionare des American Board, im Innern von Umsilas Fuß zu fassen. Miss. Richards hatte 1881 den königlichen Kraal des Umsilas am Busifluß, 250 Km westlich von Sofala, besucht und eine Einladung zur Gründung einer Station erhalten; dieselbe wurde aber wegen Mangels an Arbeitern nicht benützt. Als nun 1888 die Missionare Wilders und Bates bei seinem Sohn Gungunjana das Versprechen seines Vaters einlösen wollten, wurden sie zwar freundlich behandelt, aber die Antwort war und blieb: „Sagt denen, die euch gesandt haben, eure Füße haben zu lang gezögert. Wäret ihr zuerst hier gewesen, um den Tod meines Vaters zu betrauern, so wäret ihr jetzt an dem Platz, den die Portugiesen einnehmen (der portugiesische Resident war bei der Audienz anwesend). Sie sind zuerst gekommen, den Tod meines Vaters zu betrauern. Sie sind meine Lehrer und die Lehrer meines Volkes (die Portugiesen haben eine Schule mit ca. 15 Schülern, aber ohne religiösen Unterricht). Ich kann nicht zweierlei Lehrer zugleich brauchen." (Herald 1889, 55 ff.)

Die Goldfunde namentlich in Transvaal haben im ganzen auf Handel und Wandel einen günstigen Einfluß geübt; namentlich die Kapkolonie, in der Handel und Industrie, Wein- und Landbau fast ganz brach gelegen war, bekam das wohltätig zu verspüren. Fast aus allen Missionen im Süden und Südosten wird berichtet, wie sich Gemeinden entvölkern und Schulen leeren, weil alles der hohen Löhne wegen (auf den Goldfeldern 6 Mk., auf den Diamantfeldern 20—30 Mk. pro Tag) den Minen zuströmt. In der Regel können sich die Missionare ja freilich über das, was die Leute von dort mitbringen, nicht freuen; aber es kommt doch auch vor, daß die, welche Glück gehabt haben, ihre Pflicht erkennen, sich durch gute Werke dankbar zu erweisen. „Unsere Anstalten in Maritzburg, das Waisenhaus, das Haus der Barmherzigkeit, das Seminar für Eingeborene, haben alle solche Dankopfer empfangen," heißt es in einem Bericht des dortigen Bischofs. (Missionfield 1889, 148.) In Nordtransvaal haben sich die Verhältnisse infolge der Goldfunde völlig verändert. Scharen von Ansiedlern dringen ein, welche sich von der Regierung gegen eine geringe Gebühr Bauernplätze anweisen lassen und die bis dahin freien Heiden überall beengen und verdrängen. „Dieselben sind zum Teil wenig geeignet, das Ansehen des weißen Mannes in den Augen der Eingeborenen zu steigern. Letztere sind deshalb in einem Schwanken von Trotz und Verzagtheit und wissen nicht, ob sie Widerstand leisten oder ruhig zusehen sollen. Freilich werden sie mit der Zeit schon weichen müssen. Dadurch wird dann zwar der heidnische Trotz gebrochen werden, aber auch die heidnische Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit wird verloren gehen und die durch die Weißen eingeschleppten Laster werden das Lebensmark des Volkes zernagen." (Berliner Jahresbericht 1888/89, 21.) Auf den

Diamant- und Goldfeldern haben sich schon mehrere Gemeinden aus den Farbigen gebildet im Anschluß an die reformierte Kirche oder andere Denominationen. In Kimberley haben einige der Diamantgrubengesellschaften, um der Veruntreuung von Edelsteinen vorzubeugen, mit Mauern umgebene Arbeiterkasernen eingerichtet, in denen die Arbeiter von dem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen leben. Es hat dies den Vorteil, daß die Farbigen vor den Versuchungen der Völlerei, Putz- und Genußsucht bewahrt bleiben; aber der Missionar ist im Verkehr mit ihnen doch gehindert, obwohl er Zutritt zu diesen „Compounds" hat und Gottesdienst drin halten darf; in einzelnen ist den Leuten auch ausdrücklich verboten, Kirchensteuern an die Mission zu zahlen. Eine richtige „Goldstadt" ist das in Südtransvaal zwischen Pretoria und Potscheffstroom gelegene Johannesburg, das in einigen Jahren eine Stadt von 25,000 Einwohnern, darunter 6000 Farbige, geworden ist. Die reformierte Kirche, die Ausbreitungsgesellschaft, die Wesleyaner und die Berliner arbeiten hier zusammen; nicht immer im Frieden. (Berliner Jahresbericht 1888/89, 12. 16. Berichte 1889, 430.) Der Platz zählt 400 Schenken, um den Goldgräbern den nötigen Branntwein zu liefern. Es scheint das aber nichts Besonderes. Aller Orten ist es die gleiche Klage und alle Temperenzbestrebungen richten nichts aus. Sie werden von den Regierungen nirgends ernstlich unterstützt; in der Kapkolonie arbeitet ihnen das Parlament geradezu entgegen. In den Grenzdistrikten der Kolonie mit großer farbiger Bevölkerung war der Verkauf von geistigen Getränken, dank den Bemühungen der Missionare und anderer Freunde der Eingeborenen, bisher nicht erlaubt. Dieses Verbot war aber dem „Afrikanerbond" ein Dorn im Auge. Es hieß, man richte doch nichts damit aus; es sei unverantwortlich, dem Eingeborenen sein Gläschen Schnaps zu verkümmern — und dem Schnaps der Kolonie die besten Märkte zu verschließen. Ein Parlamentsmitglied, Herr Venter, erklärte auf einer politischen Versammlung in Colesberg: „Laßt doch den Schwarzen trinken, so viel er will. Ich halte mich auf den Beinen; der Schwarze solls auch so machen, dafür lasse ich ihn sorgen. Ich bin nur für das verantwortlich, was ich selbst thue. Die Bauern werden ruiniert, weil sie ihren Schnaps nicht verkaufen können, und ich sage, lasset die Leute essen und trinken, was sie mögen; und wenn sie billig essen und trinken können, um so besser, so lange der Bauer etwas verdient. Es ist der größte Unsinn, zu sagen, wir seien für unsere Mitmenschen verantwortlich. Jeder für sich selbst, das ist mein Motto." Da der Afrikanerbond im Parlament dominiert, wurde die Verordnung wirklich außer Kraft gesetzt. Derselbe Bond sorgt dafür, daß auf den (Staats-)Eisenbahnen die geistigen Getränke zu einem niedrigeren Satz befördert werden, als Kaffee, Thee, Fleisch und andere Lebensbedürfnisse. (Record Unit. Presbyt. 1889, 149.) Die englische Regierung versteht

sich, wenn sie gedrängt wird, wenigstens dazu, Gesetze zu geben. Im Betschuanenland wurden die Gesetze, welche den Verkauf der geistigen Getränke an Eingeborene verbieten, ohne alle Scheu umgangen. Miss. Brown brachte die Sache von einer Behörde zur andern, ohne Erfolg; erst bei dem High-Commissionär erreichte er seinen Zweck. Das Gesetzbuch von Betschuanaland wurde um zwei Gesetze bereichert, von denen eines den Verkauf von geistigen Getränken an Farbige im zweiten Betretungsfall mit dem Verlust der Schankgerechtigkeit bedroht, das andere jede Verabreichung solcher Getränke an Eingeborene strafbar macht. Außerdem wurde der Polizei bedeutet, daß es zu ihren Amtspflichten gehöre, dem gesetzwidrigen Schnapsausschank zu steuern. (Chronicle 1889, 91.) Der Herrscher von Schoschong, Khama, der wirklich den Willen hat, die Bamangwato vor den Spirituosen zu behüten, verwehrt ihnen daher die Einfuhr in sein Land ganz. Als Minenkonzessionäre sich in dieses Verbot nicht finden wollten, reklamierte er bei der englischen Regierung: „Ich fürchte Lobengula nicht so sehr, wie das gebrannte Wasser. Ich habe mit ihm gestritten, als er die Krieger seines Vaters von Natal gegen mich führte, und habe ihn zurückgeschlagen. Aber mit dem Branntwein kämpfen, das ist kein Kampf gegen Menschen, sondern gegen Teufel. Ich fürchte diese Getränke der Weißen mehr als die Assagai der Matebele, welche den Leib töten, während die Getränke Leib und Seele für immer verderben. Fordert nie von mir, daß ich diesen Getränken die Thüre öffne." (L'Afrique 1889, 72.) Infolge von Wassermangel ist Khama jetzt von Schoschong mit seinem ganzen Volk weggezogen nach dem 170 Km entfernten Kwapong (22° 45′ s. Br., 28° 40′ ö. L.). „Eine Gefahr", schreibt das Chronicle 1889, 329, „bedroht ihn: der moralische Einfluß einer Polizeitruppe, welche die britische Schutzherrschaft in neuester Zeit in einer Entfernung von acht bis zehn Stunden von diesem Ort stationiert hat. Khama duldet keinen Schnaps bei den Mangwato. Wird sich die Truppe einem solchen Gesetz fügen? Um des guten Namens von Großbritannien und der Wohlfahrt der Eingeborenen willen beten wir, daß es so sein möge; aber etwas ganz Neues in der Geschichte wird es dann sein."

Die Evangelisationsarbeit gieng auf allen Gebieten Südafrikas ihren ungestörten Gang. Nur im Owamboland mußten die finnischen Missionare infolge der Plackereien, die sie von Nehale, dem Bruder des Königs Kambonde (der Landessitte gemäß sein Nachfolger), der seit 1886 durch sein Streben nach einer unabhängigeren Stellung das Land in Unruhe versetzte, zu erleiden hatten, die zwei in seinem Machtgebiet liegenden Stationen Ondonga und Omulonga verlassen. Er hatte sie wie Gefangene behandelt, ihnen verboten, in das benachbarte Uukuambi zu reisen und ihnen genommen, was er bekommen konnte. Als er schließlich dem Missionar in Omulonga

auch noch seinen Lastwagen nebst Ochsengespann abforderte, wandte sich derselbe mit seinem Leidensgefährten in Ondonga nach Olukonda in das Königsgebiet, wo sie Kambonde freundlich aufnahm. Es waren hier etwa 200 Owambochristen beieinander. Pfingsten 1887 hatte Miss. Weikkolin 25 Männer und 26 Frauen, und zehn Tage später noch weitere 23 in die Gemeinde aufgenommen. (Miss. Tid. 1889, 70 f.) Anfechtungen der eingeborenen Christen von seiten der Heiden sind nicht selten, namentlich in Transvaal; aber der Fortschritt des Evangeliums leidet darunter in der Regel nicht. Viel schlimmer ist der Einfluß der heidnischen Art, von der die Christen im täglichen Leben umgeben sind. Es ist nicht überflüssig, wenn die Berichte immer wieder daran erinnern, damit die Leser durch die trüben Schilderungen der Christengemeinden nicht stutzig werden. „Wenn man bedenkt," wird aus Kuruman geschrieben (London Report 1888/89, 124), „wie diese Leute Jahr aus Jahr ein inmitten des gröbsten Heidentums leben, umgeben von lauter Mächten geistlichen Todes, wundert man sich nicht über die geringen Fortschritte, die sie machen, eher darüber, daß ihr Christentum nicht ganz ausstirbt." Das Journal des Missions Evangéliques 1889, 34. 322 schildert, wie die Sitte der Beschneidungsfeierlichkeiten nicht bloß die Knaben und Mädchen, welche sie als Heiden durchmachen, im Grund verderbt, sondern auch über die, welche in die Gemeinde aufgenommen sind, noch ihre Macht ausübt. Nicht alle christlichen Eltern haben den Mut, ihre Kinder vor dem Greuel zu behüten. Drei junge Basutofrauen, die am Kap aufgewachsen waren und sich dort verheiratet hatten, waren, in ihre Heimat zurückgekehrt, nicht imstande, den Hohn zu ertragen, der sie als uneingeweihte „kleine Mädchen" traf; sie verließen Mann und Kinder und unterzogen sich 3 Monate lang allem, was die heidnische Sitte fordert.

Zwei Gesetze, welche die Regierung von Natal in der letzten Zeit erlassen hat, sind gerade mit Rücksicht auf den Kampf gegen heidnische Sitte und Unsitte unter den eingeborenen Christen von großer Bedeutung. Bisher war es den Farbigen, ob sie Christen oder Heiden waren, gestattet nach Kaffergesetz, d. h. mit Anwendung der Sitte des lobola (Kaufen der Braut für Vieh) und mit Beibehaltung der Polygamie sich zu verheiraten. Jetzt dürfen sich alle christlichen Kaffern christlich trauen lassen, so daß ungegründete Einsprache eines heidnischen Vaters vom Gouverneur für nichtig erklärt werden kann. Den christlich Getrauten ist es bei hoher Strafe verboten, eine zweite Frau zu nehmen oder nach dem Tod der Frau mit einer zweiten sich heidnisch trauen zu lassen und die aus solchen christlichen Ehen entsprossenen Kinder sind ebenfalls an das christliche Ehegesetz gebunden. Das zweite Gesetz betrifft die Befreiung der Kafferwohnungen von der Hüttentaxe (14 Mk. jährlich). Bisher waren alle Kafferwohnungen frei, die nach europäischer Art, d. h. mit viereckigen Mauern gebaut waren. Jetzt

ist die Forderung dahin verschärft worden, daß solche Wohnungen mindestens zwei Zimmer, ein jedes mindestens mit einem Fenster, haben müssen, und eine einfache Möblierung enthalten sollen; auch müssen die Bewohner sich europäisch kleiden. (Berliner Jahresbericht 1888/89, 27.)

Außerordentliche Erfolge werden aus keiner Mission berichtet. Es ist, wie es im Jahresbericht der Ausbreitungsgesellschaft heißt, an manchen Orten Stillstand, an anderen Fortschritt und Ernte. „Wir sind überzeugt," schreibt Rev. Stuart mit Beziehung auf die Arbeit in Lovedale (Report Free Church 1888/89, 40), „daß nur durch solche langsame und wie es einem wohl vorkommen kann, eintönige Arbeit ein fester Grund für bessere Tage bei den Kaffern gelegt werden kann und ebenso bei jedem andern heidnischen Volk. Ungeduld über langsamen Fortschritt ist ein Zeichen der Zeit. Wir sind kaum auf der Schwelle der Missionsarbeit in Südafrika. Sechzig bis siebzig Jahre — so lang arbeitet hier die Mission — sind ein volles Menschenleben, aber nur ein kleiner Abschnitt im Leben eines Volkes. Ganze Massen bewegen sich langsam, zumal im Anfang, und die große träge Masse des Heidentums in Südafrika bildet keine Ausnahme von der Regel. Dem Sinken des Volks ist vielleicht schon Einhalt gethan; aber seine Erhebung ist das Werk von Generationen, nicht von Jahren. Die, welche über die ein bis zwei Generationen zurückblicken, die hingegangen sind, seit das Christentum zuerst über den Fischfluß kam, wissen, wie groß, ja kaum auszusprechen der Unterschied zwischen einst und jetzt bei einem beträchtlichen Teil der Eingeborenen ist. Man ist ungeduldig, weil der Kaffer den Europäer nicht überholt hat. Aber Ungeduld hilft nichts Gutes thun und ändert die Thatsachen nicht."

Aus den älteren Gemeinden wird mannigfach über geistliche Ueberfättigung und Gleichgültigkeit geklagt, doch fehlt es auch nicht an Regungen kräftigeren Lebens. Besonders erfreuliche Erfahrungen wurden in der zweiten Hälfte des letzten Jahres in der Rheinischen Hereromission gemacht. In Neubarmen (Otjikango) fieng etwa seit Pfingsten ein Teil der Gemeindeglieder an, unter sich Erbauungsstunden zu halten. Eines Sonntagnachmittags kam eine ganze Schar Männer und Jünglinge zu Miss. Bernsmann und ein paar Sprecher teilten ihm mit: Es habe sich in letzter Zeit in fast allen Hererogemeinden eine Scheidung vollzogen. Ein Teil der Gemeindeglieder habe sich zu völligerem Gehorsam gegen Gottes Wort und größerem Ernst in der Heiligung zusammengeschlossen und diese kommen auf ihren Werften gewöhnlich zweimal in der Woche zu gemeinschaftlicher Erbauung zusammen und zwar die Geschlechter gesondert. Sie beten — wer sich dazu gedrungen fühle — und besprechen einen Schriftabschnitt miteinander. Vor dem Auseinandergehen küssen sie einander nach der apostolischen Weisung und auch bei sonstigen Begegnungen begrüßen sie sich mit dem heiligen Kuß.

„Auf dieses Gebot schienen sie ein besonderes Gewicht zu legen.“ Die, welche nicht mit ihnen halten, sagen wohl, warum sie denn besser sein wollen als die anderen, stören sie aber weiter nicht; vielmehr können sie merken, daß dieselben und auch Heiden von einer gewissen Furcht befallen seien über diese ernstere Regung in den Gemeinden. Der Missionar sprach seine Freude darüber aus, daß der Geist Gottes das in ihnen gewirkt, und erinnerte sie nur, daß sie den Kuß auf die Glieder gleichen Geschlechts und auf besondere Veranlassungen beschränken sollen, womit sie auch ganz einverstanden waren. Mit seiner Erlaubnis benützten sie von da an für ihre Zusammenkünfte die Kirche und baten ihn einigemal, wenn sie mit einer Schrifterklärung nicht zustande kamen, wie er ihnen vorgeschlagen hatte, um seine Belehrung. Miss. Dannert in Omaruru schreibt mit Beziehung auf dieselbe Bewegung, er hätte früher nie geglaubt, daß die Herero wenigstens in dem jetzigen Geschlecht einer solch tiefen Erfassung des Christentums fähig wären. Auf der andern Seite glaubt Miss. Bernsmann, daß die Regung, auch wenn sie andauern sollte — was ihm die politischen Wirren und die drohenden Nahrungssorgen zweifelhaft machen — nur Frucht tragen werde, wenn sie so erstarke, daß sie auch die Trägheit, Bettelhaftigkeit und den verderblichen Kommunismus der Leute überwinde. (Rhein. Berichte 1889, 367 ff. 375.) Indes zeigt sich im Hererolande auch bei den Heiden ein lebhafteres Verlangen nach Berührung mit dem Christentum. „Von allen Seiten bitten die Häuptlinge um Evangelisten, namentlich im Norden und Nordosten.“ Es wird als ein gutes Zeichen angesehen, daß sie mit eingeborenen Arbeitern zufrieden sein wollen, nicht bloß europäische Missionare, denen sie im Interesse ihres Ansehens und um der Gelegenheit zum Betteln willen die Thüre immer gern geöffnet hätten, begehren. — Besondere Freude machen die Bergdama. Die Gemeinde hält sich sittlich rein, viel mehr als die Hererochristen, bei denen die Fleischessünden sehr im Schwange gehen, und nimmt stetig zu. August 1889 wurden 30 Erwachsene und 21 Kinder des Stammes getauft. Gleich nachher meldeten sich wieder 28 Personen für den Unterricht. (a. a. O. 363. Jahresbericht 22.) Daß die politischen Verhältnisse auf die zunächst beteiligten Hererochristen nicht gut eingewirkt haben, ist schon oben angedeutet worden. Wie groß der angerichtete Schaden namentlich in Okahandja war, wurde den Missionaren erst bei der erwähnten Novemberversammlung klar. Nicht nur hatte ein großer Teil der Christen hinter dem Rücken der Missionare sich an dem treulosen Vorgehen Mahareros gegen die Deutschen beteiligt, sie unterzeichneten auch den schmählichen Vertrag, der dem Lewis gestattete, die Missionare zu vertreiben, waren damit einverstanden, daß Kirche und Schule in Okahandja geschlossen wurden, ja nachdem Maherero sich von den Missionaren hatte bestimmen lassen, das Verbot, Kirche und Schule zu halten, wieder zurückzu-

nehmen, hielten sie es noch aufrecht. Auch in Otjimbingue benahmen sich manche Gemeindeglieder sehr unverschämt gegen die Missionare. Dagegen hatten sich in dem acht Stunden südlich von Okahandja gelegenen Otjasazu die Christen bis auf einen Mann nicht an der Feindseligkeit gegen die Deutschen beteiligt. (Jahresbericht 1888/89. Berichte 1889, 69.)

In Großnamaland sind die fünf südlichen Stationen von den oben geschilderten, vorzüglich durch Hendrik Witbooi veranlaßten Wirren bis jetzt verschont geblieben; die Missionsarbeit hat dort ihren stillen Fortgang gehabt. In Keetmanshoop verdreifachte sich im letzten Berichtsjahr die Zahl der Stationsbewohner infolge reichlichen Regens, so daß die Kirche die Hörer nicht mehr faßte und der Missionar in Angra Pequena einen alten Schuppen kaufte, um sie mit dem Material desselben zu vergrößern. Die Entvölkerung der Station Hoachanas (s. o.) ist durch den Zuzug der Bastard der in Rehobot zu gut gekommen. Die Stärkung dieser schon im Hererogebiet gelegenen Bastardgemeinde wird darum besonders gerne gesehen, weil man hofft, daß eine bedeutende Bastardbevölkerung, zumal unter dem Schutz des deutschen Reiches, die beste Scheidewand zwischen Nama und Herero bilden würde. Von den hergezogenen Hoachanasern haben sich seither 16 Personen zur Taufe und 15 zur Konfirmation gemeldet. Obgleich die meisten derselben am Hungertuch nagen, besuchen sie den Unterricht doch recht regelmäßig. „Nur in vereinzelten Fällen fragen einige, auf mehrere Tage ins Feld zu gehen, um Feldkost zu suchen. Da muß doch wirklich in den Leuten ein ernstliches Heilsverlangen sein, weil sie unter den größten Entbehrungen ausharren, um den Unterricht nicht zu versäumen." — Am Quobfluß unter den Franzmannschen ist Juli 1889 in Gochas von Miss. Rust eine Station gegründet worden. (Jahresbericht 1888/89. Berichte 1889, 231. 330. 361.)

Die Berliner haben die Station Zoar in der Kapkolonie nun endgültig von Amalienstein abgetrennt und der reformierten Kirche zurückgegeben (vgl. Miss.Mag. 1888, 469). Die 321 Bewohner Zoars, welche bei der Berliner Mission bleiben, werden von Amalienstein aus bedient. Sie behalten ihre bürgerlichen Rechte und ihren Grundbesitz im Ort, während das Vermögen der Station und die Gebäude an die reformierte Kirche übergehen. Der Grundbesitz von Amalienstein wurde durch Ankauf des gebirgigen Hinterlandes von ca. 4500 ha (um 2400 Mk.) vergrößert und sein Wert ums Doppelte erhöht. (Jahresbericht 1888/89. Berichte 1889, 121 ff.)

Die Gemeinden der Brüdergemeine im Hlubiland (jenseits des Kei), Bazija und Tinana, nehmen Jahr für Jahr zu und zeigen ein reges geistliches Leben. Dagegen ist in den älteren Gemeinden (diesseits des Kei) Aberglaube, Trunksucht und Roheit zu beklagen.

In Silo waren die Hottentotten, in Gosen die Fingukaffern sehr widersetzlich gegen die Missionare. Sie forderten die Teilung des Missionslandes in Parzellen; die Mission konnte sich aber nicht darauf einlassen, da die Leute ihrer Schulden wegen das Land in kürzester Zeit an die Weißen verkaufen müßten. Als sie sich dann an die Regierung wandten, entschied dieselbe nach reiflicher Prüfung für die Mission, sprach ihr den Besitz des Stationslandes von Silo und Gosen für alle Zeiten unter den gleichen Bedingungen wie bisher zu und wies die Eingeborenen an, sich den Gemeindeordnungen zu fügen oder die Stationen zu verlassen. In Gosen haben die Leute nachgegeben, in Silo konnten sich die Hottentotten und einige Kaffern noch nicht entschließen, die Ordnungen zu unterschreiben. (Ueberblick ꝛc. 1888, 30 ff.)

Die Unierten Presbyterianer haben im letzten Jahr beschlossen, nachdem sie im Bomwanaland einen befriedigenden Anfang gemacht haben, dem Wunsche des Häuptlings der Xesibe nachzukommen und auf seinem Gebiet eine Station anzulegen. (Record 1889, 13. 191. 252.)

Die Mission der schwedischen Kirche unter den Sulu in Natal und Sululand (vgl. Miss.Mag. 1880, 473) zählt jetzt 4 Stationen: Oskarsberg, Amoibie, Appelsbosch, Ekutuleni. In Oskarsberg ist eine kleine Gemeinde von 34 Gliedern nebst 35 Schülern. Im Jahr 1884 wurde ein Kinderheim errichtet; zwei eingeborene Lehrer arbeiten neben dem Missionar Witt. Das nahegelegene Amoibie hat auch ein Kinderheim mit vier Mädchen und sieben Kaffern stehen im Katechumenat. 1886 kam die Station Appelsbosch hinzu, weil auf drei Seiten von „Lokationen“ umgeben, besonders günstig gelegen. Miss. Ljungqwist hatte 1887 10 Personen im Taufunterricht, von denen seither vier getauft worden sind, 22 Kinder in der Schule und 14 im Kinderheim. Zum Gottesdienst kommen 30—50 Personen. Kürzlich ist im eigentlichen Sululand eine Bauernfarm von 3400 Acres für 14,000 Mk. angekauft und darauf die vierte Station Ekutuleni-Friedheim errichtet worden. (Miss. Tid. 1888, 184 f.)

Den Missionen der Berliner, Hermannsburger und Waadtländer in Transvaal ist ein schwerer Sorgenstein abgenommen worden durch den August 1888 gefaßten Beschluß der Regierung in Pretoria, die Ausführung des seit 1. November 1887 in Wirkung stehenden Gesetzes,*) nach welchem auf jedem Bauernplatz von ca. 2000 ha nur fünf Familien von Eingeborenen wohnen dürfen (plakkerswet), einstweilen zu sistieren. „Es hatten sich aus dem Gesetz zu viel Unbequemlichkeiten für die Landesbewohner selbst herausgestellt.“ So

*) Das Gesetz sollte der Verbreitung ansteckender Krankheiten (Syphilis) unter den Eingeborenen steuern.

bedurfte es der Remonstration, welche das Berliner Komitee dagegen an die Transvaal-Regierung einsandte, nicht mehr. Soweit das Gesetz schon ausgeführt worden ist, hat es den Missionen keinen Schaden gethan. (Berliner Jahresbericht 1888/89. Bulletin 1889, 253. Hermannsburger M.Bl. 1889, 12f.)

Die Mission der Pariser am Sambese hat sich auf den zwei Stationen Seschele (25° 30' ö. L.) und dem 500 Km nördlicher gelegenen Sefula, trotz der schwierigen klimatischen und sonstigen Verhältnisse, recht befriedigend entwickelt. Der König Lewanika in Lealuji (bei Sefula), „ein Mensch voll von Widersprüchen, Despot, rachsüchtig, grausam, aber dabei großmütig und liebenswürdig, mit Takt und gesundem Menschenverstand begabt," stellt sich sehr freundlich zu Miss. Coillard und seinen Mitarbeitern, und es ist deshalb auch den Unterhäuptlingen darum zu thun, mit den Missionaren auf einem guten Fuße zu stehen. Ein Christ will er erst werden, „wenn er gut lesen kann und noch besser über die göttlichen Dinge unterrichtet ist." Wenn er nicht König geworden wäre, erklärte er einmal Miss. Coillard, wäre er ein besserer Mensch geworden; so habe er sich nun leider mit Blut und allen möglichen Verbrechen befleckt. Auf einem fünfmonatlichen Feldzug gegen die Maschikulomboe ließ er den Sonntag pünktlich halten. Zwei ins Heidentum zurückgefallene Landsleute mußten ihn begleiten und ihm und anderen in der Mußezeit Unterricht im Lesen geben. Auch zum Beten, Singen und Predigen werden dieselben von ihm verwendet. Dem Missionar in Seschele sandte er zehn Stück Vieh von der heimgebrachten Beute. Daß dieselben nicht angenommen wurden, konnte er wohl begreifen, er nahm es nicht übel; aber „was haben die Barotse, das sie nicht gestohlen hätten!" Auch der Unterhäuptling Kabuku (Morantsiane) in Seschele erhält sehr gutes Lob. Vor dem Kriegszug war es ihm kein rechter Ernst mit dem Lernen, seit demselben ist er ganz umgewandelt, er ist jetzt der beste Schüler; auch die anderen Häuptlinge sind viel liebenswürdiger geworden. Die Häuptlingsfrauen erhalten Unterricht im Nähen und haben große Freude daran. In Sefula stand die Schule mit über 100 Schülern in solcher Blüte, daß „es zu schön war, als daß es so hätte bleiben können." Nach den neuesten Nachrichten ist eine Epidemie von Geschwüren („sie hat Livingstone zur Verzweiflung gebracht") ausgebrochen und hat allgemeinen Schrecken verbreitet. Zwanzig Kinder flohen sofort in ihre Heimat und Lewanika schrieb an Miss. Coillard: Noch nie ist soviel Unglück über uns gekommen, als seid ihr da seid. Die Barotse fragen, was ihnen „das Buch" denn Gutes gebracht habe? (Journal 1889, 52. 86. 133. 177. 330. 417. 446.)

In der folgenden Zusammenstellung fehlen von den in Südafrika arbeitenden Gesellschaften außer der reformierten Kirche die Wesleyaner

und die Ausbreitungsgesellschaft. Die ersteren geben gar keine statistischen Mitteilungen, die letztere nur ganz unvollständige.*)

Barmen:	Hauptstationen	Außenstationen	Missionare	Kommunikanten	Gemeindeglieder
Kap	11	3	14	3918	11138
Nama	9	3	9	1709	4414
Herero	7	5	7	757	2146
Berlin:					
Kap	7	9	8	1934	4335
Kaffraria	5	5	4	375	866
Oranje	6	5	9	1402	2630
Natal	6	4	6	741	1302
Transvaal	24	60	26	5311	10925
Hermannsburg:					
Sulu	24	?	25	?	1618
Transvaal	24	?	27	?	12359
Brüdergemeine:					
Kap	10	2	21	2218	9145
Kaffraria	7	5	10	988	3617
Pariser Miss.Ges.:					
Basuto	16	111	20	6534	—
Sambese	2	—	3	—	—
Waadtländer:					
Transvaal	3	5	4	210	313
Delagoabai	1	4	2	46	60
Freischotten:					
Kaffraria	7	66	10	3164	?
Natal	3	20	3	615	?
Londoner Miss.Ges.:					
Kaffraria	2	12	2	1019	5323**)
Betschuana	6	12	10	1754	7310**)
Matebele	2	—	4	—	—
Unierte Presbyt.:					
Kaffraria	11	76	12	2307	?
American Board:					
Sulu	8	17	11	979	6891*)
Umsilas	2	—	3	—	150*)
Norweger:					
Sulu	11	?	13	?	541
Schweden:					
Sulu	4	—	4	?	38
Finnen:					
Owambo	3	—	3	?	189

Die Mission auf **Madagaskar**, heißt es im Report 1888/89 der London Missionary Society, hat unter einer zweifachen Schwierigkeit zu leiden. Einerseits veranlaßt die wundervolle Geschichte der Erschließung der Insel für das Evangelium viele, anzunehmen, die Bewohner seien nun wirklich Christen und die Zeit sei da, daß die Gesellschaft die Zahl der Arbeiter verringern könne, um solche Gebiete besser zu versorgen, die sie nötiger brauchen können. Anderseits stellt

*) Ihr Jahresbericht zählt in den 7 Diözesen 121 Stationen auf mit ebensovielen Missionaren; 60 derselben werden als Heidenmissionare bezeichnet, 11 darunter sind Eingeborene. — **) „Anhänger".

sich heraus, daß die Aufgabe, den Teil der Bevölkerung, der sich, als die nationalen Götzen verbrannt wurden, bereit zeigte, das Christentum anzunehmen, wirklich zu christianisieren, so furchtbar groß ist, daß die Missionare mit sehr wenig Ausnahmen weder Zeit noch Kraft haben, unter den Heiden, die noch drei Viertel der Bevölkerung ausmachen, zu evangelisieren. Wir müssen gewiß dankbar dafür sein, daß es in Madagaskar fast tausend Gemeinden giebt, die in Verbindung mit der Mission stehen, denn es ist besser, die Leute sind bereit, das Evangelium anzunehmen, als sie widerstreben. Aber die Verantwortung, die sich damit verbindet, ist fast erdrückend. Je mehr wir von den Leuten, die unter der Fürsorge der Missionare stehen, erfahren, um so mehr kommt es zu Tag, daß ihr Zusammenhang mit dem Christentum, in weitem Umfang, ganz äußerlicher Art ist. Die Erregung der ersten Tage des Umschwungs ist jetzt vollständig verflogen; die Macht der Umstände und der Einfluß alter und neuer Versuchungen dringt gewaltig auf sie ein, um sie von dem Suchen nach der Wahrheit wieder abwendig zu machen. Die Leute finden, „beten“ bedeutet christlich leben, für die Ausbreitung des Evangeliums arbeiten und geben. Die Folge ist, daß da und dort sich die Reaktion eingestellt hat. Mit Schmerzen nimmt man wahr, daß Trunksucht allgemein und offen im Schwange geht, selbst in der Hauptstadt; daß Räubereien sich mehren, Räuberbanden nicht weit von der Hauptstadt mit größter Frechheit Dörfer angreifen und plündern. — Die Arbeit ist unter solchen Umständen äußerst beschwerlich und oft sehr entmutigend, und es ist nicht überraschend, daß viele Berichte sehr kleinlaut sind. Doch wäre es nicht richtig, zu schließen, daß die Mission nicht gedeihe, weil man über den Zustand der Gemeinden sich sehr nüchtern ausdrücken muß. Es liegen zahlreiche erfreuliche Beweise vor, daß es sich stetig und mehr und mehr zum Besseren wendet. Die eingeborenen Arbeiter verbergen sich die Mängel ihrer Arbeit nicht und erkennen, wo es in Kirche und Schule fehlt. Unter den Gemeindegliedern wächst das Verständnis für das, was zu einem wirklich christlichen Charakter gehört. In der Entwicklung der mancherlei Formen christlicher Thätigkeit zeigt sich, daß eine wirkliche Lebenskraft im Volke ist. Unverkennbar wirkt der Sauerteig, und wenn die Gemeinden gründlich christianisiert sind, dürfen wir auch erwarten, daß sie imstande sein werden, die ganze Insel für unsern Herrn und Meister zu erobern.

Unter den heidnischen Ureinwohnern der Insel, den Sakalawa und Bara, sowie unter den mit den Howa verwandten Betsimisaraka (an der Ostküste) machen die Norweger und die Ausbreitungsgesellschaft Missionsversuche. „Miss. Macmahon hat mit Gefahr des Lebens einen zweiten Besuch bei den Sakalawa von Ramaindrano aus gemacht; aber es wurde ihm nicht erlaubt, Lehrer bei ihnen zu stationieren. In der That müssen wir dankbar sein,

daß er mit dem Leben davongekommen ist. Mehrere seiner Leute wurden auf dem Rückweg erschlagen oder gefangen genommen." „Unter den Betsiriri (einem Sakalawastamm) könnten wir im äußersten Westen eine ganz neue Mission eröffnen, aber sie nehmen keine Lehrer von den Howa, denen sie mit Recht gar nicht trauen." (Missionfield 1889, 131 f. Report S. P. 1888/89, 98.) Ein anderer Missionar der Gesellschaft besucht von Mahonoro aus die Betsimisaraka. Die norwegische Mission hat auf der Westküste von Tullear aus (zwischen 23° u. 24° s. Br.) das Evangelium nach dem einige Meilen südlicher gelegenen St. Augustin und nach Tanosiland am Ony-lahy oder Augustinfluß ausgebreitet. Auf der neu angelegten Station St. Augustin beginnt Miss. Andreassen zu arbeiten. Die Leute sind hier freundlicher und lernbegieriger als in Tullear. Der König Tompohemana in Fiherenga ließ Miss. Rötvig zu sich kommen und forderte Missionare für eine etwas nördlich von Tullear gelegene Stadt. Dieser Fall ist in der Sakalawamission noch nicht vorgekommen. Ueberhaupt scheint es für die Missionare etwas leichter zu werden, trotz der sogenannten christlichen Europäer mit ihrem bösen Beispiel, trotz der Wildheit der einheimischen Stämme und des ungesunden Klimas. Auch die geplante Erweiterung der norwegischen Missionsarbeit nach dem südlichen Teil Madagaskars wird dieser westlichen Mission zu gut kommen. Hoffentlich macht die militärische Expedition, welche von der Hauptstadt nach St. Augustin gesandt worden ist, um den Sakalawa einen Howagouverneur nebst Garnison zu bringen (Chronicle 1889, 325), den vielen kleinen Kriegen auf dieser westlichen Küste ein Ende. Auch wird die neue französische Dampfschiffverbindung mit der Westküste eine bedeutend bessere Verbindung mit der Außenwelt herstellen; leider droht zugleich eine französisch jesuitische Konkurrenzmission. Jedenfalls steht die Westküste Madagaskars vor einem entscheidenden Wendepunkt. (Norske M. Tid. 1888, 351 ff. 1889, 54—60. 333.)

Auch auf der Südostküste hat die norwegische Missionsgesellschaft auf Grund der Ergebnisse der Reisen A. Walens und Nilsen Lunds (vgl. Miss.-Mag. 1888, 474) die Arbeit begonnen und zwar zunächst in Vangaindrano und Fort Dauphin. Vangaindrano, der Ausgangspunkt der neuen Mission, liegt zehn Tagreisen südöstlich von Fianorantsoa und zwei Stunden vom Meere. Von hier bis zum südlich gelegenen Fort Dauphin sind es wieder zehn Tagreisen, von welchen fünf durch eine zahlreich bevölkerte Gegend führen. Der Landstrich um die genannte kleine Howafestung ist öde, hat aber gesundes Klima. Im Baraland, dem „Herzen Süd-Madagaskars", im Westen und Norden an Süd-Betsileo, im Osten an die Südostküste, im Süden ans Tandroi und Mahafaliland grenzend, ist gleichfalls auf Anregung Nilsen Lunds im Howadorf Ihosy, 4—5 Tagreisen westlich von Fianorantsoa, mit einem Howabefehlshaber, eine Station errichtet

worden. Zwischen Baraland und der Westküste besteht ein lebhafter Verkehr, so daß Missionsarbeit in diesem Lande sicher von großer Bedeutung ist. Am 16. Juli 1889 wurde auf der Station der Missionar Tobias Pedersen Gahre ‚als erstes Samenkorn dieser Mission' beerdigt. Die Beförderung der Mission unter den oben erwähnten Betsiriri (westlich von Nord-Betsileo, auf den Inseln und an den Ufern des Imaniaflusses) haben erfreulicher Weise die Christen in Betafo und Ambohimasina, den norwegischen Hauptplätzen des Nord-Betsileolandes, eifrig aufgenommen. (Norske M. Tid. 1888, 372 f. 411. 1889, 175—206). Nach Norske M. Tid. 1889, 262 f. zählt die norwegische Mission:

	Stationen	Missionare	Eingeb. Lehrer	Schüler	Katechumenen	Christen
an der Westküste	3	3	16	200	80	144
an der Südostküste	3	3	10?	100?	30	?
im Inland	16	17	1021	30714	3548	21000

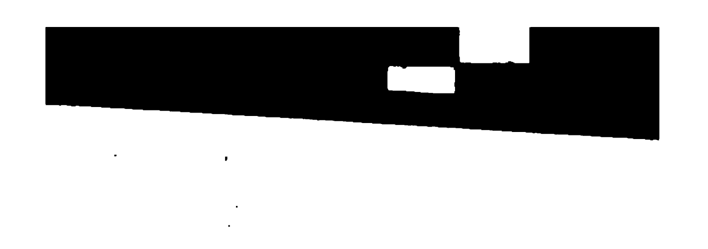
L.

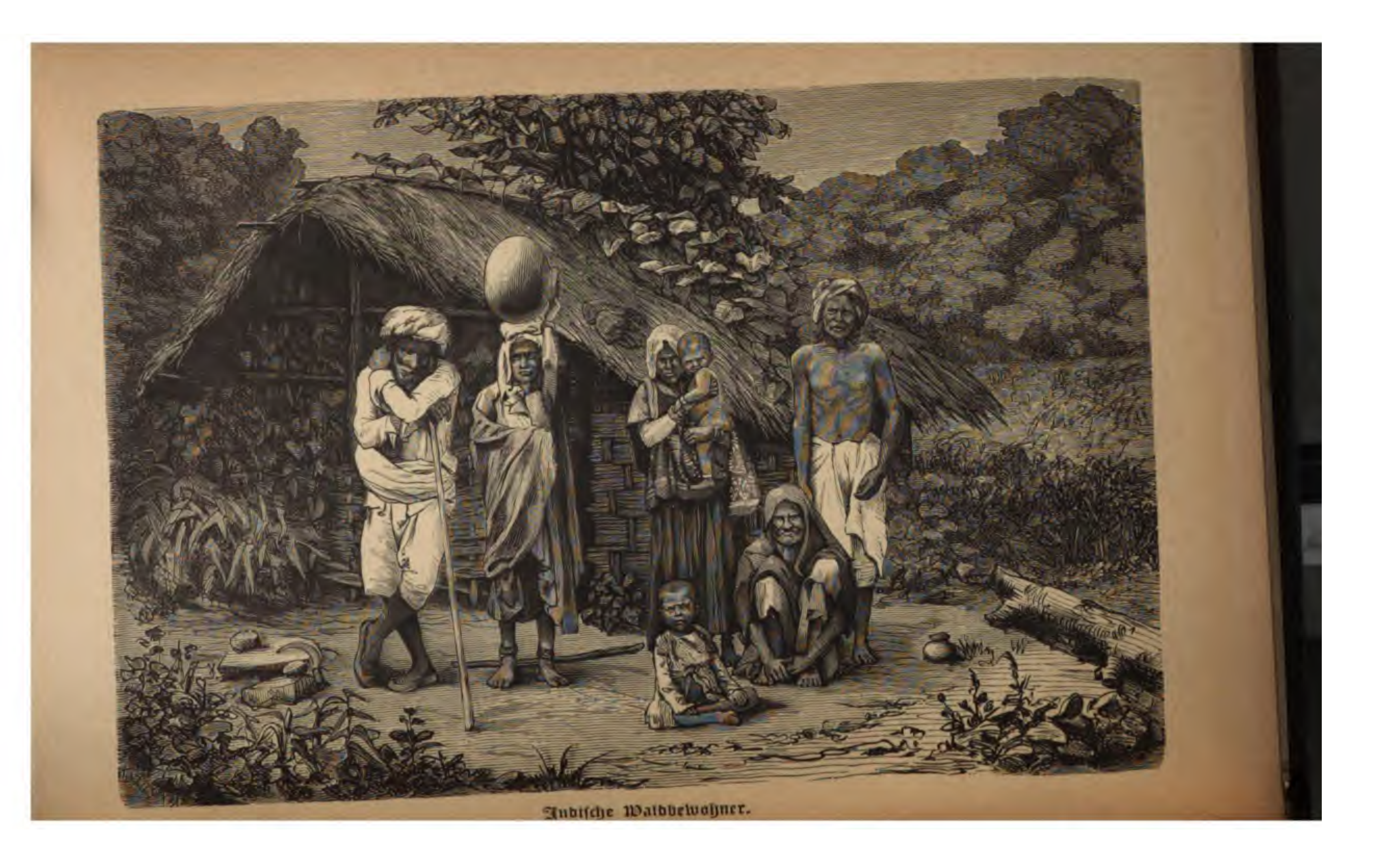
b) Vermischtes.

(Missionslotterie.) Die „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" in Berlin hat von dem Minister des Innern die Erlaubnis erhalten, behufs Gewinnung der Mittel zur Erbauung eines neuen deutschen Krankenhauses in Sansibar eine öffentliche Verlosung von Kunstwerken u. s. w. zu veranstalten und die zu dieser Lotterie auszugebenden 200,000 Lose zu je 3 Mk. im ganzen Bereiche der Monarchie zu vertreiben. Wir bedauern, daß die Gesellschaft für einen heiligen Zweck — und einen Missionszweck verfolgt sie doch auch mit jenem Krankenhaus — zu solch unheiligem Mittel greift und fürchten sehr, daß viele dadurch geärgert werden. Ein Zeugnis hievon liegt uns bereits vor in dem Brief eines Lesers.

(Die Christen und das Erdbeben.) Als im Juli v. J. die Stadt Kumamoto auf der Insel Kiu-siu, Japan, durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, entstand daselbst, wie die Revue des missions contemporaines erzählt, eine allgemeine Panik. Achtundvierzig Stunden hindurch sah man einen Strom von Flüchtlingen auf den Straßen vor der Stadt und alles schrie unausgesetzt die heilige Formel zu Buddha: Namu Amida Butsu (d. h. „ich vertraue mich Amida Buddha an"). Aber während alle, die Behörden nicht ausgenommen, den Kopf verloren und jedes nur an die eigene Rettung dachte, zeigten die Christen die Ueberlegenheit ihres Glaubens und zwar trotzdem, daß augenblicklich kein Missionar auf dem Platze war, der sie etwa beeinflussen konnte. Sie boten den Behörden der Stadt ihre Schulen zur Verwendung als Spitäler an, was von jenen mit Dank angenommen wurde. Auch riefen sie einen christlichen Arzt aus einer Entfernung von 20 Meilen herbei und beschafften die Mittel für die erste, dringendste Hilfeleistung. Dies Verhalten der Christen hatte die Wirkung, daß die Panik aufhörte und die Leute sich auf ihre nächsten Pflichten besannen; vielleicht hat es aber auf diesen und jenen noch einen andern, tieferen Eindruck gemacht.

Berichtigung: S. 40 Z. 24 v. o. lies 15 statt 12. — S. 42 Z. 14 v. u. lies Boma statt Buma.





Indische Waldbewohner.

Die
Entstehung der verschiedenen Missionsgesellschaften
und ihre eigentümlichen Merkmale.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung)

Die Berliner Mission hatte ursprünglich ein einziges Arbeitsfeld: Südafrika, und nennt sich zum Unterschied von andern in Berlin befindlichen Missionsgesellschaften auch: Berliner Missionsgesellschaft für Südafrika. Zu diesem Missionsfeld kam aber 1882 China hinzu, wo die Berliner 1882 die Station Kanton von der Rheinischen Mission übernahmen. Seitdem sind noch zwei weitere chinesische Stationen dazu gekommen. In Südafrika kamen die ersten Missionare 1834 an und mußten wie die rheinischen zuerst im Kapland eine feste Grundlage für ihr Werk suchen. Sie gründeten 1837 die Station Zoar, 80 Stunden östlich von Kapstadt im Gebirge. Eine deutsche Missionsfreundin half zum Ankauf eines nahen Gutes, das nach ihr Amalienstein genannt wurde und zu einer blühenden Kolonie für Hottentotten heranwuchs. Während die Rheinische Mission mehr der Westküste entlang gegen Norden vordrang, wurde die Berliner durch Gottes Führung von der Mitte des Kaplands gegen Norden und Nordosten geleitet, nach dem Oranje-Freistaat und Transvaal oder dem südafrikanischen Freistaat, wohin von den Bauern (Boeren) holländischer Nationalität viele aus Unzufriedenheit mit der englischen Regierung ausgewandert waren und neben eingebornen Hottentotten, Betschuanen, Mischlingen und Kaffern wohnten. Zu den Betschuanen gehören auch die Basuto, unter denen die Berliner Mission trotz den Verfolgungen des Königs Sekukuni eine schöne Zahl von mutigen Bekennern Jesu Christi gesammelt hat, deren Mittelpunkt die Christenstadt oder das befestigte Dorf Botschabelo bildet. Auch nach dem britischen Kafferland und der Kolonie Natal sind die Berliner vorgedrungen, um den

Kaffern zu predigen. Im Norden von Transvaal sind die entferntesten Stationen zur Bekehrung der Matebelen errichtet.

Einen Vorzug vor vielen anderen Missionsgesellschaften haben die Berliner darin, daß sie nirgends in einem mörderischen Klima arbeiten und daher mit einer geringeren Anzahl von ausgehenden Brüdern und geringeren Geldmitteln einen ziemlich großen Umkreis mit der Predigt des Evangeliums bedienen können.

e) Die Goßnersche Mission.

Wir schließen hier sogleich die Goßnersche Mission an, obgleich sie später entstanden ist als die zwei nachfolgenden Gesellschaften, weil sie mit der Berliner in näherem Zusammenhang steht. Sie ist ursprünglich das Werk eines einzelnen Mannes gewesen, aber nach seinem Tode mußte auch eine Gesellschaft gebildet werden, um sie fortzuführen.

Johannes Goßner war ein katholischer Bauernsohn aus dem jetzigen bayrischen Schwaben, geboren 1773 in Hausen, vier Stunden südlich von Günzburg. Als er in Dillingen das Studium der katholischen Theologie begann, waren dort noch Männer, welche ihr Christentum mehr auf die Bibel, als auf die Vorschriften der katholischen Kirche gründeten und auch mit gläubigen Protestanten in Verbindung standen. Unter ihnen machte Michael Sailer den tiefsten Eindruck auf den jungen Goßner. Durch mancherlei innere und äußere Kämpfe drang Goßner zu einem wahren Leben aus Gott hindurch und hatte innige Gemeinschaft mit mehreren gleichgesinnten katholischen Geistlichen (Boos, Feneberg, Lindl u. a.). Durch ihre erwecklichen Predigten hatten sie in ihren Gemeinden viel Segen gestiftet. Aber die römische Partei gewann in München die Oberhand, die „Aftermystiker" mußten aus Bayern weichen. So kam Goßner 1819 nach Düsseldorf als katholischer Religionslehrer am Gymnasium. Aber auch dort war seines Bleibens nicht, da seine Feinde auch im Erzbistum Köln seine Entfernung betrieben. Er mußte seinem Vaterland Lebewohl sagen und fand in Rußland unter Kaiser Alexander I. eine Zuflucht. In Petersburg wirkte er vier Jahre an der Malteserkirche in einer von der Hierarchie verhältnismäßig unabhängigen Stellung. Aber auch dort arbeiteten nicht nur

römische und griechische Priester, sondern auch protestantische Geistliche an der Entfernung dieses unerschrockenen Zeugen der Wahrheit, weil die nach Gnade hungernden Seelen aus allen Konfessionen in seinen wahrhaft evangelischen Predigten die beste Nahrung fanden. Es gelang der feindlichen Partei 1824, beim Kaiser seine Entfernung aus Rußland durchzusetzen. Nun hielt sich Goßner längere Zeit ohne Amt in Deutschland auf, noch immer dem Namen nach als Katholik, obgleich Tausende von Evangelischen von ihm das Evangelium reiner gehört hatten als von ihren Predigern und sich erquickten an seinen Schriften, namentlich seinem Schatzkästlein. Er zögerte lange mit dem völligen Uebertritt, weil er auch in der evangelischen Kirche so viel Unchristliches und Unlauteres sah. Endlich that er 1828 in Schlesien diesen Schritt, über welchen er sich später gegen einen Freund äußerte: „Du fragst, warum ich evangelisch geworden? Weil ich ein Sünder bin, so fiel ich auf meine Kniee und bat um Vergebung meiner Sünden, und Jesus gab sie mir und kam in mein Herz und offenbarte sich mir als meinen Heiland, da war ich evangelisch, und das geschah in meinem Kämmerlein 1798. Ich fragte nun nicht mehr nach Kirchen, sondern ich predigte in der Kirche, in der ich eben war, Jesum Christum, so wie ich ihn erfahren habe, daß in ihm allein Heil ist, und zwar so lange, als sie mich duldete. Als ich aber 1824 in Petersburg ausgestoßen und vogelfrei wurde und hatte keine Kirche als die unsichtbare, innere Kirche, da war ich auch vergnügt und in meinem Heilande selig, predigte allenthalben allen ohne Unterschied, wohin ich kam, das Heil in Christo, auch dort am Riesengebirge, wo du jetzt bist, 1825 und 1826. Endlich aber kam ich nach Berlin, und da sagten sie, so dürfte ich nicht bleiben, ich müsse in einer Kirche sein, sonst traue man uns nicht, und zogen mich in die äußere evangelische Kirche hinein, und ich ließ es geschehen, um Christum predigen und frei bekennen zu dürfen, und dies geschieht nun seit 1828." (Dalton, Joh. Goßner, S. 303.)

So war **Goßner** ein durchaus selbständiger Mann, voll Glaubens, aber nicht gewohnt, in gewöhnlichem Geleise mit andern sich zu bewegen. 1829 wurde er Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin, derselben böhmischen Kirche, in welcher Jänike gepredigt hatte. Goßner hatte schon als katholischer Pfarrer in Petersburg in seiner Privatwohnung Missionsstunden gehalten. 1831 wurde er

zum Eintritt in das Berliner Missionskomitee aufgefordert und folgte diesem Ruf mit Freuden. Er war bald eines der eifrigsten Mitglieder und wußte in den Zöglingen die Liebe zu den Heiden mächtig anzufachen. Er wurde ihr Freund und Berater. Bei der Aussendung der ersten Missionare nach Südafrika 1833 hielt er die Festpredigt in der Dreifaltigkeitskirche. Im folgenden Jahre gründete er das Blatt: „Die Biene auf dem Missionsfeld.“

Die ersten Missionare, welche die Berliner Gesellschaft nach Südafrika ausgesandt hatte, bewährten sich nicht in allen Stücken. Es kamen ärgerliche Scenen auf afrikanischem Boden vor, und die Wurzeln der Uneinigkeit lagen noch in der Zeit, da die Zöglinge in Berlin beisammen gewohnt hatten. Goßner suchte die Ursache darin, daß die Art und Weise der Ausbildung, wie sie in Berlin betrieben wurde, die Leute nur aufgeblasen mache. Eine so umfangreiche wissenschaftliche Ausrüstung sei nicht nötig für Missionare, welche unter einem auf so niedriger Bildungsstufe stehenden Volke wirken sollen. Es werde im Missionshaus zu viel studiert und zu wenig gebetet. Auch mit dem Bau des Missionshauses war Goßner nicht einverstanden und mit dem ganzen Verwaltungsapparat, der viel Geld koste und wenig nütze.

Da die Berliner nicht nachgaben, trat Goßner 1836 aus dem Komitee aus. Nur die Herausgabe der „Biene“ setzte er fort. Allein bald darauf bekam er von einem Herrn Lehmann ein Schreiben, daß acht junge erweckte Männer einen heißen Drang in sich spüren, den Heiden das Evangelium zu predigen, und sich von Goßner dazu vorbereiten lassen möchten. Acht Tage später kamen sechs dieser Zöglinge selbst zu Goßner, um ihr Anliegen vorzubringen. Er betete mit ihnen und gewann die Ueberzeugung, daß diese jungen Männer vom Herrn berufen seien zum Dienst in seinem Reich. Zu Anfang des Jahres 1837 waren es bereits 12 Zöglinge, darunter ein Kandidat der Theologie. Die Handwerker blieben bei ihren Meistern, und diese bewilligten ihnen einige Freistunden an Nachmittagen, damit ein paar Lehrer und Studenten ihnen einigen Unterricht geben in deutscher Sprache, Geschichte der Ausbreitung des Christentums u. dgl. Goßner selbst unterwies sie abends in dem, was nach seiner Ueberzeugung einem Missionar vor allem nötig war. Das Konsistorium genehmigte seinen Plan.

Die ersten Missionare wurden im Juli 1837 in der Bethlehems-kirche eingesegnet, um mit einem schottisch-presbyterianischen Geistlichen nach Australien zu ziehen und dort, von den Presbyterianern unterstützt, an Europäern und Eingeborenen zu arbeiten. Goßner betonte bei der Einsegnung, daß er sie als Kinder seiner Bethlehemsgemeinde betrachte, in deren Mitte sie die letzten Jahre gelebt haben und zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen seien, und legte seiner Gemeinde die Verpflichtung für die Heidenmission ans Herz. Bald nach der ersten Aussendung hatten sich wieder Jünglinge eingestellt, welche durch Goßner zum Missionsdienst herangebildet zu werden wünschten. Er wollte es dahin bringen, daß die Missionare so viel als möglich ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienen. So apostolisch die ganze Art und Weise Goßners im Unterschied von der jetzt gewöhnlichen Missionsthätigkeit erschien, so hat doch der Erfolg den Erwartungen Goßners und seiner Freunde nicht entsprochen. Eine große Anzahl von Missionaren ist von Goßner im Lauf von 22 Jahren nach verschiedenen Gegenden ausgesendet worden. Was haben die meisten von ihnen für die Bekehrung der Heiden gewirkt? — Da sie von Berlin aus keine weitere Unterstützung auf ihrem Arbeitsfeld erwarten durften, so mußten sie entweder ein Handelsgeschäft, ein Gewerbe, eine Landwirtschaft übernehmen, oder sich an eine englische, schottische oder niederländische Missionsgesellschaft anschließen, oder an einzelne Wohlthäter. Ihre Arbeit blieb in keinem Zusammenhang mit Deutschland; manche kamen überhaupt zu keiner Arbeit unter den Heiden; sie sind wohlhabende Geschäftsleute oder Kolonisten geworden, aber für die Bekehrung der Völker haben sie nichts ausgerichtet.

Nur an einem Punkt entstand durch Goßners Zöglinge ein lebenskräftiges, reichgesegnetes Werk, das jetzt noch den Namen **Goßners** trägt und von Berlin aus geleitet wird, unter den **Kol** in Vorderindien, in den Bergen westlich von Kalkutta. Fünf Jahre lang hatten die Brüder dort keine Frucht ihrer Arbeit gesehen. Mutlos schrieben sie nach Berlin: „Wir haben die Erde aufgerissen und gesät, aber keine Frucht will sich zeigen.“ Goßner aber antwortete: „Ob die Kol sich bekehren oder nicht, das sei euch gleich! Wollen sie das Wort nicht annehmen zum Segen, so mögen sie es zum Gericht hören. Ihr aber betet und arbeitet fort; wir hier

wollen auch beten." — Die Frucht des Gebets blieb nicht aus. Als 1857 der furchtbare Militäraufstand in Indien ausbrach, bestanden die Kolgemeinden schon aus 700 Seelen, und diese dienten im englischen Heer gegen ihre Unterdrücker, die Hindu, so daß auch die Engländer großes Interesse für diese Mission gewannen und sie durch ihre Beiträge unterstützten, während die Unterstützungen aus Deutschland spärlich flossen.

Bis in sein 85. Lebensjahr, d. h. bis zu seinem Heimgang, hatte Goßner die Mission selbst geleitet. Allerdings hatte er auf Verlangen des Konsistoriums einen Missionsverein bilden müssen. Aber thatsächlich lag die Arbeit ganz in seinen Händen. So herrlich das Vorbild war, welches er seinen Sendboten geben konnte, so mußte sich doch die Frage aufdrängen: Wer wird nach seinem Tode das Werk weiter führen? — Das ist immer die Schattenseite bei Missionen, die nicht von einer Gesellschaft, sondern von einem einzelnen Glaubensmann geleitet werden. Die Engländer hatten ihr Augenmerk auf die Kolmission gerichtet, die nun gerade in ihrer schönsten Blüte stand, und die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft wäre bereit gewesen, sie zu übernehmen. Da traten nach Goßners Tod 1858 in Berlin etliche Männer zusammen, darunter Generalsuperintendent Büchsel und Hofprediger Wilh. Hoffmann, welche sagten, es wäre doch eine Schande für die deutsche Christenheit, wenn dieses so augenscheinlich vom Herrn gesegnete Werk nicht von Deutschland aus fortgeführt würde. Es trat ein Komitee zusammen, die Goßnersche Mission wurde eine Missionsgesellschaft wie andere, und das Werk ging mehrere Jahre lang überraschend vorwärts, so daß bald 30,000 Kolchristen gewonnen waren.

Aber es gab Zerwürfnisse zwischen dem Inspektor und einem Teil der alten, von Goßner ausgesendeten Missionare, so daß diese austraten und sich nicht an die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft anschlossen, — diese hätte keine Gegenmission gegen die deutsche gebildet, — sondern an die hochkirchliche Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G. vgl. Miss.-Mag. 1889, S. 435). Die alten Missionare, welche von Goßner ausgesendet, in Deutschland ordiniert, nun viele Jahre ihr Amt im Segen verwaltet hatten, ließen sich noch einmal ordinieren vom Bischof von Kalkutta, und die Ausbreitungsgesellschaft

suchte die Kolchristen zu sich herüberzuziehen. Es gelang nur bei einem kleineren Teil.

Aber bald kam noch ein schlimmerer Feind, um dieses schöne Arbeitsfeld zu verwüsten. Die aus Deutschland vertriebenen Jesuiten haben es sich besonders zur Aufgabe gestellt, die Arbeit des deutschen Protestantismus zu zerstören. Der Name Goßner mußte ihnen besonders verhaßt sein, da er sie an einen Abfall von Rom erinnerte. So nisteten sie sich unter den Kol ein, und da dieses Volk von den Hindu hart bedrängt ist, konnten sie leicht Eingang finden, wenn sie ihnen Beistand gegenüber den Landbesitzern versprachen, ihre heidnischen Tänze wieder erlaubten und in Bezug auf Trunksucht milder verfuhren als die evangelischen Missionare. (vgl. Miss.-Mag. 1889, S. 467 ff.)

Dem Umsichgreifen der Jesuiten konnte desto weniger Einhalt gethan werden, weil die Mission in der Heimat zu wenig Unterstützung fand. Es ist offenbar ein Uebelstand, daß in Berlin, wo ohnehin für das Reich Gottes viel weniger geschieht als im westlichen Deutschland, zwei Missionsgesellschaften nebeneinander bestehen. Wenn sie auch im Frieden miteinander auskommen, so kann doch keine so auftreten, wie wenn sie die einzige für dieses Gebiet wäre; sie kann nicht so leicht vorwärtsschreiten und neue Kreise gewinnen, während nordöstlich von Berlin auf weitem Gebiete nirgends ein Missionsherd sich findet. Von Goßners Geringschätzung der Wissenschaft bei der Ausbildung der Missionare wird keine Spur mehr vorhanden sein, seitdem Prof. Plath an der Spitze der Goßnerschen Mission steht, der gerne möglichst viele Theologen in der Mission haben möchte, aber populär wird dadurch diese Mission nicht geworden sein.

f) Die Norddeutsche Missionsgesellschaft.

Hamburg und Bremen, die deutschen Seehandelsplätze für die Nordsee und den Ocean, waren im Mittelalter die Missionsstationen gewesen, von welchen aus der noch heidnische Norden und Nordosten von Europa das Licht des Evangeliums empfing. Dort hatte Ansgar, der Apostel des Nordens, sein Bistum; von dort aus bereiste er Dänemark, Schweden und Norwegen. Von den

Hansestädten aus kamen mit den unternehmenden Kaufleuten auch christliche Prediger bis an die entferntesten Küstenländer der Ostsee. Hamburg und Bremen, die bedeutendsten Seehandelsstädte von Deutschland, haben nach den Schrecken der napoleonischen Zeit ihre Selbständigkeit wieder bekommen; sie haben mehr als andere deutsche Städte ihren Reichtum aus den Ländern der Heiden geholt. So hätte man erwarten dürfen, daß der in England zu Ende des vorigen Jahrhunderts so mächtig emporflammende Eifer für die Mission seine Strahlen zuerst über diese deutschen Seehandelsstädte verbreiten würde. Allein wer am Sonntag durch die Straßen von Hamburg und Bremen geht und dem werktäglichen Treiben zusieht; wer die wenigen Kirchen von Hamburg großenteils leer findet, der bekommt den Eindruck, daß hier Kirche und Wort Gottes nicht dieselbe Geltung haben, wie in England. Namentlich das lutherische Hamburg ist bekannt als eine der unkirchlichsten Städte, geistlich tot, so daß das Häuflein der lebendig Gläubigen nie zu einigem Ansehen gekommen ist und rationalistische Prediger noch nach Hamburg berufen wurden, nachdem diese Richtung anderswo längst abgewirtschaftet hatte. Im reformierten Bremen hat sich mehr geistliches Leben erhalten und eine Reihe von mächtigen, beredten Zeugen der Wahrheit ist auf den Kanzeln gestanden. Daneben darf aber heutzutage die frechste Leugnung aller christlichen Grundwahrheiten sich breit machen, denn eine Selbständigkeit der Kirche existiert in den beiden freien Städten nicht. Die herrschende Partei im Staat hat auch über die Kirche zu gebieten.

Trotz allen diesen Schwierigkeiten hat das kleine Häuflein von lebendigen Christen in diesen Städten, unterstützt von den umliegenden Landschaften, ein selbständiges Missionswerk zustande gebracht. Noch ehe in den Hansestädten Vereine entstanden, war in Ostfriesland, jener Grenzprovinz, wo den Reformierten holländisch, den Lutheranern deutsch gepredigt wird, die Vereinigung „vom Senfkorn“ gegründet worden, welche nach Rotterdam und an Jänike in Berlin Missionsbeiträge sandte und mit der deutschen Christentumsgesellschaft in Basel sich in Verbindung setzte. In den Jahren 1819—21 entstanden Missionsvereine in Bremen, Lübeck und Hamburg, welche Missionare in Basel ausbilden ließen, bald darauf auch im Hannoverschen. Aber die Feindschaft der Behörden

war noch so stark, daß keine Kirche für eine Missionsfeier eingeräumt wurde, und als Missionar Wulf, ein Altonaer, 1827 nach Liberia sich einschiffte, sandte ein Missionsfreund in eine Hamburger Zeitung die Notiz, daß Wulf nach Westafrika gehe, „um seinen schwarzen Brüdern das Evangelium von Christo zu verkündigen." Der Zensor der freien Stadt Hamburg strich diese Worte und setzte dafür: „um dort seinen wichtigen, mit vielen Schwierigkeiten verknüpften Wirkungskreis anzutreten." Der Zensor erlaubte auch nicht, daß die öffentlichen Missionsstunden neben den öffentlichen Gottesdiensten angezeigt werden.

Die Verbindung der norddeutschen Vereine zu einer selbständigen Missionsgesellschaft geschah dadurch, daß 1834 der Bibel- und Missionsverein in Stade die benachbarten hannoverschen und hanseatischen Vereine zu seiner Generalversammlung einlud, und ein junger Theologe, welcher an der Versammlung teilgenommen und dabei die Freudigkeit bekommen hatte, selbst als Missionar unter die Heiden zu gehen, den Wunsch aussprach, er möchte auch als Missionar mit den Vereinen der Heimat in näherer Verbindung bleiben. Die Missionsfreunde überlegten das und kamen zu der Ueberzeugung, die norddeutschen Vereine werden erst zu einem rechten Leben kommen, wenn sie die Missionare selbständig aussenden; es sei doch eigentlich nicht in der Ordnung, wenn diese erst nach dem binnenländischen Basel gehen müssen, um von dort ausgesendet zu werden.

Im Jahr 1836 kam in Hamburg die Vereinigung zustande. Dort sollte der Verwaltungsausschuß seinen Sitz haben. Aber die Entscheidung über die Geschäfte sollte bei den Vereinen liegen. Es haben sich in den folgenden Jahren 13 Vereine angeschlossen in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Hamburg und Bremen. Daneben haben mehrere Vereine die Norddeutsche Missionsgesellschaft unterstützt, ohne die Verbindung mit andern Gesellschaften aufzugeben. Männer wie Ludwig Mallet, der geistvolle und liebewarme Prediger in Bremen, haben bei den Missionsversammlungen durch ihr kräftiges Zeugnis neue Freunde gewonnen. Aber es war von Anfang an eine viel zu schwerfällige, vielköpfige Verwaltung. Es fehlte ein Haupt, eine Persönlichkeit, die ganz in der Mission lebte und alle Fäden in der Hand behielt.

Die föderalistisch-republikanische Einrichtung paßt nicht, wo es gilt, die Kriege des Herrn zu führen. Da müssen rasche Entscheidungen getroffen werden. Man darf nicht erst eine Reihe von Vereinen anfragen.

Dazu kam aber noch eine weitere Schwierigkeit, dieselbe, welche auch in der Berliner Mission so viele Kämpfe verursachte. Die Länder der Norddeutschen Missionsgesellschaft waren zwar von keiner Union bedroht, und die Missionsgesellschaft selbst hatte sich dagegen verwahrt durch den § 2 ihrer Statuten, welcher lautete: „Die Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformierten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden Schwesterkirchen in keiner Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn (Matth. 28, 18—20) in der Ueberzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche eigentümlich gestalten wird." Allein in Mecklenburg war durch Kliefoth, in Hannover durch Ludwig Harms u. a. die lutherische Strömung so mächtig geworden, daß dieser Paragraph den Freunden nicht genügte. Die Reformierten gaben auf den Antrag von Mallet so viel als möglich nach, so daß 1844 ein weiterer Paragraph angenommen wurde: „Die Gesellschaft legt bei ihrer gemeinsamen Missionsthätigkeit die auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 übergebene Konfession zu Grunde." Allein auch diese Bekenntnisgrundlage der unveränderten Augsburgischen Konfession war nicht imstande, die Mecklenburger und Hannoveraner bei der Norddeutschen Mission festzuhalten; sie wollten einmal nicht mehr mit Reformierten zusammenarbeiten und trennten sich.

Die im Jahr 1837 in Hamburg gegründete und von Kandidat Brauer geleitete Missionsschule kam zu keinem rechten Gedeihen, weil auch da zu viele Leute dreinredeten. Doch sind in derselben zwei Missionare für Ostindien, sechs für Neuseeland und sechs für Westafrika herangebildet worden. Man wollte um 1850 die Missionsschule nach Hermannsburg verlegen, wo Pastor Ludwig Harms seine reich gesegnete Wirksamkeit begonnen hatte, auf die wir noch

einmal zu sprechen kommen. Allein Harms erkannte selbst, daß er sich mit der Gesellschaft weder in konfessioneller Beziehung, noch in der Ausbildung und Aussendung der Missionare werde einigen können, und dieser Plan zerschlug sich.

Die eifrigsten Träger der Norddeutschen Mission waren in Bremen die reformierten Pastoren Treviranus, Mallet, Müller und namentlich die Familie Vietor, auch die kaufmännischen Mitglieder derselben, welche mit großer Aufopferung und unermüdlicher Treue das Werk fortgeführt haben unter so schweren Erfahrungen, wie sie nicht leicht eine Missionsgesellschaft durchzumachen hatte. Es war daher das natürlichste, daß 1850 die Leitung der Norddeutschen Mission nach Bremen verlegt wurde. Die dortigen Freunde übernahmen dieselbe aber nur unter der Bedingung, daß die Verfassung abgeändert werde und das Komitee dieselbe Vollmacht bekomme, wie in Basel und Berlin. Da keine Missionsschule mehr bestand, wurde das Anerbieten von Basel angenommen, daß die Missionare vom Basler Missionshaus an Bremen abgegeben wurden, wofür Bremen die Ausbildungskosten ersetzte. Die Basler Missionsschule war für mehr Zöglinge berechnet, als die Basler Mission für ihre Stationen brauchte. Der Eintritt von Basler Zöglingen in die Dienste der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft konnte und wollte nicht fortgesetzt werden. Wenn nun die überschüssigen Zöglinge als deutsche Prediger nach Nordamerika, nach Südrußland und später nach Brasilien ausgesendet wurden, so hatten sie dort allerdings auch einen Missionsdienst, der häufig verleugnungsvoller war, als einzelne ihrer Brüder unter den Heiden ihn hatten. Aber manche Brüder empfanden es doch als eine Zurücksetzung, wenn sie ohne besonderen Grund nicht zum Dienst unter den Heiden abgeordnet wurden, zu welchem sie sich speziell berufen glaubten. So war beiden Teilen geholfen, wenn Basler Zöglinge in die Bremer Mission eintraten, welche in ihren kirchlichen Grundsätzen vollständig harmonierte mit der Basler und ihr Arbeitsfeld in Afrika neben der Basler hatte, so daß mancherlei gegenseitiger Verkehr zwischen den Missionaren bestehen konnte. Allein für die Bremer Missionsfreunde selbst war dieses Verhältnis doch nicht ganz befriedigend. Die Missionare waren Süddeutsche und Schweizer, die Missionsgesellschaft hieß die Norddeutsche. Wenn die Brüder zur

Erholung nach Europa kamen, eilten sie nach ihrer Heimat und wurden mit der norddeutschen Missionsgemeinde zu wenig bekannt. Deswegen hat Bremen in neuerer Zeit angefangen, die Missionsaspiranten selbst aufzunehmen und zur Ausbildung nach Basel zu schicken. Doch soll auch dies nur ein Uebergang sein, bis es möglich wird, wieder eine eigene norddeutsche Missionsschule zu errichten.

Von den Arbeitsfeldern, welche die Norddeutsche Mission eine Zeit lang besetzt hatte, wurde das Telugu-Gebiet in Ostindien bald wieder aufgegeben, Neuseeland wurde längere Zeit fortgeführt, aber keine neuen Missionare dahin gesendet, weil nicht mehr viel Arbeit unter den Maori war. So blieb als das einzige Missionsgebiet die Sklavenküste in Westafrika, ein ungesundes Klima, in welchem eine ganze Reihe von Männern und Frauen dahinstarben, ehe sie nur die Sprache erlernt hatten, wo durch den Asante-Krieg 1869 die blühendste Station völlig zerstört wurde und wo auch lange Zeit keine rechte Frucht der Arbeit unter dem Ewe-Volk sich zeigen wollte. Die Bremer haben trotzdem ritterlich ausgehalten, und es haben sich immer wieder Brüder gefunden, welche in die Lücken traten. Jetzt scheint die größte Schwierigkeit überwunden zu sein und die Erntezeit zu beginnen.

Bremen hat auch noch ein besonderes Verdienst um die sämtlichen kontinentalen Missionsgesellschaften durch die Veranstaltung und Beherbergung der allgemeinen Missionskonferenz, zu welcher alle 3—4 Jahre die Vertreter der deutschen (schweizerischen), nordischen, niederländischen und französischen Missionsgesellschaften eingeladen werden, um allerlei Missionsfragen zu besprechen und die Erfahrungen auszutauschen. Es hat sich bei diesen Konferenzen trotz dem verschiedenen konfessionellen Standpunkt manchmal eine überraschende Einstimmigkeit in den auf der Erfahrung beruhenden Anschauungen gezeigt, die Missionsmänner sind einander persönlich näher getreten und haben eine Gemeinschaft des Geistes verspürt, die nicht von dieser Welt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:
Indische Waldbewohner.

Von Missionar J. Lauffer in Reutlingen.

Wer einmal indische Waldbewohner gesehen hat, vergißt sie nicht so bald wieder, namentlich wenn er mit dem Evangelium des Friedens ihnen zu lieb stundenweit in glühender Sonnenhitze gegangen ist, um schließlich einer unter Schreien und Laufen in den Wald enteilenden Menge nachsehen zu müssen, wie es dem Schreiber dieser Zeilen öfter ergangen ist. Daß sich ein solches Verhalten in unserer, auch für indische Waldbewohner verhältnismäßig so ruhigen und sicheren Zeit von Geschlecht zu Geschlecht forterben kann, deutet gewiß auf arge Mißhandlungen hin, denen sie in früheren Zeiten ausgesetzt waren. Dieses scheue Wesen findet man namentlich bei den Paniar, Kurumbar und andern Stämmen der — den Nilagiri vorgelagerten — Weinad-Berge. Andere allerdings wie die Badaga, Tota, Kottar auf den Blauen Bergen bleiben bei einem Besuche ganz ruhig.

Alle diese Stämme gehören der Urbevölkerung an, welche die aus Hochasien einwandernden Arier vorfanden und in die Berge und Wälder zurückdrängten, wo sie, fern von allem Verkehr, fast auf der Stufe stehen geblieben sind, auf der ihre Ahnen vor mehr als 2000 Jahren gewesen. Auch heute noch wagt sich fast niemand in die Städte; wer es thut, bekundet schon ein großes Maß von Tapferkeit. Im ganzen sind sie ein arbeitsscheues Geschlecht. Sie haben es aber freilich auch nicht nötig, daß sie sich abmühen; denn ihrer Bedürfnisse sind gar wenige und dazu liefert der Boden des Urwaldes bei leichter Arbeit reiche Ernten. Nicht einmal gegen guten Lohn wollten sie in früheren Jahren in Kaffeepflanzungen Arbeit nehmen. Pfeil und Bogen ist heute noch ihre Hauptwaffe, in deren Handhabung sie eine große Sicherheit bekunden. Doch sind jetzt auch Schießgewehre bei ihnen zu finden.

Die Basler Mission hat auf den Blauen Bergen mit diesen Bergstämmen wirkliche Berührung; außer von den Badaga hat sich aber noch niemand dem Christentum zugewendet. Keti und Kotagiri besitzen kleine Gemeindlein. Mit den Najadi und Tscherumer

kommt man auch im Tiefland in Berührung. Mit den ersteren machte zu Anfang der fünfziger Jahre ein frommer Obersteuerbeamter, Kollektor Conoly, der im Jahr 1853 von fanatischen Muhammedanern zu Kalikut in seiner Wohnung zusammengehauen wurde, einen Kolonisationsversuch, der aber völlig mißglückte. Diese Leute, die nur von Bettel, Aas und Mäusefang leben, konnten ihre Lebensweise nicht lassen. Selbst als jener fromme Beamte sein ganzes Unternehmen den Basler Missionaren in Kalikut übergeben und damit die Gründung unsrer Station Kodakal sich vollzogen hatte, wurde nichts erreicht. Ja, auch sonst wollte niemand Christ werden, so lange einer dieser Aasesser auf der Station war. Schöne Früchte hat dagegen das Evangelium unter den Tscherumern gehabt in der Basler und den südlicheren englischen Missionen.

Die auf dem Bilde dargestellte Familie erinnert mich an die Kurumbar und Paniar, mit denen ich in Weinad in Berührung kam. Die Hütte ist die eines gewöhnlichen Dorfs. Drei Reihen Pfosten werden eingerammt, die mittlere trägt die Dachspitze, die zwei äußern die Dachenden. Ein Flechtwerk von gespaltenen Schilfrohren bildet die Mauern, welche noch, wenns etwas Besonderes sein soll, mit Lehm überzogen werden. Das Dach ist aus Bambus gefertigt und die Stelle der Ziegel nimmt Gras, geflochtene Kokosnußblätter oder Blätter der Fächerpalme ein. Eines Schmuckes der Hütte dürfen wir nicht vergessen: ein schöner Kürbis spinnt sich über das ganze Dach hin und liefert manche kopfgroße Frucht, die als Gemüse gegessen wird, auch im Curry die Stelle von Fleisch und Fisch einnimmt. Curry ist eine scharfe Pfefferspeise, und die zwei Steine, welche man links im Vordergrunde sieht, dienen eben zur Bereitung dieses Lieblingsgerichts der Waldbewohner. Die dabei liegende Sichel wird zum Reinigen und Zerlegen der Fische benützt, welche in diesem Curry mitgekocht werden. Was rechts auf dem Boden sichtbar ist, ist ein kleines Trinkgefäß, wie es die Eingeborenen zu gebrauchen pflegen. — Möchte es Gott gefallen, diese geringen, umnachteten, verachteten Leute von ihrem Dämonendienst weg zur lebendigmachenden Freiheit und Seligkeit in Jesu zu berufen.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

I. Ost- und Nordafrika.

Wir beginnen unsere Rundschau mit Deutsch-Ostafrika und werfen zuerst einen Blick auf die allgemeine Lage bis Ende 1889. Buschiri hatte in Mpwapwa, ehe er die freundschaftliche Maske abwarf und die dortige Station der Englischen Kirchengesellschaft zerstören ließ, noch eine Unterredung mit Miss. Price, in der er ihm erklärte: Die Deutschen werde er bekämpfen, so lang er lebe; was er könne, werde er thun, um das Land nicht zur Ruhe kommen zu lassen; keine Karawane und kein Brief dürfe bis zur Küste gelangen. Wenn er falle, dann werde Friede werden, vorher nicht. Dieses Geschick hat ihn nun, wie bekannt, ereilt; aber der Friede ist leider damit dem Land noch nicht wiedergegeben. Die arabischen Sklavenhändler setzen den Kampf fort, und es ist sehr glaublich, daß „die Bande nicht eher ruht, bis sie gänzlich aufgerieben ist.“ Auf eine vollständige Beruhigung des Landes wäre in diesem Fall in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu rechnen. Daß aber die Verhältnisse sich bald vollends so befestigen, daß die Mission ihre Arbeit ungehindert fortsetzen kann, darf man nach dem, was bis jetzt geschehen ist, wohl hoffen. Was zu dieser Hoffnung berechtigt, ist außer dem energischen, umsichtigen Vorgehen Wißmanns besonders der Umstand, daß die Eingeborenen, die Wasaramo voran, den Frieden sehnlichst wünschen und in den deutsch-feindlichen Arabern auch ihre Feinde erkennen. Sie sind ja schon gegen Buschiri, als er mit seinen Mafitibanden das Land verwüstete, ausgezogen und sie haben ihn, als er nach seiner letzten Niederlage flüchtete, gefangen und an Wißmann ausgeliefert. Von großer Bedeutung ist sodann auch der Erlaß des Sultans von Sansibar, daß alle Sklaven, die vom 1. November 1889 an sein Gebiet betreten, frei sein sollen, nebst einem anderen, der die in dem Gebiet des Sultans nach dem 1. Januar 1890 geborenen Sklavenkinder für frei erklärt. Bis jetzt haben sich die einflußreichen Araber in Sansibar gegen diese Neuerung nicht aufgelehnt. Was sie thun, wenn sie im Ernst an dieselbe glauben müssen, bleibt abzuwarten.

Wie viel besser es jetzt schon geworden ist, kann man aus dem veränderten Ton der englischen Missionsberichte abnehmen. In der vorjährigen Rundschau (Februar) ist erwähnt worden, wie schwer sich die Vertreter der Universitätenmission in die deutsche Besitzergreifung in Ostafrika finden können. Die nächstfolgenden Ereignisse haben, wie begreiflich, die Bitterkeit noch gesteigert. Nicht bloß die

allgemein verurteilten Thorheiten und Gewaltthätigkeiten einiger Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft werden in den Berichten ins ungünstigste Licht gestellt, auch das Eingreifen der deutschen Regierung erscheint als ebenso ungerecht wie verderblich. Während sich der Bericht der Englischen Kirchengesellschaft begnügt, festzustellen, daß bis jetzt die Folgen der deutschen Herrschaft für die Mission unheilvoll gewesen, daß die vereinigte englisch-deutsche Blockade der Küste sich als eine „Blockade gegen den Missionsbetrieb" erwiesen habe, heißt es im Report U. M. C. A. 1888/89, S. 4. 13: „Es ist nicht zu viel gesagt: Wir werden durch die gemeinsame Blockade in Sansibar vollständig ruiniert, um Deutschland nicht vor den Kopf zu stoßen. Schlimm genug schon war, daß die Deutschen, um den Schein zu erwecken, daß der Sklavenhandel, nicht ihr verkehrtes Verfahren, schuld an ihrem Mißgeschick sei, ihre Regierung dazu brachten, an der ganzen Küste hin eine Blockade gegen die Ausfuhr von Sklaven und Einfuhr von Munition und Waffen zu erklären. Unendlich verschlimmert aber hat sich die Sache für die Mission, als unsere eigene Regierung sich verführen ließ, einen Schritt zu thun, den vermutlich jetzt jeder britische Unterthan an Ort und Stelle als einen schweren Fehlgriff betrachtet, und sich der Blockade anzuschließen. Seither sind die Engländer überall mit offenen Armen empfangen worden, während die Deutschen bei den Eingeborenen nie ein freundliches Entgegenkommen gefunden haben. Jetzt werden schon beide zusammengenommen als die natürlichen, mutwilligen Feinde des Schwarzen, und wie viele Jahre wird es brauchen, bis die Erinnerung an das unsägliche Elend verwischt ist, das die Blockade angerichtet hat, nicht bloß bei den sogenannten Aufrührern in den Küstenstädten, sondern auch unter unschuldigen Stämmen des Innern, die der Zufuhr von Waffen und Pulver beraubt, der Gnade ihrer räuberischen Nachbarn preisgegeben sind."*)

Besonders bezeichnend für eine gewisse Richtung in der englischen Missionswelt ist aber eine Auslassung in The Free Church of

---

*) Miss. Makay ist dagegen (Intelligencer 1889, 368f.) der Ansicht, daß gerade die freie Waffeneinfuhr das Verderben der Völker im Innern sei. „Wir haben das erstaunliche Phänomen eines Weltteils, der aus jeder Pore blutet und eines schwachen, wirkungslosen Versuchs, an der Küste die Ausfuhr von Sklaven zu verhindern (bezieht sich auf die Zeit vor der Blockade), während zu gleicher Zeit ein paar elende europäische Händler in Sansibar ungehindert das Innere mit Waffen und Munition überschwemmen, ohne welche Araber oder Baganda keinen einzigen Raubzug machen könnten. Indem man ihnen erlaubt, sich so viel Mordmaterial zu verschaffen, als sie wollen, reizt man einen Stamm, über den andern herzufallen und ermutigt die Araber, überall sich über dem Aas zu sammeln." Sein Vorschlag ist daher (vor der Blockade): 1) Die Einfuhr von Waffen und Munition zu verhindern; 2) die Küste durch bessere und zahlreichere Kreuzer bewachen zu lassen und 3) einen Polizeicordon an dem Oberlauf der großen Flüsse hinzuziehen.

Scotland Monthly 1889, 15, in der Einst und Jetzt einander gegenübergestellt werden: „Bis vor einem Jahr wurde ganz Ost- und Mittelafrika vom Sambesi bis zum roten Meer von Großbritannien thatsächlich regiert oder direkt zu seinem Besten beeinflußt. Unterthanen aller Mächte, Europäer und Asiaten, waren sicher unter unserem Einfluß. Wir übten diesen Einfluß aus durch den Sultan von Sansibar, fast gerade so, wie wir ein Drittel unseres indischen Reiches durch seine Fürsten, unsere Vasallen, regieren.... Von 1861 an gebot unser Generalkonsul in Sansibar — lange Sir John Kirk, ein presbyterianischer Doktor der Medizin — über Ostafrika durch den Sultan, zum Besten der Menschheit und des Christentums. Nachdem Sir Bartle Frere einen Vertrag mit dem Sultan geschlossen, um dem Sklavenhandel Einhalt zu thun, war Ostafrika, da aller regelmäßige Handel an der Küste sich in den Händen von Hindu, Unterthanen der Königin aus dem Westen Indiens, befand, thatsächlich und mit den glücklichsten Folgen, ein britischer und insofern ein christlicher Vasallenstaat. Alles das ist anders geworden*) durch den „Eisen- und Blut"-Entschluß Fürst Bismarcks (zu dem die britische Regierung ihre Erlaubnis gab), die deutschen Schnaps- und Waffenhändler**) in Hamburg und andern Orten auf ihren Handelsniederlassungen zu unterstützen, nachdem er bei dem Berliner Kongovertrag sich geweigert hatte, sich den andern europäischen Mächten, die dem Schnapshandel in Afrika Einhalt thun wollten, anzuschließen. Unser treuer Verbündeter, der verstorbene Sultan von Sansibar, wurde gezwungen, eine Teilung seines Gebiets auf dem Festland nach dem Begehren Deutschlands anzuerkennen. Das britische Vasallenkaiserreich von Ostafrika, das für die eingeborenen Stämme so viel versprach, das aller Welt offen stand, wurde unter Beistand unseres auswärtigen Amtes in widerstrebende Stücke zerrissen, von denen eines glücklicherweise die britische ostafrikanische Kompanie, die ein geschätztes Glied unserer eigenen Kirche gegründet hat, für den alten Zweck der Christianisierung in Beschlag genommen hat. Die deutsche Annexion eines noch größeren Territoriums im Süden und gegenüber von Sansibar ist in Unthaten ausgelaufen, die Fürst Bismarck selbst — wiewohl zu spät — verurteilt hat, in die Beschießung der blühenden Städte, welche unsere Hindulandsleute

*) In dem in der vorjährigen Rundschau mitgeteilten Bericht der Freien- und der Staats-Kirche Schottlands an die englische Regierung wird gesagt, schon von 1883 an haben die alten Zustände angefangen wiederzukehren; und daß die Araber nur deswegen so gut Freund mit England waren, weil ihnen der Kampf Englands gegen den Sklavenhandel nicht wehe that, ist dem Monthly sicher auch kein Geheimnis geblieben.

**) Makay sagt a. a. O.: „Die britischen Schiffe, welche unsere Missionare und Bibeln bringen, um Afrika zu evangelisieren, bringen auch, und in viel größerer Zahl, Enfields und Hinterlader, die den Weltteil in eine Hölle verwandeln (vgl. u. S. 121).

erbaut und ihr eigen genannt haben, in eine Blockade der ganzen Küste, in der die Ehre Englands hat dazu herhalten müssen, die Schande Deutschlands, die sein großer Kanzler bekennt, zu bedecken." In den neuesten Berichten nun, nicht nur der Kirchengesellschaft, sondern auch der Universitätenmission, wird dem „rücksichtsvollen, aufmerksamen, selbstverleugnenden Verhalten" der deutschen Beamten gegen die englischen Missionare reichlich Anerkennung gespendet, in dem Organ der Universitätenmission (Central Africa 1890, 9) wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sich nun, da Bondeiland wieder offen, da wieder ein bequemer Verkehr mit Sansibar hergestellt und es für Neuankommende wieder leichter in diesem Missionsgebiet zu leben sei, als vor einigen Monaten („das Land ist vollständig im Frieden"), auch mehr Leute bereit finden lassen, dem Ruf in die Mission zu folgen; und der Missionar der Gesellschaft Woodward findet es offenbar gar nicht übel, daß die Deutschen den Häuptling der Leute, die seine Träger in Misozwe beraubten, bestraft und ihn zum Schadenersatz angehalten haben. Er hatte die Sache den eingeborenen Häuptlingen übergeben in der Hoffnung, daß die Diebe bestraft werden. „Aber das Gesetz arbeitet bei den Eingeborenen nicht leicht, es braucht viel Mahnens, damit eine solche Sache nicht einschläft, und doch fühle ich mich verpflichtet, im Interesse der Sicherheit meiner Leute darauf zu dringen." „Die Deutschen machten einen Eilmarsch und verbrannten ihm (dem Häuptling) seine Häuser, er selbst fand noch Zeit zu entwischen; aber der Häuptling Kibanga sagt: Bawa ist jetzt zu allem bereit, was man von ihm verlangt. Ich denke, es wird das eine heilsame Wirkung auf das Land üben." (a. a. O. S. 8. 1888, 119 ff. 163; vgl. auch Miss.-Magazin 1889, 90.)

Am schwersten hat durch den Aufstand, wie bekannt, die Mission der Benediktiner in Pugu gelitten, indem sie nicht bloß großen materiellen Schaden, sondern auch den Verlust von zwei Brüdern und einer Schwester (13. Januar) zu beklagen hat, vgl. Miss.-Magazin 1889, 127 f. In Dar es Salaam wurden am 10. Januar die provisorischen Missionsgebäude der Evangelischen Missions-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika verbrannt (a. a. O. 175 f.). Das im Bau begriffene eigentliche Steingebäude — auf der südlichen Hälfte der Halbinsel, die sich von Norden her an den Eingang des inneren Hafens herandrängt — blieb unbeschädigt, einige Tage später aber verschanzten sich 50—60 Araber darin und beschossen die mit einem kranken Kolonisten ausfahrende Dhau der Ostafrikanischen Gesellschaft; der Kommandant der Möwe mußte daher, um das Leben desselben zu retten, einige Granaten in den Bau werfen, die ihn fast ganz zerstörten. Miss. Greiner, der im April zurückgekehrt ist, sollte jetzt seiner Berechnung nach mit dem Ausbau der Station, den er sogleich in Angriff genommen hat, fertig geworden sein. Miss. Krämer hat

sich indessen nach einem Platz für eine zweite Station umgesehen. „Der Friede ist zum Teil schon befestigt. Der bisher unterbrochene Handel wird wieder eifrig aufgenommen, Griechen, Portugiesen, Deutsche beeilen sich, die günstigen Verhältnisse auszunützen, Kaufläden aufzurichten und Gewerbe einzuführen, wenn auch zuerst nur in kleinerem Maßstabe, aber auf mehr Erfolg hoffend. Man will das Eisen schmieden, so lange es noch warm ist. Soll nun unsere evangelische Mission zurückbleiben, zusehen und warten, bis ihr andere Missionen zuvorkommen?" Er meint nun, nicht das zunächst ins Auge gefaßte Pangani mit seiner ungesunden Lage, seiner Bevölkerung von fanatischen Muhammedanern und abgestumpften Sklaven sei der richtige Platz, sondern das ziemlich hoch gelegene Tanga, „einer der gesundesten Orte an der Küste." Dank der Unterstützung des deutschen Stationschefs konnte er sich hier sogleich nahe am Hafen ein ca. zehn Hektar großes Grundstück mit gutem Boden reservieren. (Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission 1889, 183. 190 ff.) Am 21. Januar wurde der Laienmissionar (Schmied) der Londoner Gesellschaft, Brooks, der von Urambo, wo er einige Jahre die Stelle des Miss. Shaw vertreten hatte, auf der Heimkehr nach England begriffen war, mit 16 Trägern in Mkange, eine Tagreise westlich von Saadani, von den Eingeborenen erschossen. (Chronicle 1889, 71.) Die Englische Kirchenmission in Usagara schien durch den Aufstand nicht unmittelbar gefährdet, da Buschiri von Anfang an die Feindseligkeiten auf die Deutschen beschränken wollte. Dr. Pruen kam mit Frau und Kind noch Ende Oktober 1888 mit einer Eskorte des Sultans wohlbehalten von Kikombo (Mpwapwa) an die Küste. Die Missionare Roskoe mit Frau von Mamboia und Hooper von Nasa wurden von Buschiri (Frühjahr 1889) angehalten, aber anständig behandelt (Hooper gieng es etwas übler, weil er in dem Vertrag, den der englische Konsul mit Buschiri geschlossen hatte, nicht genannt war) und nach Bezahlung der mit dem Konsul verabredeten Summe freigelassen. Den 9. Juli wurde aber die Missionsstation in Mpwapwa, wo Miss. Price, trotz der Vorstellungen des englischen Konsuls, geblieben war (ebenso Cole in Kisokwe, drei Stunden von Mpwapwa und Wood in Mamboia), doch noch von Buschiri verbrannt, nachdem ihm sein Anschlag, den Missionar und den Häuptling Tschipandschilo in seine Gewalt zu bekommen, mißlungen war. Price war durch einen von ihm getauften Eingeborenen, der sich Buschiri angeschlossen hatte, um den Missionar über dessen Absichten zu unterrichten, in der Nacht vorher gewarnt worden, so daß er sich mit den zwölf Christen der Mission nach Kisokwe hatte flüchten können. (Report C. M. S. 1888/89, 35. 45. Intelligencer 1889, 698. 739 ff.) Die Missionare der Universitätenmission im Magiladistrikt (Bondei) blieben insgesamt auf ihren Posten. Sie wurden darüber in der Heimat teils als Helden gefeiert, teils hart

angefochten. Mit Recht lehnten sie Ruhm und Tadel ab. Sie konnten bleiben, weil ihnen Araber und Eingeborene freundlich gesinnt waren, und sie hielten es für ihre Pflicht, schon mit Rücksicht auf die Schwächeren unter ihren Christen, die leicht in heidnisches Wesen zurückfallen konnten, wenn sie sich selbst überlassen waren, insbesondere aber wegen ihrer Schüler, die ohne Zweifel zum Teil als Sklaven verkauft worden wären, da auch während der Blockade der Markt in schönster Blüte stand, und wegen ihres Eigentums, das in ihrer Abwesenheit sicher geplündert und zerstört worden wäre. (Central Africa 1889, 152.) In Sansibar hatte die Missionsarbeit ihren ungehinderten Fortgang. Im Lauf des Jahres wurde die Uebersetzung der Bibel ins Suaheli vollendet, vorzüglich ein Werk des † Bischof Steere und Archidiakonus Hodgson. (Report 1888/89 5. 19.)

Daß die Katastrophe, welche die christliche Mission in Uganda durch die zweite der Revolutionen betroffen hat, die dort seit der in der vorjährigen Rundschau mitgeteilten Ankunft des Missionars der Englischen Kirchengesellschaft, Walker, ausgebrochen sind, irgendwie mit den Ereignissen an der Ostküste zusammenhieng, hat man keinen Grund anzunehmen. Was über die inneren Verhältnisse des Landes, den Stand der Parteien u. dgl. berichtet wird, reicht jedenfalls zur Erklärung vollständig aus. Es bestand nach diesen Berichten, während ein guter Teil der Christen sich nicht einmal an die Oeffentlichkeit wagte, doch eine einflußreiche christliche Partei, „die Leser"; von den Führern der zwei Leibgarden, die den König begleiteten, wenn er die Hauptstadt verließ, angesehenen Häuptlingen, war der eine (Honorat) ein Schüler der französischen Missionare, der andere hielt sich zu den Engländern. Ihr zahlreiches Gefolge wurde gleichfalls „den Lesern" beigezählt. Neben dieser christlichen Partei gab es eine muhammedanische ungefähr von gleicher Stärke, aus den Baganda bestehend, die von den eingedrungenen Arabern für den Islam gewonnen worden waren; auch sie wurden als „Leser" bezeichnet. Diese Leser wurden nun insgesamt dem König Mwanga mehr und mehr unbehaglich. Er empfand es als Mißachtung und Auflehnung, daß die Muhammedaner das Fleisch seines Haushalts nicht essen wollten, weil es Unbeschnittene geschlachtet, sowie daß die Christen sich weigerten, am Sonntag des Königs Arbeit zu thun, und unverholen zeigte er ihnen sein Mißfallen, behandelte sie hart, setzte die Vornehmen unter ihnen zurück und umgab sich noch mit einer weiteren Leibwache, jungen Günstlingen, die alle „Nichtleser" waren. Als nun der König einmal die beiden Leibgarden zu einem Raubzug auf eine Insel des Sees schicken wollte, ohne selbst mitzugehen, sahen sie darin einen Anschlag, sie zu verderben. Es hieß, der König habe sie nur auf die (menschenleere) Insel hinüberschaffen lassen wollen, um ihnen dann die Kähne wegzunehmen und sie so

verhungern zu lassen. Sie verweigerten den Gehorsam und Mwanga schien durch die Eile, mit der er sofort in die Hauptstadt zurückkehrte, den Verdacht, den man gegen ihn hegte, zu bestätigen. Die Führer der Christen und Muhammedaner vereinigten sich nun, ihn abzusetzen, zogen gegen die Hauptstadt und Mwanga wagte keinen ernstlichen Widerstand, sondern floh mit etwa sechzig Getreuen und seinen Weibern über den See. Das Volk wehrte sich nicht für ihn; er hatte sich durch seine Verwaltung, namentlich die Art, wie er die Steuern eintrieb, zu unbeliebt gemacht. Jeden Monat hatte er im Brauch, sein Gebiet mit großem Gefolge zu durchstreifen, für den Unterhalt mußten die Leute auf dem Land sorgen, und wenn ihm eine Schönheit in den Weg kam, nahm er sie ohne Umstände mit in seinen Harem. Nach dem katholischen Berichte hätte der Führer der Katholiken, Honorat, im Sinn gehabt, für Mwanga zu kämpfen, wäre aber von seinen Leuten mit Gewalt daran verhindert worden. Sicher ist, daß er sich von Kiwewa, dem ältesten Sohn Mtesas, den „die Verschworenen“ nach demselben Berichte gegen das den „Christen“ gegebene Versprechen, ihnen die Wahl des Königs zu überlassen, eingesetzt hatten, zum Katikiro (obersten Richter) machen ließ, während die zweithöchste Stelle eines Mukwenda dem protestantischen Führer zufiel, bedeutende andere Posten an Muhammedaner und Christen vergeben wurden. Die Missionare wurden schon am ersten Tag der neuen Regierung mit den Arabern vor den König gerufen. Den Arabern wurde außer Handelsfreiheit, Herabsetzung der Zölle auf Einfuhr und Ausfuhr u. dgl. Lehrfreiheit und der Bau einer Moschee versprochen. Den christlichen Missionaren wurde zugesichert, daß sie ungehindert lehren und die Baganda ohne jede Beschränkung bei ihnen lernen dürfen. Für die Mission schien ein ganz neues Leben aufzugehen. Viele Christen kamen aus ihren Verstecken hervor — von manchen hatte man geglaubt, sie haben längst das Land verlassen — und traten zahlreich bei dem neuen König in Dienst als Pagen oder Boten. „Eine Zeitlang schwärmten die Baganda wie Bienen um die Missionsstation. Viele Häuptlinge kamen und baten um Alphabettafeln, um ihr Gefolge und ihre Sklaven zu unterrichten. Am ersten Sonntag hatte sich die Zahl der Besucher des Gottesdienstes schon verdoppelt, jeden folgenden nahm sie zu, am letzten vor dem unheilvollen Ende waren es beim Morgengottesdienst volle 300; darunter die meisten christlichen Häuptlinge von Einfluß und Ansehen.“ Etwa einen Monat lang hatten sich die Dinge so glücklich entwickelt, als plötzlich und unerwartet die Wendung eintrat. Die Araber sahen, daß sie unter diesen Umständen ihre Rechnung nicht fanden. Die Besetzung der höchsten Aemter mit Christen war ihnen ein Aergernis. Die Elfenbeinschuld, die Kiwewa von seinem Vorgänger übernommen hatte, wurde nicht bereinigt. Ebenso waren die muhammedanischen Baganda unzufrieden, weil die Christen die

besten und landreichsten Häuptlingschaften erhalten haben sollten. Der König, der nie etwas anders gewesen war als ein Werkzeug in der Hand seiner christlichen und muhammedanischen Räte, war leicht beschwatzt, die Christen bedrohen sein Leben, sie wollen, wie es in England Sitte sei, eine Prinzessin auf den Thron setzen. Am 12. Oktober brach — die näheren Umstände sind nicht aufgeklärt — der Kampf aus; jedenfalls wurden die Christen überrascht. Nach kurzem aber heftigem Kampf mußten sie das Feld räumen. Mehrere Häuptlinge fielen. Der Katikiro und der Mukwenda entkamen mit etwa 300 Christen.

Am Abend desselben Tages noch wurden die englischen Missionare in die Hauptstadt geführt und in dem Hof eines Häuptlings untergebracht, wo sie auch die französischen Missionare, den auf Besuch anwesenden apostolischen Vikar Livinhac, die Priester Lourdel und Detoit antrafen. Sechs Nächte nacheinander mußten sie in der elenden Behausung, „voll von Soldaten, Läusen und Ratten,“ zubringen. Die Franzosen, die vorher von dem, was ihnen drohte, unterrichtet worden waren, hatten sich einigermaßen mit Decken und Mundvorrat vorgesehen und teilten brüderlich mit den von allem entblößten Engländern. Nur in der ersten Nacht erhielten sie von ihrem Kerkermeister ein wenig Speise. Er teilte ihnen zugleich mit, der König wolle sie nicht töten, sondern sie im Frieden ziehen lassen, nur ein schönes Geschenk begehre er für sich und seine Minister, daher werde er zunächst alle ihre Habe aufnehmen lassen. Diese Aufnahme besorgte dann der neue Katikiro mit dem Kerkermeister und anderen Häuptlingen so, daß sie das Beste für sich behielten; der König bekam bloß ein paar Stücke Tuch und eine Zinnbüchse, die Beute des Katikiro schätzt Gordon auf 1000 Mk. Wert. Für den Rest sorgte der Pöbel, der in das Haus einbrach, Betten, Tische, Stühle u. dgl. raubte, das übrige, was ihm wertlos schien, zerstörte; der Boden war mit den Fetzen der zerrissenen Bücher und den Scherben der zerbrochenen Arzneiflaschen bedeckt, als Gordon mit dem Katikiro von den Vorratskammern her ins Haus kam. Dasselbe Schicksal traf die Besitzungen der geflohenen Christen. Am 18. Oktober wurden die Engländer auf die französische Mission geführt und am 19. gieng es von dort aus an den See. Die Plünderung dauerte bis zum letzten Augenblick fort. Die Franzosen, die einen Teil ihrer Habe mitnehmen durften, mußten dieselbe noch unterwegs verzehnten lassen und Miss. Walker mußte dem Führer der Eskorte, nachdem man ihm aus seinem Bündel Hemd und Socken gestohlen, zum Schluß noch Rock und Hosen abtreten. Als sie endlich an Bord der Eleanor, des Missionsschiffes der Kirchengesellschaft, waren, rief ihnen der Führer nach: „Kein weißer Mann braucht in den nächsten zwei Jahren nach Uganda zu kommen. Wir wollen Makays Bot lange nicht wieder in Ugandas Wassern sehen. Wir

wollen keinen weißen Lehrer in Uganda zurückhaben, bis wir ganz Uganda zum muhammedanischen Glauben bekehrt haben." Am gleichen Tage noch, nachdem sie kaum eine Insel, auf der sie abgekocht hatten, verlassen, erhielt das Bot durch den Stoß eines Flußpferdes zwei Löcher, die es zum kentern brachten. Fünf von den Knaben, welche die Franzosen hatten mitnehmen dürfen, ertranken; die übrigen (zwei Engländer, vier Franzosen, sechzehn eingeborene Knaben und Mädchen und die zehn Matrosen nebst dem Kapitän) kamen glücklich ans Land. Mit Hilfe von herbeigerufenen Baganda wurde auch das Bot ans Land gebracht und notdürftig ausgebessert. Die Fahrt ging von da an ohne Unfall von statten. Am 3. November wurden die Franzosen in Ukumbi gelandet und am 4. war die Station der Kirchengesellschaft Kwa Makolo (Usambiro) erreicht. (Intelligencer 1889, 147 ff. Report 1888/89, 51 ff. Katholische Missionen 1889, Nr. 6—9.)

Kiwewa durfte sich seiner Herrschaft nicht lange erfreuen. Die muhammedanischen Häuptlinge, in deren Hände er nun ganz gegeben war, bedrängten ihn so mit der Zumutung, sich beschneiden zu lassen, daß er beschloß, sie sich vom Hals zu schaffen. Als ihm dies mit Gift nicht gelang, lud er den Katikiro mit einigen andern seiner Dränger zu einer Privataudienz unter dem Vorgeben, er wolle nun ihrem Wunsch willfahren, ließ sie aber durch seine Diener greifen und stieß zwei derselben nieder. Den Katikiro rettete einer seiner Pagen durch einen Schuß, der den König an einem Bein verwundete, und dieser wußte nun nichts Besseres zu thun, als zu fliehen, während der Katikiro im Verein mit den Arabern einen anderen Sohn Mtesas, Kalema, auf den Thron setzte, nachdem er ihn zuvor gezwungen hatte, sich der Beschneidung zu unterziehen. Kiwewa hatte sich zum Grab seines Vaters geflüchtet, wurde aber von den Rebellen vertrieben und suchte Schutz bei einem Häuptling in Singo, wohin ihm der alte Katikiro Mtesas und andere Häuptlinge folgten. (Intelligencer 1889, 243 f. Kathol. Miss. 1889, 199.) Intelligencer 315 wird berichtet, daß er getötet worden sei, nach Report C. M. S. 58 wurde er in dem Mausoleum seines Großvaters verwundet, ergriffen und starb in der Gefangenschaft.

Mwanga wurde in dem südöstlich vom Njanza gelegenen Magu, wohin er sich mit etwa 30 Pagen und 6 Weibern begeben, von den Arabern zuerst gastfreundlich aufgenommen. Bald aber gestaltete sich seine Lage so, daß er der Einladung Makays, zu ihm überzusiedeln, gerne Folge geleistet hätte, wenn er sich nicht vor den Arabern gefürchtet hätte. Nach zwei Monaten glückte es ihm aber doch, auf die römische Missionsstation Kamoga (Ukumbi) zu entkommen. Hier suchten ihn Anfang 1889 Gesandte der Christen beider Konfessionen, die in Busagala (westlich vom Njanza) eine Zufluchtsstätte gefunden hatten und durch viele Baganda, welche das Schreckensregiment Ka-

lemas vertrieben hatte, verstärkt worden waren, auf und boten ihm (gegen den Rat der englischen Missionare) ihre Hilfe an, wenn er seinen Thron wieder gewinnen wolle. Mwanga gieng mit Freuden darauf ein und brach April v. J. in einem Bot des englischen Händlers Stokes (früheren Missionars der C. M. S.) auf, um sich mit ihnen zu vereinigen. Die Christen waren indessen schon in den Kampf mit Kalema verwickelt worden und hatten ihn zweimal geschlagen. Nun aber, da es nach der Ankunft Mwangas zur entscheidenden Schlacht kam, siegte Kalema, wahrscheinlich, weil die Christen untereinander uneins geworden waren. Mwanga zog sich auf die Insel Sesse im nordwestlichen Teil des Sees zurück, deren Bewohner sich dem Muhammedanerregiment nie unterworfen hatten, um hier eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Er hat die Engländer und Franzosen reumütig gebeten, auf die Insel zu kommen und die Christen, die bei ihm geblieben sind, in Pflege zu nehmen. Walker und Gordon haben Ende August der Einladung Folge geleistet. (Intelligencer 1889, 166. 315. 1890, 17 ff. Report 1888/89, 50. Kathol. Miss. 1890, 20.)

Kwa Makolo (Mutereza), die eine der Unjamwesistationen der C. M. S. (Makay und Walker), wurde Herbst 1888 durch einen Angriff der benachbarten Häuptlinge schwer bedroht; sie wäre wahrscheinlich zerstört worden, wenn nicht ein Sohn des Oberhäuptlings Rowuma, dem der Häuptling Makolo von Mutereza tributpflichtig ist, zu Hilfe gekommen wäre. „Der Unterschied zwischen den Baganda und den Leuten hier," schreibt Miss. Walker, „ist sehr groß. Hier begreift niemand, warum wir in das Land gekommen sind. Noch kein Eingeborener hat ein Verlangen lesen zu lernen." Auf der andern Station, Nasa am Spekegolf, konnten sich die Missionare dem Studium der Sprache und des Volkes im ganzen ungestört widmen. (Report C. M. S. 1888/89, 50 f. Intelligencer 1889, 167 ff.)

Die Mission der Londoner am Tanganjika, um die man in der Heimat sehr besorgt gewesen war, wurde in keiner Weise weder von Arabern noch von Eingeborenen belästigt. Die neue Station Fwambo hat die Erwartungen, die man an sie knüpfte, nicht enttäuscht; man hofft, an ihr eine starke Zentralstation zu bekommen. „Die Aussichten der Zentralafrikanischen Mission sind, von den politischen Verwicklungen abgesehen, besser als je." (Report L. S. 1888/89, 130 ff. Chronicle 1889, 84.)

Die Missionen im Njassaland (Livingstoniamission der Freischotten, die Blantyremission der schottischen Staatskirche und die Universitätenmission am Ostufer des Sees) wurden auch im letzten Jahr sowohl von den Portugiesen im Süden, wie von den Arabern im Norden beängstigt. Die neueste Entwicklung des portugiesischen Handels, wie sie durch das rücksichtslose Vorgehen Serpa Pintos herbeigeführt worden ist, giebt Aussicht, daß eine endgültige Ab-

machung zwischen England und Portugal den Missionen auf dieser Seite die gewünschte Ruhe und Sicherheit verschafft; dagegen ist leider noch nicht abzusehen, wie den Arabern ihr Handwerk gelegt werden soll. Die Afrikanische Seengesellschaft, deren Beamte unter Führung des Kapitäns Lugard, begleitet von dem Missionsarzt Rev. Kerr Croß, nicht ohne Erfolg gegen die Sklavenjäger gekämpft haben, ist natürlich für sich allein nicht imstande, dem Greuel zu wehren. „Immer wieder," schreibt Dr. Kerr in der Januarnummer des Free Church of Scotland Monthly, „erhalten wir Nachrichten, wie die Araber oder ihre Verbündeten dieses oder jenes Dorf angegriffen und so und so viele Männer getötet und Weiber gefangen genommen haben. So geht es ohne Unterbrechung fort zwischen Njassa und Tanganjika. Vor sechs Jahren, als die Straße zum Tanganjika eröffnet wurde, folgte alle drei bis vier Stunden den ganzen Weg entlang ein Dorf auf das andere. Jetzt kann man drei bis vier Tage reisen, ohne ein Dorf zu sehen oder auf einen Menschen zu stoßen. Die Araber haben alle diese Dörfer zerstört und die Leute vertrieben oder zu Sklaven gemacht. Ein mächtiger Stamm, die Wawemba, der für die Araber Sklaven jagt und von ihnen mit Gewehren — lauter englisches Fabrikat, ja mit unsern englischen Marken gezeichnet, zum Beweis, daß unsere Väter sie getragen haben — versehen wird, überfiel erst kürzlich ein Dorf sechs Stunden von meinem Haus entfernt, dessen Bewohner uns Lebensmittel lieferten — alle Männer wurden getötet, alle Weiber, Kinder, Kühe wurden geraubt." „Unterdessen hatten die Missionare übergenug geistliche und ärztliche Arbeit." Die Freischotten haben, unterstützt von der holländisch-reformierten Kirche der Kapkolonie, die ihnen einen Missionar gesandt hat, eine neue Station im Nordwesten des Sees eröffnet, Malindu, „unter einem wohlhabenden Volksstamm, der von den arabischen Menschenräubern noch nicht berührt worden ist, auf der Ukukwe-hochebene am Ende des Livingstonegebirges." (Reports Free Church 1889, 11. 49ff. Monthly 1889, 111. 170. 239. Report C. A. 1888/89, 25ff.)

Ueber die Gefahr, welche der Englischen Kirchenmission im Mombasadistrikt infolge der Ansammlung einer großen Zahl entlaufener Sklaven in Rabai drohte, ist schon in der vorjährigen Rundschau berichtet worden. Dieselbe wurde dadurch abgelenkt, daß der Vertreter der Britischen Ostafrikanischen Gesellschaft 950 Sklaven loskaufte. Etwa ein Drittel der Auslage (24,000 Mk.) wurde der Gesellschaft durch Missionsfreunde wieder ersetzt. In Mbungu (der Station der bayrischen Mission, s. u.), eine Stunde von Gulugulu (neun Stunden nordwestlich von Rabai), wo die genannte Gesellschaft große Depots hat, wurde im Dezember ein Missionar stationiert. Man denkt daran, daß an der Straße, die von da ins Innere hinein angelegt werden soll, eine Reihe weiterer Stationen in angemessenen

Entfernungen errichtet und so der alte Plan des Miss. Krapf, „eine Kette von Missionsstationen durch das ganze Land zu legen," verwirklicht werden könnte. (Report C. M. S. 1888/89, 35 ff.) Im Taitadistrikt (Sa galla) und im Dschaggadistrikt (Moschi) sah das letzte Jahr ebensowenig einen Fortschritt, wie frühere. Nach Moschi ist ein zweiter Missionar gesandt worden. (a. a. O. 43 ff. Intelligencer 1889, 762.)

Auch den nächsten Nachbarn der C. M. S., den Boten der Bayrischen Lutherischen Mission, ist das oben erwähnte Vorgehen der Ostafrikanischen Gesellschaft zu gut gekommen, indem auch die auf ihrer Station Dschimba angesiedelten Sklaven Freischeine erhielten. Sie stehen mit derselben überhaupt auf bestem Fuß und freuen sich im Interesse ihrer Arbeit der Energie, mit der die Gesellschaft vorgeht. „Auf den Wegen, die sie anlegt, wird auch die Mission vordringen, von den Erleichterungen, die sie für ihre Zwecke schafft, wird auch die Mission Gebrauch machen und Nutzen haben. Man wird sagen können, daß hier von dieser thatkräftigen Gesellschaft der Haupteingang in das Innere Afrikas von Osten her geschaffen wird und man wird unserer Mission die Anerkennung nicht versagen können, die Wichtigkeit dieser Route von Anfang an erkannt und betont, sowie dieselbe besetzt und festgehalten zu haben." Eine Grenzregulierungsfrage mit der C. M. S. gab den Missionaren Hofmann und Säuberlich Veranlassung zu einer 43tägigen Reise in das Innere Ukambanis, bei der sie zwei Drittel des Weges zum Kenia zurücklegten. Es galt zu erforschen, ob es einen Weg in das östliche Ukambani gebe, ohne die zwei Wakambadistrikte Kukumbuliu und Ulu, durch welche der geplante Weg an den Njanza führt und welche die C. M. S. unbedingt für sich fordert, berühren zu müssen; ferner ob es in diesem östlichen Teil volkreiche Stämme gebe, zu denen sich die Mission wenden könnte. Beide Fragen löste die Reise in bejahendem Sinn. Der bayrischen Mission bleibt so gerade „das eigentliche Stamm- und Heimatland der Wakamba" in dem östlichen und nördlichen Teil von Ukambani. Der Verkehr mit den Wakamba ist nach den Berichten ein sehr reger und „es läßt sich schon mit ihnen auskommen." Für das Wort Gottes sind sie aber nicht sehr empfänglich. „Palmwein und Weiber sind die Götter der Wakamba in hiesiger Gegend. Die des Inneren scheinen eher geistlicher Eindrücke fähig." (Nürnberger Missionsblatt 1889, 20. 38. 58. 122.)

Für die Neukirchener Missionare in Witu, die jetzt zu fünf draußen stehen, handelt es sich vorerst noch um den Bau des Stationshauses am Tana und um die endgültige Wahl einer Küstenstation. Die Missionare hatten im Sinn, die Station etwas über oder unterhalb Ngao anzulegen, um vor den Tanaüberschwemmungen besser geschützt zu sein. Die Pokomo baten sie aber dringend, bei ihnen zu bleiben und versprachen, nach der Ernte ihnen „einen Berg

zu bauen," auf dem ihr Haus vor dem Tanawasser völlig sicher sei. Sie haben nun auch angefangen; doch geht die Arbeit langsam voran. Lamu, das schon zuvor sich je länger je weniger zum Beginn der eigentlichen Missionsarbeit an der Küste zu eignen schien, wird nun, da es den Engländern zugesprochen worden ist, keinesfalls als Küstenstation beibehalten werden. Die Missionare haben dagegen schon früher die Mandabucht, die zum Witusultanat gehört, ins Auge gefaßt, und man hofft nun, daß diese Bucht, nachdem Lamu verloren gegangen, eine regelmäßige Schiffsverbindung mit Sansibar und dem übrigen Deutsch-Ostafrika erhalten werde, die natürlich für eine Küstenstation von allergrößtem Wert wäre. (Beiblatt zum Miss.- und Heidenboten 1889, Nr. 9. 10. 11.)

Die Mission der Englischen Methodisten-Freikirche hat einen neuen Missionar, Howe, nach Ostafrika gesandt, der im Herbst 1888 nach Beendigung der baulichen Arbeiten in Golbanti (am Tana) mit der eigentlichen Missionsarbeit begonnen hat. (a. a. O. 48. 283.)

Der schwedische Missionar (Oestergotlands Ansgariiverein) Hedenstrehm scheint nach längerem Suchen nun in dem anderthalb Tagreisen oberhalb Ngao gelegenen Kulesa eine Stätte gefunden zu haben. Unter den Gallastämmen der Baretta und Boranni im Witusultanat wirkte Miss. Bergmann von der Schwedischen Vaterlandsstiftung. Er ist im letzten Jahr wegen geschwächter Gesundheit in die Heimat zurückgekehrt. (a. a. O. Nr. 11. Miss.-Bote 1889, 48.)

Die abessinische Mission der Schwedischen Vaterlandsstiftung in M'kullo, eine Stunde westlich von Massawa gelegen (vgl. Miss.-Magazin 1887, 118—120), hat durch die Unruhen der italienischen Besitzergreifung mancherlei Störung erlitten. Doch konnten 1887/88 16 Personen (12 Kinder und 4 Erwachsene) getauft werden. November 1888 kamen dazu 8 Sklavinnen, und März 1889 wohnte der von Indien hergekommene Missionsinspektor Mentelius der Taufe von 6 Jünglingen bei. Von Massawa her dringt die Zivilisation mit Eisenbahn, elektrischem Licht und Fernsprecher in M'kullo und Umgegend vor; die ganze Landschaft hat einen anderen Ausdruck erhalten; und durch den Schoakönig Melenek ist ja nun Abessinien dem Königreich Italien eröffnet worden. In Arkiko (Dokno), 10 Km südlich von M'kullo am Meer gelegen, besteht seit 1886 eine zweite Station. Auf der im Sudan westlich von Schoa nahe dem 37° und 9° gelegenen Station Dschimna wirken drei eingeborene Arbeiter. Bis März 1889 waren auf diesen drei Plätzen 110 Heidenchristen gesammelt und 107 Kinder in der Schule mit sechs schwedischen Missionaren und 17 eingeborenen Helfern.*) (Miss. Tid. 1887, 2. 29 f. 137 f. 1888, 30 f. 114. 1889, 17. 26. 83. 97 f. 123. 132.

*) Gedruckt wurden zu M'kullo 200 Galla- und 1000 amharische Gesangbücher, 1000 Exemplare des von Miss. Maier übersetzten und von A. Stevenson verbesserten württembergischen Katechismus und 300 amharische ABCtafeln; in der

Die Mission in Aegypten hat durch den Tod der Fräulein Mary Whately, Tochter des † Erzbischofs in Dublin, (9. März 1889) einen schweren Verlust erlitten. Sie war die Begründerin der englischen Missionsschulen in Kairo. 1872 fieng sie sehr bescheiden mit einer Schule für verwahrloste Mädchen an. Die Zahl ihrer Schüler nahm aber reißend zu; im letzten Jahr waren es 400 Knaben und 250 Mädchen. Obgleich sie den christlichen Standpunkt ihrer Schulen nicht verleugnete, erhielt sie doch eine Unterstützung von der muhammedanischen Regierung. Sie gründete auch eine ärztliche Mission und ihr Einfluß erstreckte sich weit über Schule und Mission hinaus. Ihre Schwester wird mit Frau Shakoor, deren Mann ihr von den ersten Zeiten an beigestanden war, das Werk fortführen. (Church at h.a.a. VI, 243.) Kurz vor ihrem Tod hat die Englische Kirchengesellschaft den Dr. Harpur von Aden nach Kairo versetzt. Die vier Schulen, die dieselbe dort unter Leitung des Dr. Klein unterhält, zählen 120 Knaben und 63 Mädchen. (Report C.M.S. 1888/89, 58 ff.)

Unter den Kabylen arbeitet in Moknea der französische Missionar Mayor als Lehrer und Arzt. Von den 48 Dörfern, die von der Station nicht mehr als eine Tagreise entfernt liegen, kommen die Kranken sehr zahlreich, 200—300 im Monat, zu ihm und lassen sich nach der ärztlichen Behandlung auch etwas vom Wort Gottes sagen; aber mit der Bekehrung geht es sehr langsam. Der englische Missionar Lamb ist von Dschema Sahridsch nach Akbu, 17 Km von Tazmalt, übergesiedelt. (Journal des Miss. Evang. 1889, 71 f.)

Im südlichen Marokko (Magador) missioniert der Baptist Baldwin mit fünf englischen und mehreren eingeborenen Gefährten genau nach den Vorschriften Matthäi 10. Er schreibt der Miss. Review (1889, 525 f.), daß sie nie Mangel gehabt haben. Die Verfolgung der Bekehrten habe jetzt etwas nachgelassen, ihre Versammlungen, wöchentlich 16 in arabischer und 8 in englischer Sprache,

---

Tigresprache 500 ABC- und Lesebücher, außer dem ABC ein Wörterverzeichnis, kleinere Betrachtungen, das Vater Unser, eine Gebetsunterweisung, Jes. 58 u. a. enthaltend. Vermutlich ist dies das erste Buch, das in dieser Sprache gedruckt worden ist. Eine Tigreübersetzung des Markusevangeliums liegt zum Druck bereit. Woldo und David haben Matthäus, Lukas und Johannes ins Tigre übersetzt, David das übrige bis 2. Timotheus. Er hat auch Stoff zu einer Tigresprachlehre und etwa 8000 Wörter als Anfang eines Wörterbuchs gesammelt. Ins Amharische ist „des Christen Reise" von einem eingeborenen Gehilfen übersetzt; ein anderer hat eine Grammatik dieser Sprache bearbeitet. Onesimus ist im Begriff, das Neue Testament in seine Muttersprache Galla zu übersetzen. Seine vierjährige Ausbildung im schwedischen Missionsinstitut Johannelund ist ihm hiebei wohl sehr zu statten gekommen. Auf Chrischona wird eine neue Auflage des amharischen ABCbuches und des „Menschenherzens" gedruckt (vgl. Pilgerbote 1889, 108), ebenso unter Miss. Flads Leitung die von dem Schweden Lundahl († 1885) angefangene, von Tajelenj und Onesimus vollendete Uebersetzung des Gerlachschen Kommentars der vier Evangelien in das Amharische. Zur großen Freude des druckenden Miss. Segersberg ist kürzlich eine neue Druckerpresse nach M'kullo abgesandt worden.

seien gut besucht und es habe sich wieder eine Anzahl zur Taufe gemeldet.

II. Vorderasien.

Die Englische Kirchenmission hat in Arabien infolge der Abberufung des Dr. Harpur nach Kairo keinen Missionar mehr. (Report 1888/89, 59.) Die Keith-Falconermission der Freischotten hat in Schaikh Othman einen Missionar, einen Missionsarzt und einen europäischen Evangelisten. Für die in der vorjährigen Rundschau erwähnten, aus der Sklaverei befreiten Gallakinder wurde der Abessinier Gobau Desta, früher im Dienst der Evangelischen Gesellschaft für Ostafrika, angestellt. Von den 62 Kindern starben in den ersten Wochen elf; sie zeigen sich überhaupt den klimatischen Einflüssen gegenüber sehr empfindlich. Ihre Anlagen und ihr Verhalten werden sehr gelobt. „Sie scheinen alle sich darüber klar zu sein, daß sie bei uns sind, um zu lernen.“ Von einer Ausdehnung der Arbeit über Schaikh Othman hinaus ins Innere kann, so lange der britische Einfluß nicht weiter reicht, keine Rede sein. (Reports Fr. Ch. 1889, 58 ff.)

Die Arbeit in Palästina ist noch nicht leichter geworden. Im Süden hat die Kolportage infolge der immer wiederkehrenden Gefangensetzungen so gut wie aufgehört. Die Female Education Society hat im November 1888 zwei, die Mrs. Merediths Institution vier Frauen ausgesandt. „Aber was bedeutet das, verglichen mit den Verstärkungen, welche die Römischen erhalten?“ „Die Römischen machen kein Hehl daraus, daß sie entschlossen sind, Palästina zu erobern. Fast jedes Jahr haben wir Karawanen von mehr als 500 Franzosen, meist Priestern und Nonnen, die nach Jerusalem kommen und in die Stadt einziehen mit einer Flagge, auf der der alte Kreuzfahrerspruch: Gott will es! zu lesen ist.“ Von einigen Orten wird berichtet, daß die Schülerzahl der C. M. S. abgenommen habe, weil die muhammedanischen Behörden ihre Glaubensgenossen strenger kontrollieren. Im ganzen ist sie von 2044 auf 2749 in 42 (1887/88, 32) Schulen gestiegen. (Report C. M. S. 1888/89 60 ff.)

In Syrien sind außer den amerikanischen Presbyterianern (vgl. vorj. Rundschau) thätig: Die British Syrian Schools and Bible Mission, 1860 von Frau Thompson gegründet; sie hat gegen 30 Schulen in Beirut, Damaskus, Zahleh, Baalbek, Hasbejeh, Tyrus, Libanon mit ungefähr 3000 Schülern, meist Mädchen; eine englische Frauengesellschaft, welche in Schimlan ein Lehrerinnenseminar unterhält; das Lebanon Schools Comitee unter der Leitung eines Missionars der Schottischen Freikirche, die zugleich in Schweir eine ärztliche Mission besitzt; die Quäker mit einer Industrieschule und ärztlichen Mission in Brumana auf dem Libanon; die Irischen Presbyterianer, die in Damaskus vorzügliche Schulen für Knaben und Mädchen betreiben (evangelistische Arbeit unter den Juden); die Reformierten Presbyterianer in Antiochien, Latakia und Mersine, be-

sonders bemüht um Bekehrung der Nosairis (Sonnenanbeter); die Schottin Fräulein Taylor hat in Beirut eine Schule für Drusen- und Moslem-Mädchen; die Kaiserswerther Diakonissen endlich erziehen Jahr für Jahr eine große Zahl syrischer Mädchen in ihrem Waisenhaus. Hiezu kommt noch die Arbeit der Bibel- und Traktatgesellschaften und eine Anzahl Judenmissionen.

Die Mission des American Board in Kleinasien erlebte im vergangenen Jahr eine ihrer großen Erweckungen. Schon im Frühjahr zeigten sich auf einer Anzahl Stationen einige hoffnungsvolle Zeichen, so in Siwas, Cäsarea, auf einigen Außenstationen von Aintab. Das eigentliche Ereignis aber war die Bewegung, die Anfang Juli in Aintab im Zusammenhang mit den daselbst gehaltenen Jahresfeiern, Konferenzen und Prüfungen entstand. „Das Revival begann in der Kirche des Rev. Haratune Jenanian, der durchweg besonderes Geschick gezeigt hat, moderne Erweckungsmethoden den Verhältnissen dieses Landes anzupassen. Das einmal entzündete Feuer breitete sich sofort über die zwei andern Kirchen aus und bald war unsere ganze protestantische Gemeinde in einer Glut der Erweckung. Besondere Predigt-, Gebets- und Frageversammlungen wurden gehalten und waren immer gedrängt voll. Der Geist dieser Versammlungen wurde mehr und mehr tief feierlich und thränenreich (!), die Schauer der Gegenwart des Geistes offenbarten sich oft augenfällig und alle Herzen schienen ergriffen von der Erkenntnis ihrer Sünden. Die Angesichter der Christen leuchteten von einem neuen Licht, und wo sie sich begegneten, in der Kirche, auf der Straße oder dem Markt, wurden sie durch den warmen Druck der Hand, den fröhlichen Glanz des Auges, den gedämpften, ernsten Ton der Stimme von der Botschaft der göttlichen Liebe elektrisiert. Die Freunde von Marasch, Adana und Hadschin waren vorher schon auf ihre Arbeitsfelder zurückgekehrt. Sobald jedoch die Nachricht nach Marasch kam, sandten sie uns Beistand in der Person des Rev. Christie. Seine frühere militärische Schulung machte es für ihn zu etwas, was sich von selbst verstand, daß er „dem Donner der Kanonen zu marschierte," und mit seiner Begeisterung brachte er uns sehr willkommene Verstärkung. Unsere Professoren, die Lehrer an dem Mädchenseminar, kurz unsere ganze Missionsmannschaft beteiligte sich mit Enthusiasmus an dem Werk." Bis Ende August waren 538 Personen in die Gemeinde aufgenommen worden. Fast alle Studenten des Central Turkey College waren unter den Bekehrten. (Herald 1889, 193. 246. 398. 405. 443. 496 ff.) Auch sonst tritt es da und dort zu Tag, daß das Evangelium als Sauerteig im Lande wirkt. Es kommt vor, daß sich Priester der neuen Botschaft geneigt zeigen, Missionare und eingeborene Pfarrer auf ihre Kanzeln einladen; daneben fehlt es freilich auch nicht an Widerspruch und Widerstand. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt stellte sich recht erfreulich einem Missionar vor Augen, der von

Maden aus Tschunkusch besuchte. Noch vor einigen Jahren hatte man in dieser großen Stadt dem Missionar nicht erlaubt, über Nacht zu bleiben. Einem Evangelisten hatte man befohlen, sich fortzumachen, als er sich auf der Straße niedersetzte, um auszuruhen, und der Platz, auf dem er gesessen war, war sogleich abgewaschen worden, damit die Stadt nicht verunreinigt werde. Und jetzt ist dort eine Gemeinde von 100 Gliedern, fast 200 Häuser erklärter Protestanten, ein tüchtiger Pfarrer, im Gottesdienst 700 Hörer, in der Sonntagsschule 600, in der Werktagsschule 200 Schüler, ein Jünglingsverein, und die Gemeinde denkt nicht daran, den Board um einen Beitrag für den Gehalt des Pfarrers anzugehen. (a. a. O. 326.) Die Sache der Selbstunterhaltung macht überhaupt trotz Hungersnot, schlechter Verwaltung und drückender Besteuerung erfreuliche Fortschritte. In der Westtürkischen Mission haben die eingeborenen Christen ein Drittel des Aufwandes für die Schule und die evangelistische Thätigkeit aufgebracht. Die Gemeinden in Harput gaben infolge besonderer Aufmunterung im ersten Viertel des letzten Jahres für die Mission in Kurdistan noch einmal so viel, als durchschnittlich der frühere jährliche Aufwand für dieselbe betrug. „Wir halten fest an dem Grundsatz, daß die Leute geben sollen nach ihrem Vermögen. Der Gedanke einer freien Religion muß ganz aus dem Vorstellungskreis der orientalischen und heidnischen Welt verschwinden. Eine freie Religion ist eine Religion ohne Wert. Kosten und Wert sind in der Meinung des Volkes in allen diesen Ländern unzertrennlich miteinander verbunden. Wenn ein Missionar predigt: Nimm Christus an und du wirst frei von den Auflagen deiner alten Religion — und diese Auflagen sind schwer, so kann er viele Anhänger gewinnen; aber es sind keine Anhänger Christi. Wenn einer sagt: Ich bin ein Protestant, ich liebe Christus, so muß die nächste Frage sein: Wie viel von einem Protestanten bist du? Wie viel liebst du Christus? Die Aufrichtigkeit seiner Worte zeigt sich an seiner Willigkeit, für Christi Sache zu geben." (a. a. O. 247. 405. 444.) Einen für das Schulwesen in der Türkei wichtigen Erlaß verdankt die Mission noch dem leider abgetretenen amerikanischen Gesandten in Konstantinopel Straus. Seither hatten die Ortsbehörden auch solchen Schulen Schwierigkeiten gemacht, die schon bestanden, ehe ein Schulgesetz gegeben war; haben sie als „nicht autorisiert" geschlossen, auch wenn sie dem Gesetz entsprachen. Der Erlaß vom 16. Mai 1889 nun verordnet, daß bestehende amerikanische Schulen nicht deswegen geschlossen werden dürfen, weil sie keinen Erlaubnisschein von der Regierung haben, daß ferner Klagen gegen Schulen in der Hauptstadt vorgebracht werden müssen, Lokalbehörden nicht das Recht haben, eine solche Schule zu schließen. (a. a. O. 323.)

Von der Englisch-kirchlichen Mission in Persien wird aus Bagdad über einen Versuch des Missionsarztes Dr. Sutton berichtet,

durch seinen eingeborenen Katechisten täglich im Dispensatorium predigen zu lassen. Die Sache machte großes Aufsehen; die katholischen Priester und der jüdische Rabbi verboten ihren Leuten hinzugehen. Muhammedaner kamen von jeder Klasse, Mullah, Offiziere, Beamte, hauptsächlich aber arme Leute (vorwiegend Weiber), und es war unverkennbar, daß das Interesse für die christliche Lehre in der Stadt sich mehrte. Sechs Wochen hatte man es so ohne weitere Anfechtung gehalten, als der britische Generalkonsul Dr. Sutton bat, auf das Predigen zu verzichten, da es den andern Europäern in der Stadt Widerwärtigkeiten bereiten, ja sogar politische Verwicklungen herbeiführen könnte. Man begnügte sich von da an, im Dispensatorium mit einzelnen Patienten oder mit kleineren Gruppen zu reden und zu lesen; die einen und andern besuchte man auch in ihren Häusern, wo sich dann noch Gäste einzufinden pflegten, die das Evangelium gerne hörten. Zur Unterstützung von Dr. Bruce, der seit Dr. Hörnles Heimkehr die Mission in Dschulfa leitet, wurden im letzten Jahr zwei neue Missionare, ein Arzt und ein Geistlicher ausgesandt. (Report C.M.S. 1888/89, 67ff. Intelligencer 1889, 508.) L.

b) Neuestes.

(Das russische Missionsverbot), von welchem wir im Jahrgang 1889, S. 503 (vgl. 516) und 1890, S. 47 berichtet haben, ist, wie wir zu unserer Freude mitteilen können, in der Hauptsache bereits wieder zurückgenommen worden. Die Bewegung, welche das Verbot in der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands hervorgerufen hatte und namentlich die einmütigen, würdigen Proteste, welche aus allen Konsistorialbezirken beim Generalkonsistorium einliefen, haben nach der Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung den Minister des Innern bewogen, das Verbot dahin einzuschränken, daß nur Missionsfeste unter freiem Himmel untersagt sein sollen und zwar weil die rechtgläubige Bevölkerung dadurch „verführt“ werden könnte. Solche Feste im Freien waren bisher nur in einigen deutschen Kolonien im Süden und Westen üblich; sie werden füglich ohne wesentliche Schädigung des Missionslebens unterlassen werden können.

(Todesfälle.) Leider ist wieder ein Basler Missionar in Kamerun dem Fieber erlegen, Karl Bastian (1863 zu Günterod, R.-B. Wiesbaden, geboren); er war erst im Herbst 1888 ausgesandt worden und stand dem Prediger- und Lehrerseminar in Bethel vor. — Gestorben ist ferner am 11. Jan. d. J., 77 Jahre alt, Pfarrer Joh. Layer in Wilhelmsdorf (Württ.), ein Basler Missionsveteran, der von 1836—1849 in Ostindien wirkte. — Ermordet wurden zwei französische Missionare (Kapuziner) auf dem Weg von Zeila (Golf von Aden) nach ihrem Bestimmungsort Harrar im Gallalande.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1890.

Inhalt.

Immer muß ich wieder lesen
In dem alten heil'gen Buch.

Wer kennt nicht dieses liebliche Lied, diesen innigen Erguß einer von der Herrlichkeit Jesu und seines Worts ergriffenen Seele? Ein ganz ähnliches Zeugnis, in Prosa zwar, aber mit noch tieferer Begründung, hat vor Luise Hensel ein deutscher Schriftsteller, Matthias Claudius, abgelegt. Es lautet:

„Was in der Bibel von unserem Herrn Christus steht, alle die herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste, was wir auf Erden haben, und so etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch etwas Anderes und Besseres werden kann, als er, sich selbst gelassen, ist.

„Und was in der Bibel von ihm steht, das hab ich gelesen mehr als einmal und nehme es so, wie es dasteht, ohne zu noch ab zu thun. — Ich weiß für mich nichts Lieberes und Erfreulicheres, als von Hilfe und Errettung zu lesen, und wems anders ist, der muß nie in Not gewesen sein, noch andere darin gesehen haben. Rufet doch ein Weib, das ihren verlorenen Groschen wieder funden hat, ihren Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: ‚Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen funden, den ich verloren hatte.‘ Und was ist das für eine Not, daraus man mit Geld errettet werden kann! —

„Und nun ein Erretter aus aller Not, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Christus darstellt, der umhergieng und wohlthat und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten aufstehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Winde und Meer gehorsam sind und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und segnete; der bei Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis gedachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausgieng!

„Hast du je was Aehnliches gehört und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis und wir begreifen es nicht; aber die Sache kommt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes .....

„Man könnte sich für den bloßen Gedanken (einer solchen Erlösung) wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann, zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.“

Die Britische und ausländische Bibelgesellschaft
auf der Pariser Weltausstellung.

Immer aufs neue werden wir mit Bewunderung erfüllt, wenn wir die Britische Bibelgesellschaft an der Arbeit sehen. Keine Gegend der Welt ist so abgelegen, daß ihre Boten nicht dahin drängen; kein Gewühl und Getriebe der Menschen ist so groß, daß sie sich da nicht hineinwagten.

In den Abruzzen Italiens giebt es noch Verhältnisse, die an die Zeiten der Patriarchen gemahnen. Da findet man heute noch große Herdenbesitzer, wie sie einst Abraham und Lot, Isaak und Jakob, Laban und Hiob waren. Diese haben unter sich vertraute Männer, massari (d. h. Aufseher) genannt, die ihrerseits wieder eine ähnliche Stellung haben, wie sie einst David und Doeg gehabt. Sie wachen über die Herden, zählen sie des Nachts und des Morgens, führen sie aus auf die Waide und bringen sie des Abends wieder in die Hürden zurück. Diese Hirten müssen starke und mutige Männer sein, denn sie haben ihre Herden nicht nur gegen Diebe, sondern auch gegen Wölfe und Bären zu verteidigen, welche in jenen Gegenden nicht ganz selten sind. Ihr Leben ist ein ununterbrochener Kampf, oft ein verzweifelter. Als Waffe dient ihnen die Schleuder und ein langer, an dem einen Ende gekrümmter Stock, mittelst dessen sie die Herde leiten und in Ordnung halten. Kaum jemals dürfte ein Tourist zu diesen weltverlorenen Leuten sich verirren; aber wer regelmäßig zu ihnen kommt, das ist — der Bibelbote. Del Principe, so heißt der Wackere, weiß wohl, daß er weiter unten in der Ebene vielleicht mehr Bücher verkaufen könnte; aber nirgends könnte er bessere Zuhörer haben. „Mit welchem Vergnügen lauschen diese Hirten, wenn ihnen das Wort Gottes vorgelesen wird; denn sie sind durch keine jesuitischen Kunstgriffe gegen dasselbe zum voraus eingenommen worden. Ich werde unter ihnen wirken, bis die Jahreszeit sie nötigt, nach den fernen Ebenen von Apulien auszuwandern."

Fast noch lieber jedoch, als solche abgeschiedenen Gegenden, scheinen die Boten der Britischen Gesellschaft das Getriebe der Menschen und die Orte des großen Verkehrs aufzusuchen. Kommt ein Schiff an

den Suezkanal, seis vom mittelländischen Meer, sei es vom indischen Ocean her: flugs ist auch der Bibelmann an Bord und bietet seine köstliche Ware den Vorüberfahrenden, bietet sie besonders der Schiffsmannschaft an, und auf manchem Schiffe trifft er bereits eine Bibel, die er bei einem früheren Besuch des Schiffes abgesetzt hat und die nun dort in Ehren gehalten wird. Seine Klage ist nur, daß der passierenden Schiffe nun so viele sind und daß manche, dank der elektrischen Beleuchtung, auch bei Nacht fahren und ihm so entgehen. Wenn dann weiter um die Osterzeit die großen Pilgerscharen bei Jerusalem eintreffen, namentlich aus Rußland und Armenien, so dürfen wir sicher darauf rechnen, den Bibelboten in ihrer Mitte zu sehen, wie er hl. Schriften unter sie austeilt, und wenn sie ihn fragen: „Warum das?“ „Wozu?“ so stellt er sie zufrieden mit der Antwort: „Um Christi willen.“ Und wenn italienische Truppen nach dem heißen Massaua abgehen, so ist auch da der Bibelbote und giebt ihnen Wasser des Lebens mit auf den Weg, und wenn endlich tief drunten im Süden Afrikas, auf den neu entdeckten Gold- und Diamantfeldern, sich Leute aus aller Herren Länder, namentlich aber auch Eingeborene aus allen Himmelsgegenden zusammenfinden, so taucht bald in der bunten Menge auch der Bibelkolporteur auf und mancher findet bei ihm etwas, das besser ist denn Gold und viel feines Gold, und trägt es bei der Heimkehr mit sich, vielleicht in ferne, von Weißen nie betretene Gegenden.

Von einer Gesellschaft, die in solcher Weise überallhin, wo sie irgend glaubt, etwas ausrichten zu können, ihre Leute schickt, wird es uns nicht wundern, wenn sie auch eine Gelegenheit, wie die Pariser Weltausstellung vom vorigen Jahr, nicht ungenützt vorübergehen ließ. In der That, sie war dort so gut wie irgend ein anderer großer Unternehmer vertreten, und was sie über die Art ihrer Ausstellung und deren Erfolg berichtet, klingt zwar nicht immer nach unserem Geschmack — wir müssen uns da und dort sagen: das ist englische Art und nicht deutsche — aber es klingt jedenfalls immer interessant. Im folgenden teilen wir das Wichtigste aus diesem Berichte mit.

Den Stand, in welchem die Britische Bibelgesellschaft ihre Schätze ausgebreitet hat, müssen wir in der englischen Abteilung, im Palast der freien Künste suchen, aber freilich in einer weniger günstigen

Umgebung. Er befand sich nämlich auf der Galerie gerade über der Abteilung der musikalischen Instrumente, wo den ganzen Tag unaufhörlich alle mögliche Musik gemacht wurde; „das brachte," schreibt der Agent der Gesellschaft, G. Monod, „unsere Angestellten gelegentlich zur Verzweiflung; aber es hatte schließlich den Vorteil, daß es manche Besucher in unsere Nähe zog." Betrachten wir uns nun den Stand selbst etwas genauer, so finden wir auf allen Brettern, die man mit dem Auge leicht erreichen kann, die hl. Schrift in den Hauptsprachen ausgestellt, aufgeschlagen, und geordnet nach der alphabetischen Reihenfolge dieser Sprachen. Die andern Sprachen sind drinnen untergebracht und durch großen, weithin sichtbaren Druck bezeichnet. Auch die Länder, wo die einzelnen gesprochen werden, sind in diesem Druck namhaft gemacht. Im Innern ist dann außerdem ein Vorrat von hl. Schriften in allen möglichen Sprachen aufgestellt, der für den Verkauf bestimmt ist und jeden Tag nach Bedürfnis ergänzt wird. Der Stand selbst trägt in englischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache die Aufschrift: „Die Britische und ausländische Bibelgesellschaft. Die hl. Schriften in 287 Sprachen." Doch das Interessanteste an dieser Ausstellung haben wir noch nicht erwähnt: es sind die Bretter an den vier Ecken, auf welchen Sprachenproben (Specimens), Blättchen, Kataloge und vor allem eine ganze Anzahl von Evangelien liegen, jedes derselben besonders gebunden in einem hübschen Einband. Ueber dieser Auslage befinden sich Plakate, die in großen Buchstaben die Aufschrift tragen: Prenez, c'est gratuit, „greifen Sie zu, es kostet nichts." Man hatte nämlich schon bei einer früheren Gelegenheit die Erfahrung gemacht, daß es sich mehr empfehle, statt die hl. Schrift unterschiedslos unter die Leute auszuteilen, d. h. also ihnen anzubieten und aufzunötigen, sie vielmehr so auszulegen, daß jeder selbst nehmen konnte, wenn er etwas wollte und was er wollte. Und — „es ist unglaublich," sagt der Bericht, „wie viele Menschen durch jene Aufschrift aus großer Entfernung herbeigelockt werden."

Und was war der Eindruck, den die Leute bekamen? „Siehe, diese hübschen kleinen Bücher! Das müssen Protestanten sein," sagt etwa der eine zum andern. „Nein, das soll dazu dienen, die Massen anzuziehen," ist die Antwort. „Das ist die Heilsarmee," sagt ein dritter; ein vierter: „Das ist englische Propaganda." „Wir wollen

eins nehmen; das wird den Kindern Freude machen." „Im Jahr 1878 sind solche Bücher in Masse gegeben worden; ich habe noch einige zu Hause." „Sie sind voll Irrtümer." „Ich wäre sehr erstaunt gewesen, wenn wir nicht irgendwo die Bibelgesellschaft gefunden hätten." „Wir können sicher sein, diese Leute mit ihren Evangelien auf jeder Ausstellung zu finden." „Was ist das? — Kleine protestantische Bibeln?"

Das sind Reden, wie man sie jeden Tag hören konnte; sie bildeten aber doch meist nur die Einleitung zu frischem Zugreifen. Die Sprachenproben hatten namentlich bei den Gebildeten Erfolg; auch die Blättchen waren beliebt. Was aber die Evangelien betrifft, so war es freilich vielfach der hübsch kolorierte Einband, was anzog. Da man die Bemerkung gemacht hatte, daß wenn einzelne mehrere Exemplare nahmen, sie nach Einbänden von verschiedenen Farben griffen, gleichviel was darinnen stand, so kam man auf den Gedanken, für jedes der vier Evangelien eine besondere Farbe des Einbands zu wählen: rot, grün, braun und blau. Wenn nun also jemand die vier verschiedenfarbigen Einbände wählte, so kam er sicher in den Besitz der vier Evangelien. Manche griffen aber auch nicht nur blindlings zu, sondern fragten nach diesem und jenem Evangelium oder nach allen vier zumal. Aber auch wunderliche Wünsche kamen dabei zu Tage. Da wollte einer das Evangelium des hl. Joseph haben, ein anderer das des hl. Rochus, ein dritter das des hl. Paulus u. s. f., wie eben gerade der Heilige hieß, nach welchem die einzelnen genannt waren.

Am interessantesten war es, wenn Schulen an dem Stand vorüberkamen. Da war es nachher, wie wenn ein Heuschreckenschwarm über ein Feld gezogen ist. Nicht ein Blatt war nachher übrig — alles war weggenommen. Wars eine Knabenschule, so lief es noch in leidlich guter Ordnung ab; wenns aber Mädchen waren, so gabs einen Sturm, von dem man sich keinen Begriff machen kann. War zuletzt noch ein Exemplar übrig, so stritten sie sich um seinen Besitz; ja sie giengen sogar so weit, die Plakate mit fortzunehmen. Drum war es ein guter Gedanke von jener Lehrerin des Boulevard Péreire, auf der äußeren Galerie, ehe sie zum Bibelstande kam, ihre Mädchen in Reih und Glied aufzustellen und sie so vorüberzuführen, damit jedes sein Evangelium empfienge.

Barmherzige Schwestern kamen oft vorbei, in Gruppen; auch sie nahmen Evangelien, aber nachdem sie etwas weiter gegangen, berieten sie sich miteinander und einigemal kamen sie zurück und legten die bedenklichen Bücher wieder an ihren Platz.

Man begreift, daß auch katholische Geistliche sich ähnlich verhielten. Da hörte man einmal einen zu zwei Mädchen sagen: „Nehmt ein paar — das sind protestantische Bücher; wenn ihr heimkommt, werdet ihr sie verbrennen." Ein anderer sagte zu einigen Frauen: „Rühret diese Bücher nicht an; ihr würdet eure Seele zu Grund richten, wenn ihr sie läset." Doch gabs auch einige, die ganz freundlich etliche Exemplare zu sich nahmen und auch die Kinder in ihrer Begleitung zugreifen ließen. Einer aber nahm zwar das Evangelium, das er in der Hand eines Knaben sah, diesem weg, gab es ihm jedoch des andern Tages zurück mit der Bemerkung: „Du kannst das Buch ohne Gefahr lesen, obwohl es protestantisch ist." Der Vater des Knaben, ein Polizeioffizier, ward von da an ein guter Kunde des Bibelstandes.

Heikle Besucher waren auch die Philosophen und Freidenker. Da hörte man wohl vielleicht spöttische und weniger freundliche Bemerkungen, aber — und das gilt überhaupt von der ganzen Dauer der Ausstellung — kein unehrbares und herausforderndes Wort. Einige ließen sich sogar gerne in ein längeres Gespräch ein, das jedesmal mit der Bemerkung begann, daß sie eigentlich Freidenker seien, aber zugeben, daß die Bibel über jedem Moralbuch stehe; ja sie wäre sogar, behaupteten sie, vollkommen, wenn man sie nur säubern und ein modernes Buch aus ihr machen wollte: „etwas mehr so und etwas weniger so!" „Es sollte mich wundern," sagt der Berichterstatter mit Recht, „was übrig bleiben würde, wenn man auf diese guten Leute hören wollte."

Auch Zeitungsschreiber stellten sich gar nicht selten ein, aber gemeiniglich nicht ohne Nebenabsichten. Sie erboten sich, glänzende Artikel zum Ruhm der Bibelgesellschaft zu schreiben — zum Preis von 10 Fr. die Linie! Diesen gegenüber war ein Sekretär des „Eiffel-Figaro" (der Auflage des „Figaro", die auf der zweiten Plattform des Eiffelturms gedruckt wurde) doch wunderbar uneigennützig. Der kam auch eines Tages und ließ sich über den ganzen Umfang der Thätigkeit der Bibelgesellschaft eingehend belehren, wo-

rauf er in seinem Blatt zwei lange Artikel über dieselbe brachte und der Lohn, den er dafür entgegennahm und zwar mit Freude, war — eine Bibel, die man ihm anbot.

So könnten noch mancherlei Besucher namhaft gemacht werden von den Vergnügungszüglern aus der ländlichen Nachbarschaft von Paris, die dem und jenem ihrer Angehörigen ein Evangelium als Reisegeschenk von der Ausstellung mitbringen wollten, bis zu den Fremdlingen aus dem fernen Anam, die sich höchlich verwunderten, hier chinesische Bücher zu finden. Doch nicht von den Besuchern der Ausstellung wollen wir weiter reden; außer diesen gabs aber in letzterer ja auch noch die Aussteller selbst und auch diese sollten nicht unbedacht bleiben. Nicht zwar die Bibelgesellschaft selbst richtete ihr Augenmerk auf sie; aber eine Miß Gillett unternahm es von sich aus, mit unermüdlicher Ausdauer jeden der fremden Aussteller zu besuchen, die Sprache, die er zu sprechen pflegte, festzustellen, sowie zu erforschen, ob er lesen könne. War das erreicht — wobei zur Feststellung der Sprache die Sprachenproben gute Dienste leisteten — so notierte sie sich das Resultat, und auf diese Weise bekam sie eine Liste zusammen, aus der sich ergab, daß 588 hl. Schriften für die Aussteller benötigt waren, nämlich 54 Bibeln, 263 Testamente und 271 Bibelteile in nicht weniger als 28 verschiedenen Sprachen. Mit Vergnügen stellte die Bibelgesellschaft diese Schriften umsonst zur Verfügung und sie wurden von den Betreffenden dankbar angenommen. Miß Gillett aber bekam infolge dieser ihrer Bemühungen von einem Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris folgenden interessanten Brief: „Werthes Fräulein Gillett. — Zu meiner großen Freude habe ich beim Besuch meiner Landsleute in der Ausstellung in deren Händen eine chinesische Uebersetzung des Neuen Testaments gefunden, welche durch die Bibelgesellschaft verbreitet worden ist. Ich habe das Buch mir näher angesehen und den Eindruck bekommen, daß es geeignet ist, bei dem Publikum in moralischer Hinsicht viel Gutes zu stiften. Obwohl ich selbst ein Freidenker bin, so gestehe ich doch, daß ich nicht umhin kann, dies philanthropische Werk zu bewundern, und ich wäre hocherfreut, wenn ich eine französische Bibel besäße, mit welcher ich die chinesische Uebersetzung vergleichen könnte. Dürfte ich, wenn die Gesellschaft auch französische Bibeln verteilt, um ein Exemplar derselben bitten? Inzwischen ersuche ich Sie,

wertes Fräulein Gillett, den Ausdruck meiner Hochachtung anzunehmen. Tsony-Lieu-Ory." Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die erbetene französische Bibel sofort übersandt wurde.

Wie in diesem Fall die Bibelgesellschaft von ganz unerwarteter Seite Anerkennung für ihre Bestrebungen fand, so hofft sie überhaupt durch ihre Beteiligung an der Ausstellung ihre Zwecke bedeutend gefördert zu haben. „Obwohl keine besonders bemerkenswerte Thatsache zu verzeichnen ist, so haben wir doch überreichlich Grund zur Dankbarkeit für die Freiheit, deren wir uns erfreut, und für das Maß des Erfolgs, den wir erreicht haben. Durch Vermittlung dieser Ausstellung ..... ist die Gesellschaft jetzt einer viel größeren Zahl von Personen bekannt, welche vorher von ihrem wirklichen Dasein ganz und gar nichts wußten. Manche andere hatten eine irrtümliche Vorstellung von der Wichtigkeit unseres Werks sowohl, als von dem realen Gegenstand unserer Thätigkeit. Endlich aber — und das ist eine Hauptsache — durch unsere freigebige Verteilung der Evangelien haben wir das Evangelium in die Hände großer Massen gebracht, und wenn mancher Same unzweifelhaft auf steinigen Boden gefallen ist, so hat doch manch anderer sicher guten Grund gefunden, wo er reichlich Früchte bringen wird zur Ehre unseres himmlischen Herrn und zur ewigen Errettung mancher unsterblichen Seele."

Sauerteig und Senfkorn.

„Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm und vermengete ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß er gar durchsäuert ward." (Matth. 13, 33.) Und wieder: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker; welches das kleinste ist unter allen Samen; wenn es aber wächst, so ist es das größte unter dem Kohl und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen." (ebenda V. 31. 32.)

Die Geschichte der christlichen Kirche giebt Zeugnis für die Wahrheit dieser beiden Gleichnisse. Sie zeigt auch dem Blindesten,

wie der Same, der vor nahezu achtzehnhundert Jahren an stillem, verborgenem Orte ausgesät worden ist, zu einem Baum geworden, dessen Zweige sich nunmehr über alle Länder der Erde ausbreiten; und wer nur immer sein Auge vor den Thatsachen der Geschichte nicht verschließen will, muß die Sauerteigsnatur des Himmelreichs zugeben, vermöge deren es, wenn man es nur wirken läßt, alle Verhältnisse des menschlichen Lebens zu durchdringen, zu beleben, zu heiligen vermag. Wie dies beides nun aber nicht bloß im großen und ganzen gilt, sondern auch im kleinen und einzelnen, und wie es gilt nicht bloß vom Himmelreich im allgemeinen, sondern namentlich von dem vorzüglichsten Verbreitungsmittel desselben, vom Worte der hl. Schrift, davon möchten wir im Folgenden zwei Beispiele erzählen.

1. Das Wort der hl. Schrift gleich einem Sauerteig.

Einem Soldaten, welcher einem indischen Regimente angehörte, wurden von seinem nach England zurückkehrenden Freund verschiedene Bücher übergeben; er sollte sie für sich behalten oder auch verschenken dürfen — wie er wollte. Bald waren sämtliche Bücher in andere Hände übergegangen mit Ausnahme einer deutschen Bibel, mit welcher niemand etwas anzufangen wußte, weil niemand die Sprache verstand. Im Verlauf der nächsten fünfzehn Jahre begleitete sie zweimal ihren Besitzer nach England und wieder zurück nach Indien, und hier wieder von einer Garnison zur andern, und immer bekam sie da wegen ihres schönen Einbands auf dem Bücherbrett ihren Platz, aber einen Leser fand sie nicht.

Da kam der Besitzer dieser Bibel im Jahr 1863 in die Nähe eines Hospitals für europäische Soldaten zu wohnen und die christliche Liebe trieb ihn und seine Gattin, an den Sonntagen Besuch in diesem Hospital zu machen, um den kranken Soldaten mit tröstlichem Zuspruch oder auch mit Vorlesen aus der Bibel zu dienen. An einem Sonntag Nachmittag, als er auf der einen und seine Gattin auf der andern Seite des Saales von Bett zu Bett gingen, wurde die Aufmerksamkeit der letzteren durch einen Kranken erregt, der ruhelos und heftig hustend auf dem Bette lag. Sie redete ihn freundlich an, allein er verstand sie nicht und auch sie verstand ihn nicht; es war ein Deutscher. Da fiel ihr die Bibel ein, die sie zu

Hause stehen hatten; flugs zeichnete sie darum den Namen des Kranken und die Nummer seines Regiments auf, die beide auf einer Tafel oben am Bette geschrieben standen, und wie sie mit ihrem Manne wieder zusammentraf, erzählte sie ihm die Sache und meinte: „Ich denke, hier können wir die deutsche Bibel doch noch anbringen.“ Der Mann war damit einverstanden und so schrieb sie ihren Namen und den des Soldaten in die Bibel und schickte ihm dieselbe.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen; der Mann, der mit seiner Gattin das Hospital besucht hatte, war aus der Armee getreten und lebte in England am heimischen Herd. Eines Tages besuchte ihn ein Freund aus Indien, ein Hauptmann, der gerade die Kompagnie befehligte, in welcher jener kranke Soldat gedient hatte. Im Laufe des Gesprächs fragte der Hauptmann: „Erinnern Sie sich noch der Bibel, die Ihre Frau einem deutschen Soldaten schenkte?“ „Gewiß,“ war die Antwort; „wie ist es damit gegangen?“ „Jener Soldat,“ erwiderte der Hauptmann, „war ein verkommener Mensch, der von der Trunksucht völlig beherrscht war, und als er sich im Hospital befand, war nur wenig Hoffnung auf Wiedergenesung vorhanden. Wider alles Erwarten genas er doch und zwar in doppeltem Sinne des Wortes. Leiblich ward er wieder gesund und an seiner Seele hatte sich das Wort Gottes in seiner neumachenden Kraft erwiesen. Er war ein neuer Mensch geworden. Statt des Trinkhauses besuchte er jetzt die Kirche und er bestrebte sich, ein in jeder Beziehung tadelloses Leben zu führen. Die Schulden, in welche er durch sein früheres Leben geraten war, bezahlte er nach und nach ab und als dies geschehen war, legte er sich eine Sparkasse an. Um so mehr fiel es seinen religiös gesinnten Kameraden auf, daß er bei Sammlungen, welche sie dann und wann für einen guten Zweck veranstalteten, sich niemals beteiligte. Das erregte Bedenken gegen ihn; aber die Aufklärung kam bald. Eines Tages erschien er vor mir,“ erzählte der Hauptmann weiter, „und fragte, indem er den Betrag seines ersparten Geldes angab: ‚Kann ich mich damit loskaufen?‘ Ich erwiderte: ‚Das kannst du sofort, wenn du willst.‘ Nach einigen Wochen kam er wieder und sagte: ‚Herr Hauptmann, jetzt will ich meinen Abschied nehmen. Den Eingebornen Indiens, welchen ich durch mein früheres sündhaftes Leben so manches Aergernis gegeben habe, will ich jetzt dienen, um den angerichteten Schaden so viel als

möglich wieder gut zu machen. Aus diesem Grunde habe ich an eine Missionsgesellschaft geschrieben und ihr meine Dienste angeboten.'" — Weiter erzählt uns unsere Quelle die Geschichte nicht. Doch das Gesagte genügt, zu zeigen nicht bloß, wie eine Bibel, die lange keine Verwendung fand, doch noch ungeahnten Segen stiftete, sondern namentlich, wie das Wort der Schrift einen Menschen bis ins Innerste durchdringen und von Grund aus umwandeln kann. Das aber eben ist die Sauerteigsnatur desselben. Und nun ein Beleg für seine Senfkornkraft.

2. Das Wort der hl. Schrift gleich einem Senfkorn.

Im Herbst vorigen Jahres starb auf der Insel Elba, von vielen betrauert, der Kapitän Cignoni, der bei seinen Landsleuten nur unter dem Namen Zio Giovanni, Onkel Hans, bekannt war. Es war im Jahr 1858, daß sich dieser Kapitän mit seinem Schiffe in dem Hafen von Nizza befand, als Fr. Madiai, das bekannte Opfer der Inquisition, sich ihm näherte und ihn fragte: „Kapitän, wollen Sie das Wort Gottes?" „Was ist das Wort Gottes?" antwortete der Gefragte, der seither niemals von der Bibel hatte reden hören. „Das ist ein Buch, das Ihnen den Weg zum Himmel weist," erwiderte Madiai. „Dann geben Sie mir das Buch, denn ich möchte auch in den Himmel gelangen." So kam Cignoni in den Besitz einer großen, schönen Bibel, für die er drei Franken zahlte und die seinem Herzen in der Folge das brachte, was kein anderes Buch ihm hätte geben können. Er las sie auf der Rückfahrt in seiner Kajüte und nahm die Heilsbotschaft in sein Herz auf.

Doch was er für seine Seele gefunden, das hätte er gerne auch andern mitgeteilt. Aber damals regierte in Toskana noch der Großherzog Leopold II. und mit ihm die Priester. Es galt darum, große Vorsicht zu üben, und so waren es nur vier vertraute Freunde, denen er sich mitteilte: seine beiden Brüder Olinto und Pietro, sein Vetter Luigi Cignoni und Angelo Quattrino — letzterer der einzige jetzt noch Ueberlebende. Mit diesen pflegte er sich in einer stillen Stube zu versammeln; dann wurden in der Wand, an einer bestimmten Stelle, ein paar Backsteine entfernt, ein dahinter verborgener Wandschrank geöffnet und — jene Bibel hervorgeholt, die Cignoni von Madiai

erkauft hatte. Und nun ward aus derselben gelesen, das Gelesene besprochen und um Erleuchtung von oben gebetet. Am Schluß wurde dann das Buch wieder sorgfältig in seinem Verstecke aufgehoben. Gar zu gerne hätten die Frauen dieser Männer gewußt, was dieselben denn bei den geheimen Zusammenkünften trieben. Man hatte sie nämlich absichtlich fern gehalten, weil man den Beichtstuhl fürchtete, in dem sie gar leicht das Geheimnis hätten den Priestern verraten können. Aber die Neugierde ließ ihnen keine Ruhe. Eine von ihnen hat später oft erzählt, wie sie ganz leise herangeschlichen seien und durch das Schlüsselloch gesehen haben. Da haben sie bemerkt, wie die Männer in einem großen, auf dem Tische liegenden Buche gelesen und wie sie, nachdem sie das Buch zugemacht, sich auf die Kniee niedergelassen haben, worauf einer von ihnen ein Gebet gesprochen habe. Das machte auf die Frauen einen schreckhaften Eindruck. Sie fürchteten, ihre Männer könnten auf ihren Seereisen irgendwelche bedenklichen Lehren sich angeeignet haben, und nun veranstalteten sie ihrerseits eine Gebetsversammlung und riefen Gott an, daß die Herzen ihrer Männer nicht durch eine falsche Lehre verderbt werden möchten. Aber der Herr wachte über beiden und führte Männer und Frauen zur Erkenntnis der Wahrheit, und nicht lange, so bildeten sie miteinander das erste kleine evangelische Gemeindlein auf Elba.

Bald schloß sich hieran weiteres an. Vom Festland kamen die beiden Evangelisten Gregori und Piccinini herüber und hielten Versammlungen an verschiedenen Orten, namentlich aber kamen sie nach Rio Marina, wo jenes Häuflein war, um dasselbe zu stärken und den hier gegebenen Keim zu weiterer Entwicklung zu bringen. Der wackere Kapitän nahm sie in seinem Hause auf und in diesem wurden auch die Versammlungen gehalten. Aber das ging nicht ohne Anfechtung ab. Einmal rottete sich ein Haufe von Männern, Weibern und Kindern vor der Wohnung Cignonis zusammen, als man drinnen eben um das Wort Gottes versammelt war. Schmäh- und Drohworte ließen sich hören, bald flogen auch Steine gegen die Fenster und es gab klirrende Scheiben. „Fort mit ihnen! Fort mit ihnen!“ hieß es, „oder wir zünden das Haus an.“ Schon sieht man Leute mit Reisbündeln, Weiber mit Holz herbeikommen, und es scheint, als sollten die beiden Evangelisten gebraten werden. Doch gelingt es noch, dieselben zu retten und unter dem Schutz von Gendarmen

an einen andern Ort zu bringen. Die übrigen im Hause blieben unbehelligt. Später konnten die Evangelisten dank dem Einfluß angesehener Personen wiederkehren. Die kleine Gemeinde wuchs und es zeigte sich die Notwendigkeit, eine Kirche zu bauen. Auch dabei galt es wieder, vielen Widerstand zu überwinden. Zunächst wollte niemand Grund und Boden dazu hergeben, und als man diesen endlich erworben hatte, kamen die Feinde bei Nacht und rissen, was man bei Tage gearbeitet hatte, wieder ein, zuerst bei den Grab- und dann bei den Maurerarbeiten, so daß man sich zuletzt genötigt sah, Wächter aufzustellen. So konnte endlich am 24. März 1863 das Gotteshaus eingeweiht werden.

Und zu der Kirche gesellte sich die Schule. Auch hiebei spielte ein Exemplar heiliger Schrift eine Rolle. Ein Neues Testament war einer Lehrerin an einer katholischen Schule, der Frau Marianna Martelli, in die Hände gekommen. Es war für sie eine denkwürdige Nacht, die sie bis gegen Morgen mit dem Lesen dieses Buches unter Gebet und Thränen verbrachte: Die Wahrheit drang ihr ins Herz; sie nahm das Evangelium an. Aber der Priester kam bald dahinter und die Folge war, daß die Zahl der den Unterricht bezahlenden Kinder von 40 auf 8 heruntersank. Aber nun trat die Lehrerin mit ihrem Bekenntnis auch offen hervor und dank den bereits vorhandenen evangelischen Familien mehrte sich der Besuch rasch. Bald sah man nicht nur ein, sondern zwei evangelische Schulhäuser erstehen mit einer Wohnung für den Evangelisten, und im Jahr 1874 zählten diese Schulen 170 Schüler, an welchen ein Lehrer und drei Lehrerinnen arbeiteten.

Die Kirche von Elba macht den Eindruck einer in der ersten Liebe stehenden Gemeinde; ihr Eifer, ihre Herzlichkeit, ihre Hingabe, ihre Freudigkeit auch unter den Prüfungen lassen sie entschieden in diesem Licht erscheinen. Und das alles hat sich zuletzt von der einen Bibel aus entwickelt, die Cignoni einst in Nizza von Madiai gekauft hatte, und hat sich so entwickelt trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen, die entgegenstanden. Wer erkennt darin nicht die starke Senfkornkraft, die in dem Wort der hl. Schrift beschlossen ist?

(1. nach dem Deutschen Missionsfreund, St. Louis. 2. nach den Nachrichten über die Verbreitung des Evangeliums in Italien, Stuttgart.)

Bücheranzeige.

Parallel-Bibel oder Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch D. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtext. 3 Bände. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8°. 941, 725 und 532 S. Mk. 12.

Als die erste Lieferung dieser Bibel erschien, ist auf dieselbe bereits in diesen Bibelblättern (s. Jahrg. 1887, S. 15f.) hingewiesen worden. Nun das Ganze vollendet vorliegt, ist es wohl der Mühe wert, noch einmal auf sie zurückzukommen. Denn sie verdient es, daß die weitesten Kreise der Bibelleser darauf aufmerksam gemacht werden. Das Fremdwort „Parallel-Bibel" darf nicht irre führen. Diese Bibel ist nicht bloß für die Gelehrten, sie ist im Gegenteil vorzugsweise für Nicht-Gelehrte bestimmt und geeignet. Es wird zunächst Luthers Uebersetzung gegeben und zwar in fetter Schrift. Die Meinung ist also, daß dieselbe nicht nur nicht verdrängt, sondern vielmehr beim Lesen zu Grund gelegt werden soll. Daneben aber steht nun und zwar Vers neben Vers, Kapitel neben Kapitel („parallel" laufend) eine neue, wortgetreue Uebersetzung, so wortgetreu, daß der ursprüngliche Text, soweit das überhaupt möglich ist, durchscheint. Ein trefflicher Gedanke! Wie mancher, der mit Nachdenken in seiner Bibel liest, möchte gern bei dieser und jener Stelle wissen, wie es im Grundtext heißt; aber er kennt die Sprache desselben nicht, — hier, in dieser möglichst wörtlichen Uebersetzung, hat er einen Ersatz dafür. Wie mancher, der seine Lutherbibel liest und daneben auch diese oder jene andere Uebersetzung besitzt, kommt doch nicht immer zum Vergleichen der letzteren, weil er sie nicht bei der Hand hat — hier kann er jederzeit mit Einem Blick Luthers und die zweite Uebersetzung übersehen. Und weil es so leicht gemacht ist, den ursprünglichen Wortlaut kennen zu lernen, so kann auch gar mancher, der nicht gewohnt ist, seine Bibel nachdenkend zu lesen, dadurch zu tieferem Nachdenken geführt werden. — Auch sonst enthält diese Parallel-Bibel noch manches andere: einzelne abweichende Uebersetzungen, die ursprüngliche Form der Eigennamen, bessere Parallelstellen und Kapitelüberschriften u.s.w. Doch jene Gegenüberstellung der zwei Uebersetzungen ist die Hauptsache, und um von dieser ein anschauliches Bild und eine Vorstellung von dem Wert derselben zu geben, lassen wir hier als Probe noch den 42. Psalm folgen.

Der 42. Psalm.	Psalm 42.
1. **Eine Unterweisung der Kinder Korahs, vorzusingen.**	1. Dem Musikmeister. Ein Kunstgedicht (andere: Eine Lehre)*). Von den Söhnen Korahs (Qorach).
2. **Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir.**	2. Wie ein Hirsch, der schreit (oder: lechzt) nach Wasserbächen, So schreit (o.: lechzt) meine Seele zu dir, o Gott!
3. **Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?**	3. Es dürstet meine Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Wann darf ich doch kommen und erscheinen vor Gottes Angesicht?

*) Dies, sowie auch die im folgenden zwischen Klammern gesetzten Beisätze, mit wenigen, besonderen Ausnahmen, stehen in der Parallel-Bibel auf dem Rand rechts, in einer besondern Spalte; links ist ebenfalls noch eine Spalte, in der die Parallelstellen stehen.

4. **Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott?**

5. **Wenn ich dann des inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst; denn ich wollte gern hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen, die da feiern.**

6. **Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht.**

7. **Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich an dich im Lande am Jordan und Hermonim, auf dem kleinen Berg.**

8. **Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.**

9. **Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte, und des Nachts singe ich ihm und bete zu Gott meines Lebens.**

10. **Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du mein vergessen? Warum muß ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget?**

11. **Es ist als ein Mord in meinen Beinen, daß mich meine Feinde schmähen, wenn sie täglich zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott?**

12. **Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.**

4. Mir sind meine Thränen eine Speise geworden Tag und Nacht,
Wenn man zu mir sagt jeden Tag (o.: den ganzen Tag): Wo ist (nun) dein Gott?

5. Daran denke ich — und möchte mein Herz (wörtl.: meine Seele) (dabei) ausschütten in mir —
Wie ich hinzog im dichten Gedränge, hinwallte zu Gottes Haus,
Mit lautem Jubel und Lobgesang im Haufen der Wallfahrer (andere: in der festlichen Menge).

6. Was bist du (so) gebeugt, meine Seele, und tobest in mir?
Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken,
Der meines Angesichts Hilfe (wörtl. Hilfen) und mein Gott ist.

7. Meine Seele ist gebeugt in mir, darum denke ich Dein vom Lande des Jordan und des Hermongebirgs, vom Berge Mizar (andere: vom kleinen Berge).

8. Flut ruft der Flut beim Donner Deiner Wassergüsse,
Alle Deine Wogen und Deine Wellen strömen über mich.

9. Am Tage möge Jehovah Seine Huld entbieten (andere: entbietet Jehovah Seine Huld),
Und in der Nacht ist Sein Lied bei mir,
Ein Gebet zu dem Gott meines Lebens.

10. Ich will sprechen zu Gott, meinem Fels: Warum hast Du mich vergessen?
Warum muß ich trauernd gehen in Drangsal des Feindes?

11. Meine Gebeine sind ganz zerschlagen, wenn meine Widersacher mich schmähen,
Wenn sie jeden Tag (o.: den ganzen Tag) zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott?

12. Was bist du (so) gebeugt, meine Seele, und tobest in mir?
Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken,
Der meines Angesichts Hilfe (wörtl. Hilfen) und mein Gott ist.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.



Station Hokschuha (China).

Die
Entstehung der verschiedenen Missionsgesellschaften
und ihre eigentümlichen Merkmale.

Von P. Wurm.

(Fortsetzung)

g) Die Leipziger lutherische Mission.

Die Geschichte der Berliner und der Norddeutschen Mission hat uns gezeigt, wie im Norden und Osten von Deutschland die streng lutherische Strömung viel mächtiger geworden ist als im Süden und Westen und mehr Einfluß auf die Mission gewonnen hat. Als in Schlesien die lutherische Separation begonnen hatte, erwachte auch in Kirchen, welche nicht den Gefahren einer preußischen Union ausgesetzt waren, das Mitgefühl mit den lutherischen Brüdern, welche aus Liebe zu ihren alten kirchlichen Ordnungen Amt und Brot verlieren mußten. Die lutherische Kirche erwachte aus dem rationalistischen Schlaf zu neuer Lebenskraft; der Glaube, die Bekenntnisfreudigkeit und Leidenswilligkeit der Lutheraner erregte die Bewunderung vieler Glaubensgenossen. Das neu erwachte Glaubensleben konnte nach der Ansicht von Claus Harms und vielen andern Theologen nur durch eine vollständige Rückkehr zum Bekenntnis der lutherischen Kirche mit Ausschluß der reformierten vor einer halbgläubigen Vermittlungstheologie und vor sektiererischem Subjektivismus bewahrt bleiben. Diese Anschauung wurde besonders deutlich und allgemein verständlich ausgesprochen in der Schrift des geistvollen und eifrigen bayrischen Pfarrers Wilhelm Löhe in Neuendettelsau: Drei Bücher von der Kirche. Da wurde gesagt, der Herr könne es doch nicht zugelassen haben, daß keine der beste-

henden sichtbaren Kirchen die Wahrheit habe. Man müsse also die Bekenntnisschriften der katholischen, der lutherischen und der reformierten Kirche untersuchen, welche am meisten mit der hl. Schrift übereinstimmen. Man werde finden, daß das bei der lutherischen der Fall sei. Sie habe die Wahrheit, sie sei die einigende Mitte der Konfessionen, die Kirche der Zukunft.

Wenn nun solche Grundsätze auf die Mission angewendet wurden, so konnten die Lutheraner den § 2 in den Statuten der Norddeutschen Mission nicht mehr annehmen, daß „durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche sich eigentümlich gestalten werde.“ Sie konnten auch unter den Heiden nur der lutherischen Kirche eine Zukunft wünschen und konnten daher nicht mehr mit reformierten und unierten Missionsfreunden zusammenarbeiten. Wir wollen nicht weiter davon reden, wie damit keineswegs eine Einigkeit innerhalb der lutherischen Kirche hergestellt war, wie viel die strengen Lutheraner unter sich gestritten haben, ähnlich wie im 16. und 17. Jahrhundert, und wie ein idealer Begriff von lutherischer Kirche aufgestellt wurde, dem die Wirklichkeit in den meisten Gemeinden sehr wenig entsprach.

Es wurde nun den Freunden der Basler und der Norddeutschen Mission, wenn sie Lutheraner sein wollten, zum Vorwurf gemacht, daß sie ihr lutherisches Bekenntnis verleugnen, daß in Basel die lutherischen Lehrer und Zöglinge zum reformierten Abendmahl gehen u. dgl. Es ist auch begreiflich, daß Zöglinge aus dem östlichen Deutschland in Basel sich weniger heimisch fühlten, weil sie von den kirchlichen Formen, in denen sie aufgewachsen waren, zu viel vermißten. Ueberdies war es ja nur wünschenswert, daß auch im östlichen Deutschland mehr für die Mission geschehe und ein eigener Missionsherd gegründet werde mit entschieden lutherischer Form.

Die Missionspraxis gestaltete sich bei diesem streng lutherischen Standpunkt auch etwas anders. Die Missionare der Brüdergemeinde und des Pietismus waren darauf ausgegangen, zunächst einzelne Seelen für den Herrn Jesum Christum zu gewinnen und Leute, die wirklich durch den Geist Gottes zu einem neuen Leben aus Gott gekommen sind, zu einer Gemeinde zu vereinigen, allerdings mit ihren Kindern, die nun christlich erzogen

werden sollten. Aber sie waren vorsichtig in Erteilung der Taufe an Erwachsene und streng in der Kirchenzucht, und viele wollten lieber kleine, aber lebendige Gemeinden haben, als eine große Zahl von Getauften, bei denen aber das Heidentum innerlich noch nicht überwunden war. Die Missionsgesellschaften sahen bei der Berufung zum Amt eines Missionars vor allem darauf, daß der Mann selbst von ganzem Herzen zu Jesu Christo bekehrt sei, daß er die Gnade Gottes an sich selbst erfahren habe und in beständigem Gebetsumgang mit seinem Gott und Heiland stehe. Die kirchlichen Formen, in denen er aufgewachsen war, seine dogmatische Anschauung über einzelne Lehren sollten dabei weniger in Betracht kommen, da es vor allem darauf ankomme, Leben aus Gott unter den Heiden zu wecken.

Die streng lutherischen Missionsfreunde wollten eine gewisse Mitte halten zwischen dieser pietistischen und der katholischen Missionspraxis. Sie betonten, daß das Ziel der Missionsthätigkeit nicht die Bekehrung einzelner Seelen, sondern die Bekehrung der Völker sei und daß man es deswegen mit der Zulassung zur Taufe nicht so streng nehmen sollte. Wenn einer den Glauben zu bekennen bereit sei, sollte er auch getauft werden. Die älteren Missionsgesellschaften näherten sich auch im Verlauf der Jahre dieser Anschauung und suchten mehr als bisher die Völker im ganzen mit dem Sauerteig des Evangeliums zu durchdringen. Andrerseits mußten auch die strengen Lutheraner zugeben, daß man bei der Berufung zum Missionsdienst nicht bloß auf das Bekenntnis sehen dürfe, daß nicht jeder entschiedene Lutheraner zum Missionar tauge und daß man in den Missionsgemeinden nicht eine tote Orthodoxie herstellen dürfe, sondern daß die lutherische Kirche erst da fest gegründet sei, wo auch wirkliches Leben aus Gott sich findet. Auf eine Abweichung von der Missionspraxis andrer Gesellschaften in Ostindien werden wir noch besonders zu sprechen kommen.

Im Königreich Sachsen hat die entschieden lutherische Richtung in der Mission zuerst Boden gefunden. Dort hatten die Missionsfreunde, soweit sie nicht an die Brüdergemeinde sich anschlossen, in den zwanziger und dreißiger Jahren die Basler Mission unterstützt, und einige sehr tüchtige Missionare, welche von Basel ausgesandt wurden, stammten aus Sachsen, namentlich August Dittrich,

der 1822 mit Zaremba die Mission in Südrußland begründete und 1855 als Konsistorialrat in Moskau starb. Der Sitz des Missionsvereins war in Dresden. Als 1820 Inspektor Blumhardt von Basel mit Dr. Steinkopf von London daselbst für die allgemeine deutsche Missionsgesellschaft warb, waren die Sachsen unter einigen Bedingungen bereit, sich anzuschließen. Sie verlangten namentlich die Ordination der sächsischen Zöglinge in einer lutherischen Kirche, womöglich in Sachsen. Allein die Schwierigkeit lag hier weniger in Basel, das dazu willig war, als beim sächsischen Konsistorium, welches noch im Jahr 1840, als die Verbindung mit Basel aufgehört hatte, die Ordination von Missionaren, die nicht auf der Universität studiert hatten, im Königreich Sachsen verweigerte.

Die lutherische Strömung wurde im Königreich Sachsen stärker, als der seines Amtes in Breslau entsetzte Professor Scheibel seinen Wohnsitz in Dresden nahm und als warmer Missionsfreund in das Dresdener Missionskomitee eintrat. Nun wurden die Basler Verhältnisse immer mehr unter den Gesichtspunkt der preußischen Union gestellt, der Abendmahlsgenuß in einer reformierten Kirche als ein Abfall vom lutherischen Bekenntnis verurteilt u. dgl. Zugleich wurde in Leipzig der Wunsch nach einer eigenen sächsischen Missionsschule ausgesprochen. Dieselbe trat 1832 ins Leben in einem Dorf Grünberg, drei Stunden von Dresden entfernt, wo der Pastor Blüher auf den Rat des Ministers Grafen von Einsiedel und unter Mithilfe des Prof. Scheibel und des originellen Pastors Roller die Aspiranten unterrichtete. Der Dresdener Missionsverein wollte sich damals noch nicht von Basel lossagen. Als aber 1836 die drei letzten Zöglinge des ehemals Jänike'schen Instituts in Berlin sich nach Dresden wandten, weil sie als Lutheraner nicht in die Dienste der englischen Ausbreitungsgesellschaft treten wollten, und Superintendent Dr. Rudelbach zu einer selbständigen Missionsthätigkeit in lutherisch-kirchlicher Richtung ermunterte, so trat eine eigene evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Dresden ins Leben, und Prediger v. Wermelskirch wurde zum provisorischen Direktor des Missionsseminars ernannt.

Das erste Arbeitsfeld dieser Gesellschaft war Südaustralien, wo die Missionare an Lutheraner aus Preußen sich anschlossen, die

um ihres Bekenntnisses willen auswanderten und neben der Arbeit an den deutschen Gemeinden eine Wirksamkeit unter den Eingebornen suchten. Allein 1846 wurde diese Arbeit aufgegeben, da der englische Bischof verlangte, wenn Eingeborne Christen werden, sollten sie der englischen Kirche zugeführt werden, und da überdies die deutschen Gemeinden stets Mangel an Predigern hatten.

Im Jahr 1838 versuchten die Dresdener mit der dänischen Mission in Verbindung zu treten, um die einst von den halleschen Missionaren gegründeten Stationen unter dem Tamilvolk in Ostindien neu zu beleben. Von der Arbeit eines Ziegenbalg und seiner Nachfolger war wenig mehr in den Händen der dänischen Mission. Die meisten Stationen waren an die englische Ausbreitungsgesellschaft (S.P.G.) übergegangen. Nur in Trankebar stand noch ein dänischer Prediger und Missionar. Aber viele Gemeindeglieder waren in das Heidentum zurückgefallen oder zur katholischen Kirche übergetreten, Kirchen und Schulen waren dem Schließen nahe gewesen. Der jetzige Prediger Knudsen war ein tüchtiger Mann und nahm den Missionar Cordes, welcher 1841 von Dresden ausgesandt in Trankebar eintraf, um zunächst an Ort und Stelle sich zu erkundigen über etwaige Niederlassung, freundlich auf. Zugleich entschloß man sich in Kopenhagen, einen weiteren Prediger in Trankebar anzustellen, der eine tamulische Schule übernehmen und Katechumenen für die Gemeinde heranziehen sollte. Die Hilfe der Dresdener Gesellschaft wurde dafür gerne in Anspruch genommen, und so war beiden Teilen geholfen. Cordes ging rüstig an die Arbeit und errichtete im benachbarten Poreiar ein Seminar. Als 1845 Trankebar von Dänemark an England abgetreten wurde, versuchte der Bischof von Madras, auch die Trankebarmission in die Hände einer englischen Gesellschaft zu bringen. Allein die Gemeinde widersetzte sich und bat den König von Dänemark, sie nicht einer englischen Gesellschaft, sondern der Dresdener zu übertragen, „damit sie nicht im Geistlichen verlieren, wie sie im Weltlichen verlieren müßten durch den Verkauf Trankebars.“ Ihre Bitte wurde gewährt, das Recht der dänischen Regierung, Missionare nach Trankebar zu senden, wurde an die Dresdener Gesellschaft übertragen. Die Zinsen von den in Kopenhagen für die Mission angelegten Kapitalien sollten der sächsischen Gesellschaft ausbezahlt werden; die Missionsgebäude sollte

sie übernehmen und im Stand halten und alljährlich einen Bericht über die Wirksamkeit der Missionare nach Kopenhagen einsenden. So war der Uebergang von der dänischen an die englische Herrschaft ein Gewinn für die sächsische Mission, denn sie bekam dadurch freiere Hand als unter der dänischen Regierung.

Inzwischen war 1844 der Mann in die Direktion eingetreten, durch welchen die lutherische Mission eine weitere Ausdehnung und ein von andern Missionen stärker abweichendes Gepräge bekommen hat, der reichbegabte Karl Graul. Er war mehr Gelehrter als Mann des Volks, wußte alles theoretisch sehr fein zu begründen und zu behaupten und fand in theologischen Kreisen großen Anklang. In Dresden war die Mission von einem kleinen Kreise von Gläubigen getragen worden. Außer den Komiteemitgliedern waren es nur wenige aus gebildeten Ständen. „Die Hauptteilnahme fand man in einem christlich sehr erwärmten pietistischen Kreise aus den niederen Ständen, deren überschwängliche Art namentlich im Verkehr mit den Missionszöglingen einen durchaus schädlichen Einfluß äußerte" (Hermann, Dr. K. Graul und seine Bedeutung für die Mission, S. 87). Das war die Ansicht Grauls und er drang darauf, daß der Sitz der Mission nach der Universitätsstadt Leipzig verlegt werde. Dort hatte sich um den Professor Harleß „eine kräftige, gesunde, lutherische Gemeinde aus allen Schichten der Bevölkerung und besonders aus den Studierenden gesammelt." Leipzig bot durch seine Universität für die theologische Ausbildung der Missionare weit mehr Hilfsmittel als Dresden und darauf legte Graul größeren Wert als auf die Teilnahme der christlich erwärmten Handwerker und Bauern. So schwer es den Dresdener Freunden wurde, die Anstalt herzugeben, die sie in schweren Zeiten mit ihrer Liebe und Fürbitte getragen hatten, so setzte doch Graul 1847 die Verlegung nach Leipzig durch.

Er ging nun darauf aus, alle Lutheraner von den unierten Missionsgesellschaften loszutrennen und in Leipzig eine korrekt lutherische Mission für Deutschland und die lutherischen Nachbarländer zu gründen. Die Missionsfreunde in Bayern, Hannover, die entschiedenen Lutheraner in Preußen, Freunde in Schweden und Rußland, da und dort einzelne Freunde, meistens Pfarrer, hielten zu Leipzig und sandten dorthin die Gaben aus ihren Gemeinden.

Aber es war häufig wenig christliches Leben in den Gemeinden, und so hat die Leipziger Mission trotz dem weiten Umkreis, in welchem sie ihre Freunde zählt, doch keine entsprechend großen Einnahmen; sie ist nicht recht volkstümlich geworden.

Grauls Missionsgrundsätze zielten also dahin, das Pietistische abzustreifen und die reine Lehre der lutherischen Kirche zum ersten Erfordernis zu machen, nicht in dem Sinn, daß die Missionare „mit dem Konkordienbuch in der Hand vor die Heiden treten, statt ihnen vor allen Dingen Buße und Vergebung der Sünden zu predigen. Aber die vom Geist Angefaßten sollten sie nach Anleitung des kleinen lutherischen Katechismus in der Heilslehre weiterzuführen suchen, weil weder unsre noch andere Missionare einen schlichteren, faßlicheren und überhaupt zweckmäßigeren Lehrgang auch für die Heidenkatechumenen schwerlich erfinden werden.“ (Graul, Die Mission in Dresden an die evangelisch-lutherische Kirche aller Lande. Leipzig 1845, S. 20.)

Seine Visitationsreise nach Ostindien dehnte Graul auf mehrere Jahre aus (1849—52), so daß er auch die Stationen andrer Gesellschaften besuchen und überdies noch Palästina und Aegypten bereisen konnte. Er hat sie in einem fünfbändigen Werk beschrieben und darin, sowie in seiner Bibliotheca Tamulica für die wissenschaftliche Erforschung südindischer Sprache, Litteratur, Sitte und Religion das Bedeutendste geleistet.

Die Leipziger Mission übernahm in Trankebar, wie wir gesehen, die Reste der dänisch-halleschen Stationen. Die katholischen Missionare haben in Ostindien die Kaste auch in der christlichen Gemeinde fortbestehen lassen. Die alten halleschen Missionare hatten sich wohl manchmal gegen die Unsitten ausgesprochen, durch welche der indische Kastengeist das christliche Gemeindeleben störte, aber einen entscheidenden Schritt haben sie in dieser Richtung nicht gethan, und so bestanden namentlich in der Zeit des Verfalls in diesen Gemeinden die Kastenunterschiede fort. Missionar Rhenius, der im Dienst der Englisch-kirchlichen Mission in Tinneweli große Scharen von Heiden taufen durfte, war der erste in Südindien unter dem Tamilvolk, der das Aufgeben der Kaste als Bedingung für den Eintritt in die christliche Kirche verlangte, und das ist seitdem Grundsatz der meisten evangelischen Missionsgesellschaften. In der Trankebargemeinde bestand also der Kastenunterschied und Graul machte nun

aus der Not eine Tugend, indem er mit viel Scharfsinn zu beweisen suchte, daß es nicht notwendig sei, mit dem Uebertritt zum Christentum in Ostindien das Aufgeben der Kastenunterschiede zu verlangen. Er glaubte auch, darin ein Mittel zur Völkerbekehrung im Unterschied von der pietistischen Einzelbekehrung und die richtige Stellung der lutherischen Mission zwischen der katholischen und der reformierten gefunden zu haben, indem er von den Missionaren nur eine Bekämpfung der Auswüchse des Kastensystems verlangte. Er betont gewiß mit Recht, daß die Kaste nicht nur eine religiöse, sondern auch eine nationale, soziale Seite hat und daß man die Heidenchristen nicht entnationalisieren dürfe. Allein es fragt sich doch, ob die Kaste eine gute nationale Einrichtung und nicht vielmehr ein nationaler Krebsschaden ist, durch welchen im indischen Volk alle Thatkraft gelähmt und es für die Fremdherrschaft reif geworden ist. Graul macht geltend, daß doch auch in unsern christlichen Ländern die Standesunterschiede noch gelten. Allerdings bringe die indische Kaste noch mehr Unzuträgliches mit sich; aber wie die Apostel nicht auf Abschaffung der Sklaverei gedrungen haben, sondern diese durch die Wirkung des Christentums im Lauf der Jahrhunderte gefallen sei, so dürfe man erwarten, daß auch in Ostindien mit der stärkeren Wirkung des christlichen Geistes das Unzuträgliche im Kastensystem nach und nach getilgt werde. Der Auffassung Grauls ist die Unwissenheit der meisten europäischen Christen über den jetzigen Stand des indischen Kastenwesens zu statten gekommen. Würde es sich nur um die altindischen Kasten handeln, so könnte man sie mit den Standesunterschieden bei uns vergleichen; aber wenn es hunderte von Kasten giebt, jedes Handwerk seine eigene Kaste bildet, in jedem Landstrich wieder eine andere, so trifft diese Vergleichung nicht zu, und daß die Kaste innerhalb der christlichen Gemeinden nicht von selbst im Lauf der Zeit fällt, dafür sind eben die Gemeinden der alten halleschen Mission und die Katholiken ein Beweis.

Grauls Nachfolger, Direktor Hardeland, der seit 1861 der Leipziger Mission vorsteht, hat mit milderem Geist die Anschauung der lutherischen Mission verfochten. Es gab manche Streitigkeiten in der Heimat und draußen und es mußten mehrere Visitationsreisen gemacht werden. Der Erfolg der Leipziger Mission war eine Zeit lang ein sehr rascher. Es wurden nicht nur Heiden getauft, sondern

auch Christen von andern Gesellschaften aufgenommen. Dieselben waren allerdings zum Teil von ehemals halleschen Stationen, die an englische Gesellschaften gekommen waren; aber es wird kaum bestritten werden können, daß das Fortbestehen der Kaste in der Leipziger Mission für manche ein stärkerer Anziehungspunkt gewesen ist, als die reine Lehre der lutherischen Kirche. Doch ists auch wieder zu Sichtungen gekommen, und in neuerer Zeit sind manche abgefallen und unlautere Elemente ausgeschieden worden. Man wird im allgemeinen nicht sagen können, daß die Leipziger Mission mehr Leute aus höherer Kaste gewonnen habe als andere Gesellschaften. Man mag also ein System anwenden, welches man will, so heißt es: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet.

Was die Verfassung der Leipziger Mission betrifft, so besteht zwar eine Generalversammlung, aber sie hat nicht die Vollmacht, wie in Barmen. Das Missionskollegium in Leipzig treibt in der Hauptsache selbständig das Werk. Das Missionsseminar hatte eine Zeit lang ganz aufgehört, da man nur noch auf der Universität gebildete Theologen aussenden wollte, aber es meldete sich nicht immer die genügende Zahl und so wurde das Seminar wiederhergestellt.

h) Die Hermannsburger Mission.

Auf der Lüneburger Haide, jenem breiten, öden Landrücken zwischen der unteren Weser und Elbe, liegt abseits von der Eisenbahn, von saftigen Wiesen umgeben, das große, freundliche Dorf Hermannsburg. Dasselbe war in den vierziger und fünfziger Jahren auch in geistlicher Beziehung eine Oase in der Wüste. Denn während ringsum noch geistlicher Tod herrschte, erwachte dort ein neues Leben aus Gott durch die gewaltigen Predigten des Pastors Ludwig Harms. Nur wenige Gemeindeglieder konnten sich seinem Einfluß ganz entziehen, denn er ging auch den einzelnen Seelen treulich nach und war ein Mann des Volks, der den richtigen Ton für jedes treffen konnte. Hermannsburg wurde bald ein Wallfahrtsort für suchende Seelen aus weitem Umkreis. Die Bewegung unterschied

sich dadurch von den Erweckungen im westlichen Deutschland, daß alles mehr an den Pastor gebunden war und in den Formen der lutherischen Kirche sich bewegte, immerhin mit Freiheit, aber so, daß Laien nicht lehrend oder mitredend hervortraten.

Wenn am Sonntag vormittags 10 Uhr der Gottesdienst begonnen und der Pastor am Altar den liturgischen Eingang gesprochen hatte, warf er sich noch vor dem Altar auf die Kniee und sprach ein freies Gebet um Segen für den Sonntag. Aus der Vorlesung eines Bibelabschnitts im liturgischen Teil des Gottesdienstes, wie sie in der hannoverschen lutherischen Landeskirche vorgeschrieben ist, machte Harms eine völlige Bibelstunde. Dabei sprach er noch so ruhig und mit schwacher Stimme, daß man nicht den Eindruck eines gewaltigen Predigers bekam. Erst in der Predigt zog er gleichsam alle Register. Diese enthielt nicht etwa schöne Bilder oder sonstigen Redeschmuck, aber es war eine gewaltige Predigt, aus dem Geist Gottes geboren, von Herzen kommend und zu Herzen gehend. Nach der Predigt wurde jeden Sonntag das hl. Abendmahl gefeiert und Harms hielt neben der vollständigen Liturgie, die hier ganz anders klang als in geistlich toten Gemeinden, noch eine freie Ansprache an die Kommunikanten, so daß der Vormittagsgottesdienst von 10 bis nach 2 Uhr dauern konnte. Der Nachmittagsgottesdienst nahm wieder zwei Stunden in Anspruch, da vor der Christenlehre ebenfalls eine Bibelstunde gehalten wurde. Kaum hatte Harms seinen Kaffee getrunken, so ging er, seine Pfeife rauchend, auf die Diele (den Oehrn) seines Pfarrhauses; denn da hatte sich wieder eine große Volksmenge gesammelt, der er einen köstlichen plattdeutschen Vortrag hielt. Da redete er so recht gemütlich und beleuchtete mit dem Wort Gottes die gewöhnlichen Lebensverhältnisse; da redete er so ganz in der Sprache des Volks, daß es einem nicht zu viel wurde, den Mann immer wieder zu hören. Aber wir begreifen es, daß ein solches Licht sich bald verzehrte, indem es so anhaltend leuchtete, daß der Mann, der ohnehin hager und schwächlich aussah, schon 1865 zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen durfte.

Als in Hermannsburg neues Leben aus Gott erwacht war, suchte Harms auch die Liebe zu den Heiden in die Herzen zu pflanzen, und wir haben schon gehört, wie er anfangs ein eifriges Mitglied der Norddeutschen Missionsgesellschaft war, so daß man 1850 daran

dachte, ihm die Missionsschule zu übergeben. Allein Harms sann auf einen neuen und, wie er hoffte, erfolgreicheren Weg für die Missionsarbeit. Es sollten einerseits nicht nur eigentliche Prediger und Schullehrer ausgesendet werden, sondern eine möglichst große Anzahl von christlichen Kolonisten, welche nicht bloß für sich selbst, sondern für die ganze Missionsfamilie den Unterhalt im Heidenland erarbeiten sollten, so daß sie aus der Heimat wenigstens nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten nicht mehr viel Unterstützung nötig hätten. Andrerseits sollten es die Missionare nicht sowohl auf gründliche Einzelbekehrungen absehen, als vielmehr auf eine möglichst rasche Einführung ganzer Nationen in die Gemeinschaft der christlichen Kirche. Denn Harms hatte als Lutheraner eine hohe Meinung von der Kraft der Taufe, wenn christliche Unterweisung und Zucht darauf folgte.

Wir begreifen, daß dieser Plan, bei welchem einfache Bauern zur Mitarbeit an den Heiden berufen wurden und vielleicht im fremden Land auch im Aeußern eine befriedigendere Arbeit bekamen als in der Heimat, in der ganzen Gegend viel Anklang fand. Die Missionsfeste, wo unter freiem Himmel eine große Volksmenge sich sammelte und Harms aus dem Schatze seiner Erfahrungen und seiner geschichtlichen Studien Altes und Neues hervorsuchte und in plattdeutscher Sprache über die frühere Geschichte seiner Heimat, über die Christianisierung Deutschlands u. dgl. redete, waren wirklich christliche Volksfeste.

Harms war auch der erste, der ein deutsches Missionsschiff ausrüstete, die Kandace, welche 1854 von Harburg aus die ersten acht Missionare und acht Kolonisten nach Ostafrika führte. Sie sollten unter das Volk der Galla gehen, die nach den Beschreibungen, die Harms gelesen hatte, besonders viel Aehnlichkeit mit den alten Deutschen haben sollten. Die Kandace fuhr nach Sansibar. Aber damals war noch kein europäischer Einfluß an jener Küste zu bemerken. Der Sultan erlaubte den Hermannsburgern gar nicht, das Festland zu betreten. So fuhren sie weiter gegen Süden nach der englischen Kolonie Natal, und unter den Kaffern wurde die erste Kolonie, Neuhermannsburg, angelegt. Allein die herumschweifenden Kaffern ließen sich nicht in Kolonien sammeln. Die Missionare hatten mehr Erfolg, als sie über die Berge in das

Transvaalgebiet zu den Betschuanen kamen. Die Zahl der Missionare, die in Hermannsburg bald in zwei Missionshäusern ausgebildet wurden, und der Kolonisten wuchs; das Klima war günstig. Aber es zeigte sich, daß der Harms'sche Grundsatz, eine größere Anzahl von Missionaren und Kolonisten auszusenden, auch seine Schwierigkeiten hat. Es ging wie im Anfang der Londoner Mission auf Tahiti: des Volks war noch zu viel. Es brachen ärgerliche Streitigkeiten unter den Missionaren aus und sie konnten auch durch die Einsetzung eines Superintendenten in Afrika nicht ganz gehoben werden. Bei den spärlichen Beiträgen aus der Heimat waren die Missionare vielfach genötigt, durch Handel etwas zu erwerben, und mehrere wurden ihrem Beruf entfremdet. Doch die Kraft des Glaubens und des Gebets, von welcher das Werk in der Heimat getragen wurde, ließ die treuen Arbeiter nicht verzagen, auch unter den Kriegsnöten, denen sie namentlich im Kaffernland ausgesetzt waren. Im Betschuanenland hatten sie einen schönen Erfolg.

In Hermannsburg erwachte die Freudigkeit zum Angriff neuer Missionsfelder. Selbst nach Ostindien unter das Telugu-Volk sandte Harms seine Boten aus; denn unter den Lutheranern, welche das ostindische Missionsfeld liebgewonnen hatten, waren nicht alle einverstanden mit dem Fortbestehen der Kaste in der Leipziger Mission. Harms sprach sich sehr bestimmt dagegen aus und glaubte auch, das Maß von gelehrter Bildung, wie sie Leipzig forderte, sei nicht für alle ostindischen Missionare nötig. Ein weiteres Arbeitsfeld, das die Leipziger wieder verlassen hatten, wurde ebenfalls von den Hermannsburgern in andrer Weise wieder aufgenommen: Südaustralien. Sie drangen weiter in das Innere ein und trieben ihr Werk unter viel Mühsal an den Eingeborenen. Auch nach Neuseeland kamen Hermannsburger Missionare.

Aber eine Krisis in der Heimat droht seit 1878 das schöne Werk noch mehr zu schädigen, als alle Streitigkeiten draußen. Auf Ludwig Harms folgte als Pastor in Hermannsburg und Vorstand der Mission sein Bruder Theodor Harms, der zu Ludwigs Zeiten Inspektor des Missionshauses gewesen und dann eine Pfarrei in der Nachbarschaft übernommen hatte. Er hatte nicht den Geist seines Bruders, war dagegen in konfessioneller Beziehung schroff und unbeugsam. Als im deutschen Reich 1876 die Zivilehe eingeführt wurde,

mußte auch das hannoversche Trauungsformular abgeändert werden, so daß der Pfarrer dem Brautpaar nicht mehr sagte: „ich gebe euch zusammen.“ Theodor Harms wollte das neue Formular nicht annehmen. Er beharrte darauf: „Christen sind, wenn sie das Standesamt verlassen haben und dort die Ehe bürgerlich geschlossen ist, noch immer Brautleute und werden erst durch die kirchliche Trauung wirkliche Eheleute und dürfen als Eheleute zusammenleben. Ich kann und will die neue Trauweise nicht annehmen, weil sie nach meinem Wissen und Gewissen gegen Gottes Wort ist.“ — Man sagte vielfach, wenn der hannoversche König ganz dieselbe Trauungsformel einzuführen befohlen hätte, wie jetzt der preußische, so hätte Harms sich gefügt. Wir können darüber nicht urteilen, aber daß die welfische Agitation nach Hermannsburg hereinspielte, wird sich nicht leugnen lassen; denn Harms konnte eigentlich doch weder die Schrift noch Luthers Aeußerungen über die Ehe zu seinen Gunsten anführen. Da er auf seiner Weigerung beharrte, wurde er 1878 suspendiert und trat nun aus der hannoverschen Landeskirche aus, mit ihm ein großer Teil der Hermannsburger Gemeinde, und die Separierten äußerten sich so stark über die doch gut lutherische hannoversche Landeskirche, daß sie keine Abendmahlsgemeinschaft mit ihr unterhielten.

Unter den Angehörigen der Hermannsburger Mission waren jedoch nicht alle für den Austritt und Harms erkannte, daß er dem gesegneten Werk viel Boden entziehen würde, wenn er die Mission ausschließlich als eine freikirchliche bezeichnete. Er wurde überhaupt in seiner letzten Lebenszeit etwas milder.

Nach seinem Tod 1885 entbrannte jedoch der Streit von neuem, als bei der Wahl eines neuen Direktors durch den aus zwölf Mitgliedern bestehenden Missionsvorstand acht Stimmen auf seinen erst 25jährigen Sohn Egmont Harms fielen, während die landeskirchlichen Mitglieder darauf drangen, daß jetzt ein landeskirchlicher Direktor und ein älterer Mann gewählt werde. Zugleich kam noch eine Nachricht aus Afrika, welche Pastor Harms und manche alte Missionsfreunde lange Zeit nicht hatten glauben wollen, mit immer stärkerer Sicherheit zu den Ohren der heimischen Missionsleitung, daß mehrere Missionare ihrem Beruf entfremdet und sittlich heruntergekommen seien. Doch die landeskirchlichen Freunde der Hermannsburger Mission gaben die Hoffnung auf eine Vereinigung und Läu-

terung nicht auf. Im Jahr 1887 wurde ein zweiter Direktor gewählt und zugleich beschlossen, daß der Lehrkurs für die Missionszöglinge von vier auf mindestens fünf Jahre erhöht werde und daß sämtliche Zöglinge lateinisch und griechisch, die begabteren auch hebräisch lernen müssen, also die Vorbildung den andern Missionsseminaren ähnlich werde. Direktor Harms wurde auf eine Visitationsreise nach Südafrika gesendet. Es wurden unlautere Elemente ausgeschieden und in der Heimat kam zu Ende des Jahres 1889 ein Vergleich mit dem lutherischen Landeskonsistorium zu stande, wonach der Missionsausschuß die schriftliche Erklärung abgeben will, künftig nur einen solchen Missionsdirektor zu wählen, welcher drei Punkte anerkennt:

1) Die Hermannsburger Mission unterhält Abendmahlsgemeinschaft mit der lutherischen Landeskirche.

2) Einer der beiden Missionsdirektoren gehört der Landeskirche an.

3) Die eine Hälfte der Mitglieder des Missionsausschusses soll der Landeskirche, die andere der Freikirche angehören.

So hoffen wir, es werde wieder Friede einkehren in dieser einst mit so reichem Segen von oben begründeten Mission, dieser lutherischen Volksmission, von der auch in den schweren Jahren der Krisis die auswärtigen Freunde die Hand nicht abgezogen hatten, so daß sie nicht so große Einbuße in den Einnahmen hatte, als man nach der Separation befürchten mußte.

i) Die neueren deutschen Missionsgesellschaften.

Von den neueren deutschen Missionsgesellschaften geben wir nur eine kurze Uebersicht. Sie haben noch keine große Ausdehnung. Wie in der katholischen Kirche im Mittelalter immer neue Mönchsorden entstanden sind, weil man an den bisherigen dies und jenes auszusetzen hatte, oder weil eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit sich nicht in die alten Regeln finden konnte und doch von einem religiösen Trieb tief beseelt war, so hat auch in der evangelischen Kirche teils die Kritik über die bisherigen Missionsmethoden, teils der religiöse Thätigkeitstrieb einzelner scharf ausgeprägter Persönlichkeiten zur Bildung neuer Missionsgesellschaften geführt; zum Teil hat man auch in einzelnen Ländern, die noch keinen Missionsherd hatten,

durch Gründung eines solchen innerhalb der Landesgrenzen eine Belebung des Missionssinns erhofft.

Schleswig-Holstein ist durch Lage und Geschichte von den deutschen Nachbarländern etwas isoliert, und der feurige Pastor Jensen in Breklum, der auf den Wupperthaler Festen ein gern gesehener Gast war, hoffte, in seiner Heimat den Missionssinn zu beleben durch Gründung einer eigenen Missionsschule in Breklum (1877). Die Missionsschule führte wie anderswo zur selbständigen Aussendung (1881). Das Volk der Ghonds im Innern von Vorderindien, ein noch wenig von der Mission berührtes Urvolk, wurde ins Auge gefaßt, und ein amerikanisch-lutherischer Missionar erklärte sich bereit, die schleswig-holsteinischen Brüder bei dem Radscha eines noch nicht unter unmittelbarer englischer Herrschaft stehenden Staates einzuführen. Allein dieser Radscha erlaubte ihnen die Niederlassung nicht, und so mußten sie ihre Arbeit im Telugu- und Uriya-Sprachgebiet suchen, wo auch noch Raum genug ist für Missionare.

Neukirchen bei Mörs am Niederrhein war seit Jahrzehnten ein reich gesegneter Mittelpunkt für innere Mission. Dort hatte lange Zeit der Pastor Bräm gewirkt, der den ersten Erziehungsverein für verwahrloste Kinder gegründet mit dem Grundsatz, daß die Kinder womöglich nicht in Anstalten, sondern in Familien, nicht in künstlichen Familien, wie im Rauhen Hause, sondern in wirklichen Familien untergebracht werden sollten. Sein Nachfolger, Pastor Doll, hat in einer Krankheit das Gelübde gethan, dem Herrn zum Dank für seine Wiederherstellung ein Waisenhaus und ein Missionshaus zu gründen, indem er in die Fußstapfen von Georg Müller in Bristol treten wollte. In Neukirchen wäre eine Missionsschule kein Bedürfnis gewesen wegen der Nähe von Barmen. Allein es schien dem Pastor das Werk in Barmen nicht genug im Glauben getrieben zu werden. Doll starb schon 1883; aber die Aussendung von Missionaren kam zustande, und sie erwählten das deutsche Witu-Gebiet in Ostafrika zu ihrem Arbeitsfeld, indem sie wie die ersten Hermannsburger ihr Augenmerk auf die Galla-Völker richteten.

Eine Kritik der bisherigen Missionsmethode vom entgegengesetzten Standpunkt führte 1883 zur Entstehung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Pfarrer Buß,

jetzt in Glarus, hatte 1876 eine von der Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift herausgegeben: „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung.“ Von wirklicher Liebe zu dem Werk der Heidenmission beseelt, glaubte der auf dem Standpunkt der Vermittlungstheologie stehende Verfasser, der Mangel an Erfolg der bisherigen Mission bei den heidnischen Kulturvölkern rühre von dem pietistischen und dogmatischen Charakter derselben her, während er ihre Verdienste um die Christianisierung der unkultivierten Völker unumwunden anerkannte. Die bisherige Mission sei das Werk nur einer Fraktion, nicht der gesamten Christenheit. Das Pietistische hat, wie wir gesehen, Graul schon bekämpft, aber Buß konnte auch mit ihm nicht übereinstimmen, da er seinen dogmatischen Standpunkt nicht teilte, vielmehr wünschte, daß auch solche, die in Bezug auf die Gottheit Christi und das Erlösungswerk nicht der orthodox-pietistischen, sondern einer freieren Anschauung huldigen, den Heiden predigen sollen. Er hoffte, dadurch einerseits in der Heimat auch solche Kreise für die Mission zu gewinnen, welche derselben bis jetzt feindlich oder gleichgültig gegenübergestanden waren, andrerseits in der Heidenwelt bei den Kulturvölkern von Indien, China und Japan mehr Eingang zu finden. Die Missionare sollten akademisch gebildete Männer sein und sich mehr an die höheren Stände im Volk wenden mit Vorträgen über die Vorzüge des Christentums u. dgl. Dann werde, wenn die höheren Stände gewonnen seien, bald das Land christianisiert sein.

Es vergingen noch mehrere Jahre, bis die freiere theologische Richtung in Deutschland wirklich Hand an das Werk legte, um die Grundsätze, welche Buß ausgesprochen hatte, praktisch durchzuführen. 1883 wurde in Frankfurt der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein gegründet und 1885 ging der erste Missionar der Gesellschaft nach Japan, Pfarrer Spinner. Japan war gewiß ein angemessenes Arbeitsfeld, da Spinner zunächst die vielen Deutschen in Japan, die aller Kirche entfremdet waren, zu einer Gemeinde sammeln konnte. Aber Spinner lernte auch als aufrichtiger, von wirklicher Liebe zur Mission beseelter Mann, daß sich in der Praxis gegenüber den Heiden manches ganz anders ausnimmt, als man es in der Heimat in Büchern lesen kann, und daß auch eine andere Missionsmethode die Kulturvölker nicht em-

pfänglicher macht für das Christentum, wenn die Herzen verschlossen sind gegen die Wahrheit.

In China nahm der Evangelisch-protestantische Missionsverein den aus der Rheinischen Mission ausgetretenen Missionar Faber in seine Dienste, der durch seine Uebersetzungen aus den chinesischen Klassikern sich als wissenschaftlich tüchtiger Mann erwiesen hat. Die Hoffnung, welche Buß ausgesprochen hatte, daß die Liebe zur Mission in der Heimat einen gewaltigen Aufschwung nehmen werde, wenn auch Männer von freierer theologischer Anschauung das Werk betreiben, hat sich nur teilweise erfüllt.

Ein anderes Ereignis schien gleichzeitig dem Missionswerk noch förderlicher zu werden und hat wirklich zu einer gewissen Anerkennung der Missionsthätigkeit in gebildeten Kreisen geführt, wie sie in Deutschland bisher nicht hervorgetreten war, die Erwerbung von deutschen Kolonien. Für die evangelische Mission in Ostafrika wurde 1886 durch Pastor Diestelkamp in Berlin eine eigene Gesellschaft gegründet. Gleichzeitig entstand in Bayern, wo bisher für die Mission sehr wenig geschehen war, durch Pfarrer Ittamaier in Reichenschwand die Hersbrucker Missionsgesellschaft, welche Missionare nach Ostafrika sandte. Aber das von ihnen besetzte Gebiet fiel bei der Teilung zwischen Deutschland und England an das letztere. Ebenfalls aus Bayern kamen Neuendettelsauer Brüder, die vorher als deutsche Prediger in Australien gewirkt hatten, nach Neuguinea, um unter den Papua zu arbeiten.

Die Zeit wird es lehren, ob es wohlgethan war, mehrere neue kleinere Missionsgesellschaften zu gründen, anstatt die Mission in den Kolonien den schon bestehenden größeren zu übertragen, die mehr Erfahrung haben. Die Basler Mission hat sich bereit erklärt, nach Kamerun zu gehen, die Rheinische nach Neu-Guinea, und im Anfang kamen wohl manche neue Beiträge für diese Kolonialmissionen; aber bald waren die neuen Missionsfreunde des Gebens müde und das Werk blieb an den alten hängen. Die neuen Methoden, mit welchen neue Gesellschaften arbeiten wollen, bringen nicht den gehofften großen Erfolg zustande, wenn nicht der Herr die Herzen aufthut. Es kann ja wohl sein, daß älteren Missionsgesellschaften das frische Leben fehlt, daß man mehr in gewohnten Geleisen geht, aber es ist doch die Er-

fahrung, welche sie vor neueren voraushaben, nicht geringzuschätzen, und die Arbeiter, welche Liebe zum Herrn und zu den Heiden haben, können sich in älteren Missionsgesellschaften ebenso finden wie in neueren, und der Herr sorgt dafür, daß auch diejenigen, welche im Glauben die Welt im Sturm zu erobern hofften, darniedergelegt werden und Geduld lernen müssen.

(Schluß folgt.)

Missionar Paton auf Tanna (Neu-Hebriden).

Der Name John Patons ist auch bisher der Missionsgeschichte nicht ganz unbekannt gewesen. Sie hat von seiner Thätigkeit und seinen Schicksalen auf der Neu-Hebriden-Insel Tanna in den Jahren 1858—1862 und dann wieder davon zu berichten gewußt, wie er seit 1866 auf dem zu derselben Inselgruppe gehörigen kleinen Eiland Aniwa gewirkt und dasselbe ganz christianisiert hat. Doch war das alles mehr nur in den Umrissen bekannt. Nun hat aber neuestens Patons Bruder angefangen, dessen Selbstbiographie zu veröffentlichen, deren erster Band, seine Jugendgeschichte und seine Erlebnisse auf Tanna behandelnd, im vorigen Jahr erschienen ist.*) Wohl handelt es sich dabei um Ereignisse, die schon einige Jahrzehnte hinter uns liegen. Aber Patons Charakter, seine Art, mit den Wilden umzugehen, seine Erlebnisse unter einem Volk, welches damals noch tief im Kannibalismus steckte und von den Segnungen der Kultur noch gar nichts, wohl aber einige ihrer Schattenseiten kennen gelernt hatte — all das ist so merkwürdig und eigenartig, daß man es auch heute noch mit Interesse liest. Und wenn das Ev. Missions-Magazin von jeher mit einer gewissen Vorliebe die Missionsgeschichte gepflegt hat, so dürfte gerade hier der richtige Ort

*) John G. Paton, Missionary to the New Hebrides. An autobiography. Edited by his brother. Vol. 1. London, Hodder and Stougthon, Paternoster Row 1889.

für eine kurze Wiedergabe dessen sein, was Paton über seine Mission auf Tanna zu erzählen weiß. Wir folgen dabei den Mitteilungen, welche uns von befreundeter Seite hierüber gemacht werden, und schicken diesen entsprechend das Wichtigste aus der Vorgeschichte des Missionars voraus.

1. Bis zur Aussendung nach Tanna.

John Gibson Paton wurde im Jahr 1824 in Kirkmahoe, in der Nähe von Dumfries im Südwesten Schottlands geboren. Sein Vater hatte in seiner Jugend den sehnlichen Wunsch gehabt, Geistlicher zu werden; seine Verhältnisse hatten aber die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich gemacht, und so war er darauf angewiesen, als Strumpfwirker seinen Unterhalt zu verdienen. Dennoch aber las er nebenher mit dem der schottischen Bevölkerung eigenen Interesse für religiöse Fragen nicht nur die Bibel, sondern auch theologische Schriften; aus freier Ueberzeugung ließ er sich in die Gemeinschaft der reformierten Presbyterianer aufnehmen. Diese Denomination hatte am meisten den Zusammenhang mit der Kirche der Helden und Märtyrer aus den Zeiten der Stuart gewahrt. Als die schottische Freikirche gegründet wurde, schlossen sich die reformierten Presbyterianer ihr an.

In seinem einstockigen Häuschen waltete der alte Paton nicht nur als fleißiger Arbeiter, sondern auch als ein rechter Priester seiner Familie. Zwischen dem Raum, der als Wohnstube und Küche, und demjenigen, der als Werkstatt diente, befand sich ein Kabinettchen, das Heiligtum des Hauses. Dahin zog sich der Vater mehreremale des Tages zurück und schloß die Thüre zu. Die Kinder wußten, daß er dahin ging, um zu beten. Sie lauschten mit Andacht auf die Worte, die bis zu ihnen drangen, und gingen leise an der Thür vorbei, um den Vater nicht zu stören. „Die Welt draußen wußte es wohl nicht, aber wir wußten es, woher das Licht auf meines Vaters Angesicht kam. Es war der Widerschein der Gegenwart Gottes, deren er sich immer bewußt war."

Daß die Erziehung in einem solchen Hause, zumal die Mutter dem Vater gleichgesinnt war, einen entschieden christlichen Charakter hatte, begreift sich leicht und es ist wohl als eine Frucht solcher Er-

ziehung zu betrachten, wenn auch in dem jungen Paton, wie s. Z. im Vater, frühe der Wunsch sich regte, ein Diener des Herrn zu werden; doch wars nicht sowohl der Verkündiger des Worts überhaupt, was als Ziel seines Lebens ihm vorschwebte, es war der Verkündiger desselben unter den Heiden, „der Missionar des Kreuzes.“ Aber nur auf weiten Umwegen führte ihn der Herr zu diesem Ziel. Auf ein Gymnasium konnte ihn der Vater nicht schicken; in einer niederen Schule, die wohl auch genügt hätte, war er in roher Weise mißhandelt worden, so daß er selbst unter keinen Umständen dort bleiben wollte. So blieb nichts übrig, als das Handwerk des Vaters zu lernen. Aber wenn er auf demselben auch von morgens 6 Uhr bis abends 10 Uhr zu arbeiten hatte, so fand er doch, und wars auch nur in den Eßpausen, Zeit, seine lateinischen und griechischen Bücher zu studieren. Auf die Dauer befriedigte ihn die mechanische Arbeit jedoch nicht und er war glücklich, als es ihm gelang, eine Stelle bei einem Feldmesser zu finden. Da er auch hier seiner Gewohnheit treu blieb, die Mittagspausen zum Studium zu benützen, statt mit den andern Gehilfen Ball zu spielen, so zog er bald die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten auf sich, und eines Tages machte ihm dieser den Vorschlag, er solle sich auf sieben Jahre zur Dienstleistung als Feldmesser verpflichten, wogegen er auf Staatskosten eine gründliche Ausbildung erhalten sollte. „Ich dankte ihm herzlich für sein gütiges Anerbieten und sagte, ich wolle mich für drei oder vier Jahre verpflichten, aber nicht für sieben. Er fragte ungeduldig: Warum? Wollen Sie ein Anerbieten ausschlagen, an dem der Sohn manches gebildeten Mannes froh wäre? Ich sagte: Mein Leben gehört einem andern Herrn, deshalb kann ich mich nicht auf sieben Jahre verpflichten. Er fragte in heftigem Tone: Wem? Ich erwiderte: Dem Herrn Jesus, und ich will mich sobald als möglich darauf vorbereiten, ein Prediger des Evangeliums zu werden.“ Diese Antwort ärgerte den Mann so sehr, daß er Paton alsbald entließ.

Wohl machte der Rektor des Gymnasiums in Dumfries, als er von diesem Vorfall hörte, Paton das Anerbieten, ihm eine Freistelle an der Anstalt zu gewähren, allein da der Vater den Unterhalt des Sohnes in Dumfries nicht bestreiten konnte, so zerschlug sich die Sache und es war guter Rat wieder teuer. Um sein Brot zu verdienen, verdingte sich der Jüngling in der Ernte als Taglöhner.

Da bot sich ihm eine Gelegenheit, die ihn mit einem Mal dem Ziele seiner Wünsche näher zu bringen schien. Er bekam in Glasgow eine Stelle, in welcher er gegen die Vergünstigung, im theologischen Seminar zu studieren, und einen kleinen Gehalt, in der Stadtmission Dienste thun sollte. Freudig ging er darauf ein; aber im Uebereifer strengte er sich so an, daß er krank wurde und nach Hause zurückkehren mußte. Um jene Stelle war er damit gekommen und er mußte, nachdem er genesen, froh sein, eine dornenvolle Stellung als Lehrer an einer Schule zu finden. Da, gerade als er auch diese Stelle verlassen sollte, erinnerte man sich in Glasgow der wertvollen Dienste, welche er in der Stadtmission geleistet, und er wurde als Stadtmissionar dorthin berufen.

Hier war er nun auf einem Posten, für den er ganz der richtige Mann war und der zugleich in mehr als einer Hinsicht eine gute Vorbereitung für seine spätere Thätigkeit unter den Heiden bildete. In Glasgow, der großen Fabrikstadt, giebt es natürlich Tausende, welche dem Christentum und der Kirche entfremdet, in geistiger Stumpfheit, in sittlicher und körperlicher Verwahrlosung dahinleben. Der Bezirk, in welchem Paton seine Wirksamkeit begann (Calton), war dazu noch besonders schlimm und so schien die Arbeit anfangs ganz hoffnungslos. Trotz allen Bemühungen zeigte das erste Jahr nur einen verschwindend kleinen Erfolg. Nachdem aber das Eis einmal gebrochen war, kamen immer größere Scharen zu Patons Gottesdiensten und viele zeugten durch ein verändertes Leben, viele auch durch ein seliges Sterben von dem Segen, den Gott auf seine Thätigkeit legte. Ein Zeugnis von der Wirkung der letzteren war aber auch der Haß, den ihm dieselbe auf anderen Seiten eintrug. Nicht bloß, daß die Schnapswirte ihn befehdeten und bei der Polizei verdächtigten, auch die Katholiken waren, weil von den Ihrigen gar manche durch Paton angezogen wurden, auf ihn erbost. Ein Priester verfluchte ihn geradezu vom Altar aus und, diesem Beispiel in seiner Weise folgend, bedrohte der katholische Pöbel (Irländer) mehr als einmal sein Leben, indem man ihn mit Steinwürfen verfolgte oder siedendes Wasser auf ihn zu gießen suchte. Aber, ob auch seine eigenen Vorgesetzten ihm zuredeten, Glasgow auf einige Zeit zu verlassen, daß die Aufregung sich lege, — er blieb unerschrocken auf dem Platze.

Neben seiner Missionsarbeit trieb Paton aber auch Studien und zwar nicht bloß theologische und philosophische, sondern auch medizinische. Denn der Wunsch, den Heiden predigen zu dürfen, war trotz allem in seiner Seele nicht erstorben. „So glücklich ich mich auch in meinem Berufe fühlte und so viel Erfolg ich durch Gottes Segen hatte, so hörte ich doch immer im Geist das Wehklagen der armen Heiden in der Südsee. Ich sah, daß wenige bereit waren, ihnen zu helfen, während ich wohl wußte, daß viele geneigt sein würden, meine Arbeit in Calton aufzunehmen und vielleicht hier noch mehr wirken könnten als ich. Ich vertraute meinen Herzenswunsch niemand an, aber ich ging viel damit um und er war der Hauptgegenstand meines täglichen Gebets."

Nun geschah es, — es war zehn Jahre nach seinem Eintritt als Stadtmissionar — daß die Synode seiner Kirche, durch die Nachrichten, die von den Neu-Hebriden kamen, veranlaßt, daran dachte, einen Missionar dorthin zu senden. Sie war sich aber nicht klar, ob sie es wirklich mit dem Willen des Herrn thun würde, noch auch, wen sie senden sollte. Da kam sie auf den eigenen Ausweg, das Los zu werfen, „um zu sehen, ob Gott auf diese Art einen Pfarrer der Kirche bezeichnen würde, den man seines Amts in der Heimat entheben und zu einem Missionar auf den Südsee-Inseln bestimmen solle." „Ich weiß noch gut, wie mir die Thränen in die Augen traten, als die Mitglieder der Synode erklärten, das Ergebnis des Loses sei so unbestimmt, daß der Herr offenbar nicht auf diesem Wege für einen Missionar sorgen wolle." Dieses Ereignis wurde entscheidend für seinen Entschluß. „In mir hörte ich jetzt fortwährend die Stimme des Herrn: Da man keinen Tüchtigeren findet, stehe auf und biete dich an." Nur der Gedanke an die „vielen hundert Jungen und Alten," die in seine Versammlungen kamen, machte ihm noch zu schaffen. Als aber namentlich seine Eltern ihm nicht nur nicht abredeten, sondern vielmehr hoch erfreut ihm mitteilten, daß es von Anfang an ihr beständiges Gebet gewesen sei, der Herr möchte einen Missionar des Kreuzes aus ihm machen, verschwanden alle Zweifel; sein Entschluß stand fest. Von dem Missionskomitee ward er gerne angenommen; für seine Stelle in Glasgow wurde sein eigener Bruder als Nachfolger bestimmt und es galt nun nur noch, auf das theologische Examen sich vorzubereiten. Nachdem

er dieses bestanden, wurde er am 1. Dezember 1857 ordiniert und im April des folgenden Jahres reiste er mit seiner jungen Frau nach den Neu-Hebriden ab.

2. Arbeit und Kämpfe auf Tanna.

Die Neuen Hebriden bilden die südöstliche Gruppe des innern der beiden Inselgürtel, von denen das Festland Australiens umgeben ist. Sie sind wahrscheinlich vulkanischen Ursprungs; wenigstens giebt es auf ihnen eine Reihe teils erloschener, teils noch thätiger Vulkane. Unter letzteren ist derjenige auf Tanna hervorzuheben, der, so lange man ihn kennt (er wurde durch Cook entdeckt), unausgesetzt thätig ist, indem er alle 5—10 Minuten unter großem Geräusch glühende Steine und Dampf in die Höhe wirft. Die Fruchtbarkeit ist zum Teil eine staunenerregende; unter anderem gedeihen der Brotfruchtbaum, die Kokospalme. An Vögeln, Fischen, kriechenden Tieren ist kein Mangel, dagegen fehlt es an vierfüßigen Tieren. Die Ratte soll das einzige einheimische Säugetier sein; doch findet man auch Schweine und Hunde. Neuerdings werden Ziegen, Schafe und andere europäische Tiere eingeführt. Die Inseln haben ungefähr 70,000 Einwohner. Die Bevölkerung ist gemischt aus Malaien und Papua. Für uns kommen die südlichsten Inseln der Gruppe in Betracht, Eromanga, das kleine Aneityum und vor allem das zwischen den genannten liegende Tanna (Tana).

Die ersten Versuche, diesen Inseln das Christentum zu bringen, gingen von der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aus. Im Jahr 1839 landete der Missionar John Williams und sein junger Gehilfe Harris auf der Insel Eromanga; doch kaum hatten sie den Fuß ans Land gesetzt, so wurden sie von den Wilden überfallen, totgeschlagen und verspeist. Drei Jahre später ließen sich zwei Missionare auf der Insel Tanna nieder, mußten aber nach sieben Monaten vor den fortwährenden Verfolgungen der Wilden fliehen. Nun versuchte man, durch eingeborene Lehrer von Samoa auf den Neu-Hebriden zu missionieren. Aber auch diese wurden teils durch Krankheiten, teils durch die Verfolgungen der Wilden an wirksamer Arbeit verhindert.

Endlich nahm die presbyterianische Kirche das Missionswerk auf und sandte im Jahr 1848 ihre ersten Missionare auf die Insel Aneityum. Hier zeigten sich die Eingeborenen von Anfang an empfänglich für die Predigt des Evangeliums. Schon nach wenigen Jahren hatte sich um die Missionare Inglis und Geddie eine Christengemeinde von 3500 Seelen gesammelt, die ihre Götzen wegwarfen, den heidnischen Bräuchen entsagten und dem wahren Gott dienen wollten. Langsam aber sicher erstarkte das Christentum und die christliche Sitte, und in demselben Maß nahm die Civilisation, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu. Rührend ist, wie diese armen Eingebornen sich anstrengten, die Bibel in ihrer Sprache zu bekommen. Die Missionare stellten die Uebersetzung her; aber um die 24,000 Mk., welche der Druck kostete, aufzubringen, bemühten sich die Eingebornen 15 Jahre lang mit dem Pflanzen und Bereiten von Arrow-root, der dann durch Vermittlung der Missionare in Schottland und Australien verkauft wurde. Nach Verlauf jener Zeit war die ganze Summe aufgebracht.

Angesichts solcher Thatsachen konnte man mit guter Hoffnung die Mission auf den Neu-Hebriden weiter ausdehnen. So wurden denn die Missionare Paton und Mathieson auf die Insel Tanna geschickt, um dort das Evangelium zu predigen. Letzterer siedelte sich im Süden der Insel, in Kwamera, an; ersterer in Port Resolution, etwas weiter nördlich, an der Ostküste. Paton ließ zunächst seine Frau bei den Missionaren auf Aneityum und ging mit einem der letzteren nach Tanna, um einen Bauplatz zu kaufen und den Bau des Hauses vorzubereiten. Die Häuptlinge verkauften bereitwillig einen Platz, schienen es auch gerne zu sehen, daß ein Missionar sich unter ihnen niederließ; aber wohl mehr in Gedanken an die Aexte, Messer, Angeln, Decken und Kleider, die sie von ihm zu erhalten hofften, als aus einem tieferen Bedürfnis. Gerade damals waren verschiedene Stämme der Insel im Krieg miteinander, und als Paton die nackten Wilden in ihrer schrecklichen Bemalung sah, als er das Kriegsgeheul hörte, als die Wilden schreiend und schießend an dem Haus, in dem die Missionare einstweilen Zuflucht gefunden hatten, vorbeistürzten, da hatte er einen Augenblick der Entmutigung und ein schmerzliches Gefühl regte sich beim Gedanken, daß er diesen Menschen zulieb seinen Beruf in Glasgow aufgegeben hatte. Doch

war das schnell überwunden. Am Abend hörte das Schlachtgetümmel auf; die Besiegten hatten fünf oder sechs Tote in den Händen der Sieger gelassen. Was mit denselben geschah, erfuhren die Missionare von dem kleinen Aneityumesen, den sie als Koch mitgenommen hatten. „Missi," sagte er, „dies ist ein finsteres Land. Die Leute in diesem Land thun finstere Werke. An der heißen Quelle haben sie die Erschlagenen gekocht und gefressen. Sie haben das Blut in den Bach laufen lassen und haben darin gebadet, bis das Wasser ganz rot war. Ich kann kein Wasser bekommen zu deinem Thee; was soll ich thun?" Der Junge war beruhigt, als Dr. Inglis ihm sagte, daß sie einstweilen ihren Durst mit Kokosmilch löschen wollten. Er war selbst kein Kannibale mehr, aber nach den Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, schien es ihm ein viel größeres Uebel, daß die Leute die Quelle verdorben hatten, als daß sie einander totschlugen und verzehrten.

Am folgenden Abend saßen Paton und Inglis plaudernd beisammen, da hörten sie plötzlich einen durchdringenden Schmerzensschrei. Er kam von der Witwe eines in der Schlacht Gefallenen, die man erdrosselt hatte, damit ihr Geist dem Mann in die andere Welt folgen und auch dort ihm dienen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:

Station Hok schu ha (China).

Von Missionar H. Ziegler in Basel.

Manche der Basler Missionsstationen in China sind nicht nach dem Ort, wo sie errichtet wurden, benannt, sondern nach einer ihnen nahe gelegenen Stadt oder einem solchen Markte. So auch die Station Hokschuha, die uns unser Bild vor Augen führt. Der Ort, wo dieselbe steht, heißt Schak keu lyang ha, d. h. „unterhalb des Steinhundberges," Hok schu ha aber, zu deutsch „unter dem Kranichbaume," ist der Name des nahen Marktes.

Mit der Gründung dieser Station (vollendet 1886) hat die Basler Mission in einem weiteren Kreise, dem Lyung tschhon-Kreise, festen Fuß gefaßt. Lange zuvor schon befanden sich zwar in diesem Kreise da und dort Christen, ja es war auch längst schon von Tschhong lok aus eine Außenstation Pok schak ha dort gegründet, aber mit dem Bau einer Hauptstation im Kreise selbst ist die Arbeit in demselben eigentlich erst recht in Angriff genommen worden. Letzteres war auch ein Hauptgrund, weshalb man zur Errichtung dieser Station schritt. Es kam dazu, daß das Stationsgebiet von Tschong tshun im Tschhong lok-Kreis mit Einschluß der Arbeit im Lyung tschhon-Kreis einen zweiten Missionar erforderte, während mit Ausschluß des letztern ein Missionar für Tschong tshun genügte. Ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen den Dialekten der beiden Kreise ergab einen weiteren Grund hiefür, wie auch schließlich die recht schwierigen und mühsamen Gebirgswege, welche die beiden Kreise verbinden.

Unser Hok schu ha ist aber nicht erst durch Erhebung zur Hauptstation ein in der chinesischen Mission bekannter Name geworden. Schon im Jahre 1878 wurde er oft genannt. Damals wollte ein begüterter Christ, Nam-teu, zwei Ladengebäude, die er auf dem Markte Hok schu ha besaß, zu einer Kapelle umbauen und der Gemeinde zum Gebrauche übergeben. Allein die Heiden des Marktes und der umliegenden Dörfer, von einem angesehenen, einflußreichen Manne aufgewiegelt und angeführt, widersetzten sich diesem Unternehmen und schlugen zuerst auf dem Markte ein Plakat an (vgl. Heidenbote 1879, 18), in welchem sie es als „gänzlich unstatthaft erklärten, den Barbaren zu erlauben, daß sie an der Seite des zwei Göttern geweihten Markttempels eine Kapelle bauen.“ Als sie dadurch ihren Zweck nicht erreichten, versuchten sie's auf andere Weise. Bei Nacht sollten Baumaterialien gestohlen werden, wobei aber einer der Diebe von einem Wächter des Baumaterials mit einem Spieß durchbohrt wurde. Nun ging der Kampf erst recht an; er dauerte lange und endigte zunächst mit dem Siege der Heiden, denn nach dem Verlauf des Gerichtstages in Hok schu ha (a. a. O. S. 19ff.) konnte nicht mehr an die Errichtung einer Kapelle auf dem Markte gedacht werden. Aber „im Unterliegen siegen wir,“ damit haben wir uns damals getröstet. Und es ist ja wahr geworden, wenngleich die Kapelle jetzt nicht auf dem Markte selbst steht. Dem Schreiber dieser Zeilen ist

der 15. Oktober 1883 noch wohl in Erinnerung, an dem er sich mit einigen Christen aufmachte, um sich in der Nähe des Marktes Hok schu ha nach einem günstigen Platze zur Gründung einer Missionsstation umzusehen. Denn beim Rückblick auf die erst fünf Jahre vorher gemachten traurigen Erfahrungen war es uns nicht gerade leicht ums Herz. Wohl wußten wir, daß der einflußreiche Mann, der damals den Widerstand ins Werk gesetzt hatte, nicht mehr unter den Lebenden war, aber wir konnten nicht wissen, ob sich nicht ein anderer an seiner Statt erheben werde. Gleichwohl waren wir der guten Zuversicht, daß uns Gott diesmal den Sieg verleihen werde, und das Bild ist der augenscheinliche Beweis dafür, daß wir mit unserem Hoffen nicht zu Schanden geworden sind.

Der Platz in Schak ken lyang gefiel uns in jeder Hinsicht am besten. Die Lage der Station ist eine recht nette und freundliche. Im Hintergrunde sehen wir etwas von den Bergen, welche die beiden Kreise von einander trennen. Nach vorn überblickt man eine schöne, fruchtbare Ebene, in deren Mitte der Markt gelegen ist. Das Gebäude im Vordergrunde ist die von Grund auf neu erstellte Missionarswohnung. Ganz in der Nähe befindet sich von den Bergen herkommendes treffliches Trinkwasser. Das eigentümliche Bauwerk rechts von der Missionarswohnung ist ein Grab (die meisten chinesischen Gräber haben solche Hufeisenform), dessen Lage aber von der Art war, daß es der Errichtung der Station keinerlei Schwierigkeiten hätte darbieten sollen.

Dem Schreiber dieser Zeilen war es nicht vergönnt, die geplante Stationsgründung auszuführen, da er in den Unterlandsdistrikt versetzt wurde; die begonnene Arbeit ward vielmehr Miss. Schaible übertragen. Bei derselben ging es freilich nicht ohne Schwierigkeiten ab, doch konnten sie die Arbeit nicht hemmen. Immerhin muß es als ein Gnadenwunder Gottes betrachtet werden, daß es gelang, in dieser Gegend, deren Bewohner wegen ihrer Räubereien im schlimmsten Rufe stehen, eine Missionsstation zu bauen, und wie sich dieselbe seit ihrer Gründung nicht als unfruchtbar erwiesen hat, so ist es unser innigster Wunsch, daß sie sich auch fernerhin als ein Licht in der Finsternis und als ein Salz in der Fäulnis des Heidentums erweisen möchte.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Vorderindien.

Die englische Mission in Indien, auf die schon Kanonikus Taylor bei seinem Feldzug gegen die evangelische Mission und insbesondere die Englische Kirchengesellschaft (vgl. Miss.Mag. 1889, 504 f.) mit Vorliebe seine Angriffe gerichtet hat, ist seither mehrfach auch in anderen Kirchen (von dem Baptisten Caine, auf Grund eines Besuchs in Indien, von den Wesleyanern Hughes und Lunn in der Methodist Times) einer herben Kritik unterworfen worden und dieselbe hat hier nicht so günstig gewirkt, wie bei der Kirchengesellschaft, bei der sie mit einer ganz außerordentlichen Zunahme der Beiträge beantwortet wurde; es wird vielmehr beklagt, daß „in vielen Gemeinden (namentlich unter den Baptisten) der Missionseifer merklich nachgelassen habe.“ Es sind in der Hauptsache zwei Punkte, um die sich der Streit dreht: 1) Sollte den Missionaren nicht eine andere Lebensweise zugemutet werden? Sollten sie nicht einfacher und damit billiger leben, so daß eine größere Zahl Arbeiter mit denselben Mitteln ausgesandt werden könnte? Würden sie nicht auch gerade in Indien mehr Erfolg haben, wenn sie sich zu einem einfacheren, mehr asketischen Leben verstünden? 2) Ist es nicht ein Irrtum, zu glauben, daß man der Ausbreitung des Christentums diene damit, daß man die indische Jugend englisch erziehen hilft? Ist es darum nicht verkehrt, die besten Kräfte in nicht geringer Zahl hiefür zu verwenden?

Was den ersten Punkt, die Forderung einer mehr asketischen Lebensweise, betrifft, so sind die Vertreter der Mission in ihren Entgegnungen darin einig, daß es ungerecht ist, „billige Missionare“ zu verlangen, um den Christen der Heimat Kosten zu ersparen. Besonders energisch spricht sich darüber der Herald A. B. 1889, 229 aus: „Wie können Leute, die leben, wie es in der modernen Gesellschaft Brauch ist, die Stirn haben und verlangen, die Missionare sollen billiger leben, damit die, welche sich alle Annehmlichkeiten des Lebens, nicht zu sagen allen Luxus behagen lassen, weniger zu leisten haben? Allen Respekt vor denen, welche um Christi willen hinausgegangen sind und sich draußen freiwillig versagen, was man gewöhnlich zu den Bedürfnissen des Lebens rechnet; sie haben das Recht, andere zur Nachahmung aufzufordern. Aber von jedem, Kleriker oder Laien, der nicht so lebt, ist es eine billige Unverschämtheit, zu fordern, die Missionare sollen, weil sie Missionare sind, so leben — es ist das

geradezu lächerlich..... Wenn Geld für das Reich Gottes durch Entsagung erspart werden soll, ist das dann nur Sache der paar Missionare und nicht der großen Masse der Christen in der ganzen Welt? ... Die Missionare haben zu dieser Art von Selbstverleugnung lediglich nicht mehr Beruf als die Christen in der Heimat, die sie unterstützen oder die sie nicht unterstützen." In demselben Sinn äußert sich in der Contemporary Review ein angloindischer Beamter, Townsend, als „Unparteiischer", nur daß er zugleich die geforderte Askese gerade für Indien als durchaus unpraktisch verwirft:

„Die meisten (englischen) Missionare haben es hier so gut, wie es die meisten Geistlichen der Freikirchen hier hätten, wenn sie sieben Tage der Woche tüchtig arbeiten müßten, in einem ermüdenden und aufreibenden Klima..... Der (englische) Missionar darf heiraten und heiratet in der Regel; er erhält gewöhnlich 6000 Mk. Gehalt im Jahr; das reicht zu einer bescheidenen Wohnung, zu der nötigen Nahrung und zu so viel Bedienung, daß er und seine Frau nicht mit körperlicher Arbeit ihre Zeit und Gesundheit verbrauchen müssen. Er kann sich auch ein Gefährt halten (das viel berufene Ponygespann), das ihn ungefähr 360 Mk. im Jahr kostet und ohne das er nur in einem sehr kleinen Umkreis oder nur in der kalten Jahreszeit Reisen machen könnte. Unmöglich kann er sich etwas ersparen und seine Kinder ohne Unterstützung anständig erziehen..... Wenn er abgearbeitet ist, darf er auf keine Pension rechnen (nur einige Gesellschaften gewähren einen kleinen Gnadengehalt), seine Frau und unerwachsenen Kinder sind, wenn er stirbt, auf die Wohlthätigkeit angewiesen. — Nun hat man allen Ernstes den Vorschlag gemacht, keinen Missionar auszusenden, der sich nicht mit 2000 Mk. behelfen will, und der Vorschlag findet Beifall in den Gemeinden..... Protestantische Christen haben, soviel ich weiß, es nie als ein Gesetz oder auch nur als einen Rat zur Vollkommenheit für ihren Klerus anerkannt, daß er in Armut leben soll, aber sie sind doch das Gefühl nie los geworden, daß das asketische Leben besser, heiliger, dem apostolischen Vorbild näher sei, als ein Leben im Komfort. Sie hassen die Bischöfe um ihres Einkommens willen; sie meinen, es sollte eigentlich keine reichen Pfarrer geben, und sind geneigt, in der Armut, besonders in der auffallenden, wenn sie um Christi willen ertragen wird, eine ausgezeichnete Gnadengabe zu sehen. Es giebt keine Gemeinde, in der nicht zwei oder drei sehr fromme und aufrichtige Leute diese Idee haben und natürlich wenden sie dieselbe zuerst auf die Missionare an.....

Der billige Missionar müßte unverheiratet bleiben, und ein guter Missionar bleibt in Indien nicht unverheiratet..... Er wird, nachdem er seine Lehrzeit durchgemacht und die Bedingungen des Lebens in Indien kennen gelernt hat, mit einem Einkommen von 2000 Mk. nicht heiraten, denn er wird einsehen, daß es eine abscheuliche Grausamkeit wäre, eine gebildete Frau zu veranlassen, bei einem solchen Einkommen sein Los zu teilen. Sie wäre für ihre Person einfach eine Hausmagd in den Tropen, die unerträglichste aller Lagen, ohne gute Luft, ohne eine Unterstützung im Haushalt, ohne ärztlichen Beistand, ohne die Achtung derer zu genießen, unter denen ihr Mann arbeitet. Die Hindu verstehen vollkommen, was wirkliche Askese ist, und verehren sie als Kreuzigung des Fleisches, und wenn der Missionar und seine Frau asketisch lebten, so wie es die Hindu verstehen, in einer Hütte, halb oder ganz nackt, nur so viel Nahrung begehrten, als man ihnen gäbe, sich täglich eine physische Selbstpeinigung auferlegten, so könnten sie wohl das Gefühl der Verehrung erwecken, das der Hindu denen zollt, welche handgreiflich über der menschlichen Bedürftigkeit stehen. Aber in dem Leben des Weißen niederer Stellung findet der Hindu keine Askese, er findet es nur schmutzig, eines Lehrers unwürdig. — Der Missionar wird aber die Wahrnehmung machen, daß er heiraten muß: die Leute glauben nicht an das Cölibat, außer wenn man es als religiöses Gelübde für Lebenszeit auf

sich nimmt; sonst betrachtet man den Unverheirateten mit Mißtrauen, paßt ihm auf und die Versuchung wird sich oft als fast unerträglich herausstellen. — Was den weißen Missionar von dem Indier trennt, ist nicht die Art seiner Lebensführung, sondern seine Farbe und der mit diesem Wort gegebene Unterschied einer tausendjährigen andersartigen Kultur. Er ist Europäer; die, denen er predigt, sind Asiaten. Vor dieser Scheidewand verschwinden alle anderen Unterschiede als nichtssagend. (Bapt. Magazine 1889, 397 ff.)

Den Missionsleitungen erscheint das „Cölibat ohne Gelübde" nicht so bedenklich, wie es Townsend darstellt. Ueber die Kirchengesellschaft vgl. vorj. Rundschau S. 114. Report 1888/89, 71. Ebenso schreibt der Sekretär der baptistischen Missionsgesellschaft Herald 1889, 81: „Es ist schon lange meine Ansicht, daß unverheiratete Missionare viel thun können, wozu verheiratete nicht imstande sind, frei wie sie sind von den in Indien doppelt ermüdenden Sorgen des Familienlebens. Ich habe die größtmögliche Sympathie mit dem Vorschlag des Herrn Caine, begabte, ernste, fromme junge Männer aufzufordern, so in der Mission zu arbeiten, daß sie in einem Haus zusammenleben, an einem Tisch essen und zu zwei und zwei nach Art der Apostel das Reich Gottes verkündigen." Das Muster einer solchen Lebensweise geben die Bruderschaften der Oxford und Cambridge Missionen in Nordindien. „Früher wenig bekannt" haben sie infolge des Lobes, das ihnen Sir Hunter und ihm nach Kan. Taylor gespendet, die allgemeine Aufmerksamkeit der Missionskreise in Indien auf sich gezogen. Der Herausgeber des ‚Harvest Field' in Bangalore hat im letzten Jahr einen eigenen „Kommissionär" hingesandt, um an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen.

Die Oxford bruderschaft hat ihren Sitz in Kalkutta. Zu fünf leben hier die Missionare (nebst einem bengalischen Laienbruder) in einem Haus indischen Stils mitten in der Stadt unter einem von ihnen selbst gewählten Oberen; ehelos, doch ohne bindendes Gelübde, nur müssen sie, wenn sie heiraten, aus der Bruderschaft austreten; mit täglichen Andachtsübungen und täglichem Studium der Schrift. Jedes Jahr müssen sie sich mindestens eine Woche in die Einsamkeit zurückziehen. Sie tragen europäische Kleidung, schwarzen oder weißen Priesterrock mit schwarzer Schnur. Nur zwei widmen sich der unmittelbaren Missionsarbeit, zwei unterrichten an der mit dem „Bishops College" verbundenen „Highschool", die sich in ihrer Anlage nicht von anderen ähnlichen Anstalten unterscheidet; einer giebt Studierenden theologischen Unterricht. Auch von den sechs Cambridgebrüdern in Delhi sind drei Lehrer (an St. Stephens College), zwei wirken als Reiseprediger auf dem Lande, einer als Evangelist in Delhi; außerdem befassen sie sich auch mit litterarischer Arbeit im Interesse der Mission unter den gebildeten Hindu und Muhammedanern. Zum Cölibat stellen sie sich wie die Oxforder. Im übrigen leben sie so ziemlich wie andere Missionare. Sie bewohnen ein angenehm gelegenes Bungalow und bekommen 2000 Mk. Gehalt von

der Ausbreitungsgesellschaft und 1500 von dem Cambridge Komitee, das sie aussendet. An beiden Orten erklärte man dem Berichterstatter: Wir sind keine Asketen; wir wünschen durchaus nicht, den Leuten den Eindruck zu machen, als ob wir ein Leben der Selbstverleugnung führten, mehr als es die Pflicht jedes gewöhnlichen Nachfolgers Christi ist. (Chronicle 1889, 222 ff.)

Ueber die Erfolge der Oxforder in Kalkutta schreibt einer der Lehrer am dortigen Bishops College, Blakesley, es sei ihnen gelungen „zu beeinflussen, anzuziehen, zu versöhnen, aber noch nicht in irgend erheblicher Ausdehnung zu bekehren.“ Auch bei strengeren Asketen der Gegenwart war es nicht anders. „Mr. Bowen lebte lange in dem Eingeborenenquartier von Bombay und bequemte sich dabei fast in allem der Lebensweise der Eingeborenen an. Er wurde von seinen Landsleuten bewundert, gewann die Liebe und Achtung der Heiden — aber bekehrte niemand. Pater O'Neill, in einem andern Teil Indiens, unterzog sich mit der äußersten Selbstverleugnung Mühsalen, denen nur wenige Europäer physisch gewachsen wären, aber auch er taufte kaum einen einzigen Heiden.“ „Bei der Heilsarmee, die rücksichtslos, viele meinen frevelhaft, mit Menschenleben umgeht, die aber jedenfalls als Beispiel des asketischen Lebens dienen kann (sie kleiden sich und essen wie die Eingeborenen), stehen die Erfolge in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand von Mühe und Kraft; dieselben erscheinen aber vollends verschwindend, wenn man bedenkt, daß sie, weil sie nicht auf der Taufe bestehen, durch die der Bruch mit dem Heidentum erst endgültig wird, viele unter ihren Bekehrten zählen können, die man unter anderen Umständen nur als ‚inquirers‘ (Suchende) rechnen würde. (Intelligencer 1889, 110.)

Nicht so einstimmig wie in Betreff der Askese sind die Missionsleitungen in der **Schulfrage**. Wie schon in der vorjährigen Rundschau erwähnt, hat der American Board nur solche höhere Schulen, in denen durchaus christlich erzogen, die Bekehrung der Schüler als eigentlicher Zweck angestrebt wird. „Wir halten es für einen Fehler, daß viele Schulen gegründet worden sind in dem Glauben, die westliche Bildung werde dem Evangelium den Weg bereiten.“ Auch Townsend steht hier auf der Seite der Kritiker:

„Das System der Lehrer-Missionare hat in der That weder Christen gemacht, obwohl natürlich einige wenige unter den Tausenden, die unterrichtet werden, den christlichen Glauben angenommen haben, noch hat es in der betreffenden Volksklasse im allgemeinen einen Zug zum Glauben geweckt. Die Studenten kommen aus den Universitätsschulen (colleges), wissen alles über das Christentum, wie unsere Jungen über das alte Heidentum, aber sie haben ebensowenig Lust, Christen zu sein, als die Schüler der französischen Lyceen, die auch sehr gut unterrichtet sind..... **Das System thut Indien nicht einmal gut**; denn der Eingeborene, der in einer fremden Sprache, in fremden Gedankenkreisen geschult worden ist, verliert alle Originalität, er verwendet seine ganze geistige Kraft auf eine ziemlich schwächliche Nachahmung der Rasse, die ihm geistig am fernsten steht. Nur ein Beispiel: Der Bengale, der in seiner

eigenen Sprache redet, ist vor allem Humorist, ein Mann von glänzendem Witz, mit einem scharfen Organ für das Komische und Widerspruchsvolle. Wenn ein Bengale englisch schreibt, scheint er oft unfähig, auch nur das Lächerliche zu bemerken. — *Der Erfolg der englischen Erziehung in Indien, ob durch die Regierungsschulen oder durch die Missionsschulen vermittelt, ist der, daß aller Sinn für das Geistliche, das Ueberirdische ertötet wird.* — Für den weißen Missionar giebt es in Asien nur eine natürliche Stellung, die des predigenden Bischofs. Sein Geschäft sollte sein, eingeborene Evangelisten zu bilden, zu inspirieren, zu leiten. Von ihnen und nur von ihnen kann der Apostel kommen, der ganze Völkerschaften bekehren wird, und bis der erscheint, können sie die Arbeit, für die man billige Missionare sucht, thun und unendlich besser als diese. Sie haben keine Sprachen zu lernen, verstehen die Gedanken ihrer Landsleute und den Ausdruck derselben, sie können mit ihrer natürlichen Beredsamkeit die Begeisterung erwecken, um die der Europäer vergeblich seufzt. Sie zählen schon nach Tausenden, sie kosten nicht ein Viertel so viel, als die billigsten Europäer, und haben oft einen feurigen Glauben. Alles, was sie brauchen, ist weise Leitung, gelegentlicher Sporn, in gewissen Punkten strenge Disziplin. Der rechte weiße Missionar sollte ein Mann sein, der an der Spitze einer Schar von eingeborenen Predigern stünde, täglich mit ihnen verkehrte, ihr persönlicher Freund, ihr geistlicher Führer, ihr Gewissen. Ein solcher Mann würde, glaube ich, in jedem Distrikt Indiens mehr für die Evangelisierung desselben ausrichten als hundert weiße Mönche oder ein Dutzend englischer Universitätsschulen." (a. a. O.)

Es ist einleuchtend, nach Townsends Meinung sollten die Missionsgesellschaften statt sich *irgendwie* mit der Vorbereitung auf die Universität zu befassen, ihre ganze Kraft auf die Erziehung eingeborener Gehilfen verwenden. Er ist unbefangen genug, um den radikalen Schaden des angloindischen höheren Schulwesens zu erkennen und dies einfach auszusprechen, während man sonst wohl viel über die bösen Früchte des Systems klagt, aber sich doch zugleich von seinem Glanz bestechen läßt. Man begreift aber auch, daß die Gesellschaften, welche bisher um den höheren Unterricht sich besonders verdient gemacht haben, die Bahn, auf welche die Regierung ja durch die Mission (den Schotten Duff) geführt worden ist, nicht verlassen, sondern auf Grund der in der vorjährigen Rundschau S. 122 erwähnten Einladung von seiten der Regierung ihre Arbeit auf diesem Gebiet noch ausdehnen wollen. (Report C.M.S. 1888/89, 72.) Ohne Zweifel haben die Missionsleitungen und insbesondere auch die betreffenden Pädagogen eine bessere Meinung von dem Wert der abendländischen Gelehrsamkeit, die sie den Hindu-Schülern beibringen, als der angloindische Beamte; aber selbst wenn sie mit ihm eins wären, müßten sie eben mit dem Gegebenen rechnen. Sie könnten der Regierung kein anderes System aufnötigen; es bleibt ihnen in jedem Fall nichts übrig als zu sehen, was sie bei den bestehenden Verhältnissen für die Sache des Evangeliums thun können. Nun bietet aber der höhere Unterricht allein in größerem Umfang Gelegenheit, an die höheren Klassen heranzukommen; ist es dann nicht Pflicht, diese Gelegenheit zu benützen? Ist es nicht Pflicht, der Jugend dieser Klassen wenigstens die Gelegenheit zu geben, die sie in den Regierungsschulen

nicht finden? Die Erfolge sind anscheinend sehr gering. Aber „erklärt man den Pflug für unnütz, weil die Ernte nicht gleich aus den Furchen herauswächst?“ Wer kann ferner die Entwicklung geistiger Potenzen mit Sicherheit vorausbestimmen? Und selbst wenn im ganzen und großen auch künftig kein erheblicher Einfluß auf die Jugend ausgeübt würde, würde es sich nicht um der einzelnen willen lohnen? „Die gebildeten Hindu in Südindien,“ schreibt der Vorstand des Madras College, „haben ein richtiges Urteil über die sittlichen Früchte, welche das Christentum hervorbringt oder hervorzubringen bestrebt ist. Aber sie haben im allgemeinen noch nicht gelernt, daß ein lebendiges Christentum der einzige Baum ist, auf dem solche Frucht wachsen kann. Sie geben sich gegenwärtig noch alle Mühe, zu glauben, daß der Hinduismus in irgend einer verbesserten Gestalt alle die Früchte erzeugen werde, die sie zu schätzen gelernt haben..... Es scheint ein notwendiger Teil der göttlichen Erziehung zu sein, daß die Hindu durch eigene Erfahrung darauf kommen, wie eitel der Versuch ist, das Christentum in den Hinduismus hineinzulesen.“ (Herald 1889, 520.) „Man hat Beweise genug, daß auf eine große Zahl der Schüler das Bild Christi, das ihnen Tag für Tag vor die Seele gestellt wird, einen gewaltigen Einfluß übt.“ Aber „die Verhältnisse des gesellschaftlichen und Familienlebens in Indien sind eben derart, daß ein offenes Bekenntnis zu Christus von seiten junger Leute, die von ihren Vätern abhängig sind, beinahe unmöglich ist.“ (Report London 1888/89, 55.) Ganz dasselbe spricht ein Brahmanenzögling einer Missionsschule in einem Brief an eine Hinduzeitung aus, die den Missionsschülern vorgeworfen hatte, daß sie bei ihrem Schulbesuch nur von selbstsüchtigen Beweggründen geleitet werden (Herald 1890, 14): „...Wir glauben nicht mehr an die sinnlosen Ceremonialvorschriften..... an die sühnende Kraft von Waschungen und Wallfahrten..... Wir wissen, daß wir nur in einem sündlosen Erlöser die Erlösung finden können; wir sehnen uns, ihn zu ergreifen und beten im Verborgenen zu ihm, morgens und abends. Aber wie schwer ist es, öffentlich zu bekennen. Wir müssen nicht nur Vater und Mutter verlassen, sie werden unsere bitteren Feinde. Um diesen in der That unnötigen Leiden zu entgehen, vermeiden wir das offene Bekenntnis; aber indem wir es so machen, haben wir Tag und Nacht den Schmerz im Herzen. Können wir diesen Zustand nicht länger ertragen, so schließen wir uns im Gefühl, daß etwas besser ist, als nichts, um nur nicht immer heimlich beten zu müssen, etwa dem Prarthana (Gebet) Samadsch an. Wenn wir dann mit der Zeit erkennen, daß solche Sekten nur für den Bedarf der Gegenwart gestiftet sind und nicht von Gott stammen, werden wir ihrer überdrüssig. Dann sind wir in der That in einer traurigen Lage. So steht es nicht bloß mit mir, sondern mit vielen .....“

Sollte aber nicht wenigstens der christliche Charakter der Schulen

noch mehr gewahrt werden können, wenigstens so, daß man nicht eine Menge heidnischer Lehrer, die mit den Zeichen von heiliger Asche auf der Stirne vor ihre Klassen treten, anstellte oder daß der Bibelunterricht mehr in den Mittelpunkt zu stehen käme? Der American Board hat im Jaffnadistrikt von Ceylon mehr als 8000 Schüler in Regierungsschulen zu versorgen und „nur in einem Fall," berichtet ein Besucher, Rev. March, „war der Lehrer kein Christ. In dem College in Batticotta und in der Kostschule in Uduville erwartet man es als etwas, was sich von selbst versteht, daß die Schüler, wenn sie ihr Universitätsexamen machen, offene und erklärte Christen sind. Und man täuscht sich selten in dieser Erwartung. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den anderen Schulen des Board in Indien. Die heidnischen Schüler treten ein mit der heiligen Asche auf der Stirne; aber die herrschende Stimmung und der gesellschaftliche Geist der Schule ist so entschieden christlich, daß sie bald, nur weil sie sich schämen, das Zeichen des Heidentums abwaschen und mit reinem Gesicht zur Schule kommen." (Herald 1889, 181). Auch der Report London 1888/89, 54 giebt zu, daß die Verwendung einer so großen Zahl heidnischer Lehrer ein schwacher Punkt sei. „Aber es läßt sich das bei der allzu raschen Entwicklung des Schulwesens in Indien nicht vermeiden. Es giebt immer noch wenige eingeborene Christen, die imstand sind, zu unterrichten; die Nachfrage ist daher überall sehr groß." Und nun der Trost: „Zudem werden die nichtchristlichen Lehrer nur für den Unterricht in den weltlichen Fächern verwendet, während der Schriftunterricht in jeder Klasse von den Missionaren und den christlichen Gehilfen gegeben wird. (!) Und bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Indien wäre es ungerecht anzunehmen, daß alle die, welche sich nicht zum Christentum bekennen, Feinde des Christentums seien." Diese ausgiebige Verwendung heidnischer Lehrer für den Unterricht schützt dann anderseits auch die Gesellschaften gegen den Vorwurf, daß der sonstigen Missionsthätigkeit zu viel Kräfte entzogen werden. Von den 367 englischen und amerikanischen Missionaren Südindiens sind so z. B. „nur 41, höchstens 46, was man ‚Lehrer-Missionare' nennen kann." Die Bibel würden viele Leiter von Missionsschulen gerne mehr „zu ihrem Recht kommen lassen," sie finden, die Anforderungen der Regierung seien übertrieben; wenn die Mittel es erlaubten, so würden sich manche von dem Regierungsregulativ emanzipieren und ihren eigenen Studienplan entwerfen. „Aber," schreibt ein Praktiker im Intelligencer 1889, 220, „ich zweifle, ob man dann so viele Schüler bekäme, wie jetzt, denn das Bestehen der Staatsprüfungen ist gegenwärtig das sine qua non dafür, daß man im Staatsdienst angestellt wird und dies ist der große Ehrgeiz der indischen Jugend. Wenn aber die Zahl der Schüler abnimmt, so bedeutet das, daß eine kleinere Zahl religiöse Unterweisung erhält, und dem möchten wir vorbeugen."

Sollte sich aber die Rücksicht auf die Bibel und die auf die Prüfungen, d. h. auf die Zahl der Schüler nicht vereinigen lassen? Offenbar sehr einfach, wenn Bibelkenntnis ein Gegenstand der Prüfung würde. Da nicht zu erwarten ist, daß sich die bestehenden indischen Universitäten darauf einlassen werden, so schlägt Sir Bernard, ehemaliger Chief Commissioner von Barma vor (Free Church Monthly 1889, 241), eine neue christliche Universität zu gründen. „Mit 15,000 Studenten, die jedes Jahr die Maturitätsprüfung machen, mit 99 Universitätsschulen, von denen 26 protestantischen Missionen gehören, ist sicher eine weitere und zwar eine christliche Universität wohl am Platz. Wenn sich alle protestantischen Kirchen in Indien zu diesem Zweck vereinigten, so würden ihre Universitätsschulen Studenten genug für eine solche Universität liefern, die wie die fünf schon bestehenden, nur die Aufgabe hätten, zu prüfen, Grade zu erteilen.*) Der Unterricht würde wie bisher in den Universitätsschulen erteilt. Aber eine christliche Universität würde Kenntnis der Schrift und der allen protestantischen Kirchen gemeinsamen religiösen Wahrheiten für ihre Prüfungen obligatorisch machen; damit würde mit einemmal die Bibel und der Unterricht im Christentum in den Augen nicht nur der Lehrer, sondern auch der Schüler die größte Wichtigkeit bekommen. Die Bibellektion müßte nicht mehr im Winkel stehen; sie würde vom Schulstandpunkt aus als wichtig anerkannt, weil, was in ihr gelernt wird, beim Bewerb um Staats-

---

*) Es bestehen in Indien fünf Universitäten: in Kalkutta, Madras, Bombay, (alle 1857 gegründet), in Lahor (1882), in Allahabad (1887). Die drei ersten sind nach dem Muster der Londoner Universität nur Prüfungs-, nicht Lehranstalten (die Pandschabuniversität ist beides, Allahabad hat noch keine feste Organisation). Der Unterricht, dessen Ergebnisse sie zu prüfen haben, wird in den Colleges (Universitätsschulen), die einer jeden von ihnen „affiliiert“ sind, in vierjährigem Kurs erteilt (bei der Pandschabuniversität werden auch solche zur Prüfung zugelassen, die nur Privatunterricht empfangen haben). Wer die erste Prüfung besteht, erhält den Grad F.A. (First Arts), die zweite verleiht den Grad B.A. (Bachelor of Arts), um den dritten Grad M.A. (Master of Arts) bewerben sich verhältnismäßig wenige. Das F.A.-Examen berechtigt zu Stellen, wie die eines Polizeiinspektors, eines Tahsildar (Vorstand eines kleineren Bezirks), das B.A.-Examen zu höheren Aemtern wie Unteramtmann einer Provinz. Von den 99 Universitätsschulen waren 1886 sechszehn für das Studium des Rechts, vier für das der Medizin, für das übrigens noch fünfzehn nichtakademische Schulen bestanden, vier für die technischen Wissenschaften bestimmt. Die Vorbereitung für die Universitätsschulen geben die High schools (Gymnasien). Sie bilden die höchste Stufe der Sekundarschulen, zu denen außerdem noch die „mittlere englische Klasse“, in der das Englische obligatorisch und die „mittlere einheimische Klasse“, in der das Englische fakultativ ist, gehören. Die Primarschulen zerfallen in eine niedere und eine höhere Klasse, beide beschränken sich, nur in verschiedenem Maße, auf den Elementarunterricht in der Landessprache. Nicht unter dem Erziehungsdepartement stehen die primitiven Dorfschulen (pathsalas), die Sanskritschulen (vgl. Miss.Mag. 1888, 496 ff.) und die muhammedanischen maktalo und madrassas. (vgl. Indian Review 1889, 36 ff.)

stipendien und beim Abgangsexamen mitzählte." Sir Bernard fühlt selbst, daß, so richtig sein Vorschlag kalkuliert, derselbe doch ziemlich tief herabsteigt in Anbetracht, daß es sich um die religiösen Interessen der Schüler handelt; er glaubt aber, die Reflexion auf „die niedere Triebfeder" damit rechtfertigen zu können, daß es, wie jeder, der mit der Missionserziehung zu thun habe, wisse, von größter Bedeutung sei, daß die Schrift, die christliche Lehre, die christliche Moral den obersten, ehrenvollsten Platz unter den Schulfächern einnehme.

Daß den Hindu die christliche Unterweisung, wie sie in den Missionsschulen, die „nur durch Ueberzeugung, nicht durch Zwang(!)" zu Christen machen wollen, erteilt wird, bedenklich genug vorkommt,*) beweist die Gründung der Hindu-Universitätsschulen in Madras und Lahor, in welchen die Hindureligion gerade so gelehrt werden soll, wie in den Missionsschulen die christliche. Den Anlaß gab die Miss.Mag. 1888, 378 berichtete Empörung der Schüler des Madrascollege (der Freischotten, Kirchengesellschaft und Wesleyaner). Die Führer des Arjasamadsch nahmen die Sache in die Hand und in kurzer Zeit hatte man 120,000 Mk. beieinander. Anfang 1889 konnte die Schule in Madras eröffnet werden; es waren damals schon 200 Schüler angemeldet. Bei der Eröffnungsfeier wurde das Schulhaus durch Sprengung heiligen Wassers gereinigt. Dann wurde den Gottheiten Ganesa und Saraswati unter Absingung von Versen aus den Weden Anbetung dargebracht. Nach einer kurzen Sanskritansprache des weihenden Priesters wurde das Bild der Saraswati in der großen Schulhalle aufgehängt und der erste Lehrer hielt dann

---

*) Auch den Römischen. In einem Aufsatz „Zur Lage der katholischen Kirche in Indien. Von einem Missionär" (Kath. Missionen 1889, 25ff.) kann sich die Bosheit der Jesuiten über die viel (sechsmal) umfangreichere Schulthätigkeit der Protestanten nicht ganz verbergen. „Die katholischen Missionäre thun im allgemeinen besser, die Nähe protestantischer Missionsfelder zu meiden. Gott kann zwar auch auf dem Umwege des Protestantismus die Heiden zur Wahrheit führen, allein leider sind solche Bekehrungen nur zu oft lauter Schein und Betrug." Kein Wunder, denn „protestantische Beamte behaupten an Ort und Stelle, die Leute seien vorher bodenlos schlecht gewesen und seien durch ihr Christentum noch dreimal schlechter geworden." (Nichtsdestoweniger werden aber mit Vorliebe den evangelischen Missionen die Getauften weggekauft. Vgl. Luth. Miss.Blatt 1889, 292. 294.) Wiederum nicht zu verwundern, denn „die protestantischen Missionäre haben Geld und geben Geld (nach dem Zeugnisse protestantischer Beamter 50 Pf. für das Anhören des Unterrichts) und schicken dafür ganze Listen von Neubekehrten an die Missionsgesellschaften." Dennoch kann der katholische Missionar diese Nähe nicht vermeiden; denn „gesetzt den Fall, es gelänge ihm in einer Gegend, wo ihm der Irrtum das Feld noch nicht streitig gemacht hat, vielleicht Tausende von Heiden der untersten Kaste aus dem Sumpfe sittlicher Versunkenheit zu retten und zur Annahme des Christentums zu befähigen, so hat er damit zur Christianisierung Indiens doch eigentlich noch wenig beigetragen. Der Einfluß des Glaubensboten auf die nächsthöhere Kaste ist vereitelt, ja er hat sich den Haß der herrschenden Kaste zugezogen." Nach Nobilis Vorgang muß man mit der herrschenden Kaste anfangen.

noch eine kurze englische Ansprache über die Aufgabe des Komitees für Hindutheologie und wünschte der Sache der moralischen und religiösen Erziehung in Indien guten Fortgang. Den Schluß machte ein dreifacher Jubelruf zu Ehren der Götter Brahma, Wischnu und Siwa und der Königin-Kaiserin. Für das Vedic College in Lahore waren Mitte letzten Jahres schon 150,000 Mk. gesammelt. (Luth. Miss.Blatt 1889, 283 ff. Intelligencer 1889, 467.)

Die amerikanischen Baptisten in Ongole (Telugu) machten dieselbe Erfahrung, wie die Freischotten in Madras, wohl im Zusammenhang mit dem dortigen Aufstande. Ungefähr zwanzig Schüler ihres dortigen Gymnasiums traten aus der Schule aus, weil der Brahmanismus in derselben gefährdet sei. Es wurde eine neue Schule für sie gegründet, und „ein halbes Jahr lang haben die Jungen und ihre Freunde alles gethan, was Menschen und Teufel ersinnen können, um unsere Schule zu schädigen.“ „Wir glauben, daß die Mehrzahl der Hindu der Stadt im Herzen auf unserer Seite ist und ihren Einfluß früher oder später geltend machen wird, aber zur Zeit haben sie noch nicht den Mut, den Schmähungen der religiösen Fanatiker zu trotzen, die mit einem Eifer thätig sind, der einer besseren Sache würdig wäre.“ (Bapt. Miss. Magazine 1889, 266.)

Ein ähnlicher Fall ereignete sich im letzten Jahr in der wesleyanischen Zenanamission in Bangalur (Maisur). Ein achtzehnjähriges Mädchen, Tochter eines angesehenen (Telugu)Bürgers der Stadt, ließ sich trotz des Widerspruchs der Ihrigen taufen. Darüber entstand ungeheure Aufregung. Die meisten Häuser verschlossen sich

---

„Die wirksamste Heidenmission ist daher in den christlichen Schulen zu suchen.“ Auf direkte Bekehrungen darf man dabei aber ja nicht ausgehen. Wenn ein Schüler Christ würde, von dem Missionar dazu gedrängt, so würden sofort sämtliche Heiden ihre Kinder aus der Schule nehmen „und man hätte sich um eines zweifelhaften Gewinnes willen des ganzen Einflusses begeben. Der Missionar muß sich vielmehr das Opfer der Zurückhaltung auferlegen und sich trösten, daß vielleicht beim dritten, vierten Geschlecht die Gnade durchbrechen wird.“

In erster Linie muß aber die Kirche der katholischen Jugend „die höchsten Grade menschlichen Wissens“ zugänglich machen. „Es hieße in der That eines der wirksamsten Mittel zur Bekehrung Indiens wegwerfen, wollte man zugeben, daß die heidnische, mohammedanische und protestantische Jugend vermöge der höheren abendländischen Kultur, welche sie in religionslosen öffentlichen Schulen oder in den Privatinstituten der Sekten erwerben kann, sich in alle einflußreichen Staatsämter hineindränge, während diese den jungen Katholiken verschlossen blieben.“ „Einst war die katholische Religion die Religion der herrschenden Klasse; jetzt ist sie die der Armen und Niedrigen. Trotzdem wissen sich die Katholiken Achtung zu verschaffen und wir hegen für die Zukunft frohere Hoffnungen denn je. Die englische Regierung selbst scheint einzusehen, daß eine religionslose oder im Geist der Sekten geleitete Erziehung zwar den heidnischen Aberglauben zerstört, aber nichts Besseres an dessen Stelle setzt. Daher die Freiheit, ja sogar die Begünstigung und Unterstützung katholischer Missionäre und Schulen.“

sofort vollständig vor den Zenanafrauen. „Von mehreren Männern von Stand wurde die Agitation fleißig genährt. Oeffentliche Versammlungen wurden abgehalten und im Gegensatz zu den Mädchenschulen der Mission Hinduschulen gegründet.“ (Wesleyan Notices 1889, 33ff.)

Die Hindu Traktatgesellschaft fährt fort, durch Schriften und Prediger zu wirken. „Die Opposition (in Madras) ist besser organisiert und entschlossener, leider wird sie aber auch immer dummer. Ich bin mehr als einmal mit Steinen geworfen, im Wasser und im Staub herumgezogen worden..... aber ich konnte mich nicht als Märtyrer fühlen, meine Verfolger waren eine zu verächtliche Bande. Unsere eigentlichen Gegner halten sich im Hintergrund. Sie haben nicht den Mut, uns entgegenzutreten und mit uns zu disputieren, weil wir ihre Religion besser kennen als sie. Ich glaube kaum, daß sie überhaupt eine religiöse Ueberzeugung haben. Es ist teils politischer, teils Klassen-Haß, teils auch reine Freude an der Teufelei. Der Appell an den Patriotismus, mit dem sie sich einführten, hat die Leute einen Augenblick geblendet; bald zog das aber nicht mehr und man mußte es mit anderen gemeineren Kniffen versuchen, um ein gleichgültiges, teilnahmloses Volk in Aufregung zu bringen.“ (Fr. Ch. Monthly 1889, 240.) Von Madura berichtet Miss. Jones (American Board), daß der Fanatismus sich wieder lege. Bei dem letzten großen Jahresfest (April 1889) konnten die 80 bis 100 Prediger ohne alle Belästigung etwa 37,000 Heiden das Evangelium verkündigen. „Die Behörden wollten zuerst wegen der Ruhestörungen, welche die Hinduprediger in der letzten Zeit verursacht hatten, die Straßenpredigt gar nicht gestatten. Auf unsere Vorstellungen hin erlaubte uns dann aber der Kollektor an zehn Plätzen, die wir ausgewählt hatten, zu predigen, und die Hinduprediger wurden auf drei andere Plätze nach ihrer Wahl beschränkt. Sie waren aber über diese Anordnung, die sie des Vorrechts beraubte, uns zu belästigen, so empört, daß sie nun überhaupt nicht predigen wollten. Eine unserer Abteilungen suchten sie zu stören, die Polizei war aber bald zur Stelle und trieb sie weg.“ In der Umgegend von Madura ist die Bevölkerung ruhig und aufmerksam, obgleich die Ansichten der Traktatgesellschaft auch in vielen kleineren Dörfern verbreitet worden sind und einigen Eingang gefunden haben. „Die Opposition der zwei letzten Jahre scheint zu schwinden. Viele fragen nach dem Brod des Lebens und sind bereit, es aus unserer Hand zu nehmen. Neue Gebiete thun sich vor uns auf. Wir haben jetzt in Dörfern Fuß gefaßt, wo sich vor einem Jahr noch keine Thüre öffnete. Katechisten und Lehrer werden begehrt von Orten, an die wir vor einigen Monaten noch gar nicht dachten.“ (Herald 1889, 539ff.) In Tschingelput (Madrasdistrikt) hat eine Anzahl toleranter Hindu eine neue Traktatgesellschaft gegründet. Sie wollen in ihren Veröffentlichungen

gegen die Schmähungen ihrer Kastengenossen opponieren und sie ermahnen, sie sollen zuerst ihr eigenes Haus in Ordnung bringen und den Anhängern einer anderen Religion mit Liebe begegnen. (Fr. Ch. Monthly 1889, 336.) Einem ausnehmend weitherzigen Heidenpriester begegneten die lutherischen Missionare bei dem Mahalingafest im Maduradistrikt. Er forderte sie selbst auf, dem Volk zu predigen, half die Leute still und aufmerksam zu erhalten, hörte auch selbst manchmal dem Singen und Reden zu. Er verspottete den Götzendienst als eine Thorheit; auf sein Amt wollte er aber nicht verzichten, „er und seine Verwandten beziehen aus den großen Tempelgütern ein reichliches Einkommen und haben eine angesehene und geachtete Stelle im Lande. Und wie könnte es wohl möglich sein, all diesem Guten zu entsagen, meinte der gutmütige Mann." (Luth. Miss.Blatt 1889, 261.) Ein anderer Priester, zugleich Abt eines Klosters in Madura und ein inkarnierter Gott, der jedes Jahr einmal von dem Volk angebetet wird, beklagte sich bei einem amerikanischen Missionar bitter über die Fortschrittsmänner der Traktatgesellschaft. Da heiße es immer: Warum macht ihr es denn nicht wie die Missionare? Macht es doch ihnen nach und prediget; und doch wäre es für ihn und seinesgleichen eine Schande, den Leuten nachzulaufen und sie zu bitten, sie sollen zuhören, statt daß sie kommen und Belehrung suchen. (Herald 1889, 540.)

Der Arja Samadsch, von dessen Führern die Hindutraktatgesellschaft ins Leben gerufen worden ist, blüht namentlich im Pandschab, in den Nordwestprovinzen und in Radschputana. Die Anerkennung der Weden als göttlicher Offenbarung giebt ihm „eine verständliche und feste Grundlage," wie sie den Brahmosekten fehlt. Sodann scheint er auch durch seine nationale, dem englischen Regiment opponierende Haltung namentlich auf die Jugend anziehend zu wirken. (vgl. Miss.Mag. 1888, 168.) Die verschiedenen Zweige des Brahmo Samadsch zeigen dagegen kein Gedeihen. Das Organ des Nachfolgers Kesub Tschander Sens, Mosumdar (The Interpreter), ist nach wenigen Monaten wieder eingegangen. Den Lesern des Blattes wurde darüber folgende Aufklärung gegeben: Während wir, die Glieder des Brahmo Samadsch, nicht imstande sind, unsere kleinlichen Differenzen auszugleichen, im Blick auf ein Zusammenarbeiten für gemeinsame Zwecke, erheben sich langsam neben uns zwei furchtbare Gemeinschaften, um, was noch in unserer Organisation von Lebenskraft ist, aufzusaugen und uns so den Todesstreich zu versetzen. Die christlichen Missionare sind nicht träge, sich den zeitweiligen Niedergang des Brahmo Samadsch zu nutz zu machen. Schon hören wir von neuen Bekehrungen zum Christentum unter den gebildeten Klassen ..... Ihre unerschöpflichen Hilfsquellen, ihr Organisationstalent, ihr überlegener Charakter, ihre angelsächsische Energie wäre in jedem Fall für uns genug zu fürchten. Was wir all dem entgegensetzen konnten, war

nur der geistige Charakter unserer Bewegung, die Einheit und Liebe, die uns untereinander verband. Leider sind wir dieser Quelle der Stärke fast beraubt, als ruhte der Fluch des Himmels auf uns. Auf der anderen Seite wächst langsam heran die Gesellschaft der Hindu-apologeten-Reformer. (Herald 1889, 521. Report C.M.S. 1888/89, 77.)

Auch die Muhammedaner haben einen angesehenen Reformer in Sayad Ahmad von Aligarh. Er leitete den „Muhammedanischen Erziehungskongreß" in Lahor, auf dem unter anderem beschlossen wurde, den unsinnigen Aufwand bei Hochzeiten und ähnlichen Festlichkeiten abzuschaffen. (Church at h. a. a. V, 463.) Ein Manifest, das eine Anzahl angesehener Maulwie gegen die christliche Mission veröffentlicht haben, wird Intelligencer 1889, 748 mitgeteilt. Es ist insbesondere gegen die Zenanamission und die Missionsschulen für Mädchen gerichtet. „..... Die zarten, unschuldigen unmündigen Mädchen lehrt man in diesen Schulen das Neue Testament und Lieder, in denen steht, Christus sei der Sohn Gottes, und sät so den Samen der Lästerung in ihre Herzen. Wenn ihnen von Kindheit an diese Dinge eingeflößt werden, so werden sie, wenn sie älter werden, ja, es werden in zwei oder drei Generationen alle Frauen zum Christentum herübergezogen sein und ohne sich um ihren Glauben weiter zu kümmern, in die Kirchen laufen und Christen werden. Diese Engländerinnen nehmen Weiber und Mädchen Sonntags in die Kirche und setzen sie unter dem Vorgeben, daß sie hinter einem roten Vorhang verborgen bleiben, mitten unter Männer und lassen sie am christlichen Gottesdienst teilnehmen. Es giebt Leute, die meinen, diese Missionsfrauen seien von der Regierung angestellt. Die Regierung mischt sich aber in niemands Glaubenssachen. Wenn ihr ihnen eure Häuser verbietet und eure Mädchen nicht mehr in ihre Schulen schicket, so können sie nichts machen. Die Frage ist deshalb den Doktoren des Islam vorgelegt worden und sie haben eine autoritative Erklärung (fatwah) abgegeben, nach der sich jedermann zu richten hat." Dieselbe verbietet jeden Verkehr mit den Missionsfrauen. „Die Gesetzgeber erklären, das ungläubige Weib eines anderen Glaubens ist wie ein fremder Mann." „Eine muhammedanische Frau darf nicht ohne Schleier vor einer christlichen Frau, einer Jüdin oder Heidin erscheinen, außer wenn dieselbe ihre Sklavin ist." Report C.M.S. 1888/89, 117 wird auch eine Gesellschaft zur Ausbreitung und Verteidigung des Islam (Anjuman-i-Islamiya) erwähnt. Ein Maulwie von Delhi rief in Batala (Pandschab) einen Zweigverein derselben ins Leben und „bestand darauf, mit Dr. Weitbrecht eine Disputation zu halten." Bekehrungen zum Islam sind sehr selten, kommen in der Regel nur im Zusammenhang mit Liebesaffairen vor.

Seit dem in der vorjährigen Rundschau erwähnten dritten Nationalkongreß in Madras sind zwei weitere gehalten worden; der

vierte Ende 1888 in Allahabad, der fünfte Ende 1889 in Bombay. In Allahabad waren ungefähr 1400 Abgeordnete aus allen Teilen Indiens beieinander, vorwiegend Hindu, auch einige Muhammedaner. Einen Monat vorher hatte Lord Dufferin in einer Abschiedsrede in Kalkutta infolge der Agitation, zu welcher sich die Stimmführer hatten hinreißen lassen (einer derselben hatte geäußert, er und seine Freunde halten in ihren Händen die Schlüssel nicht bloß zu einem Volksaufstande, sondern auch zu einer Militärrevolte), den Kongreß, den er anfangs günstig beurteilt hatte, daran erinnert, daß er als eine mikroskopische Minorität sich nicht herausnehmen dürfe, sich als die Vertretung der 253 Millionen Einwohner Indiens zu gebärden; daß es ein Sprung ins Dunkle sein würde, wenn man auf Indien demokratische Regierungsformen übertragen wollte und daß es den Gliedern des Kongresses viel besser anstünde, ihre Belehrung nicht der Regierung, sondern den unwissenden Volksmassen zuzuwenden und zur Abschaffung der vielen sozialen Uebelstände und Unsitten mitzuhelfen. „Man konnte es den Leitern des Kongresses abfühlen, daß sie (unter dem Eindruck dieser Worte) die unruhigen Geister möglichst zu zügeln suchten." Doch wurde der vorjährige Antrag, die Regierung zu ersuchen, in dem gesetzgebenden Konzil zehn Stellen mit vom Volk gewählten Vertretern zu besetzen, wieder angenommen. Zur Begründung wies der Vorsitzende namentlich darauf hin, daß in Indien jeder neunte Mann lesen und schreiben könne, während in England vor hundert Jahren nur der zehnte Mann dies imstande gewesen sei. Auch zwei Beschlüsse zur Bekämpfung der Prostitution und der Trunksucht wurden gefaßt. Auf der „Sozialen Konferenz", die sich an den Kongreß anschloß, gab man sich das Versprechen, dahin zu wirken, daß die maßlosen Ausgaben bei Hochzeiten vermindert, das für die Verehelichung erforderliche Alter erhöht und das Verbot der Wiederverheiratung junger Witwen und der Reisen über das Meer aufgehoben werde. (Luth. Miss.Blatt 1889, 58. 90.) Bei dem fünften Kongreß war Charles Bradlaugh, der bekannte Abgeordnete, anwesend. Sir W. Wedderburn hatte den Vorsitz. Nach dem Kossid-e-Mumbai wurden die anwesenden Muhammedaner sehr schlecht behandelt. „Sie haben sich überzeugt, daß die Hindu auf dem Kongreß thun und sagen, was sie mögen, während man auf die Muhammedaner nicht hört, ihre Stimme ist nur wie ein Ruf in der Wüste, und sie werden daher schwerlich Lust haben, wieder zu einem Kongreß zu gehen."

Wie schwer es dem Hindu ist, sich von seinen Hinduvorurteilen frei zu machen, auch wenn er dem Hinduglauben abgesagt hat, hat erst in neuester Zeit wieder das Verhalten der Eingeborenen bei der Verhandlung über die Fürsorge für die (ca. 500,000) Aussätzigen gezeigt. Die Regierung fand, daß notwendig etwas geschehen müsse; die Maßregeln, die sie ins Auge faßte, waren aber so wenig ein-

greifend, daß die Missionskonferenz von Kalkutta sich veranlaßt sah, in einigen Resolutionen darauf hinzuweisen, wie wenig dieselben genügen. Daraufhin beschuldigte der Indian Christian Herald die Konferenz, sie inauguriere „eine Hetze auf Aussätzige," ganz im Gegensatz zu dem Geist des Pater Damian. „Um den Aussätzigen nicht von Weib und Kindern trennen zu müssen," heißt es im Intelligencer 1890, 49, „würden ihn unsere Freunde sein ganzes Leben lang von Tag zu Tag schwerer leiden, würden sie die Krankheit sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und von Dorf zu Dorf sich verbreiten lassen. Wir hoffen, daß nach und nach in die Denkweise wenigstens der Christen in Indien etwas mehr Männlichkeit und Entschlossenheit hineinkommt." „Die öffentliche Meinung unter den Hindu hätte gegen eine strengere Gesetzgebung wenig einzuwenden, wenn sie nur die Armen träfe, während die, welche Zenana haben und sich es sonst gut machen können, unbeschränkte Freiheit hätten." Der Gemeinderat von Bombay hat demgemäß auch einem Antrag, in welchem ausgesprochen werden sollte, daß das Prinzip der Absonderung auf arm und reich gleichermaßen Anwendung finden solle, nicht zugestimmt. Die Missionare thun indes für die Unglücklichen, was sie können. Für die christlichen Aussätzigen in dem Asyl in Kalkutta wurde eine kleine Kirche innerhalb desselben gebaut, weil die Gemeinde in Mirzapur sie nicht gern in ihrer Kirche sah. Auch die Aussätzigenkolonie in Purulia (Tschutia Nagpur, Goßnersche Mission) hat nunmehr ihre eigene Kapelle. Am 5. Mai 1889 wurden 53 der Kranken getauft. (Die Biene 1889, 75.) In Edinburgh besteht eine besondere „Mission für die Aussätzigen in Indien". Die Gesellschaft sucht, soweit möglich, sich an schon bestehende Missionsanstalten anzuschließen und dieselben für ihren Zweck nutzbar zu machen. Sie versieht die Missionare mit den nötigen Geldmitteln, giebt Beiträge zum Bau von Asylen, übernimmt vielfach auch den ganzen Unterhalt der Aussätzigen. Der Sekretär der Gesellschaft hat im letzten Jahr eine Rundreise durch Indien gemacht und alle Aussätzigen-Asyle besucht. Er berichtet: Die bekehrten Aussätzigen halten sich und ihre Wohnungen rein, erfreuen sich daher auch eines besseren Wohlseins als die anderen und sehen fröhlicher aus. Viele haben lesen gelernt und finden nun in der Bibel Trost und Unterhaltung. (Miss. Review 1889, 639. Calwer Miss.Blatt 1889, 39.)

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die numerischen Fortschritte der indischen Mission. Der oben genannte Baptist Caine schrieb in seiner Kritik der evangelischen Mission in Indien: „Der reine Zuwachs während des letzten Jahres in den baptistischen Kirchen ganz Indiens betrug nur 53 Personen;" worauf ihn der Sekretär der englischen baptistischen Missionsgesellschaft daran erin-

nerte, daß die Berichte, aus denen er die Zahl entnommen, 153 statt 53 angeben, daß die Zahl der Taufen sich auf 316 belaufen habe, der Zuwachs nur infolge ungewöhnlicher Sterblichkeit nicht größer gewesen sei, daß endlich im Süden amerikanische Baptisten arbeiten, deren Gemeinden in demselben Zeitraum um zwei- bis dreitausend Glieder zugenommen haben. Diese letzte Erinnerung trifft eine sehr verbreitete Schwäche der Missionskritik, der unfreundlichen und der freundlichen. Es wird ein und das andere Missionsgebiet herausgegriffen und was man hier entdeckt, wird dann als allgemeine Wahrheit verkündigt. Wie amerikanische und andere Enthusiasten unter dem Eindruck eines ungewöhnlichen lokalen Erfolgs meinen, wenn man nur Armeen von Missionaren aussendete, so müßte die Welt in einem oder einem halben Jahrhundert für Christus erobert sein; so sprechen die Kritiker auf Grund der ihnen eindrücklichen lokalen Mißerfolge, bedingt oder unbedingt der evangelischen Mission die Existenzberechtigung ab. Es ist nun aber allerdings unleugbar, daß im ganzen in Indien die Zahl der eingeborenen Christen zur Zeit sehr langsam zunimmt. So viel man aus den Berichten sehen kann, ist die Regel ein recht bescheidenes Wachstum der Gemeinden. Auf manchen Gebieten sind die Erfolge befriedigend, ja es fehlt selbst nicht an reichen Ernten, wie sie die American Baptist Union in diesem Jahr (2849 Taufen bei ca. 30,000 Gemeindegliedern), sowie im letzten im Telugulaud erlebt hat; aber auf der andern Seite findet sich da und dort Stillstand und Rückgang, und das Ergebnis des Ausgleiches scheint mit der Regel zu stimmen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Prozentsatz der Zunahme der Gemeinden bei der Englischen Kirchengesellschaft, deren Thätigkeit so ziemlich alle Hauptgebiete Indiens umfaßt, nicht zu sehr von dem Durchschnitt für ganz Indien abweichen werde. Derselbe betrug im letzten Jahr (1888) für die Kommunikanten 1,3, für die getauften Gemeindeglieder 2,4. Aehnlich ist es bei der Basler Mission, die nur an der Südwestküste arbeitet: Kommunikanten 1,7 %, Gemeindeglieder 1,5 %. Die schottische Freikirche (Bengalen, Bombay, Madras, Zentralprovinzen) berichtet zwar für 1888 29,8 % mehr Kommunikanten und 22,6 % mehr Gemeindeglieder als für 1887. Das außerordentlich günstige Verhältnis rührt aber ganz überwiegend von einem Distrikt in Haiderabad her und erklärt sich hier so wenig aus den vorliegenden Daten, daß man versucht ist, einen Verstoß anzunehmen.

In den folgenden Tabellen ist der Stand der Gemeinden in den verschiedenen Provinzen bei der Basler Mission, der Freikirche von Schottland und der Englischen Kirchengesellschaft für die Jahre 1888 (a) und 1887 (b) zusammengestellt und verglichen.

Ev. Missionsgesellschaft in Basel:

		Kommunikanten	Gemeindeglieder	Katechumenen	Taufen von Erwachsenen	Taufen von Kindern
Kanara . . .	a)	2435	4569	268	68	222
	b)	2317	4390	255	92	158
	für a)	+118	+179	+13	—24	+64
Südmahratta . .	a)	785	1435	29	8	87
	b)	821	1511	28	20	103
	für a)	—36	—76	+1	—12	—16
Malabar . . .	a)	1676	3087	37	26	163
	b)	1667	3053	53	20	121
	für a)	+9	+34	—16	+6	+42
Nilagiri . . .	a)	131	301	3	2	21
	b)	136	283	5	14	24
	für a)	—5	+18	—2	—12	—3
im ganzen somit	für a)	+86	+155	—4	—42	+87

Freikirche von Schottland:

		Kommunikanten	Gemeindeglieder	Katechumenen	Taufen von Erwachsenen	Taufen von Kindern
Unterbengalen . .	a)	157	418	12	11	16
	b)	144	411	13	11	23
	für a)	+13	+7	—1	—	—7
Santalia . . .	a)	162	631	—	231	13
	b)	153	380	21	24	20
	für a)	+9	+251	—21	+207	—7
Bombay und Haiderabad	a)	1244 *)	2008	93	25	47
	b)	840	1600	50	27	20
	für a)	+404	+408	+43	—2	+27
Zentralprovinzen .	a)	193	364	18	6	17
	b)	193	382	8	9	16
	für a)	—	—18	+10	—3	+1
Madras . . .	a)	327	647	32	5	20
	b)	282	547	25	13	9
	für a)	+45	+100	+7	—8	+11
im ganzen somit	für a)	+471	+748	+38	+194	+25

Englische Kirchengesellschaft:

		Kommunikanten	Gemeindeglieder	Katechumenen	Taufen von Erwachsenen	Taufen von Kindern
Bengalen, Nordwest- und Centralprovinzen	a)	3728	13552	201	151	568
	b)	3678	13585	270	137	590
	für a)	+50	—33	—69	+14	—22
Pandschab und Sindh	a)	828	2832	272	109	178
	b)	662	2315	389	282	279
	für a)	+166	+517	—117	—173	—101

*) Woher dieser auffallende Zuwachs, ist nicht ersichtlich; die Zahl wird aber im Jahresbericht wiederholt bestätigt. Der Fehler müßte in der Zahl für b) stecken.

		Kommunikanten	Gemeindeglieder	Katechumenen	Taufen von Erwachsenen	Taufen von Kindern
Bombay . . .	a)	941	2187	10	40	78
	b)	904	1899	69	36	92
	für a)	+37	+288	—59	+4	—14
Madras . . .	a)	1237	2495	56	32	93
	b)	1236	2530	31	24	103
	für a)	+1	—35	+25	+8	—10
Tinnewelli . .	a)	12112	46525	9328	456	1579
	b)	12095	46386	10262	740	1828
	für a)	+17	+139	—934	—284	—249
Telugu . .	a)	1345	6728	2027	320	490
	b)	1270	6334	1990	219	490
	für a)	+75	+394	+37	+101	—
Trawankur u. Kotschin	a)	6394	19753	1901	280	968
	b)	6517	19252	1439	224	733
	für a)	—123	+501	+462	+56	+235
Ceylon Tamil . .	a)	1291	3734	180	107	156
	b)	1130	3257	151	68	135
	für a)	+161	+477	+29	+39	+21
" Singhalesen .	a)	900	2854	236	96	88
	b)	909	2952	148	122	117
	für a)	—9	—98	+88	—26	—29
im ganzen somit	für a)	+375	+2150	—538	—261	—169

L.

---

b) Neuestes und Vermischtes.*)

(Widerrufung einer Hiobspost.) Die Nachricht, welche auch unsere Zeitschrift gebracht hatte (S. 46), daß der Missionar Savage von der Londoner Gesellschaft samt seinen eingeborenen Lehrern und der Mannschaft des Missionsschiffes „Mary“ auf Neuguinea von den Eingeborenen ermordet worden sei, wird jetzt vom »Chronicle« glücklicherweise widerrufen. „Meine Kenntnis von den Bewegungen Savage's,“ schreibt Miss. Hunt von der Murray-Insel, „ließ mich die Nachricht bezweifeln, doch beunruhigte dieselbe uns sehr. Aber wenige Tage später kam die „Mary“ zurück und Savage und die Seinen waren (durch die Nachricht) ebenso sehr überrascht als wir.“ In der Freude über die Grundlosigkeit der schlimmen Kunde bringt die oben genannte Zeitschrift in ihrer Februarnummer ein schwungvolles Danklied.

(Ueber die Bevölkerung Vorderindiens) veröffentlicht das India Office, wie wir der Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung entnehmen, interessante statistische Notizen. Es hat dieselben gewonnen, indem es die Ergebnisse der Volkszählung von 1881 in der Zwischenzeit

*) Geschrieben Anfang März.

möglichst richtig stellte und die Bewegung der Bevölkerung von da bis März 1888 hiemit verband. Darnach betrug an letztgenanntem Zeitpunkt die Gesamtbevölkerung 269,477,728 Seelen (1881: 255,800,137), wovon 208,793,350 auf die eigentlichen englischen Provinzen, 60,684,378 auf die Vasallen-, Schutz- und Tributärstaaten kommen. Nach dem Religionsbekenntnis verteilt sich die indische Bevölkerung in runden Ziffern folgendermaßen: Hindu 190,000,000, Muhammedaner 81,000,000, Ureinwohner 6,500,000, Buddhisten 3,500,000, Sikhs 2,000,000, Christen nahe an 2,000,000, Dschains 1,250,000. Parsen, Juden und Bekenner anderer Religionen sind nur in verhältnismäßig geringer Zahl vorhanden. Von der christlichen Bevölkerung sind etwa 143,000 von europäischer Geburt, 63,000 sind Eurasier, 900,000 Eingeborene, der Rest verschiedenen Ursprungs. Die römisch-katholische Kirche zählt etwa 1,000,000 Mitglieder, die englische Staatskirche nahe an 360,000, die syrische, armenische und griechische Kirche über 300,000 (die letztgenannten meist in Trawankur), die schottische Kirche 20,000, andere evangelische Denominationen 158,000. (Wie man sieht, ist in dieser Statistik zwischen Missions- und andern Christen nicht unterschieden.) Was die Schulbildung anbelangt, so entbehren einer solchen vollständig 106,000,000 Männer und 111,000,000 Frauen.

(Ein nachahmungswertes Beispiel) ist es gewiß, wenn einige Missionare neuerdings auf den Gedanken gekommen sind, während der langen Seereisen auf ihr Missionsfeld (oder in die Heimat) den Mitreisenden Vorträge über die Mission zu halten. Einen solchen hielt Rev. John Jones auf der Reise nach Australien den Passagieren des Dampfers „Ormuz“ über die Südseeinseln, was von den Zuhörern sehr gut aufgenommen wurde. Ebenso hielt Rev. Macgowan auf dem „Khedive“, von dem Kapitän dabei auf alle Weise unterstützt, eine Vorlesung über das Missionswerk in China. Er hatte dabei die Freude, das Mißtrauen, mit welchem manche der Reisenden bisher die Mission betrachtet hatten, schwinden zu sehen.

(„Scharen von Evangelisten.“) Am 3. Okt. 1888 wurden, wie wir den Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden entnehmen, von der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nicht weniger als 45 Missionare und Missionarinnen auf einmal verabschiedet, und am 3. Okt. 1889 betrug die Zahl der allein an diesem Tage von derselben Gesellschaft Ausgesandten gar 74, darunter ein Bischof, mehrere Archidiakone, Aerzte u. s. w. Elf Tage darauf wurden von der China-Inland-Mission 29 Arbeiter und Arbeiterinnen zugleich verabschiedet, nachdem diese Gesellschaft im Jahr 1888 hundert neue Pioniere in das Millionenreich ausgesandt hatte. Solche Zahlen gewähren so recht einen Einblick darein, in welch großartigem Maßstab das Missionswerk in England betrieben wird und — wie weit wir hierin hinter den britischen Vettern noch zurück sind.

(Missionsbibliothek in Straßburg.) Wie vielen der Leser bekannt ist, hat der „Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein“ vor einigen Jahren in Straßburg eine Missionsbibliothek gegründet, die mit der dortigen Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek vereinigt ist und von der Direktion der letzteren verwaltet wird, ohne darum wie jene Eigentum des Staats zu sein. Bezweckt ist dabei „eine möglichst vollständige Sammlung der ganzen, das Missionswesen beschlagenden Litteratur,“ die jedem unter denselben liberalen Bedingungen zur Verfügung stehen soll, wie die Bücher der Kaiserl. Bibliothek (d. h. vollständig unentgeltlich, abgesehen vom Ersatz des Portos). Von welchem Wert eine solche Bibliothek ist, vermag jeder zu beurteilen, der weiß, wie schwer es ist, über einen Gegenstand aus der Mission die nötige Litteratur zusammenzubringen. Es ist darum erfreulich, daß nach dem neuesten, fünften Jahresbericht des genannten Missionsvereins das Unternehmen inzwischen guten Fortgang genommen hat. Im letzten Jahr haben außer Privaten (Pfr. Spiecker in Barmen, Pfr. Hermens in Köln, Pfr. Kind in Schwanden-Glarus) namentlich die Basler Missionsgesellschaft und die Brüdergemeinde ansehnliche Schenkungen an Büchern der neuen Bibliothek zugewandt, so daß letztere — die übrigens auch noch auf dem Wege des Kaufs vermehrt wird — jetzt ca. 1000 Bücher umfaßt. Es ist wohl zu hoffen, daß, wenn der Bestand erst einmal einen gewissen Umfang erreicht hat, die Missionsfreunde durch Ausgabe eines Katalogs darüber orientiert werden, was sie in der Missionsbibliothek finden können.

(Todesfall.) Einen solchen haben wir leider schon wieder aus der Basler Mission und zwar von der Goldküste zu berichten. Am 8. Februar d. J. starb in Aburi Miss. Gottlieb Schmid. Am 8. März 1849 in Schwieberdingen (Württemberg) geboren, war er 1876 ausgesandt worden und war zuerst an den Schulen in Akropong, später, nach einem Erholungsurlaub in Europa, in Abetifi und dann in Aburi thätig gewesen.

Bücheranzeige.

Schmiedel, Otto. Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Berlin, A. Haak. 1888. 8°. 16 S.

Eine anspruchslose, aber ansprechende Schilderung der sonn- und werktäglichen Arbeit des vom Allg. ev.-protest. Missionsverein ausgesandten Missionars an seiner japanischen Gemeinde. Was er lehrt und wie er es lehrt, wird hier jedoch nicht mitgeteilt, das soll ein andermal berichtet werden. Dagegen bekommt man da und dort einen neuen Einblick in das Leben in Japan. Beigegeben sind zwei Tafeln, wovon die eine die Kirche, die andere das (gemietete) Pfarrhaus Schmiedels darstellt. St.

Missions-Lesestücke für Kinder. Aus dem „kleinen Missionsfreund" (1855—1856) von † J. C. Wallmann. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1889. 8°. 114 S.

Diese Sammlung enthält im ganzen dreißig kurze Stücke, die teils Erzählungen aus der Missionsgeschichte, teils Betrachtungen einzelner Bibelstellen unter dem Gesichtspunkt der Mission enthalten. Sie sind aus Wallmanns „kleinem Missionsfreund" ausgewählt, indem alle diejenigen Stücke desselben weggelassen worden sind, welche der Herausgeber (Pastor Pfau in Zabakuk) für veraltet hielt. Letzteres kann man von den hier wieder abgedruckten jedenfalls nicht sagen; sie sind vielmehr alle durchweg ansprechend und belehrend. Der Hauptvorzug dieser Lesestücke liegt aber in der Behandlung. „Der sel. Missionsinspektor Wallmann verstand es meisterhaft, mit Kindern über Mission zu reden," sagt der Herausgeber, und wir können dies nach der Lektüre dieser Stücke vollauf bestätigen; ja wenn nicht da und dort in der Annäherung an den kindlichen Standpunkt allzuweit gegangen wäre — manchmal grenzt diese Annäherung doch ans Spielende oder überschreitet sie wie im 9. Stück die Grenze zwischen dem Geschichtlichen und Sagenhaften — so möchten wir geradezu sagen: diese Stücke sind unübertrefflich. Wir können sie, namentlich wenn die Eltern sie mit den Kindern lesen, aufs wärmste empfehlen und wünschen auch diesem wiederauferstandenen „kleinen Missionsfreund" die weiteste Verbreitung. St.

Karl Stocking. Ein Prediger aus den Soldaten und für die Soldaten. Basel, Missionsbuchhandlung. 1889. 8°. 32 S. 20 Cts. = 15 Pfg.

Paul Karunagaran. Der Einsiedler von Perambra. Basel, Missionsbuchhandlung. 1889. 8°. 32 S. 20 Cts. = 15 Pfg.

Zwei Biographien aus der neuesten Geschichte der Basler Mission (Stocking ist im vorigen Jahr gestorben, Karunagaran lebt noch). Die eine erzählt uns, meist mit des Betreffenden eigenen Worten, die Bekehrungsgeschichte eines englischen Soldaten, der nach tiefem Fall vom Herrn auf den Weg des Lebens geführt wurde und als Katechist der Basler Mission in Indien lange Jahre segensreich wirkte; in der andern wird uns ein Hindu höherer Kaste vorgeführt, der sich allmählich aus der Finsternis zum Licht emporgerungen hat und heute noch, eine merkwürdige Erscheinung, einsam in durchaus heidnischer Umgebung dasteht, das Licht seines Glaubens in die Dunkelheit hinausstrahlend. Beide Schriftchen sind sehr lesenswert. St.

Warneck, G. Ultramontane Fechterkünste. Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-Briefe der Germania. Samt einem doppelten Anhange. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 8°. 94 S. Mk. 1.

Die Schrift beschäftigt sich mit der Kritik, welche die ultramontane Berliner Zeitung im fünften ihrer sogenannten Gottlieb-Briefe an Warnecks „Protestantischer Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission", sowie an dessen Broschüre: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission" geübt hat. Um die Mission handelt es sich also auch in vorliegender Schrift, doch bietet dieselbe der Natur der Sache nach hierüber nicht viel Neues; dagegen lernt man daraus die ultramontane Kampfesart kennen, wie dieselbe die Hauptsachen übergeht und Ungenauigkeiten im einzelnen zu groben Verstößen gegen die Wahrheitsliebe aufbauscht. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Palmweinzieher in Indien.

Religiöse Vorstellungen der Dualla (Kamerun).

(Aus einem Brief von Lehrer Flad in Kamerun.)

In den Mitteilungen über Kamerun begegnet man fast überall der Behauptung, daß die Dualla keine Spur von Religion und keine religiösen Vorstellungen haben. Es ist darum gewiß interessant zu hören, daß nach den Erkundigungen des dortigen Lehrers Flad dem durchaus nicht so ist. Was derselbe durch wiederholtes Nachfragen in dieser Beziehung festzustellen vermocht hat, hat er in einem Briefe mitgeteilt, aus welchem uns die betreffenden interessanten Ausführungen, mit seiner Ermächtigung, freundlich zur Verfügung gestellt worden sind. Wir bringen sie im Folgenden zum Abdruck.

„Mit dem bekannten Loba bezeichneten die alten Dualla mehr nur das Himmelsgewölbe, als einen persönlichen Gott. ‚Wohnte jemand über uns, so wären wir sicher auch schon einmal mit einem Besuche beehrt worden!‘ — war ihre Meinung. Ṅjadi a Loba, ‚Gewehr des Loba‘, d. h. Donner, wäre allerdings eine Bezeichnung, welche darauf hinwiese, daß gewisse Erscheinungen auf einen göttlichen Urheber zurückgeführt werden. Allein sie steht ganz vereinzelt da und ist wohl (um mit Herrn ..... zu reden) auch nicht ganz frei von dem Verdacht, die Erfindung irgend eines ingeniösen Missionars zu sein.

„Nyambe, ziemlich gleichbedeutend mit Loba, bezeichnet mehr einen persönlichen Gott. Er ist der alles im Menschen bewirkende, vorherrschend plagende Geist und erhält sich im Gruße fort. ‚Njetuse?‘ d. h. ‚was quält (plagt, belästigt)?‘ fragt der Dualla beim Gruß und ‚Nyambe‘ ist die Antwort. Sämtliche Leidenschaften, als: Unersättlichkeit im Essen und Trinken, wie in allen sinnlichen

Genüssen, unwiderstehliche Neigung zu Diebstahl, Lüge u. s. f. schafft Nyambe; ebenso schickt er Krankheiten und Schmerzen. Derselbe Geist ists aber auch, der alles Gute im Menschen bewirkt, der den Mann der Tugend (mot a bwam) heranzieht und den Ehrenmann (mot a mbale = den Mann der Wahrheit) werden läßt. Von einem freien Thun des Menschen ist also keine Rede, und unser irdischer Lebenswandel hat durchaus keinen Einfluß auf den Zustand nach dem Tod.

„Die Geister der Abgeschiedenen, Bedimo (Einzahl: Edimo), genießen in der Stadt der Toten, mundi ma bedimo, die Freuden des Erdenlebens in vollen Zügen. Nahrungssorgen plagen sie da nicht; auch braucht sichs keiner mehr sauer werden zu lassen mit Erwerbung der nötigen Summe zum Kauf eines Weibes, denn viele Gehilfinnen stehen jedem zur Seite. Die Bedimo sind die Beherrscher der Erdbewohner. Dieser Glaube erklärt die häufigen Selbstmorde. Der Schwerbeleidigte erhängt sich, um an seinem Beleidiger Rache nehmen zu können. Vom Willen der Bedimo hängt auch Gedeihen oder Mißwachs der Feldfrüchte ab. Durch reichliche Spenden zu guten Mahlzeiten kann der Zorn dieser Mächtigen besänftigt und ihre Gunst erworben werden. Zur Saatzeit (Januar bis März) gehen deshalb die Weiber mit dem Besten, was sie zu einem Festschmaus auftreiben können, ins Innere, d. h. in den Busch, um hier von den auf großen Tellern aufgehäuften Vorräten mit vollen Händen reiche Gaben nach rechts und links auszustreuen. Nachdem das geschehen, begiebt sich, um die Bedimo bei ihrer Mahlzeit nicht zu stören, alles nach Hause — in dem guten Glauben, die Bedimo werden nun die Früchte des Landes segnen. Aeltere Weiber sollen es meisterhaft verstehen, wenn sie von den Bedimo ergriffen werden, der Menge, die sich auf das laute Geschrei jener Begeisterten zahlreich versammelt, alles Mögliche zu offenbaren. Diesem wird der Wille seines verstorbenen Vaters mitgeteilt; ein anderer erhält Nachricht von seinem Freunde in der Stadt der Toten; einem dritten wird der Dieb seines Kanus bezeichnet u. s. w. Die Bedimo sehen alles, ohne von jemand gesehen zu werden. Die einzige Bedingung für die Aufnahme in die mundi ma bedimo soll die Tättowierung sein; einem Nichttättowierten wird der Eintritt verweigert. Ratten und Mäuse werden als die Abgesandten der Bewohner der Unterwelt

bis auf den heutigen Tag von manchen Weibern gefüttert. Ueber die Gestalt der Bedimo scheint noch keine rechte Sicherheit zu herrschen. Wenigstens hörte ich auf meiner Fahrt nach dem Missionshaus vor einigen Tagen zu meiner Ueberraschung zwei kanufahrende Knaben, die mir begegneten, immerfort singen: »Ṅga bedimo be bato, ṅga be titi e?« zu deutsch: „Ob die Bedimo Leute (Männer) sind, ob sie's nicht sind?"

„Mehr Klarheit herrscht über die Wassergötter, Miengu (Einzahl: Jengu), über deren Gestalt jeder Dualla genaue Auskunft zu geben im stande ist. Es sind Menschengestalten, die von vielen schon gesehen worden sind. Ihre Haupthaare reichen bis auf die Schultern; der ganze Körper ist dicht behaart. Sie sind es, welche Fische ins Netz treiben, aber auch verscheuchen. Ein reicher Fischfang wird den Miengu zugeschrieben, und wer lange gearbeitet und nichts gefangen hat, kehrt trübselig zurück mit der Klage: „die Miengu haben mir alles weggenommen." Vergeblich wäre es, irgendwelche Gewaltmittel gegen sie in Anwendung bringen zu wollen; denn ihre Macht ist weit größer, als die aller Menschen. Durch Opfer (jabea) hofft der Dualla sie sich geneigt zu machen. Deshalb fahren die Vollblutkameruner (wonja) in ihren mit Nahrungsmitteln schwer beladenen Kähnen nach allen Seiten über den Fluß und werfen für die Miengu reiche Spenden aus.

„Dem Mungi, einem andern Gott, bin ich gegenwärtig auf der Spur. In den Dörfern und im Busch sind Hütten für ihn gebaut. Mehr tier- als menschenähnlich ist er mit riesigen Flügeln versehen, deren Schlag weithin fühlbaren Wind verursacht. Von Zeit zu Zeit sammeln sich in der Frühe des Morgens zahlreiche Knaben am Strand. Ein mit Mungi vertrauter Vater geleitet nun die ganze Gesellschaft nach einer Mungi-Hütte in den Busch. In gemessener Entfernung vom Ziel wird Halt gemacht, und ein Knabe nach dem andern mit einem vor die Augen gebundenen Tuch ins Innere der Behausung geführt. Und Mungi höchst selbst, d. h. einer seiner Diener, der durch den Genuß einer gewissen Pflanze seine Stimme zu einem erschrecklichen Baß heruntergeschraubt hat, schneidet unter greulichen Lauten, unter Sprechen in andern Zungen jedem zwei Kreuze auf die Brust. Nachdem solches geschehen, wird der also Gezeichnete ins Freie geführt; das Tuch wird ihm abgenommen und man erklärt ihm:

„Mungi hat dich mit seinen Zähnen gezeichnet." Ist Mungi mit Aufprägen seiner Wahrzeichen fertig, so entfernt er sich fliegend. Tänze und Spiele seitens der Knaben folgen; denn jeder von ihnen kann nun die Gebiete des Mungi passieren, ohne hiebei der Gefahr ausgesetzt zu sein, spurlos zu verschwinden, d. h. von Mungi und seinen Leuten aufgefressen zu werden."

Die Entstehung der verschiedenen Missionsgesellschaften und ihre eigentümlichen Merkmale.

Von P. Wurm.

(Schluß.)

2. Die übrigen evangelischen Missionsgesellschaften des europäischen Festlandes.

Auch über die außerdeutschen evangelischen Missionsgesellschaften des europäischen Festlands wollen wir nur in Kürze berichten.

Die Niederlande hatten schon seit 1797 eine Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Rotterdam. Hatte ja doch das Land seine schönen Kolonien auf den ostindischen Inseln, die während der napoleonischen Zeit von England besetzt, aber nach dem Pariser Frieden an die Niederlande zurückgegeben wurden. Dort war noch Arbeit genug für die Mission, obgleich die niederländische Regierung im 17. Jahrhundert mit Staatsgewalt das Volk in ihren Kolonien hatte evangelisch machen wollen (Miss.Mag. 1889, S. 357), wie die portugiesische und die spanische Regierung katholisch. Die holländisch-reformierte Kirche in den Kolonien wurde so ungenügend mit Predigern versorgt, namentlich mit lebendigen Predigern, daß die Völker nicht aus dem Heidentum herauskamen. In der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts wehte ein anderer Wind, und Java wurde unter niederländischer Herrschaft aus einem heidnischen ein muhammeda-

nisches Land und christliche Missionare wurden ungern zugelassen, bis die Regierung in neuerer Zeit merkte, daß im Islam ein gefährlicher Feind großgezogen worden war. In der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts wurden von der Rotterdamer Missionsgesellschaft manche tüchtige Missionare ausgesendet, wie z. B. Kam auf die Molukken, Riedel und Schwarz (Schüler von Jänike) auf Celebes. Die Reste der Namenchristen aus älterer Zeit machten viele Not, aber es gelang doch, in diesem östlichen Teil der ostindischen Inseln große Gemeinden zu sammeln, ehe die Herzen für das Christentum verschlossen wurden durch Fortschritte des Islam.

Allein um die Mitte unseres Jahrhunderts wurde in der niederländisch-reformierten Kirche die liberale theologische Richtung so mächtig, daß auch einzelne Vorsteher und Missionare der Rotterdamer Gesellschaft eine freiere dogmatische Richtung einschlugen und nach solchen Grundsätzen missionierten. Damit waren andere, auf dem Boden der reformatorischen Bekenntnisse stehende Missionsfreunde nicht einverstanden, aber sie schlossen sich nicht zu einer größeren Missionsgesellschaft zusammen, sondern es entstanden da und dort verschiedene kleinere Missionsvereine, welche selbständig ihre Leute aussandten. Auch einzelne glaubensstarke Prediger, wie Witteveen in Ermelo, Heldring in Hemmen, bildeten Missionare aus. Heldring, der für innere Mission Großes geleistet, der Erfinder der Magdalenenasyle und der Arbeiterkolonien, bekam eine Zeitlang von Goßner in Berlin Zöglinge zum Unterricht im Holländischen vor ihrer Aussendung auf niederländische Kolonien. Später trat er dem Utrechter Sendungsverein bei, der neben der neuen Rotterdamer Gesellschaft die bedeutendste unter den niederländischen Missionsgesellschaften von positiv theologischer Richtung sein wird. Die Zersplitterung der Kräfte ist dem Werk nicht förderlich gewesen.

Dänemark war im 18. Jahrhundert das erste Land gewesen, welches seine auswärtigen Besitzungen den Boten der evangelischen Kirche öffnete, welche wirklich von der Liebe Christi gedrungen unter die Heiden gehen wollten. Aber merkwürdigerweise nahm das Volk wenig Anteil an dem Werk, welches fromme Könige so eifrig betrieben. Friedrich IV. mußte die Missionare für Ostindien aus

Deutschland kommen lassen, und auch die Brüdergemeinde hatte auf den dänischen Besitzungen von Westindien und Grönland außer einigen Schleswig-Holsteinern nur wenige Unterthanen des Königs von Dänemark als Missionare. Das Missionskollegium in Kopenhagen, welches die ostindische Mission zu leiten hatte, war mit Kapital ausgestattet, aber häufig nicht mit Männern besetzt, die ein Herz hatten für die Not der Heidenwelt, so daß nach dem Verkauf der ostindischen Besitzungen an England Dänemark keinen besonderen Grund hatte, die Mission in Trankebar beizubehalten, und dieselbe, wie wir gesehen, an Leipzig abtrat.

Allein inzwischen war doch auch in Dänemark ein regeres geistliches Leben erwacht. Bedeutende gläubige Theologen sind unter diesem Volk aufgetreten, deren Schriften auch in Deutschland Segen gestiftet haben. Pastor Rönne hatte schon 1821 einen vom Missionskollegium unabhängigen Missionsverein gegründet, der seine Gaben an andere Missionsgesellschaften schickte, namentlich dahin, wo dänische oder schleswigsche Kandidaten zum Missionsdienst ausgebildet wurden. So stand er namentlich mit der Basler Mission in Verbindung und war derselben behilflich zur Gründung der Stationen im dänischen Westafrika. Es trat jedoch unter den Gläubigen in Dänemark eine mehr mystische Richtung hervor, die sich an Bischof Grundtwig anschloß und ähnlich wie Dr. Beck in Tübingen die Missionsschulen als Apostelfabriken verwarf und sagte, es sei jetzt noch nicht Missionszeit. So wagten die Missionsfreunde die Errichtung einer dänischen Missionsschule noch nicht, und es ist begreiflich, daß die Meldungen für den Dienst in der Heidenwelt nur spärlich einliefen, da die Aspiranten erst nach Deutschland oder England zur Ausbildung geschickt werden mußten und in keiner näheren Verbindung mit der Heimat blieben. Immerhin unterstützte der Verein auch ein nationaldänisches Unternehmen, die dänische Kirche in Grönland. Neben den Missionaren der Brüdergemeinde sind nämlich seit Hans Egedes Zeit auch dänische Prediger an jener eisigen Küste stationiert. Aber es waren lange Zeit nicht die Männer mit dem Missionssinn eines Egede; es wurde das Werk sehr äußerlich und schläfrig betrieben, bis diese neue dänische Missionsgesellschaft für Männer sorgte, welche wirklich den rechten Missionssinn hatten. Mit besonderem Eifer und warmer Liebe gab sich Dr. Kalkar dieser Arbeit hin, der auch 1862

eine Missionsschule in Kopenhagen und 1868 eine neue Organisation der dänischen Missionsgesellschaft zu stande brachte, wodurch die einzelnen Vereine in eine nähere Verbindung untereinander und mit der Direktion traten. Außer der grönländischen Mission hat die dänische Missionsgesellschaft seit 1863 auch ein eigenes Arbeitsfeld in Ostindien. Sie hätte gerne die an Leipzig abgetretene Station Trankebar übernommen, aber die Leipziger hätten sie nur unter der Bedingung wieder an die Dänen abgegeben, daß die dänische Gesellschaft eine Hilfsgesellschaft für Leipzig geworden wäre. Dazu konnten sich die Dänen nicht bloß aus nationalen Rücksichten nicht entschließen, sondern auch weil sie in der Behandlung der Kaste nicht mit den Leipzigern einverstanden waren. Dagegen trat nun 1863 der wegen der Kastenfrage von Leipzig ausgetretene Missionar Ochs in ihre Dienste, um eine dänische Mission in Ostindien zu beginnen. — Die Freimissionare Börresen und Skrefsrud, welche unter den Santal, einem Urvolk in Ostindien, in der Nähe der Kol, schon viele Christen gesammelt haben, werden von dänischen Missionsfreunden ebenfalls unterstützt.

Im sprachverwandten Norwegen fand Hans Egede, der 1721 von seiner Pfarrei auf den Lofoden nach Grönland ging, lange Zeit keine Nachfolger. Auch im Norden von Norwegen selbst, unter den Lappen in Finnmarken, war das Heidentum noch nicht ausgerottet, denn nach Thomas von Westen, der bis 1727 unter diesem finnischen Volk wirkte, blieb die Arbeit liegen, bis sie in unsrem Jahrhundert durch den Pastor Stockfleth wieder energisch aufgenommen und das Volk mit Predigern wenigstens notdürftig versehen wurde. Aber auch der entfernteren Heiden wird jetzt in Norwegen reichlich gedacht. Im Jahr 1843 war Miss. Schröder, von einem kleinen Verein in Norwegen unterstützt, zu den Sulukaffern gegangen. Er schloß sich 1846 an die inzwischen entstandene Norwegische Missionsgesellschaft in Stavanger an und wurde 1866 Missionsbischof. Aber 1872 fühlte er sich durch die Autorität seiner Gesellschaft in seinen hochkirchlichen Anschauungen so beengt, daß er austrat und ein Recht auf alle norwegischen Stationen sich anmaßte. Doch die übrigen Missionare waren nicht auf seiner Seite; so bildete sich ein besonderer Verein für Schröder,

während die eigentliche norwegische Missionsgesellschaft ihr Werk vom Sululand auch nach Madagaskar ausgedehnt hatte und dort namentlich unter dem Betsileo-Volk, südlich von der Hauptstadt, einen für das Evangelium empfänglichen Boden fand. Die norwegischen Missionare üben einige Kritik an den Berichten der Londoner und stellen größere Anforderungen an das Christentum der Madagassen, suchen aber nicht in das Arbeitsfeld einer andern Gesellschaft einzugreifen. Ihre Kirchenform ist streng lutherisch.

Aus Schweden, wie aus Dänemark und Norwegen, waren in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts schon mehrere Missionare in deutsche Gesellschaften eingetreten und suchten nach ihrer Rückkehr das Interesse für die Bekehrung der Heiden in ihrer Heimat zu wecken. Es entstanden verschiedene kleinere Vereine, um nicht nur im Norden des eigenen Landes, unter den Lappen, die christliche Kirche fester zu gründen, sondern auch den fernen Heiden das Evangelium zu verkündigen, und man dachte an Gründung einer selbständigen schwedischen Missionsgesellschaft. Die Evangelische Vaterlandsstiftung hatte sich zunächst mit der inneren Mission befaßt und an auswärtige Gesellschaften für Bekehrung der Heiden Gaben übermittelt, aber 1861 wurde beschlossen, in Stockholm eine Missionsschule zu errichten, die zwei Jahre später nach Johannelund am Mälarsee verlegt wurde. Die ersten Missionare wurden 1865 nach Ostafrika ausgesandt, nach der Küste des Roten Meeres, wo der Schweizer Werner Munzinger, ägyptischer Gouverneur in Massaua, sie freundlich aufnahm und ihnen den Rat gab, an der nordwestlichen Grenze von Abessinien sich niederzulassen. Von dort nach vielen Mühseligkeiten vertrieben, wanderten sie nach der Nordostgrenze und suchten auch in das Land der Galla vorzudringen. Aber ihre Arbeit ist noch immer eine schwere. — Eine zweite schwedische Mission wurde 1873 gegründet, die staatskirchliche. Von der Kirchenrepräsentation beantragt, wurde sie vom König genehmigt und unter die Oberleitung des Erzbischofs von Upsala gestellt. Sie hat in Natal ihr Arbeitsfeld gefunden. — Eine dritte ist der Schwedische Missionsbund, 1877 gegründet. Er sendet seine Missionare nach dem Kongo und hatte sich zuerst an die Congo Inland Mission angeschlossen.

Einheitlicher als in den andern nordischen Ländern hat sich die Mission in Finnland gestaltet. Im Zusammenhang mit der 700jährigen Feier der Christianisierung Finnlands wurde 1857 eine vom Staat anerkannte Finnländische Missionsgesellschaft gegründet, die ihr Arbeitsfeld im Ovamboland, dem nördlichsten Teil des jetzigen deutschen Gebiets in Südwestafrika, gefunden hat.

Was die romanischen Länder von Europa betrifft, so schien in Frankreich zu Ende des 17. Jahrhunderts der Protestantismus ausgerottet zu sein. Aber die Kirche der Wüste hatte den Samen forterhalten und die Stürme der Revolution konnten ihn nicht wegfegen. In unsrem Jahrhundert bekam die evangelische Kirche vollständige Freiheit und Unterstützung vom Staat, wenn sich größere Gemeinden vorfanden. Es erwachte, von England aus mannigfach angeregt, später durch Berührung mit der deutschen Theologie gefördert, ein frisches Geistesleben, während die ebenfalls lange Zeit unterdrückte evangelische Kirche in Oesterreich-Ungarn nicht gleichen Schritt gehalten hat. Schon im Jahr 1824 wurde die Pariser evangelische Missionsgesellschaft gegründet und 1829 zogen die ersten Missionare mit Dr. Philip nach Südafrika, wo sie unter den Basuto ihr schönes Arbeitsfeld fanden, allerdings auch manchen Kämpfen ausgesetzt waren, da sie gegenüber den Boeren auf der Seite der Eingeborenen standen. Auch ging die Christianisierung des ganzen Volkes nicht so rasch, wie es eine Zeit lang den Anschein hatte. Aber es wurde immerhin eine Kirche gegründet, welche unter mancherlei Stürmen stand hielt, und in neuerer Zeit sind die Pariser bis an den Sambesi vorgedrungen. Nach der Vertreibung der englischen Missionare von Tahiti infolge der französischen Besitznahme (1842) wäre die evangelische Kirche auf dieser Südseeinsel den Angriffen der Römischen wehrlos preisgegeben gewesen, wenn die Pariser Missionsgesellschaft nicht seit 1863 Prediger und Lehrer nach Tahiti gesandt hätte. Noch verderblicher als die römische Kirche wirkt übrigens die seitdem eingerissene Unsittlichkeit. — In Westafrika hat die Pariser Gesellschaft 1862 eine Arbeit in den französischen Besitzungen am Senegal angefangen, aber neben der katholischen Mission und dem überhandnehmenden Islam kann sie sich nur schwer behaupten. Ebenfalls in den französischen Besitzungen am Gabun,

wo die englischen Missionare ausgewiesen wurden, und am Kongo sucht sie die Predigt des Evangeliums aufrecht zu erhalten. Aber wenn auch in Frankreich selbst die Machthaber keineswegs der katholischen Kirche viel zugestehen, finden sie es doch politisch klug, daß Frankreich jenseits des Oceans überall als Beschützerin des römischen Katholizismus erscheint, und so hat die Pariser Mission, wenn sie auch in den französischen Kolonien nicht verboten werden darf, doch in denselben einen schweren Stand.

In der Heimat gab es auch allerlei Kämpfe und Nöten für diese Mission. Zwar der Unterschied von lutherischer und reformierter Kirche machte keine besonderen Schwierigkeiten, obgleich die aus Mömpelgard und dem Elsaß stammenden Lutheraner zusammenarbeiteten mit Reformierten aus dem Innern Frankreichs und der französischen Schweiz. Es waren mehr die Kämpfe zwischen staatskirchlichen und freikirchlichen Anschauungen und die politischen Umwälzungen seit 1848. Der treffliche Direktor Casalis (seit 1857), der selbst Missionar unter den Basuto gewesen, wußte jedoch die Freunde zusammenzuhalten, und sein Nachfolger Bögner, ein Straßburger, hat das Werk in demselben Geist weitergeführt.

In der französischen Schweiz wurde das Interesse für die Mission teils von Basel, teils von Paris aus angeregt. Mehrere französische Schweizer wurden in Basel zum Dienst unter den Heiden ausgebildet. Aber bei der Verschiedenheit der Sprache konnte doch der Verkehr nicht so reichlich gepflegt werden, wie mit der deutschen Schweiz. Bei Paris bildete die Sprache kein Hindernis, wohl aber die Entfernung und andere Umstände. Die französischen Schweizer lassen sich denn doch nicht so von Paris beherrschen wie die Franzosen. Als die Waadtländer Freie Kirche nach dem Muster der Freien schottischen Kirche mit großer Opferwilligkeit ihr heimisches Kirchenwesen eingerichtet hatte, wünschten zwei Kandidaten der Theologie aus ihrer Schule als Missionare unter die Heiden zu gehen und zwar im unmittelbaren Dienst ihrer Kirche. Da die Mitgliederzahl der Waadtländer Freien Kirche immerhin eine kleine ist, konnte man nicht an große selbständige Unternehmungen denken, sondern es wurde 1876 im Anschluß an die Pariser Mission in Südafrika die Station Valdesia von den Waadtländern gegründet und unter-

halten. Dazu kam in neuerer Zeit eine Station an der Delagoabai, und das Werk ist selbständiger geworden. In den drei Kantonen Waadt, Genf und Neuenburg bestehen neben der Staatskirche freie Kirchen, aber jede wieder mit besonderen Grundsätzen, nicht ganz übereinstimmend mit denen des Nachbarkantons. Die Mission der freien waadtländischen Kirche ist nun in neuerer Zeit, um diese Zersplitterung zu überwinden, auf eine breitere Grundlage gestellt worden unter dem Titel Mission Romande und sucht die Missionsfreunde der französischen Schweiz in ihrem nationalen Unternehmen zu vereinigen.

So ist es eine große Mannigfaltigkeit von evangelischen Missionsgesellschaften, welche das Werk unter den Heiden treiben. Wenn wir auch weniger Zersplitterung der Kräfte wünschten, so ist doch die große Zahl von Missionsgesellschaften ein Beweis dafür, wie unter den verschiedenen Völkern, Kirchen und kirchlichen Richtungen doch der Blick auf die Not der Heidenwelt gerichtet wird und die Verpflichtung der Christenheit zur Ausführung des Missionsbefehls in immer weiteren Kreisen erkannt wird. Unser Jahrhundert kann unstreitig im Vergleich mit den vorangegangenen ein Missionsjahrhundert genannt werden, und daß die Arbeit nicht vergeblich ist, wenn sie im Herrn gethan wird, dessen sind wir sicher.

Missionar Paton auf Tanna (Neu-Hebriden).

(Fortsetzung)

Mit solchen Eindrücken im Herzen reiste Paton noch einmal nach Aneityum, um seine Frau abzuholen. Am 5. November 1858 landeten beide auf Tanna in Gesellschaft von Miss. Copeland. Sie waren voll frischen Mutes und Eifers und hofften gemeinschaftlich wirken zu können; aber es sollte ganz anders kommen. Unerfahren, wie Paton war, hatte er sein Haus in der Nähe der Küste erbaut, geschützt von einem

Hügel, beschattet von schönen Brotfruchtbäumen und Kokospalmen. Aber diese anmutige Gegend war sehr ungesund; denn die frischen Winde, welche die Luft reinigten, hatten keinen Zutritt, und bald fingen die Bewohner an, vom Fieber zu leiden. Die Vorbereitungen, welche Paton traf, sein Haus auf den Berg zu verlegen, kamen zu spät. Wenige Tage, nachdem seine Frau eines Söhnleins genesen war, stellte sich das Fieber bei ihr aufs neue ein und verzehrte schnell ihre Kräfte. Sie starb am 3. März 1859 mit den Worten: „Nicht verloren, nur vorangegangen, um für immer bei dem Herrn zu sein.“ Ein paar Wochen nachher folgte ihr das Söhnlein. Ganz zerschmettert durch diesen Verlust, dazu geschwächt durch wiederholte, oft sehr heftige Fieberanfälle, war der arme Mann eine Zeitlang nahe daran, den Verstand zu verlieren. Doch die Hand des Herrn hielt ihn aufrecht.

Am Anfang hatte Paton noch seinen europäischen Gehilfen Copeland; als aber dieser abreisen mußte, war er unter den Wilden ganz allein mit einigen eingeborenen Katechisten von Aneityum, die er in verschiedenen Dörfern stationierte.

Die Katechisten kannten die Sprache des Landes ebensowenig als Paton (es wird auf jeder der kleinen Inseln eine andere Sprache gesprochen), so daß er anfangs wenig Hilfe von ihnen hatte und für das Lernen der Sprache ganz auf seinen eigenen Scharfsinn angewiesen war. Als nach seiner Ankunft die Leute in Menge kamen, um ihn anzusehen, konnte er ihnen zuerst nur freundlich zunicken. Einmal sah er aber, wie einer der Wilden etwas von seinen Sachen in die Hand nahm, einem andern hinhielt und sagte: »Nunksi nari enu?« Paton dachte, das müsse heißen: was ist das? hob schnell ein Stück Holz auf und wiederholte die gehörten Worte. Die Wilden verstanden ihn und sagten ihm den Namen. Ein ander Mal kamen zwei Wilde, von denen einer noch fremd war. Dieser deutete auf Paton und sagte dabei zu dem andern: Se nangin? Der Missionar merkte, daß er nach seinem Namen fragte, deutete auf einen der Männer und that dieselbe Frage, worauf die Leute ihm wirklich ihre Namen sagten. Mittelst dieser zwei Fragen lernte Paton immer mehr Wörter. Was er gelernt, schrieb er sorgfältig auf und allmählich wurde er auch mit dem Bau der Sprache bekannt, die durch ihn überhaupt zum ersten Mal geschrieben wurde. Natürlich fehlte

es bei einem solchen Sprachstudium anfangs nicht an Mißverständnissen, auch sagten ihm einige der Eingeborenen absichtlich Unrichtiges; doch fanden sich zwei gutgesinnte Häuptlinge, Nowar und Nouka, die ihm aufrichtig bei seinen Studien halfen. Leider standen diese, wie viele andere der kleinen Herrscher auf Tanna, unter einem Kriegshäuptling, Miaki mit Namen, der auf der Insel ein Schreckensregiment führte und von Anfang an der bitterste Feind der Mission war.

Die Religion der Tannesen war ganz und gar eine Religion der Furcht. Sie verehrten und fürchteten einen großen bösen Geist und eine Schar von Dämonen, auch steinerne Götzen, sowie Amulette u. dgl. Außerdem hatten sie eine Art von Ahnenkultus. Paton meint, gerade ein Volk, wie die Tannesen, sei ein Beweis für das Gottesbedürfnis der menschlichen Natur. „Wenn es überhaupt Menschen gäbe ohne irgend eine Form des Gottesdienstes und ohne Götzen, so müßte man solche wohl auf diesen Inseln finden. Aber die Neu-Hebriden sind im Gegenteil voll von Göttern. Die Eingeborenen haben sich aus allerhand Dingen Götzen gemacht; Bäume und Wälder, Felsen und Steine, Quellen und Bäche, Insekten und andere Tiere, Menschen und abgeschiedene Geister, Reliquien, wie Haare und Fingernägel, das Heer des Himmels und die Vulkane, kurz alles Sichtbare und Erkennbare haben sie als Gott verehrt. Dies zeigt klar, daß auch die verkommensten Menschen sich von einer höheren Macht abhängig fühlen, daß sie das Bedürfnis haben, dieses Wesen anzubeten, in dem sie leben, weben und sind und ohne dessen Erkenntnis ihre Seele keine wahre Ruhe und kein ewiges Leben finden kann.“

Sobald Paton sich genügend in die Sprach- und Denkweise der Tannesen eingelebt hatte, fand er, daß es nicht an Anknüpfungspunkten für die Predigt des Evangeliums fehlte. Solche Anknüpfungspunkte bot ihm eben ihr Glaube an eine unsichtbare Welt und deren Bewohner.

„Die Tannesen nannten den Himmel Aneai, und wir entdeckten später, daß dies der Name des am höchsten und schönsten gelegenen Dorfes war. Ihr bestes Stück Erde war ihnen ein Bild des Himmels; ihr Kanaan war gewissermaßen die Verheißung eines andern Landes, eines himmlischen Kanaan. Die Thatsache, daß sie ein Aneai, ein verheißenes Land hatten, erschloß ihren Sinn von selbst für das, was wir ihnen von dem verheißenen Land der Zukunft, dem Land

der Hoffnung und des Glaubens sagten. Das allgemeine Verlangen, die größeren und mächtigeren Götter kennen zu lernen und sie auf ihre Seite zu bringen, machte, daß die Tannesen, sobald wir ihre Sprache reden konnten, gerne zuhörten, wenn wir ihnen von Jehovah Gott und seinem Sohn Jesus erzählten und von all ihren großen Thaten, wie sie in der Bibel berichtet sind. Als wir ihnen aber sagten, daß wenn sie dem allmächtigen, lebendigen Jehovah Gott dienen wollten, sie ihre Götzen wegwerfen und ihren heidnischen Gebräuchen und Lastern entsagen müßten, da entbrannten sie in Haß und Grausamkeit gegen uns; sie verfolgten jeden, der die Mission begünstigte, und waren schuld an all den schrecklichen Erlebnissen, die ich später berichten werde."

In diesen Worten ist bereits angedeutet, welches Schicksal Patons auf Tanna wartete. Gleich der Anfang war sehr schwer. Der schlimme Einfluß europäischer Händler, Nachrichten von blutigen Streitigkeiten zwischen Europäern und Eingeborenen auf dem benachbarten Eromanga, ungünstige Witterung, alles das diente dazu, die Wilden gegen die Mission aufzuhetzen. In den Missionaren sahen sie nur die Landsleute der grausamen und habsüchtigen Sandelholzhändler. Naturereignisse, wie Stürme, schrieben sie dem Zorn des bösen Geistes zu, den sie durch die Mission in seiner Macht bedroht glaubten; Krankheiten entstanden ihrer Meinung nach nur durch Zauber, und einige feindselige Häuptlinge, die zugleich Zauberer waren, gebrauchten ihren Einfluß zum Schaden der Mission. Die gutgesinnten Häuptlinge waren zu machtlos und auch zu schwankend, um die Missionare zu schützen. Dazu war damals Krieg zwischen den Eingeborenen an der Küste und denen im Innern, und dadurch stete Aufregung.

Eine Zeitlang gelang es zwar Paton, durch sein kluges Verhalten den Sturm zu beschwören; als aber einige Todesfälle vorkamen, die man der Anwesenheit des Missionars zuschrieb, brach er los. Man hielt kriegerische Versammlungen und tötete und verzehrte mehrere Weiber als Vorbereitung zum Kampf. Aber merkwürdig! Wie die Feinde am wildesten tobten, trat plötzlich einer der gefürchtetsten Kriegshäuptlinge auf, schwang seine mächtige Keule, schlug sie auf den Boden und schrie: „Wer den Missi tötet, muß zuerst mich töten; wer die Katechisten tötet, muß zuerst mich und meine Leute

töten, denn wir halten zu ihnen und verteidigen sie bis in den Tod." Alsbald trat noch ein Häuptling mit derselben Erklärung auf und die ganze Versammlung stob erschreckt auseinander. Die Aufregung hielt aber noch lange an.

Inzwischen setzte Paton seine Arbeit unerschrocken fort. Es herrschte auf Tanna die Unsitte, die Frauen wegen des kleinsten Vergehens zu mißhandeln oder mit der Keule totzuschlagen. Unser Missionar beschloß, gegen diese Unsitte, sowie gegen das übliche Erdrosseln der Witwen entschieden aufzutreten. Er sagte den Leuten: „Wenn ihr die Witwen leben laßt, so können andere Männer dieselben heiraten und es wird dann nicht so oft Kriege um Frauen geben." Er suchte den Männern klar zu machen, daß die Frauen, wenn man sie gut behandelte, kräftiger zur Arbeit wären. Aber die Leute wollten das nicht begreifen; sie meinten, die Tannesinnen verstehen Freundlichkeit nicht. „Wenn wir unsere Frauen nicht schlagen würden," sagte ein Häuptling, „so würden sie nicht arbeiten, sie würden uns nicht fürchten und gehorchen; wenn wir aber zwei oder drei geschlagen oder umgebracht und aufgegessen haben, so sind die andern für lange Zeit ruhig und gut."

Auch durch sein Beispiel suchte Paton jener Unsitte entgegenzuwirken. Er ging mit zwei Katechisten und deren Frauen ins Land hinein, um Holz zu holen. Jeder der drei Männer trug eine schwere Last nach Hause; die Frauen dagegen nur ein kleines Bündel. Auf dem Weg erklärte dann Paton allen, die ihm begegneten: so hielten es die Christen mit ihren Frauen; dafür seien sie auch von denselben geliebt und die Frauen seien tüchtiger für die Arbeit im Hause.

Endlich verpflichteten sich einige Häuptlinge, das Mißhandeln der Frauen und das Töten der Witwen, sowie auch die Sonntagsarbeit zu verbieten; leider war aber ihr Einfluß, wo es sich um etwas Gutes handelte, sehr gering.

Einige Männer kamen bei Nacht ins Missionshaus, und nachdem die Thüren geschlossen und die Fenster verhängt waren, thaten sie allerhand Fragen über die neue Religion. Einer derselben sagte einmal: „Ich würde gern ein Christ werden, aber dann würden mich alle auslachen und das könnte ich nicht ertragen." Einem dieser Männer starb seine Frau und er beschloß, sie auf christliche Weise zu begraben. Er hatte sich von einem Händler weißen Baum-

wollstoff gekauft und kleidete die Verstorbene darein, wie er es bei Frau Paton gesehen hatte. „Mein Anerbieten, zum Begräbnis zu kommen und mit ihnen zu beten, schlug er aus, weil er fürchtete, das würde viele vom Dorf abhalten, zu kommen, und er wollte, daß alles Volk es sehen und hören sollte. Mein Freund, der Häuptling Nowar, hatte versprochen, den Gottesdienst zu leiten und öffentlich vor all den Heiden zu Jehovah zu beten. Wie merkwürdig: dieses christliche Begräbnis, gefeiert von einem Heiden in Gegenwart von Heiden; dieses Gebet an den wahren und lebendigen Gott, von einem Mann, der selbst noch inmitten seiner Götzen und seines Aberglaubens im Dunkeln tappte! Gar manche begierige Frage bekam ich dann und wann zu hören. Nichts interessierte die Eingeborenen so sehr, als was man ihnen von der Auferstehung der Toten sagte, und sie fragten und forschten mit aller Macht darnach."

Allmählich war es Paton gelungen, eine regelmäßige Missionsarbeit einzurichten. Er ging am Sonntag mit seinen Katechisten von Dorf zu Dorf und hielt Gottesdienst. Die wilden Wogen des Kriegs hatten sich gelegt und die Eingeborenen beschränkten sich darauf, bei besonderen Krankheits- oder sonstigen Unglücksfällen ihre Feindschaft durch besonders freche Diebereien zu zeigen. Wehren durfte sich Paton dagegen nicht, sonst erhob sich gleich drohend die Keule oder der Wurfstein. Einmal wurde ihm so in einer Nacht der ganze Hühnerstall ausgeraubt und alles Kochgeschirr entwendet. Aber auf unerwartete Weise sollte er wieder zu seinen Sachen kommen. Wir lassen ihn selbst erzählen:

„Eines Morgens stürzten die Tannesen in großer Aufregung auf mich zu und riefen: ‚Missi, Missi, es kommt ein Gott, oder ein brennendes Schiff, oder etwas Schreckliches auf dem Meer daher; wir sehen kein Feuer, aber es raucht wie ein Vulkan. Ist es ein Geist, oder ein Gott, oder ein brennendes Schiff?' Ich antwortete: ‚Ich kann nicht gleich hingehen; ich muß erst meine besten Kleider anziehen. Es wird wohl ein Kriegsschiff der Königin Viktoria sein und man wird mich fragen, ob ihr bös oder gut seid, ob ihr meine Sachen stehlt und mein Leben bedroht, ob ihr mich gut oder schlecht behandelt.' Sie baten mich nun, mit ihnen hinzugehen; aber ich machte viele Umstände mit meinem Anzug, um mich für den großen Häuptling auf dem Schiff bereit zu machen und wollte nicht mit ihnen gehen. Nun kamen die beiden angesehensten Häuptlinge gelaufen und fragten: ‚Missi, ist es denn ein Kriegsschiff?' Ich rief ihnen zu: ‚Ich glaube wohl; aber ich habe jetzt nicht Zeit, mit euch zu sprechen; ich muß meine besten Kleider anziehen.' ‚So sag uns nur, Missi,

wird er dich fragen, ob wir dir deine Sachen gestohlen haben?' ,Wahrscheinlich wird er das fragen.' ,Und wirst du's ihm sagen?' ,Ich muß die Wahrheit sprechen; wenn er fragt, so sag ichs ihm.' Da riefen sie: ,O Missi, sags ihm nicht; wir wollen dir gleich alles wieder bringen und niemand soll dir künftig etwas stehlen dürfen.' Da sagte ich: ,Schnell, alles muß wieder gebracht sein, eh er kommt. Fort, fort, damit ich mich fertig machen kann, dem großen Häuptling auf dem Kriegsschiff entgegenzugehen.'

„Bisher war nie ein Dieb zu finden gewesen; kein Häuptling hatte die Macht, mir etwas Gestohlenes wieder zu verschaffen. Jetzt erschien in unglaublich kurzer Zeit der eine mit einem Topf, ein andrer mit einer Pfanne, noch einer mit einer Bettdecke, andre mit Messern, Gabeln, Tellern, kurz mit jeder Art von gestohlenen Dingen. Die Häuptlinge riefen mir, ich möchte die Sachen in Empfang nehmen; aber ich sagte: ,Legt alles vor die Thüre, bringt schnell alles zusammen; ich habe nicht Zeit, mit euch zu sprechen.' So zögerte ich möglichst lange beim Anziehen und betrachtete schadenfroh die wunderbare Wirkung, die ein sich näherndes Schiff hatte, weil es möglicherweise den Dieben Strafe bringen konnte. Jetzt kamen die Häuptlinge in atemloser Eile und riefen: ,Missi, Missi, sag uns, sind deine Sachen alle da?' Ich wußte das natürlich nicht; aber ich ging hinaus, betrachtete meine Habe, die in einem bunten Haufen vor der Thüre lag und sagte: ,Der Deckel zum Kessel fehlt noch.' Ein Häuptling sagte: ,Ja, Missi, er ist auf der andern Seite der Insel. Aber sags ihm nicht; ich habe nach dem Deckel geschickt und morgen wird man ihn bringen.' Ich antwortete: ,Es freut mich, daß ihr so viel gebracht habt. Nun, wenn ihr drei Häuptlinge, Nouka, Miaki und Nowar, nicht davonlauft, wenn er kommt, so wird er euch wohl nicht strafen. Wenn ihr aber mit euren Leuten flieht, so wird er mich fragen, warum ihr euch fürchtet, und dann muß ichs ihm sagen. Bleibt bei mir, dann seid ihr sicher; nur dürft ihr nicht wieder stehlen.' Sie sagten: ,Wir sind in schwarzer Furcht; aber wir wollen bei dir bleiben und unser böses Betragen gegen dich ist vorbei.'"

Der Kapitän, Vernon mit Namen, hatte von Patons Gefahren und Leiden gehört und kam deshalb ans Ufer, sobald das Schiff Anker geworfen hatte. Er wünschte, sich dem Missionar nützlich zu machen, und letzterer lud deshalb alle in der Nähe wohnenden Häuptlinge zusammen. Vernon gab ihnen gute Ermahnungen, ließ sie auf sein Schiff kommen, zeigte ihnen die Kanonen und ließ dann einige Granaten und zuletzt eine Kanonenkugel abschießen. Die Wilden bekamen großen Respekt vor den Dienern der großen, weißen Königin. Allein der gute Eindruck, den der Besuch des Kriegsschiffes gemacht hatte, wurde bald nachher wieder verwischt durch den übeln Einfluß eines europäischen Händlers. Die Inlandstämme hatten mit den Leuten am Hafen wieder Krieg angefangen; Paton hatte versucht

zu vermitteln, und es wäre ihm gelungen, den Frieden herzustellen; aber der Händler, der zu böser Stunde im Hafen erschien, wollte einen vorteilhaften Handel mit Pulver und Kugeln machen. Er erklärte offen, der Krieg sei in seinem Interesse, und hetzte die Wilden gegen einander und gegen den Missionar auf. Nachdem der Europäer recht viel Hühner und Schweine um einen Spottpreis gekauft hatte, merkten endlich die Eingeborenen, daß sie die Geprellten waren. Sie wendeten nun ihren Zorn gegen den Europäer und dieser war in solcher Gefahr, daß er bei Paton Hilfe suchte. Endlich kam ein Kauffahrteischiff, das ihn mitnahm.

Während des Kriegs hielt Paton den versammelten Kriegern jeden Sonntag Gottesdienst und zwar in den Lagern beider Parteien, wobei er namentlich auf die Herstellung des Friedens drang und nicht ohne Erfolg. Am meisten Einfluß hatte er aber, wenn er sich für die zum Tod bestimmten Witwen verwendete. Es gelang ihm öfter, einer solchen das Leben zu erhalten und dadurch verlor die grausame Sitte mehr und mehr an Boden.

Zu den sonntäglichen Gottesdiensten kamen regelmäßig etwa 40 Zuhörer; Nowar und noch drei oder vier andere schienen wirklich dem Christentum nahe zu stehen. Auf dem Hügel, wo Paton seine neue Wohnung aufgeschlagen hatte, wurde jetzt auch ein Kirchlein und eine Schule gebaut. Das Holz dazu kam von Aneityum. Paton hatte es um 50 Paar Hosen gekauft, welche eine Anzahl dankbarer Schülerinnen aus Glasgow für Eingeborene genäht und geschickt hatten. Als man den Grund zu der Kirche legte, fand man einen großen, eigentümlich geformten Stein, bei dessen Anblick die Tannesen heftig erschraken. Ein Häuptling sagte: „Das ist der Steingott, dem unsere Vorfahren Menschenopfer brachten. In diesen Löchern stand das Blut der Opfer, bis der Geist es trank. Der Geist dieses Steins frißt Männer und Weiber und trinkt ihr Blut, wie unsere Väter uns gelehrt haben; wir haben schreckliche Angst.“ Paton behielt den Stein und bemühte sich, den Wilden ihre Angst auszureden.

Er hatte von einem Freund eine kleine Druckerei erhalten und begann nun, das erste tannesische Büchlein zu drucken. Es wollte lange nicht gelingen, die Blätter in die richtige Ordnung zu bringen. „Werdet ihr mich für thöricht halten, wenn ich bekenne, daß ich vor

Freude laut aufjauchzte, als der erste Bogen ganz richtig aus der Presse kam? Es war ungefähr 1 Uhr Nachts. Ich war damals der einzige Weiße auf der Insel und die Eingeborenen schliefen schon lange, und doch warf ich buchstäblich meinen Hut in die Luft und tanzte wie ein Schuljunge um die Presse herum. Endlich dachte ich: bin ich denn von Sinnen? Würde es nicht einem Missionar besser ziemen, Gott auf den Knieen dafür zu danken, daß ein Teil seines Wortes in einer neuen Sprache gedruckt worden ist. Freund, habe Geduld mit mir und glaube mir, es war ebensogut ein Gottesdienst, wie Davids Tanzen vor der Bundeslade." Da nun ein Buch da war, sollten die Leute auch lesen lernen. Paton bot einmal ein rotes Hemd als Preis demjenigen Häuptling, der zuerst das ABC könne. Ein früher als besonders schlimm und wild gefürchteter Häuptling gewann den Preis und versuchte dann auch, andere das ABC zu lehren.

Aber in dem Maß, als Paton und seine Katechisten Boden zu gewinnen schienen, wuchs die Feindschaft der übelgesinnten Eingeborenen. Einer der Häuptlinge sagte ihm einmal: „Missi, unsere Väter liebten und verehrten den, welchen du Teufel nennst, den bösen Geist, und wir sind entschlossen, dasselbe zu thun, denn das Betragen unserer Väter gefällt uns. Missi Turner*) kam hieher und versuchte, unsern Gottesdienst zu zerstören, aber unsere Väter kämpften mit ihm und er verließ uns. Sie kämpften auch mit Peta, dem Katechisten von Samoa, und er floh. Sie bekämpften und töteten auch einige der Samoa-Katechisten auf der andern Seite des Hafens, und die Uebriggebliebenen gingen fort. Wir töteten den letzten Fremdling, der auf Tanna wohnte, ehe du kamst. Wir ermordeten drei Katechisten von Aneityum und verbrannten ihre Häuser. Nach jeder solchen That war Tanna gut; wir alle lebten, wie unsere Väter, und Krankheit und Tod verließen uns. Unser Volk ist entschlossen, dich zu töten, wenn du diese Insel nicht verläßt; denn du veränderst unsere Bräuche und zerstörst unsern Gottesdienst, und wir hassen den Dienst Jehovahs." Es waren nicht leere Drohungen, die dieser Wilde ausstieß; Paton war von jetzt an sehr oft in Lebensgefahr.

*) Ein Missionar der Londoner Gesellschaft, der in den Jahren 1845 und 1846 die Insel besuchte.

„Eines Morgens,“ erzählt er, „fand ich mein Haus von Bewaffneten umringt, und ein Häuptling erklärte, sie seien gekommen, mir das Leben zu nehmen. Da ich sah, daß ich ganz in ihren Händen war, kniete ich nieder und übergab mich mit Leib und Seele dem Herrn Jesu zum letzten Mal auf Erden, wie ich glaubte. Dann stand ich auf, ging zu ihnen hinaus, hielt ihnen ruhig ihr unfreundliches Betragen gegen mich vor und verglich es mit der Art, wie ich mich gegen sie gehalten hatte. Ich zeigte ihnen auch, was die Folgen sein müßten, wenn sie ihr grausames Vorhaben ausführten. Endlich erhob sich einer von den Häuptlingen, die dem Gottesdienst anzuwohnen pflegten, und sagte: ‚Unser Betragen ist böse gewesen, aber jetzt wollen wir für dich kämpfen und alle die töten, die dich hassen.‘ Ich faßte nun den Führer und hielt ihn fest, bis er mir versprochen hatte, niemals meinetwegen einen Menschen zu töten; denn Christus habe uns gelehrt, Böses mit Gutem zu vergelten.“

Solche Anschläge auf Patons Leben wiederholten sich des öftern schnell nacheinander. Einmal stürzte ein Mann wütend mit seiner Axt auf ihn los und hätte ihn getötet, wenn nicht ein Häuptling den Spaten, mit dem Paton gearbeitet hatte, ergriffen und den Todesstreich von ihm abgewehrt hätte. „Durch diese stete Todesgefahr wurde ich dazu getrieben, mich recht fest an den Herrn Jesus anzuschließen; ich war keine Stunde sicher vor einem Ueberfall, und doch, wenn meine zitternde Hand in der Hand lag, die einst auf Golgatha ans Kreuz genagelt wurde und die jetzt das Scepter des Weltalls führt, so wohnten Friede und Ruhe in meiner Seele..... Solche Prüfungen, in denen mein Leben an einem Haar hing, stärkten meinen Glauben und schienen mich nur für weitere Gefahren zu kräftigen, denn dieselben folgten einander auf dem Fuße. Ohne das stete Bewußtsein der Gegenwart meines lieben Herrn und Heilandes hätte ich gewiß meinen Verstand verlieren und elend umkommen müssen. Seine Worte: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, wurden mir so lebendig, daß es mich gar nicht gewundert hätte, wenn er mir, wie einst dem Stephanus, sichtbar erschienen wäre. Ich fühlte seine stärkende Macht wie Paulus, als er rief: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Es ist die nüchterne Wahrheit und es ist mir jetzt nach 20 Jahren eine liebliche Erinnerung, daß ich das Antlitz und das Lächeln meines

geliebten Herrn nie so innig nah schauen durfte, als in den Augenblicken, da Flinte, Speer oder Keule gegen mich erhoben waren. O, die Seligkeit, zu leben und zu leiden, als ob wir ihn, den Unsichtbaren, wirklich sehen könnten!"

Namuri, ein tüchtiger Katechist, lebte mit seiner Frau im nächsten Dorf. Er gewann ziemlich viel Einfluß und erregte dadurch den Zorn der Feinde. Ein Zauberer oder „heiliger Mann" überfiel ihn und verwundete ihn gefährlich mit dem Wurfstein und der Keule. Er floh nach dem Missionshaus, um mit seiner letzten Kraft den Missionar zu warnen. Paton verband ruhig des Mannes Wunden; die wüthenden Tannesen, die ihm gefolgt waren, blieben stehen und schlichen nach einer Weile zurück in den Busch. Nach einiger Zeit zeigten die Tannesen Reue und wollten den inzwischen genesenen Namuri wieder unter sich haben. Paton wünschte ihn im Schutz des Missionshauses zu behalten, aber Namuri sagte: „Missi, wenn ich die Wilden nach meinem Blut dürsten sehe, so sehe ich mich selbst, als der Missionar zuerst auf meine Insel kam. Ich wollte ihn töten, wie sie mich jetzt töten wollen. Wäre er vor der Gefahr zurückgewichen, so wäre ich ein Heide geblieben; aber er kam und kam immer wieder, uns zu lehren, bis ich durch Gottes Gnade ein neuer Mensch geworden bin. Derselbe Gott, der mich anders gemacht hat, kann auch diese armen Tannesen anders machen, daß sie ihn lieben und ihm dienen. Ich kann mich nicht von ihnen fern halten, aber ich will im Missionshaus schlafen und bei Tag thun, was ich kann, um sie zu Jesus zu bringen."

Wenige Wochen nachher wurde Namuri von demselben wilden Priester wieder überfallen. Diesmal war er zum Tod getroffen. Kaum konnte er noch das Missionshaus erreichen. Während er sterbend in großen Schmerzen dalag, sagte er immer: „Um Jesu willen, um Jesu willen." Er betete für seine Feinde: „O Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. O Herr, nimm nicht all deine Diener von Tanna weg. Nimm deinen Gottesdienst nicht von dieser finstern Insel weg. O Gott, führe alle Tannesen dazu, daß sie Jesus lieben und ihm nachfolgen."

Unter solch trübe Erfahrungen mischte sich aber doch noch von Zeit zu Zeit ein erfreuliches Ereignis ein, das den treuen Arbeiter wieder ermutigte. Ein solches sei hier mitgeteilt. Es war nichts

Geringeres als ein Fest zu Ehren Jehovahs, veranlaßt von dem Häuptling Nowar, der dazu die andern Häuptlinge mit ihren Leuten acht bis zehn Stunden im Umkreis eingeladen hatte.

„Alle wurden persönlich und besonders eingeladen und es war überhaupt die größte Versammlung, die ich auf dieser Insel mitgemacht habe. Als alles bereit war, sandte Nowar einige Häuptlinge, damit sie mich und meine Katechisten zu dem Fest abholten. Vierzehn Häuptlinge hielten nacheinander Reden an die Versammlung; dieselben liefen alle darauf hinaus: Krieg und Kampf müsse auf Tanna aufhören; niemand dürfe künftig durch ‚Nahak‘, d. h. Zauberei getötet werden, denn Hexerei und Zauberei seien Lügen; die ‚heiligen Männer‘ dürften nicht mehr behaupten, sie können Wind und Regen, Hungersnot und Ueberfluß, Krankheit und Tod machen; das heidnische und finstere Wesen auf Tanna solle aufhören und alle Anwesenden sollten Jehovah anbeten, wie der Missionar und die Aneityumesen sie gelehrt haben; alle verwandten Stämme sollten im Frieden in ihre Länder zurückkehren dürfen. Nicht Eine Stimme widersprach diesen merkwürdigen Reden. Den Leuten war es jedenfalls Ernst, und wäre ein bedeutender, einflußreicher Mann unter ihnen gewesen, so hätte man wirklich jetzt etwas aus ihnen machen können. Aber obgleich für den Augenblick freundlich gesinnt, so waren sie doch im höchsten Grad unzuverlässig. Sie sind geborene Sprecher und halten bei jeder Gelegenheit Reden, aber es ist meistens nichts dahinter und man sieht keine Frucht.“

Nun folgten heidnische Tänze und abgöttische Ceremonien. Dadurch sollten die Lebensmittel, welche für Paton und für die einzelnen Stämme bereitgelegt waren, geweiht und dem großen Geist dargebracht werden. Dann kamen wieder Reden und hierauf traten Nowar und noch ein Häuptling vor und redeten Paton und die Katechisten an:

„Dieses Fest ist gehalten, um alle, Häuptlinge und Unterthanen, zu bewegen, daß sie das Kämpfen aufgeben, Freunde werden und euern Jehovah-Gott anbeten. Ihr sollt bleiben und uns alle ein gutes Betragen lehren. Zum Zeichen unserer Liebe und Aufrichtigkeit schenken wir euch diesen Haufen Lebensmittel.“

„Ich antwortete mit einer Ansprache und sagte ihnen, wie mich ihre Reden, ihre guten Vorsätze und Versprechungen freuen. Sie sollen fest dabei bleiben, dann werde eine gute Frucht daraus entstehen für ihre Insel, für sie selbst und für ihre Kinder. Dann trat ich in die Mitte des Kreises, legte ein Bündel von roten und weißen Kattunstücken, sowie Angeln, Messer u. s. w. als Geschenk hin und bat die Häuptlinge, sowohl meine Gabe als auch das, was sie mir dargebracht hatten, als Zeichen meiner Liebe und Freundschaft zu verteilen.

„Weil sie durchaus wollten, daß ich ihr Geschenk annehme, kam ich in die unangenehme und gefährliche Notwendigkeit, zu erklären, warum ich es ausschlagen mußte. Ich dankte ihnen noch einmal herzlich und sagte, da sie in

meiner Gegenwart ihre Lebensmittel als Opfer einem Götzen übergeben und seinen Segen darauf herabgerufen haben und zwar dem Karapanamun, dem bösen Geist, so können und dürfen meine Leute und ich nicht davon essen; das hieße mit ihren Götzen Gemeinschaft haben und Jehovah verachten.... Ich erkläre ihnen aber, wie sehr ich ihnen danke, wie ich sie gerade so sehr liebe, als wenn ich alle ihre Geschenke verzehrt hätte, und wie es mich freuen würde, wenn sie alles nebst meinen Gaben untereinander verteilen würden..... Nowar und Nerwangi erklärten dann dem Volk in großen Reden, wie es gemeint sei, und wie ich möchte, daß als Zeichen meiner Liebe alles unter die versammelten Stämme verteilt werde. Damit schienen alle höchlich zufrieden."

Nun folgten wieder sehr kunstvoll ausgeführte Tänze, dann ein Scheingefecht und zuletzt eine große Verbrüderungsscene, bei der die Männer alles, was sie bei sich hatten, ihre hübsch aus Gras und Laub geflochtenen Röcke und Schürzen, ihre Bogen und Pfeile, sowie was sie von europäischen Kleidungsstücken besaßen, einander gegenseitig schenkten. Man hatte den Eindruck, als seien die versammelten Stämme ein in herzlicher Liebe verbundenes Volk; aber durch das Fest wurde nicht ein einziger Zwist wirklich beigelegt und Paton mußte bald wieder seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um einen Krieg zu verhüten.

Er hatte jetzt sechs förmliche Missionsstationen, die durch Katechisten bedient und von ihm selbst regelmäßig besucht wurden. So oft ein Krieg ausbrach, flüchteten alle Katechisten ins Missionshaus, vor dem die Tannesen noch einige Scheu hatten, und blieben dort, bis es wieder ruhig war. Bald darauf, als wieder Krieg erklärt war, ging Paton, um Gottesdienst zu halten, an den Ort, wo die Stämme sich versammelten. „Ich erklärte ihnen, daß wenn sie an Gott glauben und ihm gehorchen wollten, er sie von all ihren Feinden befreien und glücklich machen werde. Es waren drei „heilige Männer" anwesend, Häuptlinge, vor denen das Volk große Angst hatte. Sie gaben vor, Zauberer zu sein und Macht über Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit, Regen und Dürre zu haben. Sie standen auf und erklärten, sie glaubten nicht an Gott und brauchten seine Hilfe nicht; denn sie könnten mich durch Zauberei töten, wenn sie nur den Rest einer Speise, die ich gegessen, haben könnten. Dies war ein wesentliches Erfordernis für die Ausübung ihrer schwarzen Kunst; daher werden die Bananen- und Apfelsinenschalen, sowie alle Speiseabfälle von den Eingeborenen aufgehoben, damit sie nicht in

die Hände der „heiligen Männer" fallen und zum Nahak verwendet werden. Dieser Aberglaube war meistens die Ursache des Schreckens und Blutvergießens auf Tanna, und da ich so herausgefordert war, rief ich Gott um Hilfe an und beschloß, einen Streich dagegen zu führen. Eine Frau stand da, die einige, unsern Pflaumen ähnliche Früchte, Quonquorn genannt, in der Hand hatte. Ich bat sie, mir einige zu geben; sie hielt mir dieselben hin und sagte: ‚Nimm, so viel du willst.' Ich forderte nun die Versammlung auf, herzusehen, nahm drei von den Früchten, biß von jeder ein Stück ab, reichte sie dann nacheinander den drei „heiligen Männern" und sagte so, daß es alle hören konnten: ‚Ihr habt gesehen, wie ich von diesen Früchten gegessen und wie ich das übrige euren heiligen Männern gegeben habe. Sie haben gesagt, sie können mich durch Zauber töten. Ich fordere sie auf, mich zu töten, wenn sie es können, ohne Pfeil oder Speer, ohne Keule oder Flinte; denn ich leugne, daß sie durch ihre Zauberei über mich oder sonst jemand eine Macht haben.' Die Herausforderung wurde angenommen; die Wilden waren entsetzt über die Lage, in der ich mich befand. Die Ceremonie des Nahak wurde gewöhnlich im geheimen vollbracht, weil die Eingeborenen alle vor Schrecken entflohen, wie ein Europäer vor der Berührung mit der Pest fliehen würde; ich blieb aber und beobachtete ihre Ceremonien mit gespannter Aufmerksamkeit. Als die drei Häuptlinge aufstanden und sich einem der heiligen Bäume näherten, flohen die Eingeborenen erschreckt, indem sie riefen: ‚Missi fort; o weh Missi!' Aber ich blieb auf meinem Beobachtungsposten. Sprüche murmelnd, schwangen die Zauberer die Reste der Früchte, von denen ich gegessen hatte, hin und her, wickelten sie dann in Blätter von dem heiligen Baum und bildeten so kleine, kerzenförmige Röllchen. Dann zündeten sie nahe der Wurzel ein heiliges Feuer an, und während sie fortwährend murmelten, brannten sie die Röllchen an, schwangen sie dann um den Kopf, bliesen darauf, bewegten sie hin und her und sahen mich wild an, als erwarteten sie meine plötzliche Vernichtung. Ich hätte gern gewußt, ob sie nicht am Ende die Lügen selbst glaubten, denn es schien ihnen bitterer Ernst zu sein, und es lag mir mehr als je daran, die Ketten solch schnöden Aberglaubens zu brechen. Ich rief also: ‚Schnell, treibt eure Götter, daß sie euch helfen; ich bin noch nicht tot, ich bin ganz gesund.'

„Endlich standen sie auf und sagten: ‚Wir müssen warten, bis wir alle unsere heiligen Männer zusammengerufen haben. Wir wollen den Missi töten, ehe es wieder Sonntag ist.‘ Ich sagte: ‚Sehr gut; ich fordere alle eure Priester auf, daß sie zusammenhelfen und mich durch Zauberei töten. Wenn ich am nächsten Sonntag wieder gesund in euer Dorf komme, so werdet ihr alle zugeben, daß eure Götter keine Macht über mich haben und daß der wahre und lebendige Jehovah Gott mich beschützt.‘

„Während der ganzen Woche wurden die Muschelhörner geblasen und überall auf dieser Seite der Insel bemühten sich die „heiligen Männer“, mich durch ihre Künste zu töten. Boten kamen von allen Teilen der Insel, die besorgt nach meinem Befinden fragten und sich wunderten, daß ich nicht krank war; es herrschte große Aufregung unter den armen bethörten Götzendienern. Der Sonntag erschien friedevoll und ich ging gesunder und kräftiger als gewöhnlich in das betreffende Dorf. Eine Menge Menschen kamen, und als ich lebend und gesund vor ihnen erschien, sahen sie einander entsetzt an, als ob ich es gar nicht selbst sein könnte. Ich trat nun unter sie, verneigte mich und sagte: ‚Ich grüße euch alle, meine Freunde; ich komme nun, euch wieder von Jehovah und seinem Dienst zu sprechen.‘ Die drei „heiligen Männer“ gaben zu, daß sie mich durch Nahak hätten töten wollen und daß es ihnen mißlungen sei; als man sie aber nach dem Grund des Mißlingens fragte, antworteten sie pfiffig, ich sei auch ein „heiliger Mann“ und da mein Gott stärker sei, habe er mich vor ihren Göttern beschützt.

„Nun sprach ich zu der Menge: ‚Ja wohl, mein Gott ist stärker als eure Götter. Er hat mich beschützt und hat mir geholfen, denn er ist der einzige und wahre Gott, der einzige Gott, der die Gebete der Menschenkinder erhören kann. Eure Götter können nicht Gebete erhören, aber mein Gott kann es und er wird euch erhören, wenn ihr ihm euer Herz und Leben weiht, ihn allein liebt und ihm allein dient. Das ist mein Gott und er wird auch euer Freund sein, wenn ihr seine Stimme hören wollt.‘

„Nach diesen Worten setzte ich mich auf einen Baumstamm und sprach: ‚Kommt, setzt euch um mich, dann will ich euch von der Liebe und Barmherzigkeit meines Gottes erzählen und euch lehren, wie ihr ihm wohlgefallen und dienen könnt.‘ Zwei von den „heiligen Män-

nern" kamen meiner Aufforderung nach und die Menge folgte ihrem Beispiel. Ich versuchte, ihnen einen Begriff von der Sünde und von der Erlösung durch Jesum Christum beizubringen, wie er uns in der hl. Schrift geoffenbart ist.

„Der dritte „heilige Mann", der vornehmste von allen, ein Mann von hohem Wuchs und ungewöhnlicher Kraft, hatte inzwischen seinen Speer geholt. Er schwang ihn in der Luft und zielte nach mir. Ich sagte: ‚Natürlich kann er mich mit seinem Speer töten. Aber er hat versprochen, mich durch Nahak zu töten und keine Kriegswaffen zu gebrauchen. Wenn ihr jetzt erlaubt, daß er mich umbringt, so tötet ihr euren besten Freund, der unter euch lebt und euch nur Gutes thun will, wie ihr wohl wißt. Ich weiß, wenn ihr mich tötet, so wird mein Gott zornig auf euch sein und euch strafen.'

„Dann setzte ich mich ruhig unter die Menge, während der Zauberer wütend umhersprang und auf seine Brüder und alle Anwesenden schalt, weil sie auf mich hörten. Die andern „heiligen Männer" ergriffen meine Partei, und da viele von dem Volk auch freundlich gesinnt waren und sich dicht um mich drängten, warf er seinen Speer nicht nach mir. Um den Tumult zu stillen und Blutvergießen zu verhüten, schlug ich vor, mit meinen Katechisten sogleich wegzugehen, bat die Leute aber im Gehen noch inständig, Frieden zu halten. Wir erreichten zwar glücklich unser Heim, aber der alte Zauberer dürstete nach meinem Blut und ich mochte in den nächsten Wochen gehen, wo ich wollte, so erschien er hinter mir, seinen Goliathspeer schwingend. Gott allein wehrte ihm, daß er ihn nicht nach mir werfen durfte. Ich mußte, während ich allerdings jede erlaubte Vorsicht gebrauchte, meinem Beruf nachgehen, als ob kein Feind da wäre und die Folgen ganz Jesu anbefehlen."

Diese Begebenheit hat ohne Zweifel bei vielen den Glauben an Zauberei erschüttert; aber selbst von den bekehrten Wilden können nur wenige die Furcht vor dem Nahak ganz überwinden. Doch machte die Sache einen heilsamen Eindruck; zwei von den „heiligen Männern" schlossen sich Paton an und ließen einen Katechisten in ihr Dorf kommen. Sie und noch ein paar andere fingen an, nicht mehr nackt zu gehen. Einige junge Leute besuchten die Schule und in manchen Familien wurde sogar eine Art von Hausandacht eingeführt.

Paton glaubte, daß viele Tannesen nicht weit vom Reich Gottes seien. Es war ihm aber nicht vergönnt, sie noch weiter zu führen; keiner von allen begehrte die Taufe und so kam es auch nicht zur Gründung einer Gemeinde.

---

3. Niedergang und Ende der Mission auf Tanna.

Bisher hatte Paton zwar unter vielen Gefahren und Enttäuschungen gearbeitet, aber er hatte die Hoffnung, endlich Boden zu finden, nie ganz aufgegeben und deshalb allen Aufforderungen, Tanna zu verlassen, widerstanden. Im September 1860, zwei Jahre nach Patons Ankunft, kam Miss. Johnston mit seiner Frau, um sich ebenfalls auf Tanna niederzulassen. Bis die Regenzeit vorbei und eine neue Station gegründet war, blieben dieselben bei Paton und lernten bei ihm die Sprache. Er war sehr glücklich in der langentbehrten Gemeinschaft gleichgesinnter Freunde.

Aber um eben jene Zeit bereiteten sich die Ereignisse vor, welche schließlich doch den unerschrockenen Mann zur Flucht zwangen. Leider fällt ein großer Teil der Schuld an all dem Unglück auf die englischen Sandelholzhändler. Paton hatte schon mehr als einmal erfahren, welch schlechten Einfluß diese habsüchtigen, gewissenlosen Menschen auf die leichtgläubigen Wilden übten. Sie betrogen und übervorteilten dieselben auf jede Weise und wenn die Wilden sich rächen wollten, wurden sie von den Händlern unbarmherzig niedergeschossen. Da die letzteren wohl wußten, daß die Missionare vor ihnen warnten, so verdächtigten sie Paton bei den Eingeborenen, ja sie forderten dieselben geradezu auf, ihn und seine Leute zu töten.

Im Herbst 1860 kamen vier Handelsschiffe nach Port Resolution. Die Kapitäne ließen Paton rufen und einer sagte mit boshafter Freude: „Jetzt haben wir ein Mittel, Ihre stolzen Tannesen zu beugen. Wir wollen sie vor Ihren Augen demütigen. Wir haben ihnen die Masern geschickt. Vier masernkranke Leute sind in verschiedenen Häfen gelandet worden und dadurch werden die Reihen der Wilden bald gelichtet werden.“ Und als Paton ihm Vorstellungen machte, fuhr er fort: „Unsere Losung ist, diese Wilden müssen weggefegt werden, damit es Raum giebt für den weißen Mann.“

Die Händler lockten auch einen jungen Häuptling durch das Versprechen eines Geschenks auf ein Schiff, steckten ihn dann unter die masernkranken Leute im Schiffsraum und hielten ihn fest, bis er angesteckt war. Bald wütete die Krankheit schrecklich unter den Eingeborenen. Paton, Johnston und dessen Frau thaten, was sie konnten, um die Leiden der Kranken zu lindern. Sie brachten ihnen Arznei, trugen ihnen Lebensmittel und Wasser zu, und die von Paton behandelten Kranken genasen meistens. Aber gewöhnlich ließen sie sich nicht raten, sondern versuchten ihre eigenen Mittel. Sie sprangen ins Meer, um sich abzukühlen, und fanden da oft augenblicklich den Tod. Manche machten eine Grube in feuchter Erde und legten sich da hinein, weil ihnen die Kühle wohlthat. War die Erde heiß geworden, so baten sie einen Freund, das Loch tiefer zu machen. Viele starben so in ihrem eigenen Grab. Paton meint, daß ungefähr ein Drittel der Einwohner von Tanna durch die Masern hinweggerafft wurde. Von den Katechisten und deren Familien starben dreizehn. Die wenigen Ueberlebenden waren so eingeschüchtert und mutlos, daß, als das kleine Missionsschiff John Knox erschien, sie nach ihrer Heimatinsel Aneityum abreisten, mit Ausnahme Abrahams, eines alten Häuptlings, der den Missionar unter keinen Umständen verlassen wollte.

Natürlich suchten die Feinde der Missionare den Glauben zu verbreiten, daß diese an den Masern und ihren Folgen schuldig seien, und nur zu bald zeigten sich die Folgen. Den Neujahrstag 1861 brachte Paton mit seinen Freunden im Gebet und in inniger Gemeinschaft zu. Nach der Abendandacht wollten Johnston und seine Frau in ihr eigenes Haus gehen. Da erschienen zwei bewaffnete Männer mit geschwärzten Gesichtern, um, wie sie vorgaben, Arznei für einen Kranken zu holen. Paton traute ihnen nicht und suchte sie fortzubringen. Während Johnston sich bückte, um etwas aufzuheben, schlug einer von den Wilden mit seiner Keule nach ihm. Johnston konnte ausweichen, fiel aber zu Boden und wurde nur durch Patons treue Hunde gerettet, die sich auf die Wilden stürzten. Diese gingen nun auf Paton los, aber er hetzte die Hunde auf sie und trieb sie dadurch in die Flucht. „Ich rief ihnen nach: Bedenkt, daß Gott euch sieht und daß er euch strafen wird, wenn ihr seine Diener ermordet.“ Auf der Flucht schloß sich den Wilden eine

größere Schar Männer an, die aus dem Busch gekommen waren, um beim Morden und Plündern zu helfen. „Wir konnten es an diesem Abend nachfühlen, wenn David sagt: Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, darum fürchten wir uns nicht. Wenn die Gefahr vorbei war, hatte ich immer ein banges Gefühl, mehr vielleicht in dem Gedanken, daß ich am Rand der Ewigkeit und so nahe dem Thron des Heiligen gewesen war, als aus sklavischer Furcht. In dem kritischen Augenblick war ich meistens ruhig und fest und hielt mich an die Verheißung: Siehe, ich bin bei euch alle Tage. O köstliche Verheißung! Wie oft freue ich mich derselben und preise den Herrn dafür. Gelobt sei sein Name."

Paton, schon gewöhnt an solche Scenen, konnte die Nacht ruhig schlafen, aber Johnston erholte sich nicht mehr von dem Schrecken. Er war körperlich und geistig gebrochen und starb am 21. Januar, drei Wochen nach dem Ereignis. Seine Frau verließ bald darauf die Insel, um auf ein anderes Missionsgebiet zu gehen.

Im Frühjahr 1861 richteten entsetzliche Stürme große Verwüstungen auf der Insel an, eine Sturmflut wälzte ihre Wogen weit ins Land hinein und der Regen goß in Strömen. Im Missionshaus blieb nur ein Zimmer noch notdürftig bewohnbar, und die Kirche wurde fast dem Erdboden gleich gemacht. Natürlich mußte wieder die Mission an allem schuld sein und die Folge waren neue Ueberfälle, in denen der Missionar aber wiederum seine bewundernswerte Geistesgegenwart bewährte.

Von schlimmer Bedeutung für letzteren war im Jahr 1861 auch die Rückwirkung, welche eine auf Eromanga geschehene Greuelthat, die Ermordung des Missionars Gordon und seiner Frau, auf Tanna übte. Auch diese That kommt auf die Rechnung der Sandelholzhändler, welche die Masern nach Eromanga gebracht und dann die Schuld von sich auf die Mission gewälzt hatten. Jetzt brachten jene Händler eine Anzahl von Eromangern nach Tanna und diese wollten Paton ermorden oder doch die Tannesen zu der That anreizen. Zunächst ließen es die letzteren noch bei Drohungen bewenden, aber Paton hörte Reden wie die: „Wir wollens noch besprechen, ob wir Missi Paton und die Aneityumesen töten sollen, bis wir sehen, ob ein Kriegsschiff kommt und die Eromanger straft. Wenn ihnen nichts geschieht, so wollen wir uns zusammenthun, diese Missionare töten

und den Dienst Jehovahs aus unserem Land treiben." Und ein Häuptling schrie: „Meinen Gruß den Eromangern; sie sind stark und tapfer; sie haben ihren Missi und seine Frau getötet, während wir nur davon sprechen. Sie haben den Gottesdienst zerstört und Jehovah vertrieben."

Wenn jetzt Paton den Feinden sagte, Gott werde seinen Tod an ihnen rächen, so bekam er zur Antwort: Die Eromanger sind ja auch nicht gestraft worden. Dazu kam nun das Verhalten der Sandelholzhändler. Diese drohten, sie würden nicht nach Tanna kommen, um den Tannesen Tabak und Schießbedarf zu verkaufen, so lange noch ein Missionar auf der Insel sei. Selbst Nowar erklärte damals unserem Paton: „Wenn du nicht mit Abraham fortgehst, so töten wir euch auch; denn wir müssen die Händler und das Pulver haben." Aber gerade, als die Wilden eine drohende Haltung annahmen, kamen einige andere gelaufen mit dem Ruf: „Missi, der John Knox läuft in den Hafen ein und gleich nach ihm kommen zwei große feurige Kriegsschiffe."

Und dem Kommandanten dieser Kriegsschiffe gelang es, noch einmal einige Häuptlinge zur Vernunft zu bringen. Sie erklärten ihm aber: „Du mußt der Königin Toria sagen, wie ihre Leute uns schlecht behandeln; und sie soll ihren Händlern verbieten, daß sie uns mit den Masern umbringen, und daß sie uns anlügen, damit wir uns schlecht gegen den Missi betragen. Wenn sie zu uns kommen und reden wie früher, so werden unsere Herzen sehr finster und könnten uns wieder verleiten, daß wir bös gegen den Missi sind."

Auch diesmal war der Eindruck, den die Wilden von der Macht der Engländer bekamen, ganz vorübergehend. Ein neues, drohendes Anzeichen war der plötzliche Tod eines mächtigen Inland-Häuptlings, auf dessen Grund und Boden Kirche und Missionshaus standen. Wahrscheinlich war er vergiftet worden; Miaki aber rühmte sich, er habe seinen Feind durch Zauber getötet. Bald richteten sich die Angriffe aber wieder gegen den Missionar selbst und Nowar, der sonst in der Stunde der Gefahr sich meistens treu gezeigt hatte, konnte nicht mehr für ihn kämpfen, da er am Fuß verwundet war. Paton selbst gebrauchte niemals Waffen; einigemal drohte er mit dem ungeladenen Revolver und jagte die Feinde dadurch in die Flucht.

Nachdem wieder einmal ein solcher nächtlicher Ueberfall glücklich abgewehrt war, hörte Paton morgens, wie Miaki auf seinem Muschelhorn blies, um einer Schar von Wilden das Zeichen zum Ueberfall des Missionshauses zu geben. Widerstand war unmöglich, schleunige Flucht die einzige Rettung. So schlichen sich Paton, Abraham, dessen Frau und ein Katechist Namens Matthäus, der vor kurzem angekommen war, durch den Busch zu Nowars Dorf. Die Flucht mußte in solcher Eile geschehen, daß der Missionar nichts mit sich nehmen konnte, als seine Bibel, ein paar Stücke, die er ins Tannesische übersetzt hatte, und zwei wollene Decken. In Nowars Dorf herrschte große Bestürzung. Die Wilden hatten das Missionshaus überfallen, und als sie dort Paton nicht fanden, kamen sie in großen Scharen auf das Dorf zu. Nowar, seines verwundeten Knies wegen unfähig, seine Leute zu ermutigen und zum Kampf zu führen, saß auf einem umgekehrten Boot und sagte zu Paton: „Missi, setz dich neben mich und bete zu unserem Jehovah Gott; denn wenn er uns nicht Rettung sendet, sind wir alle des Todes. Sie werden uns alle deinetwegen töten. Bete, und ich will wachen."

Wir beteten, wie man nur beten kann, wenn man im Rachen des Todes und am Rand der Ewigkeit ist. Wir fühlten, daß Gott nahe war und allmächtig, zu thun, was er für das beste hielt. Als die Wilden einige hundert Meter entfernt, am Fuß des Hügels waren, auf dem das Dorf stand, berührte Nowar mein Knie und sagte: „Missi, Jehovah erhört uns, sie stehen alle still."

Wären sie herangekommen, sie hätten keinen Widerstand gefunden, denn das Volk war im Schrecken auseinander gelaufen. Soweit unser Auge reichte, sahen wir an der Küste und am Hafen dichte Scharen von Kriegern; aber sie standen alle schweigend und unbeweglich. Zu unserem Staunen kehrte das Heer um und marschierte langsam in tiefer Stille zurück in den Busch am Ende des Hafens. Nowar und seine Leute waren glückselig und riefen: ‚Jehovah hat Missis Gebet erhört; Jehovah hat uns beschützt und sie weggetrieben.'"

(Schluß folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:
Palmweinzieher in Indien.

Von Missionar Lauffer in Reutlingen.

Der Palmbauer und die Palmweinindustrie spielen in Indien, speziell in dem palmenreichen Malabar, eine große Rolle. Blickt man in eine Vegetation hinein, wie sie unser Bild vorweist, so begreift man, wie die Engländer dazu gekommen sind, Malabar „den Garten Indiens" zu nennen. Das Bild zeigt uns zwei alte Kokospalmen inmitten einer lieblich heranwachsenden Familie. Die Gestalt des linksstehenden Baumes verrät aber dem Kenner, daß ihm das Blut schon viel zu oft und im Uebermaß abgezapft worden ist: seine Krone scheint im Absterben zu sein. Es ist übrigens nur Zufall, daß die Kokospalme uns hier vorgeführt wird; denn auch aus der Fächer- und der Sagopalme wird der Palmwein gewonnen, wo die Kokospalme fehlt. Dagegen ist es nicht Zufall, daß hinter den Kokospalmen das Meer sichtbar ist, denn letztere gedeihen am besten am Strande und werden selten weiter als 25 Meilen landeinwärts angetroffen.

Das Anzapfen eines Baumes geschieht folgendermaßen: Ist ein neuer Blütenkolben entwickelt — dieselben werden oft so dick wie ein starker Mannsarm — so wird seine Spitze abgeschnitten, mit einem Streifen des Blattes umbunden, um sein Aufspringen zu verhüten, und mit einem Knochen geklopft und gerieben. Nachdem er 3—4 Tage so bearbeitet worden ist, fängt der Saft zu fließen an; er wird in ein darunter aufgehängtes Gefäß aufgefangen, in dem sich auf diese Weise täglich 2—3 Liter Most ansammeln. Morgens und abends ist der Saft abzunehmen und der Schnitt neu zu reinigen.

Die Arbeit selbst ist äußerst mühsam; wenn einer täglich zweimal vielleicht 50—60 Bäume von 20—30 Meter Höhe erklettert hat, dann weiß er, was er gethan hat. Die Hilfsmittel, deren er sich beim Steigen bedient, sind zwei aus Schnüren gebildete Ringe. In den einen stellt er seine Füße und faßt so den Stamm unten wie

mit einer Klammer. Mit dem andern Ring umfaßt er den Baum von der andern Seite und greift dabei so hoch, als er vermag; er zieht sodann den Körper nach, stellt sich unten wieder fest, reckt sich in die Höhe und so geht es in unglaublicher Schnelligkeit den höchsten Baum hinan. So geübt diese Leute bei ihrer Arbeit auch sind, so kommen doch öfters Unglücksfälle vor, deren Folge entweder Tod oder lebenslängliches Siechtum ist. Meistens geschieht das Unglück durch Losbrechen eines Blattes, während der Mann in die Krone steigt oder während er auf einem Blatt in der Krone sitzend seine Arbeit verrichtet.

Unser Bild zeigt uns den Palmbauer auf dem Weg zu der schwindelnden Höhe; die eigentümliche Kappe, die er trägt, ist aus der Blattrinde der Areka oder Betelnußpalme gefertigt. Das Gefäß an seiner rechten Hüfte, aus demselben Material wie die Kappe, oder auch aus der Rinde einer Art Melonen, dient zur Aufnahme des Safts; auf seiner linken Seite ist sein Handwerkszeug noch sichtbar: ein großes gutgeschliffenes Messer, ein Büschel Bänder und eine Kalkbüchse. Letztere kommt nämlich dann zur Verwendung, wenn Palmwein zur Zuckerbereitung verwendet werden soll. Er muß dann mit Muschelkalk gezogen werden, indem der Schnitt mit gelöschtem Kalk bestrichen wird; er ist aber dann zum Trinken unbrauchbar und unterliegt dem Branntweingesetz in Indien nicht. Der Saft wird in diesem Fall eingekocht, in kleine Scheiben gebildet und an der Luft getrocknet. Diese Zuckerbereitung bildet in Indien einen bedeutenden Industriezweig, der Zucker selbst ist ein wichtiger Handelsartikel. Dieses ist auch der alleinige Gebrauch, den die Basler Mission ihren Angehörigen von dem Palmwein zu machen gestattet.

Aus der sonstigen Palmweinindustrie bezieht die englisch-ostindische Regierung jährlich viele Millionen Abgaben. Sie hat ein eigentliches Schnapsmonopol. Nach festgesetzten Zeiten wird der Palmwein- und Arakvertrieb an den Meistbietenden in öffentlicher Auktion versteigert. Die Regierung bekommt eine Pauschalsumme, wogegen die Pächter das Recht haben, daß aller Palmwein an sie verkauft werden muß; damit errichten sie dann an allen Ecken und Enden Palmweinbuden, nachdem sie dies an sich wenig schädliche Getränke erst möglichst verwässert, dann aber durch Zusatz von allerlei Kräutern

zu einem sehr berauschenden Stoffe gemacht haben. Die Folge ist, daß durch die Palmweinindustrie ganze Bevölkerungsschichten ruiniert werden. Das Trinken von Palmwein und Arak, welch letzterer in Brennereien aus dem Palmwein hergestellt wird, ist in Indien in schauerlicher Weise verbreitet. Man klagt gegenwärtig viel über die Einfuhr von Branntwein durch Deutsche in Afrika und „Vergiftung der Neger" und mit Recht; aber die Engländer sollten füglich schweigen; denn viel schwunghafter als der Branntweinhandel der Deutschen in Afrika wird von ihnen das Schnapsmonopol in Indien betrieben, und so groß das Verderben, welches der Branntwein in Afrika anrichtet, sein mag, so ist doch in Indien die Zahl jener Unglücklichen noch größer, welche durch Schnaps und Palmwein an Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Hinterindien und der malaiische Archipel.

Die Mission in Barma hat auch im letzten Jahr noch von den Dakoit (Aufständischen) zu leiden gehabt; doch ist es der Regierung gelungen, dieselben aus verschiedenen Gebieten, in denen sie bisher ihr Wesen getrieben hatten, zu verdrängen und ihnen auch sonst bedeutend Abbruch zu thun. In Thongze (östlich von Henzada) wurde einer der gefährlichsten Führer, Nja Me, von seinen eigenen Leuten verräterisch umgebracht, während er vorher lange dem Arm der Engländer immer wieder entronnen war, weil ihn die Bevölkerung in Dörfern, die für ganz loyal galten, heimlich unterstützt hatte. Vierzig Stunden nördlich im Distrikt von Thajetmio (an dem Irawadi) wurde noch Ende letzten Jahres ein Polizeiinspektor getötet, in dem Hügelland, dessen Besuch er kurz vorher dem Missionar der Station untersagt hatte. Einem Distrikt von Toungu (am Sittang 19° n. Br.) mußten die Lehrer genommen werden, damit sie nicht in Verdacht kommen, sie seien mit schuld daran, daß die Rebellen nicht aus ihren Dörfern vertrieben werden. Auch aus Arakan wird von Toungup (20 Stunden nördlich von Sandoway) berichtet, die Christen der Gegend werden von den Dakoit auf den Tod geängstet;

sie wagen nachts nicht, in ihren Häusern zu schlafen. (Baptist Miss. Magazine 1889, 48. 126. 1890, 49.) Ein anderer Feind, der die Karen in manchen Gegenden bedrängte, war die Hungersnot. In Tavoj z. B. waren die Karen durch die Unruhen verhindert worden, ihre Felder rechtzeitig zu bestellen. Bei ihrem primitiven System müssen sie starken Regen abwarten, ehe sie säen. Wenn nun der Regen nicht rechtzeitig eintritt, so wird die Ernte nicht mehr reif, ehe sich die Nordostwinde einstellen, die sie zu Grunde richten. Im letzten Jahr blieb ihnen so, nachdem sie den zuvor von den Barmanen geborgten Reis zurückgegeben hatten, großenteils nichts mehr übrig; sie mußten sich von den Wurzeln und Pflanzen nähren, die sie im Wald fanden. Mit ihrer Art des Reisbaus hängt auch ihr häufiger Wohnungswechsel zusammen, der es zu keinem rechten Gemeindeleben kommen läßt. In dem Tavojdistrikt zählt man nicht mehr als zehntausend Karen; sie wohnen aber so zerstreut, daß es schwer ist, die Verbindung mit ihnen zu unterhalten, und alle drei Jahre ziehen sie an einen andern Ort. Miss. Morrow hat daher den Plan gefaßt, eine Anzahl Karenchristen auf einem von der Regierung zur Verfügung gestellten Grundstück anzusiedeln und sie da in rationellem Feldbau zu unterrichten. Ein guter Erfolg, hofft er, werde die andern Christen zur Nachahmung reizen. (a. a. O. 1889, 232. 241 f. 404.) Die Willigkeit zu geben ist, wie bekannt, ein besonders hervorstechender Zug in der Karenmission. In Bassein „brachten die Christen im letzten Jahr für den Schulfonds 20,000 Mk. auf, fünfmal mehr als in den drei vorhergehenden Jahren; für die laufenden Ausgaben der Schule leisteten sie mehr als in einem der verflossenen Jahre. Sie haben ferner zwei große zweistöckige Schlafsäle, ein neues Speisehaus für Mädchen und endlich ein schönes großes Krankenhaus gebaut zur Erinnerung*) an die aufopfernde, erfolgreiche Thätigkeit des Miss. Carpenter in ihrer Mitte. Das Gebäude ist 90′ lang und 57′ breit und bietet auch für den Arzt und die Gehilfen Unterkunft. Alles in allem erhielt der Missionar für die genannten Zwecke mehr als 50,000 Mk., „und ich glaube nicht," schreibt er, „daß darum ein Mann oder eine Frau im Distrikt einen Deut ärmer geworden ist." Ein Mann, der mitten unter heidnischen Barmanen lebte, bat denselben Missionar, ein paar Ochsen in die Stadt zu nehmen und sie dort zu verkaufen oder sonst für die Schule

*) An solchen ‚memorials' ist wohl kein Missionsland so reich wie Barma. In Bassein befindet sich außer dem Carpenter Memorial noch die Ko Thabju-Gedächtnishalle, auch von den Karen errichtet. Rangun hat die Ruggleshalle, ein Andenken des Professor Ruggles in Washington, und das Vinton Memorial, das die Karenchristen erbauen. Die Karen in Henzada haben erst vor kurzem die Thomas-Gedächtniskapelle nebst Schulhaus fertig gebracht. Für die Judson-Gedächtniskapelle in Mandalay steuern mit den Barmanen auch amerikanische Christen; dasselbe ist der Fall bei dem Lyon Memorial in Bhamo.

zu verwenden. Wenn er sie für sich verkaufte, meinte er, würde er das Geld eben so verbrauchen, ein paar Mark da, ein paar dort, und am Ende hätte er nichts davon; so aber diene es dazu, seine und anderer Kinder zu brauchbaren Menschen zu erziehen. Derartige Freigebigkeit kommt aber auch bei barmanischen Christen vor. Ein solcher, im Regierungsdienst angestellt, „hatte ein nettes Haus in Mimbu mit einem Stück Land dabei, das Ganze 1600 Mk. wert. Er schenkte es der Mission und versprach zudem noch 30 Mk. monatlich, ein Zehntel seines Gehalts, für die Unterhaltung eines Predigers zu steuern, den er für die Städte Mangwe und Mimbu bestellt wünschte." (a. a. O. 330. 1890, 17.)

Den Fortgang des Missionswerks im allgemeinen betreffend, hebt der Jahresbericht der Baptisten besonders das steigende Interesse der Barmanen und dem entsprechend eine größere Zahl von Taufen aus ihrer Mitte als ermutigenden Zug hervor. „Es scheint in der That, als hätte die Vernichtung der einheimischen Herrschaft nebst den Unruhen, welche die Leute haben durchmachen müssen, ihren stolzen Geist herabgestimmt und sie williger gemacht, die Forderungen des Christentums in Betracht zu ziehen." Selbst in Mandale, dessen Bevölkerung als ganz besonders gleichgültig, gedankenlos, in den überlieferten Bräuchen befangen geschildert wird, hat sich die baptistische Gemeinde verdoppelt. (a. a. O. 231. 253.) Auch die Gemeinde der Ausbreitungsgesellschaft in Oberbarma (Mandale und Schwebo) ist über Erwarten rasch gewachsen. „Von besonderem Interesse," heißt es Missionfield 1889, 408, „ist die Ausbreitung des Evangeliums in den Dörfern um Schwebo. Es ist dies keineswegs allein unserer Reisepredigt zu verdanken, sondern zu einem guten Teil unseren jungen Christen, die ihre Bekannten einladen, und wenn wir nur alle unsere Bekehrten auf dieser Bahn erhalten, so ist nicht einzusehen, warum das Wachstum nicht stetig sein sollte." Der Fürst von Thibo (nordöstlich von Mandale) hat die Anglikaner aufgefordert, in seinem Gebiet eine Mission zu gründen und versprochen, für ein Schul- und Missionshaus zu sorgen. Sein ältester Sohn war zwei Jahre Zögling einer Missionsschule in Mandale und verließ sie als Bekenner des christlichen Glaubens, um seine Ausbildung in England zu vollenden. (a. a. O. 233.) Unter den Roten Karen in West- und Mittel-Karennie fand der Baptist Crumb auf einer vierwöchigen Reise die Aussichten günstiger als früher und er konnte sogar die Ausdehnung der Mission nach Südkarennie, das seither durch den in der vorjährigen Rundschau erwähnten So la po verschlossen war, ins Auge fassen. So la po ist nunmehr auf Ostkarennie beschränkt. Hier darf sich aber auch kein Weißer blicken lassen. Als der Missionar schon im Mittelland angekommen war, sandte So la po ihm Krieger nach, um ihn mit seinem Gefolge ermorden zu lassen. Dieselben fanden aber bei den Einwohnern so wenig Sympathie, daß sie

es nicht wagten, sich an den Reisenden zu vergreifen. (Miss. Magazine 1889, 100. 128 f.) Die Schanstaaten werden sich wohl in nächster Zeit auch den Missionaren öffnen. Bis jetzt ist die Schanmission auf die zerstreuten Ansiedler in Unterbarma beschränkt und sie hat hier zunächst nur Schaden von der Besetzung ihrer Heimat durch die Engländer. Die Nachfrage nach Schandolmetschern ist nämlich so stark, daß die Mission alle ihre jungen Männer an den Regierungsdienst verloren hat. (a. a. O. 48. 231.) Der Mittelpunkt der Tschinmission ist Sandoway (163 Tschin, 31 Barmanen und Arakanesen, 9 Karen). „Das geistliche Leben," sagt der baptistische Jahresbericht, „das sich unter den eingeborenen Christen trotz der Abwesenheit des Missionars erhalten hat, ist höchst merkwürdig. Es trat dies nicht bloß im Privatleben der Christen zu Tag, sondern auch in selbständiger Missionsthätigkeit, deren Frucht die Taufe von neunzehn Tschin und fünf Barmanen und Arakanesen war." In der Nähe von An traf Miss. Thomas in mehreren Dörfern Tschinchristen, die noch nie das Angesicht eines Missionars gesehen hatten „und nicht einen nichtsnutzigen unter ihnen." „Sie gehören nicht zu den reichen buddhistischen Tschin am Hauptstrom, sondern an den Bergflüssen hinauf, wo kein Boot mehr hinträgt, auf schwindelnden Höhen und in Bergschlünden findet man diese Auserwählten Gottes." Die „Sandoway Tschin Association" hat sich in folge des Beitritts mehrerer barmanischer Gemeinden Arakans zur „Arakan Baptist Association" erweitert. Zwei der Gemeinden stehen finanziell schon auf eigenen Füßen, die andern streben ihnen eifrig nach. Die Summe ihrer Beiträge ist seit dem vorletzten Jahr um fast 200% gestiegen. (a. a. O. 125. 152. 250.)

Das theologische Seminar der Baptisten in Rangun (ca. 60 Zöglinge) ist schon seit mehreren Jahren wiederholt von einer unerklärlichen Krankheit »beriberi« heimgesucht worden. Viele Studenten mußten ihre Studien unterbrechen oder aufgeben; eine Anzahl starb. Nachdem man auf verschiedene Weise vergeblich versucht hatte, dem Uebel vorzubeugen, wurde endlich die Verlegung nach dem vier Stunden nördlich an der Bahn nach Prome gelegenen Insein beschlossen. Die Beiträge der Gemeinden für das Seminar erreichten im letzten Jahr die festgesetzte Summe nicht. „Bei den vielen Ansprüchen, die an die Gemeinde gemacht werden, ist es aber nicht zu verwundern, daß sie nicht mehr für das Seminar leisten, eher daß sie so viel thun. Doch ist der Beitrag, der jährlich auf das Gemeindeglied hiefür kommt, nicht drückend (18 Pfennig) und kann, wenn sich die Pfarrer Mühe geben, leicht aufgebracht werden." (a. a. O. 236. 1890, 32.)

Die indische Bevölkerung Barmas, namentlich Tamil und Telugu, nimmt reißend zu. Man schätzt sie jetzt auf über 300,000 Seelen. „Rangun und Maulmein verwandeln sich zusehends in in-

dische Städte; die Hälfte ihrer Einwohner besteht aus Hindu." Auch in Oberbarma (Mandale) haben sich die Südindier schon zahlreich eingestellt. Außer den Baptisten, Methodisten und der Ausbreitungsgesellschaft nehmen sich ihrer auch die Leipziger an. Sie haben eine tamulische Gemeinde von 187 Seelen in Rangun mit einem eingeborenen Prediger. Ueber eine im letzten Jahr von Miss. Pamperrien ausgeführte Visitationsreise berichtet das Leipziger Miss.Blatt 1889, Nr. 20—23.

Die presbyterianische Mission in Siam und Laos zählte 1888 im ganzen 826 Gemeindeglieder. 1887 waren es 676, 1877 erst 123 und ein Jahrzehnt früher waren nach zwanzigjähriger Thätigkeit nicht mehr als 25 Christen gesammelt. Zwölf Jahre hatte es gedauert, bis 1859 der erste Siamese getauft wurde. In Bangkok arbeiten zur Zeit zwei Missionare und ein Missionsarzt mit ihren Frauen, eine Missionarin und eine Anzahl eingeborener Gehilfen. Das 40 Stunden südwestlich auf der Westseite des Golfs von Siam gelegene Petschaburi ist mit zwei Missionaren und zwei Missionarinnen, sowie 17 eingeborenen Arbeitern besetzt. Im letzten Jahr kam dazu eine dritte Station in Ratburi (Prapri), der drittgrößten Stadt des Reiches, am Meklong einige Stunden über seiner Mündung gelegen. Der frühere Premierminister von Siam hatte die Missionare schon vor drei Jahren aufgefordert, in der Stadt eine ärztliche Mission und Schulen zu errichten und hatte ihnen zugleich ein schönes, großes Haus für die ärztliche Station versprochen. Er starb bald, nachdem der Board die Erlaubnis zur Gründung der Station gegeben hatte und das Geschenk blieb der Mission, obgleich einer der Erben Schwierigkeiten machte. Der König gab nicht bloß seine Genehmigung, sondern wies auch den Gouverneur der Provinz an, den Missionaren so viel Regierungsland zu überlassen, als sie für ihre Arbeit nötig haben. Die Missionare wünschen nun auch für Bangkok ein eigenes Missionsspital. Das Hospital, das der Missionsarzt besorgt, ist eine Staatsanstalt und das Dispensatorium befindet sich in einem gemieteten Gebäude. So ist die Mission ihrer Stellung nicht ganz sicher und außerdem kann die Evangelisation nicht so frei getrieben werden, wie in einem selbständigen Missionsinstitut, obwohl dem Missionsarzt bei seiner Bestellung ausdrücklich gestattet wurde, sich mit den Kranken auch als Missionar zu beschäftigen. Ueber das neu errichtete christliche Gymnasium in Bangkok schreibt Miss. Eakin: „Das Gedeihen des Werkes übertrifft unsere kühnsten Erwartungen. Aus Mangel an Raum im Schulgebäude mußten wir die Vorbereitungsklasse und die Normalschule ausquartieren. In den drei Abteilungen haben wir zusammen 97 Schüler; die beiden letztgenannten bedürfen fast keinen Zuschuß; bei dem Gymnasium reicht das Schulgeld für die Verköstigung der Kostschüler, für die Bücher und die

Hausrente. Drei christliche Knaben werden in zwei Jahren imstand sein, sich irgendwie an der Missionsarbeit zu beteiligen. Von manchen anderen läßt sich das Beste hoffen. Das religiöse Interesse unter den Schülern ist sehr ermutigend." Als Frucht der Reisepredigt tauchen da und dort in den westlichen Provinzen »inquirers« auf, durch die dann wieder den Evangelisten die Straße gewiesen wird, auf der sie das Land zu durchziehen haben. (Church at h. a. V, 435. 443 ff. VI, 54. 275. 520.)

Die Stationen in Laos sind Tschiengme und Lakon, je mit drei Missionaren. Von Anfang an (1867 wurde die Mission begonnen) zeigte sich hier eine größere Empfänglichkeit und namentlich in den letzten Jahren haben die Gemeinden rasch zugenommen. Oktober 1888 bis Juli 1889 wurden in Tschiengme 145 Personen in die Kirche aufgenommen. „Der Einfluß, den unsere Bekehrten ausüben, ist merkwürdig. Die Verfolgung, die sie erlitten haben, hat sie nicht aus der Fassung gebracht. Leider wird unser Aeltester immer noch gefangen gehalten. Es ist nun über fünf Monate, und obgleich der Fürst schon vor drei Monaten sagte, er habe ihn begnadigt, läßt er ihn doch nicht los." Nach wiederholten vergeblichen Bemühungen ist es nun auch gelungen, in Lapun, einer Stadt zwischen Tschiengme und Lakon, eine Außenstation zu errichten; die zahlreichen eingeborenen Christen der Provinz haben damit einen Vereinigungspunkt erhalten. In Tschieng san, einer Stadt in der nördlichen Ecke des Landes, 60 Stunden von Tschiengme, wurde im vorletzten Jahr eine kleine Gemeinde von 29 (erwachsenen) Gliedern organisiert. „Gott hat damit besonders das Leben und die Arbeit eines früheren Aeltesten der Gemeinde in Tschiengme gesegnet. Vor fünf Jahren veranlaßte ihn die Regierung, mit seiner Familie nach Tschieng san zu ziehen, das eine Reihe von Jahren verödet gewesen war und nun wieder angesiedelt werden sollte. Er unterhielt die Verbindung mit den Missionaren treulich, ließ seine Tochter eine Schule für die Nachbarkinder errichten, leistete den Nachbarn ärztliche Dienste und seit einigen Jahren hatten die Missionare bei jedem Besuch die Freude, ein oder zwei Personen, die durch ihn und seine Familie unterrichtet worden waren, taufen zu können." Die neu errichtete Schule in Tschiengme hat guten Fortgang. Es waren im letzten Jahr 35 Kostschüler, noch einmal soviel als im vorhergegangenen Jahr. „Der regelmäßige Schulbesuch der Zöglinge hatte einen guten Einfluß auf die auswärtigen Schüler. Die meisten kommen aus christlichen Häusern. Seit der Eröffnung der Schule haben sich zehn der Kirche angeschlossen. Andere, die denselben Wunsch hatten, habe ich bestimmt, noch ein Jahr zu warten." (a.a.O. V, 438 ff. VI, 521.)

Die Rheinische Battamission auf Sumatra zählt gegenwärtig 13 Hauptstationen und 66 Filialen. Auf dem Plateau von Sipirok

ist die gleichnamige Station, einige Stunden nordöstlich Bungabondar, von wo aus Miss. Irle im Dezember 1888 die Station Sipiongot in der Padang Bolak gründete. Es folgen nördlich im Thal des Batang toru Pangaloan und Sigompulan und in der sich daran anschließenden Ebene von Silindung Pantjur na pitu, Pea radja, die größte Missionsgemeinde (mit den sechs Filialen 4700 Seelen), Simorangkir, das September 1888 bezogene Huta Barat und Sipoholon; am Tobasee Balige, Laguboti, die Station des Ephorus Nommensen und endlich im Westen Siboga, das Eingangsthor für das Battaland an der Tapanulibai. Nach dem letzten Jahresbericht waren es 13,135 Gemeindeglieder und 3192 Kommunikanten, in den Werktagsschulen 1422, in den Sonntagsschulen 1074 Kinder. Von den 66 Gemeinden brauchen in diesem Jahr 41 keinen Zuschuß mehr aus der Missionskasse zur Besoldung ihrer Prediger und Lehrer; 15 derselben haben das Geld, das ihnen von den 12,000 fl. geliehen worden war, welche holländische Missionsfreunde seinerzeit gespendet haben, um die finanzielle Selbständigmachung der Battagemeinden zu erleichtern, wieder erstattet; die übrigen 26 sind dazu noch nicht imstand gewesen. Im ganzen tragen die Gemeinden von den Kosten der Unterhaltung der eingeborenen Arbeiter zwei Drittel (10,000 fl.). Das Ziel, auf das hingearbeitet wird, ist, daß die Gemeinden sich ein Vermögen ansammeln, dessen Zinsen es ihnen im Verein mit der regelmäßigen Kirchen- und Schulsteuer ermöglichen, alle Bedürfnisse des christlichen Gemeinwesens selbst zu befriedigen. In den meisten Gemeinden ist die Einrichtung getroffen, daß die Christen von dem Ertrag ihrer Reisfelder $^{1}/_{20}$ hiefür geben. Die Gelder werden überall von den Gemeinden selbst, nur unter Aufsicht der Missionare, verwaltet. Die jährliche Einnahme der Gemeinden betrug im Jahr 1888 im ganzen 8941 fl., das Vermögen 14731 fl.

Die Geschichte der Gemeinden im letzten Jahr bietet keine hervorstechenden Züge. In Silindung machte der Islam energische Anstrengungen, sich festzusetzen und erreichte seinen Zweck nur darum nicht, weil sämtliche Häuptlinge sich ihm mit aller Macht widersetzten. In Tolang, einer Außenstation von Sipiongot, berief dagegen der Häuptling, nachdem ihm kurz vorher auf sein Versprechen, er werde, wenn man seiner Bitte willfahre, mit seinem Haus Christ werden, ein Lehrer gesandt worden war, drei Hadschis und ließ sich von ihnen mit einer Anzahl der Bewohner seines Kampong zum Muhammedaner machen. Auf einer andern Außenstation, Mandalasena, schien sich alles aufs beste zur Bildung einer Gemeinde anzulassen. Die Häuptlinge, deren Oberhaupt ein Christ ist, versprachen alle bis auf einen, das Bauholz für die Schule, deren Lehrer schon an Ort und Stelle war, herbeizuschaffen. Da fand ein Mekkapilger den Weg in den Ort und es gelang ihm, die meisten Häuptlinge andern Sinnes zu machen, einige ganz zum Islam herüberzuziehen. Der Missionar

eilte hin, „allein mit den Leuten war nichts mehr zu machen. Alles Reden half nichts und endlich erklärten die wenigen Leute, die zu ihrem Oberhäuptling standen: Tuan, wir allein sind nicht stark genug, die Schule aufzurichten. Das schöne Bauholz liegt nun unbenutzt da." Aus Pangaloan schreibt Miss. Bonn: Der Kirchenbesuch hat sich sowohl hier als auch auf den Filialen fast verdoppelt. Bei den hiesigen Aeltesten, die sich darum sehr verdient gemacht haben, habe ich mit Freuden bemerkt, daß sie anfangen, geistlich zu urteilen bei dem Umgang mit Christen und Heiden. In Aek Sarulla hatte der Eifer weniger geistliche Motive. Jeder, der gern das Aeltestenamt mit seinen Vorrechten bekommen möchte, sucht sich dadurch zu empfehlen, daß er von seinem Anhang eine möglichst große Anzahl in die Kirche bringt. — In Pangaloan war es bisher Sitte, daß nach der Arbeitszeit von den Heiden allerlei Feste gefeiert wurden, bei denen geopfert wurde, um Fruchtbarkeit der Felder zu erzielen. Leider gab es immer wieder Veranlassung für viele Christen, namentlich diejenigen, die heidnische Dorfhäuptlinge haben, sich an den Festen zu beteiligen, wenn auch nur so, daß sie sich ihren Beitrag Reis dazu abfordern ließen. Da schlugen die Aeltesten auf meine Anregung ein gemeinsames Fest aller Christen Pangaloans vor, um sie von der heidnischen Feier frei zu machen, und wir feierten dann Ende April ein so schönes Fest in der Kirche, daß wir vorhaben, es jährlich zu wiederholen. Es gab dies wenigstens einen äußeren Bruch zwischen Christen und Heiden. — Als die Cholera ausbrach, ließ ich gleich alle Aeltesten und die Männer, die sich zu der Bibelstunde gehalten, kommen und gab ihnen Anweisung, wie sie im vorkommenden Fall die Kranken behandeln sollen. Jedem gab ich ein Glas mit Kampferlösung mit, damit sie gleich Medizin zur Hand haben, nicht erst zur Station laufen müssen. Während Heiden in großer Anzahl starben, starben nur ein abgefallener und ein ausgeschlossener Christ. In einem Dorfe waren alle acht Glieder einer Christenfamilie befallen worden, genasen aber alle wieder, während in demselben Dorfe acht Heiden starben. Im Dorfe des muhammedanischen Häuptlings, in dem 17 Familien wohnen, starben zwölf Personen. Es war ein solcher Schrecken auf alle Bewohner unseres Thales gefallen, daß sich am Abend niemand vors Haus wagte. Nur die Männer mit ihrem Kampfer giengen unerschrocken zu Christen und Heiden, die ihrer begehrten. Oft mußte ich sie warnen, ihr Vertrauen nicht zu viel auf die Medizin zu setzen ..... (Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft 1890, Nr. 1. 2. Jahresbericht 1889.)

In der holländischen Battamission in Ankola, südlich vom rheinischen Missionsfeld (Miss.Mag. 1889, 170) mit den Bezirken Uta Rimbaru, Losungbatu, Sabungan, Si Mapilapil, Batunaduwa ging Missionar Dammerburs Arbeit vorwärts; die Zahl der Ge-

meindeglieder ist 456, die der Schulkinder 275. Uta Rimbaru ist Hauptstation fürs ganze Feld. (Geillust. Zdgsbld. 1889, 145.)

In Nias blieb die Arbeit der Rheinischen Missionare im letzten Berichtsjahr immer noch auf die drei ziemlich nahe beieinander gelegenen Stationen Gunong Sitoli, Dahana und Ombolata beschränkt, doch ließ sich mehr als seither verspüren, daß das Christentum auch in weiteren Kreisen des Volks Eingang zu gewinnen anfängt. In Gunong Sitoli brachte eine Keuchhustenepidemie, welche viele Opfer forderte, die Christen in große Versuchung, wieder zu ihren alten heidnischen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, zumal die Mittel des Missionars keine Linderung brachten. In der Gegend von Dahana dagegen war die Folge eine ganz bedeutende Bewegung zum Christentum hin. Von Woche zu Woche mehrte sich die Zahl derer, die Christen werden wollten; sie stieg bis zu 160, so daß das Kirchlein bald viel zu klein wurde. Auch in Dahana selbst, das bis dahin ganz gleichgültig geblieben war, fing es an, sich zu regen. Obgleich sich nicht alle Hoffnungen erfüllten, blieben doch so viele treu, daß man eine Erweiterung der Kirche vornehmen mußte, und es war den Missionaren besonders erfreulich, daß nicht nur die Christen die Bauarbeit ganz umsonst thaten, sondern auch Heiden freiwillig und unentgeltlich mithalfen. (Jahresbericht 1889, 44 ff.)

In Borneo hat die Rheinische Mission vier Stationen im Süden an den drei großen Flüssen zwischen dem 114° und 115°, Bandjermasin, an dem Zufluß des Barito, Kajutangi, nahe bei seiner Mündung, Kwala Kapuas und einige Stunden nördlicher Mandomai am Murung (kl. Dajakfluß), Pangko am Kahajan (gr. Dajakfluß), und eine Station im Inneren, Tameanglajang. Von Pangko aus hat Miss. Michel 1888 auf zwei längeren Reisen den Fluß hinauf zwei weitere Stationen angelegt, Kwala Rungan am Mittellauf und Kwala Kuron am Oberlauf. In Bandjermasin wird auch an den Chinesen gearbeitet.

Viel Freude durften die Missionare im letzten Berichtsjahre nicht erleben (vgl. vorj. Rundschau). Aus Bandjermasin wird geklagt, daß die Zerwürfnisse noch schlimmer geworden seien; die Schule kränkle, auf der ganzen Arbeit liege ein lähmender Druck. Die gläubigen Chinesen erhalten ein gutes Lob, aber sie bleiben nicht an Ort und Stelle, weil sie auswärts Verdienst suchen müssen. „Unsere Versammlungen unter ihnen sind einer kranken Pflanze gleich.“ Wenn Miss. Stursberg von den Oloh Ngadiu sagt, so lange sie genug zu essen haben und sich einigermaßen frei bewegen können, wollen sie nichts vom Evangelium, so findet der Präses, Miss. Braches, bei seinem Besuch in Tameanglajang, daß die Oloh

Ngadiu, verglichen mit den dortigen Oloh Maanjan, noch religiös angelegt seien (vgl. vorj. Rundschau). „Die Maanjanchristen in Beto und Telang sind vollständig irdisch gesinnt. Sie würden den Satz: Schafft hier das Leben gut und schön, was später kommt, woll'n wir schon sehn — ohne alles Bedenken als ihr Glaubensbekenntnis unterschreiben. Ein junger Mann, Julianus, saß neben etlichen Oloh-Ngadjuchristen, mit denen ich über Zweck und Wert des Evangeliums sprach. Natürlich kam dabei auch die eben angedeutete Denkweise zur Sprache. Nachdem ich mich deutlich und genügend ausgesprochen hatte, erklärte Julianus ganz kühl: „Nun, ich bekenne, daß ich nur für dieses Leben Gutes suche. Wenn ich's hier gut und angenehm habe, dann ist's mir schon recht und für das, was nach dem Tode kommt, sorge ich nicht. Und wie ich, so denken alle Maanjan, ob Christen oder Heiden." Derselbe hatte erklärt: „Wenn die Muhammedaner mir 200 Mk. geben, so werde ich Muhammedaner." So sind denn auch in Beto, als auf die Cholera, die eine Anzahl Christen wegraffte, noch Reisnot hereinbrach, vier Erwachsene, zum Teil mit ihren Kindern, zum Islam übergetreten. „Einer der Witwen sollen die Muhammedaner für drei Jahre Reis geschenkt haben. Eine solche Versorgung kann natürlich Bruder Sundermann ihr nicht bieten." Mehr Empfänglichkeit findet das Evangelium in dem östlich von Beto gelegenen Isin; es konnten dort zwölf Personen getauft werden, während sich in Telang noch nichts von Erfolg zeigt und in Tameanglajang selbst kaum ein Anfang. „Unsere Arbeit schwebt äußerlich sozusagen in der Luft. Das schlimmste für unsere Arbeit ist, daß viele von unsern Christen meilenweit in ihren Feldern zerstreut wohnen und für uns bei den schlechten Wegen kaum zu erreichen sind ..... Leider weiß auch ich (Miss. Sundermann) kein Mittel, die Leute von dieser vagabundierenden Lebensweise abzubringen, und alle Bemühungen des Bruder Feige, die Leute seßhaft zu machen, scheinen ihren Zweck nicht zu erreichen; denn erst wenige Familien haben sich in Beto angebaut und diese wenigen sprechen auch schon wieder von Weiterziehen oder Zurückkehren." Miss. Hendrich in Mandomai hat nach zwölfjähriger Arbeit eine Frucht seiner Bemühungen für die Verbesserung der Landwirtschaft in seiner Gemeinde sehen dürfen. Auf der Gemeinde-Rohrpflanzung (vgl. vorj. Rundschau) konnte für 40 fl. Rohr geschnitten werden, wovon 30 fl. Reingewinn waren; 32 Familienväter haben sich passendes Land zu Kokos- und Rohrpflanzungen zusprechen lassen und dasselbe meist schon bepflanzt. „Der Reingewinn reichte mit den 15 Gulden Dankopfer der Gemeinde für empfangenen Erntesegen gerade hin, um das Hauptdach der Kirche erneuern zu können ..... Wir hoffen, durch weitere Anlagen sowohl den Wohlstand der Gemeinde zu heben, als auch für Zwecke unserer Kirche hier selbst und des Reiches Gottes überhaupt etwas zu erübrigen." (Berichte 1889, Nr. 7. Jahresbericht 1889, 26 ff.)

Nach Nordostborneo hat, wie in der vorjährigen Rundschau mitgeteilt wurde, die Ausbreitungsgesellschaft einen Missionar gesandt, um in dem Gebiet der britischen Nordborneogesellschaft eine Mission zu begründen. Derselbe schreibt Missionfield 1890, 23: „Die Bevölkerung von Britisch Nordborneo wäre ohne Zweifel zahlreicher, wenn nicht die Raubzüge der Piraten zur See und der Kopferbeuter zu Land wären. Doch werden sich die verschiedenen Stämme unter der Herrschaft der Gesellschaft nach und nach an ein ruhiges, arbeitsames Leben gewöhnen. Die Küstenbewohner heißen „Bajan“. Sie gehören meist zur malaiischen Rasse. Den Hauptteil der Bevölkerung im Innern scheinen die teilweise mit chinesischem Blut vermischten „Dusun“ zu bilden. Es sind das größtenteils ordentliche, ruhige Leute, nur gelegentlich gestatten sie sich Raubzüge, um Köpfe zu erbeuten. Einige der Stämme, namentlich der Küste zu, sind Muhammedaner geworden, aber die im Innern bieten der Missionsthätigkeit ein gutes Arbeitsfeld. Ich habe von ganzen Stämmen gehört, die gerne das Christentum annähmen, wenn man nur zu ihnen kommen könnte. Besonders einen Stamm am Oberlauf des Kinabatanganflusses würde ich gerne besuchen. Aber die Ausrüstung eines Reisezugs würde mich 600—800 Mk. kosten und die Reise auf dem Fluß würde volle sechs Wochen dauern; so muß ich vorläufig darauf verzichten. Mein dringendstes Bedürfnis ist ein junger Geistlicher, der die Flüsse bereisen und die verschiedenen Stämme bewegen würde, ihre Kinder zur Erziehung nach Sandakan zu schicken oder, während ich auf Reisen wäre, meinen Platz einnehmen könnte. Sodann müßten wir die Mittel haben, um die Reisekosten zu bestreiten. Die Europäer in Sandakan zeigen alle Bereitwilligkeit, uns zu unterstützen, aber vorerst können sie nicht mehr thun, als die Kosten der Kirchen- und Schulbauten in Sandakan tragen und ihre 2000 Mk. jährlich zu dem Kaplansgehalt beisteuern.“ In Kudat, einer kleinen Stadt an der Marudubai traf der Missionar eine Anzahl Hakkachristen von der Basler Mission. „Streng arbeitende, christliche Leute, denen es voller Ernst ist mit ihrer Religion.“ Sie baten dringend um einen Schullehrer und einen Katechisten und versprachen zum Bau einer Kirche zusammenzulegen. Noch ehe der Missionar abgereist war, hatten sie schon 400 Mk. gezeichnet und derselbe konnte weitere 400 Mk. zusagen, die ihm von den verschiedenen Seeoffizieren, welche den Hafen im letzten Jahr besucht hatten, zur Verfügung gestellt waren. Ein Lehrer konnte ihnen sofort gesandt werden, so daß die Schule nun schon im Gang ist. Das erstemal, als der Missionar kam, sammelten sich ungefähr zwanzig der Chinesen, von ihrer Arbeit weg, um ihn; das zweitemal waren es vierzig und bei seinem dritten Besuch an einem Sonntag hatte er hundert Teilnehmer am Gottesdienst. „Wir hatten eine sehr interessante Feier in einer Zimmermannswerkstätte. Ein alter Mann, der nicht mehr gehen konnte, wurde

von einem anderen auf dem Rücken zum Gottesdienst getragen. Den Schluß der Feier machte eine Sammlung für die Alten und Kranken." (a. a. O. 18 ff.)

Von den fünf mit Neukirchen verbundenen Missionaren in Java (auf den Stationen Klampok, Kedoeng datje, Tjemen, Kalitjeret) bringt der „Missions- und Heidenbote" gute Nachrichten. „Im Werk des Herrn geht es so seinen stillen Gang weiter." In Klampok konnte Ende letzten Jahres das neue Kirchlein eingeweiht werden.

Auf Almaheira feierte der holländische Sendling van Dyken am 18. Oktober 1889 sein 23jähriges Missionsjubiläum. In seinem Duma wuchs die Gemeinde und zeigte dem Heidentum gegenüber viel Mut; die Zahl der Gemeindeglieder beträgt hier 132. Zu Dokkolamo konnte in einer dazu überlassenen Zaubererwohnung (Muda) eine kleine Schule errichtet werden. Van Baarde hat in Soa-konora schwere, noch unfruchtbare Arbeit zu verrichten. (Utrecht. Berichte 1889, 69. 161. Verslag 1888.) L.

b) Neuestes.*)

(Aus Uganda) liegen nunmehr neuere Nachrichten vor, als diejenigen sind, welche in der Rundschau über Ostafrika S. 119 f. gegeben werden konnten. Darnach gelang es dem vertriebenen König Mwanga am 4. Okt. v. J., den von den Arabern eingesetzten Kalema bei der Hauptstadt Rubaga zu schlagen und am darauffolgenden Tag ihn auch aus seiner Verschanzung in den Ruinen der katholischen Mission zu verdrängen und den größten Teil seines Heeres zu vernichten, während Kalema selbst mit wenigen der Seinigen nach Unjoro entkam. Dort soll derselbe die zerstreuten Anhänger sammeln, um sich zu den Mahdisten durchzuschlagen. Am 11. Oktober zog Mwanga triumphierend in Rubaga ein, am 12. folgten die katholischen Missionare P. Lourdel und P. Denoit. „Ein junger Mann konnte 40 Katechumenen den Missionaren vorstellen, alle vollständig unterrichtet; man sagt, die Zahl der Katholiken habe sich während der einjährigen Abwesenheit der Missionare um 3000 vermehrt." So die (katholische) Köln. Volkszeitung. Die evangelischen Missionszeitschriften bringen noch keine Berichte, namentlich auch nicht darüber, ob die Missionare der C. M. S., Gordon und Walker, die sich zuletzt auch noch entschlossen hatten, sich dem Heere des Mwanga anzuschließen, um ihre Gemeinde nicht der Bekehrungslust der katholischen Missionare zu überlassen, nun ebenfalls wieder in Rubaga sich befinden. Erfreulich ist an obigen Nachrichten zunächst nur die Brechung des muhamme-

*) Geschrieben Anfang April.

danischen Einflusses; doch ist es noch fraglich, ob dieselbe definitiv ist, noch viel mehr aber, ob Mwanga sein Versprechen, den Missionaren freie Hand zu lassen, hält, und namentlich, ob er es gegenüber den evangelischen hält.

Bücheranzeige.

Hähnelt, Wilh. Die drei Bahnbrecher der Evangelischen Mission in China. Berlin, Evang. Missionshaus. 1889. 8°. 39 S. 30 Pfg.

Morrison, Gützlaff und Burns sind die drei Bahnbrecher, deren Leben hier geschildert wird, — für ihre Bedeutung freilich fast allzu kurz und skizzenhaft. Besser wäre es wohl gewesen, es wäre jedem einzelnen von ihnen ein Traktat von diesem Umfang gewidmet worden, ähnlich den Traktaten der Basler Missionsbuchhandlung: „Robert Morrison, der erste ev. Missionar in China. Von Ad. Christ," und „William Chalmers Burns. Ein Wanderleben. Von J. Hesse." (25 Pfg.) Vielleicht dürfen wir das von dem Verfasser noch erwarten. St.

Cooper, Luise. Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlecht in China. Zum Besten der blinden Chinesinnen. Hannover, Stephansstift. 1889. 8°. 138 S. Mk. 1.

Die Verfasserin dieses anspruchslosen Büchleins wurde 1884 von dem Berliner Frauenverein für China zur Unterstützung der Hausmutter des Findelhauses in Hongkong ausgesandt, mußte aber schon nach zwei Jahren wegen eines schweren Nervenleidens in die Heimat zurückkehren. „Schon auf ihrem langen Schmerzenslager in China hat sie viel darüber nachgesonnen, wie den armen Blinden in China zu helfen sei" und insbesondere „den von ihrem Volk verspotteten, verstoßenen und mißachteten blinden Chinesinnen, die jeder Schande preisgegeben sind und ein schamloses Lungerleben führen müssen. Im Findelhaus werden grundsätzlich seit langer Zeit keine blinden Kinder mehr aufgenommen und auch sonst giebt es im ganzen südlichen China keine Heimstätte für sie. Erst in neuester Zeit hat eine amerikanische Missionsärztin in Kanton unternommen, ein Asyl für blinde Chinesinnen zu errichten, und der Wunsch der Verfasserin ist nun, daß dieser Vorgang auf deutscher Seite Nachahmung finden und ein Fonds für ein künftiges deutsches Asyl gesammelt werden möchte. Um hiezu anzuregen und etwas beizutragen, hat sie, „weil sie keinen bessern Weg wußte," zur Feder gegriffen. Sie hat damit aber gewiß keinen Fehlgriff gethan. Das Schriftchen kann nicht bloß um seines guten Zweckes willen empfohlen werden, es bietet den Missionsfreunden auch eine recht ansprechende Lektüre. Im ersten Teil giebt die Verf. eine Skizze von dem Leben der chinesischen Frau (Das chinesische Kind. Heidnische Religionslehren und Gebräuche. Die Tochter des Hauses. Verlobung und Hochzeit. Die Frau und Mutter); der zweite enthält eine mit warmer Teilnahme geschriebene Geschichte des Findelhauses und gerne hört man der Verf. zu von Anfang bis zu Ende. Der zweite Teil wird besonders denen, welche sich für die persönlichen Erlebnisse der Missionare interessieren, sehr willkommen sein. L.

Grundemann, D. R. Die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt (1878—88). Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1890. 8°. 300 S. Mk. 3.60.

Im „Theolog. Litteraturblatt" 1888, Nr. 19 beklagt sich jemand, „die Mission müsse sich häufig mit recht unreifen Produkten, die mehr den guten

Willen als die Fähigkeit des Autors verraten, kümmerlich behelfen." Das vorliegende Buch ist kein solches Produkt, sondern eine *reife* Frucht aus der fleißigen Feder eines der berufensten und wohlausgerüstetsten Missionsschriftsteller. Der Inhalt zerfällt in zwei Teile: zuerst wird das Missionswesen in den *heimatlichen* Kirchen behandelt, bei Deutschland und der Schweiz z. B. in 10 Abschnitten die Stellung der Mission im öffentlichen Leben, die Zahl der Missionsgesellschaften, die Geldmittel, Fortschritt der Missionskräfte und Erfolge, Jubiläen, Visitationen, Missions-Kirchenordnungen, Konferenzen, Studenten-Vereine und endlich Litteratur; dann wird der Fortschritt des Werkes *draußen* auf den Missionsfeldern geschildert, wobei auf Afrika z. B. 60 Seiten kommen. Bei der ungeheuren Masse des hier bewältigten Stoffes sind einzelne kleine Ungenauigkeiten oder Mißverständnisse natürlich nicht zu vermeiden gewesen. Auf S. 198 wird z. B. von Lady Dufferin gesagt, sie befördere die Anstellung von Missionsärztinnen, während doch gerade sie die Einführung von *nichtmissionierenden* Aerztinnen zur Linderung des weiblichen Elends in Indien betreibt.

Das schönste an dieser wie an allen Grundemannschen Schriften ist die gesunde Verbindung von nüchterner Kritik und heiliger Begeisterung für die Mission. So heißt's im Vorwort: „Die evangelische Missionsberichterstattung hat die ungeschminkte Wirklichkeit darzustellen, mag sie uns selbst angenehm sein oder nicht. Auch in der folgenden Darstellung habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, Mängel und Schäden unsrer Mission zu berühren. Wenn aber schon beim Ueberblicken eines kurzen Jahrzehnts trotz aller Gebrechlichkeit der Werkzeuge ein so deutliches Wachstum und oft wunderbare Fortschritte sich zeigen, so wird auch die nüchternste Darstellung ungesucht zu einem Loblied auf den Herrn, der in der mangelhaften Arbeit seiner Knechte kräftig wirkt und sein Reich auf wunderbare Weise baut." Wir wünschen dem Buch viele Leser und machen darauf aufmerksam, daß es zugleich als Ergänzungsband zur „Kleinen Missionsbibliothek" erschienen ist und daß diese (4 Bde., 2. Aufl.) jetzt um 20 Mk. statt um 31 Mk. 60 Pf. gekauft werden kann. J. Hesse.

Drummond, Henry. Inner-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Deutsch vom Verfasser von „Gordon, der Held von Chartum." Mit 10 Abbildungen. Gotha, Fr A. Perthes. 1890. Mk. 4 (schön gebunden).

So bekannt Drummonds „Naturgesetz in der Geisteswelt" bei uns ist, so unbekannt ist es wohl den meisten Deutschen geblieben, daß der geistvolle schottische Professor auch unter die Afrika-Reisenden gegangen ist und unter obigem Titel ein recht anmutiges Buch über seine teils naturwissenschaftlichen, teils politischen, philanthropischen und missionarischen Beobachtungen im dunkeln Weltteil veröffentlicht hat. Die hier gebotene *Uebersetzung* ist ganz vortrefflich gelungen, ja kommt eigentlich einer zweiten verbesserten Auflage des Buches gleich, zumal der Verf. selbst längere Abschnitte für dieselbe ganz neu geschrieben hat, wie z. B. den Schlußabschnitt über die *Sklaverei*. Deutschen Lesern empfehlen wir besonders auch das Kapitel „*Kolonialpolitisches*", sowie die Bemerkungen des Verf. über den englisch-portugiesischen Streit ums Njassa-Land. Daß nach dem Buchstaben der Verträge die Portugiesen Recht haben, ist ja gewiß wahr; daß aber die englische Politik sich nur aus „Brutalität" erklärt, ist ebenso unwahr; und eben darüber kann man sich aus diesem Buch Belehrung holen. Es ist übrigens nicht lehrhaft, sondern sehr unterhaltend geschrieben.*) J. H.

---

*) Im vor. Jahrgang S. 351 und wieder S. 510 ff. haben wir nach gütigen Mitteilungen von anderer Hand einige Auszüge aus dem Buche gebracht, die eine Probe von dem frischen, anregenden Tone geben, in welchem es geschrieben ist. D. Red.

Brecht, Theod. Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Barmen, Hugo Klein. 1889. 8°. IV und 227 S. Mk. 3.

Die vorliegende Schrift hat einen doppelten Anlaß: einmal die durch die Sklavenenzyklika des Papstes Leo XIII. und durch die Agitation des Kardinals Lavigerie in Fluß gebrachte Antisklavereibewegung, sodann das Jubiläum der französischen Revolution, welches der Meinung neue Nahrung gegeben hat, als sei die Freiheit für Europa erst durch den französischen Radikalismus gekommen. Durch jene Bewegung hat es die römische Kirche verstanden, auch in den Augen vieler Protestanten sich mit dem Nimbus der Humanitätsidee zu umgeben und den Schein zu erwecken, als sei sie von jeher die sklavenfreundliche, sklavenbefreiende Macht. Diesen Schein zerstört das vorliegende Buch durch Thatsachen von erdrückendem Gewicht. Wir meinen vor allem die überraschenden Thatsachen, daß die Sklaverei im kanonischen Rechtsbuch der römischen Kirche als zu Recht bestehend vorausgesetzt wird und daß die Päpste bis zum Anfang unseres Jahrhunderts selbst Sklavenhalter gewesen sind! Der Verf. giebt eine Reihe von Belegen aus dem kanonischen Recht und kommt dann zu dem Schluß: „Das kanonische Recht setzt die Sklaverei voraus als einen legitimen Faktor des gegebenen Rechts. Es konserviert die Sklaverei mit großer Sorgfalt und hat von den Sklaven eine so niedrige Anschauung, wie nur irgend jemand in den schlimmsten Zeiten des Altertums. Sie sind dem kanonischen Recht einfach ‚Sachen', ebensogut wie die übrigen Res der Kirche." Dieser Theorie entsprach die Praxis. Zwar hat die Kirche oft mit warmen Worten die Freilassung empfohlen, aber gleichzeitig ihre Kirchensklaven behalten. Hat doch in Rom im Dienst der Päpste bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Sklaverei bestanden. Den Nachweis dafür liefert der Verf. durch Auszüge aus der Broschüre des Archivars Bertolotti in Mantua: „Die Sklaverei in Rom vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Rom 1887." Was aber die Stellung Roms zur Kolonialsklaverei betrifft, so hat Nicolaus V. dem König Alfons von Portugal im Jahr 1452 förmliche Vollmacht erteilt, „die Sarazenen und Heiden und andere Ungläubige ..... in ewige Sklaverei zu versetzen" und diese Vollmacht ist durch Calixt III. und Sixtus IV. feierlich bestätigt worden. Zwar haben spätere Päpste, veranlaßt durch den Notschrei des Dominikaners Las Casas, gegen die Indianersklaverei zum öfteren Erlasse gerichtet, allein es ist bei allen diesen Erlassen wohl zu beachten, daß die Negersklaverei fortwährend von ihnen als berechtigt anerkannt wurde und daß erst, nachdem andere Kräfte der Negersklaverei den Todesstoß versetzt hatten, auch der Papst mit seiner Verurteilung nachgehinkt kam. Wenn also heute die Päpste sich an die Spitze von Emanzipations- und Kulturbestrebungen zu stellen suchen, so steht dies mit der ganzen Vergangenheit des Papsttums im grellsten Widerspruch. Ebensowenig ist es freilich der atheistische Radikalismus, der die Emanzipation gebracht hat. Es ist der Protestantismus, der dieselbe begonnen hat. Er hat auch den Beruf, durch die Lösung der sozialen Frage sie zu vollenden. — Dies die Grundgedanken des Buchs, das umsomehr empfohlen werden kann, als der Reingewinn zum Teil der afrikanischen Mission zu gut kommen soll. Tr.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Anzeige.

Da auf die im Missionsmagazin 1889, Nr. 12 ergangene Anfrage nur ganz wenige Bestellungen auf ein etwaiges **Register** zu den alten Jahrgängen des Missionsmagazins eingelaufen sind, so wird von der Herausgabe eines solchen abgesehen.





Missionsfaktorei in Akuse (Goldküste.)

Missionar Paton auf Tanna (Neu-Hebriden).

(Schluß)

In den folgenden Nächten versuchte Abraham, sich ins Missionshaus zu schleichen, um einiges von den Habseligkeiten zu retten; aber es war von Feinden umgeben und er mußte schleunigst fliehen. Die Wilden raubten und zerstörten, was sie in dem Haus fanden. Nun erklärte Nowar, Paton müsse sein Dorf verlassen, denn seine Anwesenheit bringe sein und seiner Leute Leben in Gefahr. Es war jetzt kein Schiff in der Nähe, das Paton hätte aufnehmen können, so blieb ihm nichts als der Versuch, die südliche Missionsstation Kwamera zu erreichen. Wie dies geschehen sollte, wußte Paton zunächst noch nicht; denn Miaki hatte ihm sein Bot gestohlen. Nowar ließ Paton in seine Pflanzung führen, wo er auf einem großen Kastanienbaum Zuflucht fand.

„Die Stunden, die ich hier zubrachte, sind mir noch so lebendig, als wäre es erst gestern gewesen. Ich hörte häufige Flintenschüsse und das Geheul der Wilden. Doch saß ich hier in den Aesten sicher, wie in den Armen Jesu! Nie in all meinen Leiden war mein Herr mir näher, nie sprach er meiner Seele tröstender zu, als damals, während das Mondlicht durch das Kastanienlaub schimmerte und der Nachtwind meine fieberische Stirn fächelte und ich dem Herrn mein ganzes Herz sagte. ‚Allein und doch nicht allein.‘ Wenn es zur Ehre meines Gottes dient, will ich gern noch manche Nacht allein in einem solchen Baum zubringen, um wieder meines Heilands geistige Gegenwart zu fühlen und mich seiner tröstenden Gemeinschaft zu freuen.“

Um Mitternacht erschien Nowars Sohn und forderte ihn auf, mit ihm an den Hafen zu gehen. Dort wartete Nowar selbst, um seinem Missi fortzuhelfen. Paton hatte um einen Ballen Kattun ein Bot gemietet, aber der Besitzer des letzteren gab es nicht her, bis er Paton auch seinen letzten Besitz, zwei Bettdecken und eine Axt, abgenommen hatte. Dann stellte er zwar das Bot zur Verfügung, aber nicht die Ruder, und es kostete neue Verhandlungen, bis diese

beigebracht waren. Nun bestieg Paton mit den Seinigen das Bot. Eine Weile ging die Fahrt gut; aber als sie die Richtung nach Kwamera einschlugen, wurde das Meer so unruhig, daß sie umkehren mußten; mit Anstrengung aller Kräfte kamen sie unter großen Gefahren nach vier Stunden wieder an die Stelle, von der sie ausgegangen waren. Es blieb nun nichts übrig, als den Landweg nach Kwamera einzuschlagen. Dies war aber nicht möglich ohne die Führung eines Eingeborenen. Da stellte sich zur rechten Zeit Nowars Schwiegersohn Fämungo ein, der gekommen war, um Paton vor einem Ueberfall Miakis zu warnen. Fämungos kleines Reich lag ungefähr halbwegs in der Richtung auf Kwamera; er hatte sich meistens freundlich gegen Paton erwiesen, und jetzt erlangte dieser von ihm durch Bitten wenigstens so viel, daß er seinem Zug folgen durfte. Die Freundschaft hinderte ihn freilich nicht, eine tüchtige Ladung von Patons Sachen fortzuschleppen. Auch Nowar hatte sich seinen Teil am Raub, u. a. eine Kiste voll Reis, gesichert, „als Ersatz," wie er sagte, „für mein lahmes Knie und dafür, daß meine Leute für dich gekämpft haben."

Paton und seine Getreuen folgten nun Fämungo. Aber trotz diesem Schutze waren die Flüchtlinge steter Gefahr ausgesetzt. Die Feinde umschwärmten sie immer wieder und oft in solcher Zahl, daß Fämungo ihnen mit seinen Kriegern weit nicht gewachsen war. Ein Wurfstein verwundete Abraham an der Wange; ein anderer, der Paton galt, traf diesen nur nicht, weil er durch einen Ast aufgefangen wurde. Trotz allem aber und obwohl sie auf dem letzten Teil des Wegs den Schutz Fämungos entbehren mußten, kamen sie doch endlich wohlbehalten in Kwamera an. Mathieson eilte seinem Freund entgegen; es war ein schmerzliches Wiedersehen.

Mathieson und seine Frau waren beide leidend; ihr einziges Kind war eben gestorben und auch sie waren rings von Gefahren umgeben. Die Missionare konnten nichts thun, als auf ein Schiff warten. Sie hielten noch ein paar mal in den Dörfern umher Gottesdienst, durften sich aber von der Station nicht weit entfernen.

Am 31. Januar 1862 erfuhren die Missionare, daß Miakis Leute in Mathiesons Bezirk umhergingen, um die Wilden gegen die Missionare aufzuhetzen. Und nun kamen dieselben noch einmal und zwar mehr als je in die äußerste Lebensgefahr.

„Am 3. Februar kamen einige von Miakis Leuten ins Missionshaus und zwangen Frau Mathieson, sie im Haus umherzuführen. Gott fügte es so, daß ich mich damals in ein Kämmerchen eingeschlossen hatte und mit Schreiben beschäftigt war. Sie gingen durch alle Zimmer und fanden mich nicht.... Ermüdet durch langes Wachen und viele Anstrengungen legte ich mich an diesem Abend früh zu Bett. Gegen 10 Uhr umringten die Wilden wieder das Missionshaus. Mein treuer Hund Clutha, der bei mir geblieben war, als ich alles andere verlor, sprang leise an mir hinauf und weckte mich durch Zupfen an meinen Kleidern. Ich sah an seinen im Dunkeln leuchtenden Augen, daß Gefahr vorhanden war, und weckte deshalb Herrn und Frau Mathieson. In stillem Gebet übergaben wir uns Gott und beobachteten dann die Feinde, ohne daß sie uns sehen konnten. Plötzlich fiel ein heller Lichtschein in unser Zimmer; Männer mit brennenden Fackeln gingen umher. Zuerst zündeten sie die Kirche an allen vier Ecken an und dann einen Rohrzaun, der das Wohnhaus mit der Kirche verband. In wenigen Augenblicken mußte das Haus in Flammen stehen, und draußen warteten bewaffnete Wilde, um uns zu töten, wenn wir entfliehen wollten. Ich nahm meinen unschädlichen Revolver in die linke Hand, ein Messer in die rechte und bat Mathieson, mich hinaus zu lassen und hinter mir zu schließen. Er wollte es nicht thun, hielt mich zurück und sagte: ‚Bleibe und laß uns zusammen sterben; du wirst nicht wieder kommen.‘ Ich sagte: ‚Schnell, überlaß das Gott. In einigen Augenblicken steht unser Haus in Flammen und dann kann uns nichts mehr retten.‘ Jetzt ließ er mich hinaus und schloß die Thüre schnell von innen. Während er und seine Frau innen für mich beteten und wachten, lief ich zu dem brennenden Zaun, zerhieb ihn, riß ihn auseinander und warf ihn in die Flammen, so daß das Feuer nicht unser Haus ergreifen konnte. Jetzt sah ich auf dem Boden die Schatten von mehreren Menschen und trat schnell zurück. Sieben oder acht Wilde umzingelten mich und erhoben ihre großen Keulen. Ich hörte einen Ruf: ‚Tötet ihn, tötet ihn!‘ Ein Wilder suchte mich zu packen, ich entsprang ihm, zog den Revolver aus der Tasche, zielte mit demselben, und während ich mein Herz zu Gott erhob, sagte ich: ‚Waget es, mich zu schlagen, und mein Gott wird euch strafen für das Verbrennen seiner Kirche, für den Haß gegen seinen Dienst und sein Volk und für alle eure bösen Thaten. Wir lieben euch alle, und dafür, daß wir euch nur Gutes thun, wollt ihr uns töten. Aber unser Gott ist hier, uns zu beschützen und euch zu strafen.‘ Sie heulten vor Wut und einer reizte den andern, den ersten Schlag zu thun, aber der Unsichtbare hielt sie zurück. Ich stand unverwundbar unter seinem unsichtbaren Schild und es gelang mir, das Flammenmeer von dem Haus abzuhalten.

„In diesem Augenblick geschah etwas, das meine Leser erklären mögen, wie sie wollen, das ich aber der unmittelbaren Einwirkung meines Gottes zuschreibe. Von Süden her hörte man ein Rauschen und Brausen, wie das Schnauben einer mächtigen Dampfmaschine oder das Grollen fernen Donners. Alle wendeten den Kopf nach jener Seite und sie schlossen aus früheren schmerzlichen Erfahrungen, die sie gemacht, daß ein schrecklicher Sturm mit Regen im

Anzug war. Nun merket, der Wind trieb die Flammen von unserem Wohnhaus weg. Wäre er aus der entgegengesetzten Richtung gekommen, so hätte keine Macht der Erde uns vom Tod in den Flammen retten können. Die Kirche war nun allerdings in wenigen Minuten ganz niedergebrannt, aber ein heftiger Regen löschte dann das Feuer. Die Wilden riefen: Das ist Jehovahs Regen; wahrlich, ihr Gott kämpft für sie und hilft ihnen; laßt uns fliehen! Ein Schrecken ergriff sie; sie warfen die Fackeln weg und in wenigen Augenblicken waren sie alle im Busch verschwunden."

Als sie am andern Morgen wiederkehrten und die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte, da hörte man mit einem Mal den Ruf: Ein Schiff, ein Schiff!

Die Missionare auf Aneityum hatten von der Gefahr gehört, in der ihre Brüder auf Tanna schwebten, und auf ihre dringenden Bitten hatte ein Schiffseigner einem seiner Kapitäne befohlen, auf Tanna zu landen. Derselbe schickte ein Bot, um die Missionare abzuholen. Die Abreise wurde durch eine unerwartete Schwierigkeit noch verzögert; Mathieson war infolge von Krankheiten und Leiden geistig etwas gestört und als alles zur Abreise bereit war, schloß er sich in sein Zimmer ein und weigerte sich, dasselbe zu verlassen. Da freundliches Zureden nichts half, erklärte Paton endlich: „Deine Frau muß jetzt gehen, ich aber bleibe bei dir, und wenn ich umkomme, so bist du schuld an meinem Tod." Das wirkte, und die Missionare begaben sich auf das Bot, welches sie dann auch glücklich nach Aneityum führte.

Mathieson und seine Frau überlebten die hier erzählten Ereignisse nicht lange. Paton selbst wünschte, auf Aneityum zu bleiben und sich dort mit der Bibelübersetzung zu beschäftigen, bis es wieder möglich wäre, nach Tanna zurückzukehren. Allein seine angegriffene Gesundheit machte eine Erholung in einem gemäßigten Klima notwendig. So gab er dem Drängen der andern Missionare nach und reiste mit der nächsten Gelegenheit nach Australien. Seine Aufgabe war hier, in der presbyterianischen Kirche der Kolonien das Interesse für die Mission auf den Neu-Hebriden zu wecken und womöglich Geld zum Kauf eines Missionsschiffs zu sammeln.

Beim Rückblick auf diese erste Periode seiner Missionsthätigkeit sagt Paton mit Beziehung auf Tanna: „In den dunkelsten Stunden zweifelte ich nie, daß zuletzt dort wie anderswo Jesus siegen werde, weil ich glaube, daß noch die ganze Erde der Herrlichkeit des Herrn

voll sein wird. Manchmal freilich fürchtete ich, ich würde diese Freude nicht mehr erleben. Durch die Güte des Allmächtigen habe ichs aber doch erleben dürfen, daß eine christliche Kirche auf Tanna gegründet wurde, daß der liebe Missionar Watt und seine Frau das heilige Abendmahl mit einer Gemeinde von Eingeborenen der Insel Tanna feierten an dem Ort und unter dem Volk, wo der Same des Evangeliums mit Thränen und oft inmitten von Blut und Tod ausgesät wurde."

Paton selbst wirkte später, wie eingangs erwähnt, als Missionar auf Aniwa, einem kleinen Inselchen östlich von Tanna. Ueber seine Reisen in Australien, seinen Besuch in der Heimat im Jahr 1864, seine Niederlassung auf der Insel Aniwa und die Bekehrung dieser ganzen Insel zum Christentum, endlich über seine zweite Reise nach Schottland und nach Australien will Paton in einem zweiten Band seiner Biographie berichten.

Was wir hier aus seinem Leben erzählen konnten, ist nur ein Bruchstück; aber es genügt doch wohl, um für den merkwürdigen Mann und das Stück Missionsgeschichte, das er uns vorführt, einige Teilnahme zu erwecken. Vielleicht ist es uns später einmal vergönnt, noch mehr aus seinem Leben zu erzählen.

Die dänische Missionsthätigkeit
in den zwei letzten Jahrzehnten.

Von Propst J. Vahl in Norre Alslev (Dänemark).

Es ist eine Reihe von Jahren her, seitdem ich eine Uebersicht über die dänische Missionsthätigkeit von der Reformation an mitgeteilt habe (Miss.Mag. 1869, 194ff.); ich werde nun, eines vor mehreren Jahren gegebenen Versprechens eingedenk, versuchen, eine Fortsetzung davon zu geben.

1. Die Dänische Missionsgesellschaft und ihre Wirksamkeit.

Das Missionsfeld der Dänischen Missionsgesellschaft ist Südindien, das alte Gebiet der dänisch-halle'schen Mission. Es war

ohne Zweifel Rücksicht darauf, was die Dänische Gesellschaft im Januar 1864 bewog, den aus dem Dienst der Leipziger Missionsgesellschaft ausgetretenen Missionar Ochs in ihren Dienst zu nehmen. Zu ihm wurden im Herbst 1865 die zwei ersten in der dänischen Missionsschule ausgebildeten Missionszöglinge, Andersen und Thomsen, gesandt, damit sie auf seiner Station Bethanien (Pattambaukam) in der Nähe von Kudelur (Südostküste) die Sprache lernen und sich für ihren künftigen Beruf ausbilden könnten. Während Thomsen 1869 verabschiedet wurde, begann Andersen mit frischem Mut seine Thätigkeit, und da Bethanien für zwei Missionare zu klein war, gründete er eine Station in Trikalur, die er Siloam nannte. Trikalur (Tirukovilur: die Stadt des heiligen Tempels), die Hauptstadt des Distrikts, liegt am Flusse Ponnar, welcher an Pattambaukam vorbeifließt und bei Kudelur in das Meer fällt; sie ist 50—60 englische Meilen von der Küste entfernt und hat 11,000 Einwohner. Im Distrikte Trikalur finden sich nicht weniger denn 362 Dörfer; es bot sich also hier ein weites Feld der Thätigkeit, zumal in der Nähe keine andere Mission vertreten war. Doch dauerte es lange, bis Früchte der Arbeit sich sehen ließen, wozu mancherlei Umstände beitrugen, darunter auch, daß die Dänische Missionsgesellschaft mancherlei Prüfungen durchzumachen hatte.

Nach dem unglücklichen Kriege, welchen zwei Großmächte 1864 gegen das kleine Dänemark führten, war das religiöse Leben im Lande in gutem Fortschritte gewesen. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war an einigen Orten unter dem Volke eine religiöse Bewegung entstanden, besonders durch Laien und Laienprediger, deren Versammlungen erst 1849 erlaubt wurden; sie wurde zwar nicht von Grundtwig selbst, aber von seinen Schülern und den mit diesen befreundeten Predigern begünstigt, die sich dann aber auch bemühten, ihres Lehrers besondere Anschauungen unter ihren Freunden zu verbreiten. Dies gelang ihnen in dem Grade, daß damals (1840—70) ein Gläubiger und ein Grundtwigianer fast als gleichbedeutend galt. Grundtwig selbst hegte keine Sympathie für die Heidenmission; seine Freunde aber hatten hierin eine von der seinigen abweichende Ansicht; sie hielten zur Dänischen Missionsgesellschaft und hatten sogar von 1837—55 die Leitung oder besser den Haupteinfluß in der Leitung derselben. Es dauerte übrigens nicht lange, so nahm ihr Interesse

für die Mission wieder ab und oft konnte man aus ihrem Munde das Wort hören: „Unsere Zeit ist keine Missionszeit.“ Nach der politischen Umwälzung des Jahres 1848, bei der Dänemark eine Verfassung erhielt, stand die Grundtwigsche kirchliche Richtung in sehr reger Verbindung mit den liberal-politischen Parteien und erhielt dabei einen großen Einfluß. Es war eine Theorie Grundtwigs, daß das Christliche und das Menschliche in enger gegenseitiger Verbindung stehen müsse; man solle sich dafür bemühen, dem Volke Interesse für alles Gute, echt Menschliche beizubringen, dann würde es für die Annahme des Christlichen reif werden. „Erst Mensch, dann Christ“ lautete das Stichwort.

Mit dem Jahr 1854 fing eine neue Richtung an, sich geltend zu machen. Die Freunde Grundtwigs hatten sich mehr und mehr von den Betstunden der Laien zurückgezogen; sie hatten angefangen, teils für die Doktrinen der Partei, teils für kirchliche Fragen (z. B. Lösung des parochialen Bandes, Freikirche u. s. w.) zu wirken. Die gläubigen Laien wurden dadurch mehr isoliert, auch tauchte unter ihnen selbst der Wunsch auf, mehr Einfluß zu haben und sich von den Predigern zu emanzipieren. Diese Verhältnisse riefen in Verbindung mit regerem Eifer für das Reich Gottes einen Verein für innere Mission ins Leben, der 1854 von einigen Bauern gebildet wurde, um einen Laienprediger auszusenden. Die Bewegung hatte einigen Fortgang, war jedoch im Begriff, infolge von Streitigkeiten ins Stocken zu geraten, als 1860 zwei junge Prediger, Wilhelm Beck und Clausen, die Leitung bekamen, und besonders unter dem Einfluß des ersteren, eines der begabtesten geistlichen Redner der jetzigen Zeit, der, wenn die dänische Sprache allgemeiner verstanden würde, sicherlich weit über die Grenzen Skandinaviens hinaus bekannt wäre, erhielt die innere Mission einen solchen Aufschwung, daß sie nun 85 Laienprediger hat und einen ganz außerordentlich großen Einfluß auf das religiöse Leben in Dänemark ausübt. Nach 1865 wurde sie lange Jahre von der Grundtwigschen Partei sehr angefochten; aber nachdem diese in dem letzten Jahrzehnte namentlich infolge der politischen Allianz, welche viele ihrer Anhänger mit den Radikalen, ja mit Atheisten geschlossen hatten, zerfallen ist, ist der Einfluß der inneren Mission gestiegen. Dieselbe ist streng lutherisch; sie giebt sich gar nicht mit Politik ab und ist besonders thätig in

den untersten Schichten des Volkes, namentlich auf dem Lande. Ganz besonders charakteristisch ist das große Vertrauen und die gegenseitige Liebe der Prediger und der Laien, welche zu dieser Richtung gehören.

Eine dritte Richtung war die von den Bischöfen Mynster († 1854) und Martensen († 1884) repräsentierte. Sie ist orthodox und konservativ, gegenüber von Neuerungen, sie mögen so notwendig sein, wie sie wollen, sehr zurückhaltend, eine Juste-milieu-Partei, immer vor Uebertreibungen ängstlich besorgt, und besonders besorgt vor einer Verkleinerung des Ansehens des geistlichen Amtes. Wie natürlich, hat sie unter den Predigern, unter den Gebildeten ihre meisten Anhänger; auch wird sie von den regierenden Kreisen entschieden bevorzugt.

Ich habe diese Bemerkungen vorausgeschickt, damit die Leser das Folgende um so besser verstehen.

Wie gesagt, war die Leitung der Missionsgesellschaft bis 1855 in den Händen der Grundtwigianer, dann trat eine Aenderung ein, und wiederum 1861, als Dr. Kalkar Präsident der Gesellschaft wurde. Der Einfluß dieses Mannes auf die Leitung der Gesellschaft war so groß, daß sie geradezu von ihm ihr Gepräge erhielt. Er war schon damals ein ziemlich alter Mann (geb. 1803); seine religiöse Entwicklung lag ganz in den Jahren vor 1848, und er hatte daher einige Schwierigkeit, die neue Zeit zu verstehen; es war ihm schwer, offizielles und lebendiges Christentum zu unterscheiden. Auch hatte er nicht unter dem Volke gelebt und konnte daher die innere Mission nicht verstehen. Bei einigen Gelegenheiten trat er sogar feindlich gegen diese Richtung auf. Kein Wunder, daß viele Freunde der inneren Mission sich von der Heidenmission fernhielten, ja ich glaube, daß die Aeußerung eines gläubigen Laien in einem Briefe an mich: „Wie können Sie etwas mit der Heidenmission zu thun haben, die von einem so ungläubigen Manne wie Dr. Kalkar repräsentiert ist?“ die Meinung vieler in den genannten Kreisen ausdrückte. Denn die Laien aus dem Volk haben ja naturgemäß eine beschränktere Auffassung, und bei der hervorragenden Stellung des Dr. Kalkar traten die anderen Mitglieder der Direktion vor den Augen des Volkes mehr in den Schatten, als notwendig war. Mit den Grundtwigianern dagegen stand Kalkar in freundlicher Verbindung; er wählte als ersten Vorsteher der Missionsschule einen von ihnen; die einfluß-

reichsten hielten sich jedoch vom Missionsleben fern. — Endlich muß noch erwähnt werden, daß Dr. Kalkar in seiner Jugend eine Reihe von Jahren Schulmann gewesen war und daher in der Leitung der Missionsschule dem freien Geiste der Zeit sich nicht leicht anbequemen konnte.

Alle diese verschiedenen Verhältnisse führten im Jahr 1870 zu einer förmlichen Revolution. Obgleich sowohl Freunde der inneren Mission, als auch Anhänger des Grundtwigianismus sich unter den Freunden der Heidenmission befanden, waren die Männer beider Richtungen im ganzen mit der Leitung der Gesellschaft unzufrieden, und Angriffe auf die Gesellschaft und namentlich auf Dr. Kalkar wurden veröffentlicht. Man war auch mit Miss. Ochs und seiner Praxis unzufrieden, während Kalkar — wie sich später erwiesen hat, mit Unrecht — immer sein Lob sang, und endlich nahmen die vier Zöglinge der Missionsschule an Aeußerungen Kalkars in einem Artikel Anstoß und forderten von der Direktion der Gesellschaft eine Desavouierung dieser von ihnen sehr einseitig gedeuteten Aeußerungen; sie wurden aber sogleich in schroffer Weise verabschiedet. Die Direktion lud dann zu einer öffentlichen Konferenz in Kopenhagen ein (1870). Hier wurde eine neue Direktion — eine Kompromißdirektion — gewählt und beschlossen, die Mission fortzusetzen. Gleichzeitig bildete sich aber auch ein neues Missionskomitee aus den unzufriedenen Elementen, besonders aus den Grundtwigianern, an welches zwei der Missionszöglinge, Löventhal und Jensen, übergingen. Der dritte, Paulsen, ging im Dienst des amerikanischen lutherischen General-Konzils nach Indien, wo er bis 1888 gewirkt hat; der vierte, Pedersen, wurde von der (alten) Dänischen Missionsgesellschaft wieder angenommen. 1872 wurde er nach Indien ausgesandt und hielt sich bis Ende 1873 in Trikalur auf.

Ochs war indessen schwächer und schwächer geworden, seine Kraft war eigentlich gebrochen, als er in den Dienst der Dänischen Missionsgesellschaft trat. Die Station Bethanien war sein Privateigentum gewesen, aber an die Dänische Missionsgesellschaft verkauft worden, und er hatte daran gedacht, sich ganz zurückzuziehen, als er am 16. November 1873 starb. Jetzt mußte der junge Missionar Pedersen die Station übernehmen; aber es wurde klar, daß das Werk in geistlicher Beziehung fast keinen Wert hatte. Teils dadurch, teils

weil seine Frau immer kränklich war, verlor Pedersen den Mut und verließ Indien (Aug. 1874), um späterhin Prediger in Dänemark zu werden.

In Trikalur hatte Miss. Andersen indessen treulich fortgearbeitet. Eine kleine Kirche wurde 1872 gebaut, und Ende 1873 betrug die Anzahl der Christen, Erwachsene und Kinder, 86. Bald erhielt er unerwartet Unterstützung durch den oben erwähnten Jensen. Derselbe war von der andern, neuen Missionsgesellschaft nach Indien ausgesandt worden; als er nun im Jahr 1874 einen Besuch in Trikalur machte, gefiel es ihm dort so wohl, daß er zu bleiben wünschte, und nachdem er jede Verbindung mit seiner Gesellschaft gelöst hatte, trat er in den Dienst der Dänischen über. Nun wirkten er und Andersen in Trikalur zusammen, nachdem die Schulkinder von Bethanien dorthin übergesiedelt worden waren; fünf Katecheten waren ihre Gehilfen. Das Werk sollte aber mit neuen Drangsalen heimgesucht werden. 1875 wütete die Cholera, so daß die Schule zeitweilig aufgelöst werden mußte, und in den beiden folgenden Jahren wurde die ganze Gegend von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht. Fast alle Kinder unter zwei bis drei Jahren und sehr viele andere starben Hungers oder an den die Hungersnot begleitenden Krankheiten. Die Station wurde von Hungerleidenden belagert, aber nur wenig konnte gethan werden, obwohl eine nicht unbedeutende Summe in Dänemark für diesen Zweck gesammelt wurde. Eine Folge dieser Hungersnot war, daß eine bedeutende Anzahl Heiden sich zum Taufunterricht meldete; 1877 wurden 53 derselben, meist Paria, getauft; manche wurden abgewiesen, weil sie aus weltlichen Beweggründen gekommen waren.

Leider sah sich Miss. Andersen im Jahr 1879 durch das Befinden seiner Frau genötigt, aus dem Dienst der Mission zu treten. Ohne bedeutende Gaben zu besitzen, hat er unter vielen Schwierigkeiten mit großer Treue gewirkt.

Schon im Januar 1877 jedoch waren zwei neue Missionare in Indien eingetroffen, Ihle und Hjorth. Letzterer hatte die verwaiste Station Bethanien übernommen. Aber es schien, als ob das Unglück nicht müde werden wollte, diese Station zu verfolgen; im Herbst wurde Hjorth wahnsinnig und obschon er wieder genas, mußte er doch als Invalide den Dienst der Gesellschaft verlassen. Als nun

Andersen für immer in die Heimat zurückkehrte, trat Ihle in Trikalur in seine Stelle, während bald darauf ein neuer Missionar, Schlesch, nach Bethanien gieng.

In Trikalur schien es, als ob jetzt endlich eine bessere Zeit kommen würde. In der Stadt selbst gelang es zwar nicht recht, Eingang zu gewinnen, in den umliegenden Dörfern dagegen wurde viel gearbeitet. Den Anfang machte das Dorf Kylurkundur, wo am Pfingsttage 1880 33 Heiden getauft wurden. Von da breitete sich die Bewegung zum Teil durch Verwandtschaftsverbindungen nach Karuni aus, wo 1882 25, und nach Sengalmödu, wo 1884 3 Reddie (aus der Kaufmannskaste) getauft wurden und wo 1886 eine Kirche eingeweiht werden konnte. 1882 verkaufte die englische Baptisten-Missionsgesellschaft der Dänischen ihre Außenstation Tirunammalei. In Trikalur wurde 1886 eine neue große Kirche gebaut, nachdem eine Ueberschwemmung 1884 die alte Kirche fast ganz vernichtet hatte; ein dänischer Prediger gab zu dieser neuen Kirche 7100 Mark. Bei der Einweihung wurden auch die zwei ersten Eingeborenen, Matthäus und Jesudasen, ordiniert, um als Prediger, der erste in Siloam, der andere in Sengalmödu angestellt zu werden.

Alles dieses war jedoch nicht ohne große Anfechtungen vor sich gegangen. Fast die ganze Gemeinde bestand aus Paria, und diese waren vielfach Gegenstand der Unterdrückung von seiten ihrer Kastengenossen und der Hindu. In den letzten Jahren aber haben die Römischen ihre Netze ausgeworfen, und wenn jemand sich durch Kirchenzucht beleidigt fühlt oder nicht genug materielle Unterstützung von dem Missionar erhalten kann, bemühen sie sich, und oft mit gutem Erfolge, ihn zu sich herüberzuziehen. Die Armut der Christen und die damit in Verbindung stehende irdische Denkweise ist eine große Versuchung gewesen, und nicht immer haben der Missionar, sowie die eingeborenen Prediger und Mithelfer es verstanden, mit echter Weisheit zu verfahren. Es ist daher zu befürchten, daß unter den Christen sich nicht wenig Unechtes befindet. Miss. Ihle ist in diesem Frühlinge krankheitshalber nach Dänemark zurückgekehrt und aus dem Dienste der Missionsgesellschaft getreten. Ende 1886 zählte die Gemeinde 333 Christen (Siloam 43, Kylurkundur 103, Sengalmödu 50, Kanini 40, die andern in 12 Ortschaften zerstreut), 51 Kommunikanten, 17 Katecheten und Lehrer.

In Bethanien arbeitete Schlesch seit 1882. Er lebte dort ganz allein, unverheiratet, unter schwierigen Verhältnissen; aber es ist seiner Treue, seiner Gutherzigkeit und seiner ärztlichen Hilfe bei mehreren Choleraepidemien gelungen, die Liebe der tiefgesunkenen Bevölkerung zu gewinnen, und allmählich sammelte er einige von der alten Gemeinde und gewann neue. Ende 1886 bestand die Gemeinde aus 95 Getauften (26 Kommunikanten) mit 5 Katecheten und Lehrern.

Inzwischen hatte Jensen, welcher der Ansicht war, daß die Evangelisierung Indiens nicht von den niederen, sondern von den höheren Kasten ausgehen müsse und insofern in Trikalur nicht am rechten Platz zu sein glaubte, einen Missionsversuch in Arkot gemacht. Die Arbeit schien hier in der That hoffnungsvoll, zumal er an Miss. Ihle, ehe dieser Trikalur übernahm, einen Gehilfen hatte; allein wiederholte Erkrankungen zwangen Jensen, dieses Feld aufzugeben. Er ging nach Madras und hier war es nun, wo er in eine eigentümliche Bewegung hineingeriet. Dieselbe fand unter der Pantschakammalenkaste (Goldschmiede, Kupferschmiede, Grobschmiede, Zimmerleute) statt. Der Führer war ein Goldschmied, namens Kisnama, ungefähr 40 Jahre alt. Acht Jahre vorher hatte er seine Arbeit aufgegeben, um ganz für „das Denken an Gott" zu leben und andere zu demselben zu bewegen. Er hatte einige Hundert um sich gesammelt, Männer und Frauen, welche den Götzendienst ganz aufgegeben hatten und zweimal in der Woche sich versammelten, um zu singen und aus den Weden vorzulesen. Es war besonders der Gedanke von dem Wiederkommen des Herrn (d. h. Krischnas), der sie beschäftigte; „nur wenn wir gut sind, können wir uns auf diese Wiederkunft freuen," sagten sie.

Kisnama hatte Anhänger in Wellur, wo Löventhal arbeitete. Dieser hatte Jensen empfohlen, den Mann zu besuchen. Das that er und wurde mit Wohlwollen empfangen, worauf er Löventhal und Paulsen aus Radjamundry herbeirief, damit letzterer mit den Telugu-redenden spräche. Nun hielten sie eine Reihe Versammlungen mit ihnen. Ganz sonderbar war es, daß diese Leute, obwohl in Madras lebend, gar nichts vom Christentum wußten; sie wußten nur, daß wir Gott Jesus nennen; daß dieser Gottes Sohn ist, war ihnen ganz unbekannt. Voll Entzücken schrieb Jensen an die Missionsgesellschaft,

er glaube, daß der Baum ganz reif sei und daß man ihn nur schütteln dürfe, um alles Obst herabschütteln zu können, und da Paulsen nach Radjamundry zurückgerufen wurde, Löventhal aber seine Arbeit in Wellur nicht verlassen konnte, erlaubte ihm die Gesellschaft, in Madras zu bleiben.

Es erwies sich jedoch, daß die Früchte nicht reif waren. Eine Spaltung trat in der Partei Kisnamas ein. Während er selbst sich nicht darein fügen konnte, nicht mehr die Hauptrolle zu spielen und sich daher allmählich zurückzog, blieb ein anderer Teil unter Madaraj, einem Vorsänger bei Kisnamas Versammlungen, bei Jensen; sie sahen ein, daß er mehr wußte, und freuten sich darüber, und doch zogen sie sich auch alle zurück, wie er darauf drang, daß sie sich bekehren sollten und ein neues Herz erhalten; das Alte hielt sie mit zu starken Fesseln gefangen.

Waren die Erwartungen, mit welchen Jensen das Werk in Madras angefangen hatte, auch nicht erfüllt, so trug es doch schöne Früchte. Er war in Verbindung mit gebildeten Hindu getreten, und sein mildes Wesen, seine große Fertigkeit in der tamulischen Sprache und seine bedeutenden Kenntnisse der tamulischen Litteratur machten ihn für die Arbeit unter ihnen tauglich. Bald gewann er auch einen tüchtigen Mitarbeiter in John Lazarus, einem gebildeten Hindu, der schon in dritter Generation Christ ist. Mehrere, namentlich Jünglinge, aber auch Aeltere, sind für das Christentum gewonnen; sie gehören fast alle den angeseheneren Kasten an. Doch ist der Uebelstand damit verbunden, daß diese Jünglinge sich oft um des Auskommens willen anderswohin begeben müssen (daher die Zahl der Gemeindeglieder nur 20 beträgt), und so dem Einfluß der Missionare entzogen werden. Während Jensens Abwesenheit in Dänemark (1885—86) fing Lazarus mit Straßenpredigten an, welche einen so bedeutenden Erfolg hatten, daß die Heiden nun ebenfalls solche eingerichtet haben und systematisch die Predigten der Missionare zu zerstören suchen.

Andererseits mehrte sich aber auch die Zahl der christlichen Arbeiter im Dienst des Evangeliums, dank dem nachher zu besprechenden Aufschwung, welchen der Missionsgeist in Dänemark nahm. 1887 wurden zwei neue Missionare, Andersen und Berg, ausgesandt, und 1888 legte ein tüchtiger und begabter Prediger, Hansen, sein

Amt nieder und ging nach Madras. Auch ging zum ersten Mal eine Diakonissin, S. Johansen, aus. Am Ende des Jahres 1889 kam wieder ein neuer Missionar, Larsen, ein junger, tüchtiger Theolog, in Madras an. Sie sind alle in Madras, Hansen ausgenommen, der nun Trikalur übernommen hat.

(Schluß folgt.)

Erläuterung zu dem Bild:
Missionsfaktorei in Akuse (Goldküste).

Das Bild dieses Heftes führt uns das stattliche Gebäude der Missionshandlung in Akuse auf der Goldküste vor Augen. Der Ort ist erst gegen 15 Jahre alt und verdankt sein Dasein dem Handel am Wolta. Es bildet nämlich dieser breite, schöne Strom eine natürliche Handelsstraße zwischen dem Inneren und der Meeresküste, an welcher der Handelsplatz Adafo, unfern der Mündung, der Stapelplatz für den Umsatz der Produkte Afrikas und Europas ist. Der gegenseitige Wettbewerb zwischen den handeltreibenden Europäern und Eingeborenen hat aber die Kaufleute immer weiter stromaufwärts gedrängt, um den Quellen und produzierenden Gebieten möglichst nahe zu sein. So entstand, etwa 15—20 Stunden von der Woltamündung entfernt, auf dem rechten Ufer des Stromes das oben genannte Akuse. Die Lage desselben ist freilich eine sehr ungesunde; denn durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Wolta, welcher im September bis Mitte Oktober gegen 30—40 Fuß steigt und alles unter Wasser setzt, wird jenes Gebiet zu einem großen Sumpfland und gefährlichen Fieberherd, zumal der thonhaltige Boden und das ebene Terrain das Ablaufen und Einsickern der stehenden Gewässer sehr erschwert. Die Tropensonne muß dieselben erst auf dem Wege der Verdunstung entfernen. Trotz alledem hat aber Akuse für den Handel die denkbar günstigste Lage; denn nur wenige Stunden entfernt davon liegt das Palmenland Krobo, dessen intelligente und betriebsame Bevölkerung das wichtige Naturprodukt des Palmöles in den Handel bringt. Dasselbe wird von ihr an den Stapelplätzen

am Wolta gegen europäische Artikel, leider vielfach gegen Branntwein, umgesetzt. Ruderbote und Flußdampfer verbringen dann das in großen Fässern verwahrte Oel nach Adafo, wo die Oceandampfer gelegentlich die Fracht einnehmen und dem heimischen Gestade, d. h. Havre, Liverpool und Hamburg zuführen.

Der lebhafte Verkehr stromauf- und stromabwärts hat Akuse ein eigenartiges Gepräge aufgedrückt. Allerlei Volk, Europäer wie Eingeborene, haben sich zum Zweck des Kaufens und Verkaufens angesiedelt. Großhandel und Kleinhandel grenzen hier dicht aneinander. Gewerbetreibende und Arbeiter füllen die Höfe der Handelsniederlassungen wie die offenen Plätze und Straßen. Verkommene Existenzen aus den Eingeborenen aller Gebiete suchen hier ein Fortkommen und legen sich auf den lockenden Handel, und sei es auch nur der Zwischenhandel und das Maklerwesen, ohne das selbst die europäischen Händler nicht auskommen können. An den Markttagen wimmelt es von Käufern und Verkäufern, von Spekulanten und Zwischenhändlern, wie auf der Börse einer Seestadt.

Daß sich hier das Laster und die sittliche Versumpfung mehr als irgendwo anders breit macht, läßt sich denken. Da war es denn eine hochwichtige Sache, daß auch die christliche Mission als bewahrende und rettende Macht hier ihre Wirksamkeit entfaltete, zumal manche Gemeindeglieder der Basler Stationen ihren zeitweiligen Aufenthalt in Akuse haben, um Erwerb zu suchen. Es wurde also von der vier Stunden entfernten Missionsstation Odumase im Kroboland aus hier ein Außenposten gegründet und mit einem Nationalgehilfen besetzt, dessen Aufgabe es ist, die christlichen Elemente um sich zu sammeln, zu bedienen und unter der nichtchristlichen Bevölkerung zu missionieren. Die letztere Aufgabe ist bei dem fortwährenden Wechsel der Bevölkerung freilich schwer, der Boden ein sehr harter und unfruchtbarer. Aber unter dem Segen Gottes ist doch eine kleine christliche Gemeinde nebst einer Schule entstanden und eine schmucke Kapelle erhebt sich am Ort.

Doch nicht allein durch direkte Missionsthätigkeit wird dem dortigen Handelsvolk näher getreten; es besteht auch eine Missionshandlung der Basler daselbst, welche den wichtigen Zweck verfolgt, inmitten des Handels, wie er sich am Woltafluß seit Jahren gestaltet hat, das Vorbild eines christlichen kaufmännischen Betriebes

zu geben. Auf christlicher Grundlage ruhend, sucht die Basler Missionsfaktorei hier wie anderwärts einem Handel Eingang zu verschaffen, der den entsittlichenden Branntweinverkauf und die Einfuhr von Waffen und Munition gänzlich ausschließt; sie sucht der kaufmännischen Welt den Beweis zu liefern, daß sich durch den Umsatz von Baumwollwaren und andern europäischen Artikeln recht wohl ein einträglicher Handel mit den Eingeborenen treiben läßt, ohne daß man nötig hätte, diese durch die gebrannten Wasser zu demoralisieren und zu vergiften.

Zugleich hat die Missionshandlung den Zweck, die ihr zunächst gelegenen Missionsstationen mit dem zu versorgen, was ihnen an äußeren Bedürfnissen not thut. Sie ist der Speditionsplatz für Odumase und die weiter hinauf in der Nähe des Wolta gelegene Station Anum mit deren vorgeschobenen Posten.

Diesen mannigfaltigen Dienst hat unsere Außenstation aber auch schon mit manchem Opfer bezahlt; denn dieser und jener der in Akuse arbeitenden Missionskaufleute ist in ein frühes Grab gesunken oder aber mit gebrochener Kraft von dem schweren Posten abgezogen. So weilen denn auch die drei europäischen Geschwister, welche unser Bild, wenn auch nur in undeutlichen Umrissen, zeigt, längst nicht mehr unter den Lebenden; auch sie sind dem afrikanischen Klima erlegen. Wollte Gott, daß solcher Aussaat auch eine reiche Segensfrucht entsprießen möchte! P. St.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

China.

„China hat sich in Bewegung gesetzt und es wird nicht lange dauern, so werden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie es vorwärts schreitet. Die Bewegung großer Körper ist zuerst langsam, aber die Geschwindigkeit nimmt im Verhältnis zu der Masse zu. Man braucht kein Prophet zu sein, um mit aller Zuversicht sagen zu können, daß noch ehe das Jahrhundert zu Ende geht, in China große Umwälzungen stattfinden werden. — Wie viel ist nicht schon geschehen!

Seine Küste hat, wie manche versichern, den besten Leuchtturmdienst in der Welt, so viele Flammen senden ihr Licht in das Meer hinaus, als wollten sie den Fremden willkommen heißen mit allem Guten von Religion und Wissenschaft, das er ihnen bringt. Seine Küste wird von über zwanzig trefflich ausgerüsteten Kriegsschiffen verteidigt, und über hundert Kanonenbote neuester Konstruktion dienen ihnen zur Unterstützung. Eine Million Soldaten, europäisch bewaffnet und geschult, bilden seine Landmacht. Eine gewaltige Handelsflotte befördert die Waren von Hafen zu Hafen, im Norden hört man schon das Rollen des Dampfwagens und bei den Verhandlungen, die demnächst zum Abschluß kommen werden, ist die Mehrzahl dafür, daß das Eisenbahnsystem über das ganze Reich ausgedehnt werde. Tausende von Meilen werden jedes Jahr zu dem Telegraphennetz hinzugefügt. Alles ruft nach einem Heer von gründlich gebildeten Männern, die imstande sind, unter diesen veränderten Verhältnissen die Führung eines Drittels der Bevölkerung der Erde zu übernehmen." (Chinese Recorder 1889, 346.) „Die Eisenbahn," schreibt ein amerikanischer Missionar im Miss. Herald 1889, 534, „ist von der Vorsehung ebenso bestimmt, dem Christentum den Weg zu bahnen wie der Civilisation..... Eine göttliche Hand leitet die unternehmenden, thatkräftigen Staatsmänner Chinas auf Bahnen, die sie selbst nicht übersehen können. Voll froher Hoffnung achten wir geduldig darauf, wie die Vorsehung die verschiedenen Linien der Bestrebungen im Handel, in der Industrie, in der Politik, in der Erziehung und im geistlichen Leben auf ein Ziel hin zusammenlaufen läßt. Selbst das schwerfällige China wird durch sie hinauf und vorwärts gebracht." Darüber, daß sich China „nicht mehr auf seinen früheren isolierten Zustand zurückschrauben läßt," ist wohl kein Zweifel möglich; aber gerade der Abschluß, den die Angelegenheit des Eisenbahnbaues vorläufig gefunden zu haben scheint, erinnert auch daran, daß „es mit dem Vorhersagen dessen, was geschehen wird, in China eine unsichere Sache ist," das heißt, daß man sich das Warten nicht verdrießen lassen darf. Den Ausbau der Bahn von Tientsin nach Tungtschu, von der eine Strecke schon 1888 eröffnet worden ist, hielt man für ganz gesichert, als zu allgemeiner Ueberraschung ein kaiserliches Dekret erschien, das die Fortsetzung der Arbeiten verbot. Die fast vollendete schöne Eisenbahnbrücke über den Peiho, die über 200,000 Mk. gekostet hatte, wurde mit einem Aufwand von 50,000 Mk. wieder abgetragen, vorgeblich weil der Verlust von achtzehn Menschenleben, den die Betrunkenheit eines Baubeamten verschuldet, gezeigt hatte, daß die Brücke ein Unglücksbau sei. Zugleich waren aber die Vizekönige und Gouverneure der Provinzen aufgefordert worden, ihre Ansicht über die Eisenbahnsache darzulegen und von den verschiedenen Vorschlägen, die, wie es scheint, größtenteils prinzipiell dem Eisenbahnbau günstig waren, wurde der des Vizekönigs von Kwangtun,

Tschang Tschih Tung, angenommen. Derselbe ging dahin, statt der „strategisch ungeeigneten“ Linie nach Tungtschu, eine Bahn von Peking nach Hankau zu bauen; „sie liefe so weit von der Küste entfernt, daß der Feind sich ihrer nicht bemächtigen könnte, und Wohnungen und Gräber würden durch sie verhältnismäßig wenig Beeinträchtigung erleiden.“ Tschang wurde sofort von Kanton nach Wutschau versetzt, um den von ihm vorgelegten Plan selbst auszuführen, wenigstens in der südlichen Hälfte; den Bau der nördlichen Strecke hätte das Haupt der Fortschrittspartei, der Vizekönig Li Hung Tscheng, zu besorgen gehabt. Nun soll aber Tschang durchaus keine Lust haben, ans Werk zu gehen, und man vermutet, daß er eben in dieser Voraussetzung mit der Ausführung seines Vorschlags betraut worden sei, daß also zunächst die reaktionäre Richtung die Oberhand habe. (Miss. Herald 1889, 431. 501. 532 ff. 1890, 86. Allgem. Miss.-Zeitschrift 1890, 116 ff.)

Die Regierung des jungen Kaisers ist bis jetzt nicht besonders glücklich gewesen und da er nach chinesischem Glauben persönlich hiefür verantwortlich ist, begreift man, daß er nicht zu viel wagen will. Miss. Farthing erzählt aus Schansi, daß sich die Leute aus Anlaß der mancherlei Unglücksfälle fragen, ob nicht der Kaiser das Maß von Glück, das ihm von der Vorsehung zugeteilt worden, schon erschöpft habe und darum besser daran thäte, die Regierung niederzulegen. Der Chinese glaubt, wenn man den Anteil am Glück, den man vom Schicksal bei der Geburt empfangen, aufgebraucht habe, so könne einem nichts mehr geraten, wie mans immer angreife. Der Kaiser sei nun da vielleicht etwas kurz weggekommen und da sein Glück und Unglück Glück und Unglück des Landes ist, so könnte das Glück erst wieder einkehren, wenn ein anderer Kaiser den Thron bestiege. (Herald Bapt. 1889, 330.) Als ein vom Kaiser verschuldetes Unglück wurde so auch die Feuersbrunst angesehen, welche infolge eines Blitzschlages am 18. September 1889 den Tempel des Himmels in Peking einäscherte. Dieser Tempel ist ein altes Nationalheiligtum, das der Kaiser zu bestimmten Zeiten des Jahres betritt, wenn er als Hoherpriester des Volkes den höchsten Gott (Schang ti) um den Erntesegen anzuflehen hat (vgl. Miss.Mag. 1888, 501 ff.). Das Gebäude, aus geschnitztem Holzwerk mit dreifachem Dach von blauglasierten Ziegeln, stand in dem heiligen Hain der Hauptstadt auf einer dreistockigen runden Terrasse aus weißem Marmor neben dem gleichfalls in drei Stockwerken aufsteigenden Altar des Himmels. Um die Meinung nicht aufkommen zu lassen, der Himmel habe durch den Blitzstrahl sein Mißfallen kundgegeben, verbreitete man, Brandstifter haben das Feuer angelegt und die Polizei mußte nach solchen fahnden. Der wahre Sachverhalt ließ sich aber nicht verbergen und um der Volksstimmung Rechnung zu tragen, soll die Zurücknahme der Erlaubnis zum Bau mehrerer Eisenbahnlinien erfolgt sein. (Revue des Missions Contemporaines 1890, 65 ff.)

Die schwersten Uebel, unter denen das Land im letzten Jahr zu leiden hatte, waren aber Hungersnot und Ueberschwemmungen. (vgl. vorj. Rundschau.) Als schon die neue Ernte vor der Thüre stand, welche der Hungersnot ein Ende zu machen versprach, fand ein neuer Durchbruch des gelben Flusses, „des Kummers Chinas", statt. Vor zwei Jahren wandte sich der Fluß von Kaifung aus, statt seine seitherige nördliche Richtung einzuhalten, gegen Süden in ein weites, seichtes Bett, um sich schließlich in den Jangtsz zu ergießen. „Viele Fremde sagten: Laßt ihn laufen, da er sich selbst sein Bett gemacht hat. Die Chinesen aber entschieden sich dafür, ihn wieder zum Lauf das Land hinauf zu zwingen. Mit riesigen Anstrengungen besserten sie den Damm aus und in diesem Frühjahr war das alte Bett in Schantung wieder voll von dem schmutzigen, schlammigen Wasser. Der Unterlauf des Flusses in Schantung ist natürlich durch Dämme eingeschlossen. Aber da sich fortwährend Schlammmassen absetzen, hebt sich das Bett von Jahr zu Jahr und der Fluß läuft schon hoch über dem Niveau des Landes, das ihn umgiebt. Ungefähr eine Stunde von dem ersten Damm entfernt ist ein zweiter gezogen und in dem hiedurch abgegrenzten Ueberschwemmungsgebiet liegen hunderte von Dörfern." Das betroffene Gebiet ist weniger ausgedehnt als bei der vorhergehenden Ueberschwemmung, aber das Elend schien infolge des Eintritts der Winterkälte noch schrecklicher werden zu wollen. (Herald Bapt. 1889, 412.) Der Gegend am unteren Jangtsz brachte der Herbst monatelangen Regen, der alle Niederungen in Seen verwandelte. „Der Reis, von Regen und Sturm auf den Boden geschlagen, liegt im Wasser und schimmelt oder wächst aus. Es ist das schrecklichste Unheil, das diese Landschaft seit der Taipingrevolution betroffen hat. Die Mandarinen zogen von Tempel zu Tempel und flehten um schönes Wetter. Zwei der höchsten Beamten gingen nach Kwangsu am Großen See und holten das Bronzebild der Göttin der Barmherzigkeit. Der Gouverneur dieser einundzwanzig Millionen und alle hohen Beamten warfen sich auf die Kniee, als man es ans Land brachte, und geleiteten es in den kaiserlichen Park, wohin sie sich zweimal jeden Tag begeben, um vor ihm zu beten. Wir haben zwanzigtausend Exemplare eines Traktats über das Gebet verteilt. Die Leute waren sehr darauf aus, eines zu bekommen und sind sehr dankbar dafür." (Missionary 1890, 33.)

Die Verdienste der Missionare und der übrigen Fremden um die Notleidenden wurden auch von der kaiserlichen Regierung anerkannt. Der Vizekönig von Nan king verehrte denselben Ehrentafeln (im ganzen 33) und versicherte in seinem Bericht an den Kaiser, daß das Komitee jeden Pfennig des gesammelten Geldes für das Wohl des Volkes verwendet habe, ohne für seine Kosten irgend etwas anzurechnen. Für den Vorsitzenden des Komitees erbat er als besonderes Zeichen kaiserlicher Gnade und als öffentliche Anerkennung

des Verdienstes „den Knopf des dritten Rangs“*) und der Kaiser verfügte darnach. „Es ist dies ein Beweis, wie viel sich in China verändert hat. Eine solche Anerkennung für einen Fremden und zumal für den Chinesen erwiesene Wohlthaten wäre vor einem Menschenalter noch unmöglich gewesen. Ein Vizekönig, der einen solchen Vorschlag zu machen gewagt hätte, wäre vermutlich um seinen Kopf gekommen.“ Die Missionare, welche sich persönlich dem Geschäft der Verteilung der Gaben in Dörfern und Städten widmeten, hatten schwere Arbeit, bei der sie zudem ihre Gesundheit aufs Spiel setzten. Von den Beamten wurden sie manchmal recht freundlich aufgenommen und unterstützt; es kam aber auch vor, daß sie sich mit dem elendesten Quartier in einem verwüsteten Dorfe begnügen mußten. (Herald 1890, 86. Church at h. a. VI, 295. Herald Bapt. 1889, 290ff.)

Die Beziehungen zu Amerika haben sich seit der vorjährigen Rundschau nicht verändert; amerikanischerseits verharrt man auf dem eingeschlagenen Weg und die chinesische Regierung hat keine Eile, von ihrem Recht, Vergeltung zu üben, Gebrauch zu machen. Die amerikanischen Missionsblätter werden nicht müde, gegen die Ungerechtigkeit ihrer Regierung zu protestieren und legen dagegen gerne Zeugnis ab von dem billigen, freundlichen Verhalten der chinesischen Beamten und der Selbstbeherrschung der Menge. „Ich muß mich oft wundern, daß die Leute so ruhig bleiben — es ist das nicht natürlich. Ist es das Verdienst der Lehren ihrer Weisen, daß sie sichs angewöhnt haben?“ „Wir waren (bei einem Krawall) ganz der Gnade des Pöbels preisgegeben. Aber niemand hat uns etwas zu leid gethan. Wäre unter denselben Verhältnissen ein solcher Aufstand in England oder Amerika ausgebrochen, so wäre kein einziger Chinese davongekommen.“

In Tschung king (Provinz Sz tschuen, am Jangtsz) waren die Londoner Missionare letzten Sommer einmal ernstlich gefährdet durch die Prüfungskandidaten, die sich in der Stadt eingefunden hatten. Dieselben hatten den besten Willen, es zu machen, wie bei der vorletzten Prüfung 1886, und der Mission ein gewaltsames Ende zu bereiten. Die Behörden waren aber auf der Hut. Sie warnten die Missionare, so daß diese Frauen und Kinder flüchten konnten, verstärkten die Polizeimannschaft und schritten gegen die ersten Versuche der Studenten, Spektakel zu machen, so energisch ein, daß die Ruhe

*) Die neun Rangordnungen werden durch verschiedenfarbige Kugeln oder Knöpfe auf den Mützen gekennzeichnet. Ein Mandarin ersten Rangs trägt eine Kugel von durchscheinend rotem Stein auf der Mütze; den zweiten Rang bezeichnet ein roter Korallenknopf; den dritten ein blauer von Saphir; den vierten ein blauer, undurchsichtiger Knopf; den fünften eine Krystallkugel; beim sechsten ist die Kugel aus weißem, undurchsichtigem Stein; beim siebten aus Gold; beim achten ist der Knopf mit Goldfäden, beim neunten mit Silberfäden gestickt.

nicht weiter gestört wurde. (Chronicle 1889, 360.) Ungefähr um dieselbe Zeit drohte auch den Christen in Kanton ein Volksaufstand. Die große Sterblichkeit der Kinder in dem katholischen Findelhaus gab dem alten Gerede wieder Nahrung, daß die Christen Kinder stehlen, ihnen die Augen und andere Körperteile ausschneiden, um Arzneien daraus zu bereiten. Obgleich die Sache vor Gericht untersucht und die Richtigkeit der Klage erwiesen wurde, legte sich die Aufregung nicht; in Plakaten wurde gegen die Fremden gehetzt und man erhielt von einem Anschlag Kunde, die Christen umzubringen. Die Konsuln setzten den Vizekönig davon in Kenntnis, und derselbe erließ sofort Bekanntmachungen, in denen er darlegte, daß die Missionare bei der Fürsorge für die ausgesetzten Kinder von edlen Motiven geleitet seien, und jede Verbreitung verleumderischer Gerüchte gegen die Fremden mit den strengsten Strafen bedrohte. Zudem gab er dem Findelhaus und den benachbarten Missionsgebäuden eine Wache von fünfzig Soldaten. (Church at h. a. VI, 293.) Im ganzen ist offenbar die Regierung bemüht, ihren vertragsmäßigen Pflichten den Fremden gegenüber nachzukommen, und wenn die Missionare für sich und ihre Christen über manche Schikane und Ungerechtigkeit zu klagen haben, so leiden sie eben, was auch die heidnischen Chinesen reichlich zu leiden haben. Wird doch aus einem südlichen Distrikt geschrieben, daß die Bevölkerung jede fremde Herrschaft dem traurigen Zustand unter der chinesischen Mißregierung vorziehen würde. Die amerikanischen Baptisten berichten, daß sie sich bei dem (in der vorjährigen Rundschau erwähnten) Verzicht auf die Hilfe der Konsuln für ihre Christen ganz gut befinden, und auch aus anderen Missionen wird der Rechtsprechung der Mandarine da und dort ein gutes Zeugnis ausgestellt. Wenn die Regierung dabei nicht wünscht, daß der Ausbreitung des Christentums Vorschub geleistet werde, ihre Beamten vielmehr anweist, innerhalb der gesetzlichen Schranken dieselbe zu verhindern, so wird man ihr das billigerweise nicht verargen können. (Missionary 1889, 229 f. Church at h. a. VI, 482. Intelligencer 1889, 409. Bapt. Magazine 1889, 277. 345. Chinese Recorder 1889, 421 ff. 434 ff. 561 ff.)

Je mehr die äußeren Hemmungen der Missionsarbeit zurücktreten, um so gewaltiger stellen sich die Schwierigkeiten dar, die ihren Grund in dem *geistigen Leben* haben, das durch das Evangelium erneuert werden soll. „Die öffentliche Predigt des Christentums," schreibt Miss. Wolfe, Intelligencer 1889, 237, „erregt in keiner Weise offene Feindseligkeit; die Katechisten und Lehrer können ihrer Arbeit in allen Teilen der Stadt (Lo Ngwong in der Provinz Fuh kien) nachkommen, ohne Widerspruch zu finden. Aber die Leute scheinen vollständig gleichgültig gegen das, was Christus von ihnen will, und gehen ihren Alltagsgeschäften nach, als hätten sie nie von seinem

teuren Namen reden hören. Das ist sehr entmutigend für den Arbeiter, dem es ein Ernst ist. Doch unsere Pflicht ist klar: wir müssen fortpredigen und lehren und dürfen nicht zweifeln, daß zur rechten Zeit die Menschen aus diesem Todesschlaf erweckt werden." „Man bekommt das Gefühl, daß dieser Zustand äußeren Friedens für das geistliche Leben der kleinen Gemeinde nicht das Wünschenswerteste ist." Wie schwer es den Missionaren wird, dem Fürsten der Welt da und dort einen seiner Diener abwendig zu machen und ihre Gemeinden davor zu schützen, daß seine Herrschaft in ihnen wieder überhand nimmt, davon geben die Missionsberichte reichlich und ehrlich Zeugnis. „Es ist unmöglich, in menschlicher Sprache den scheußlichen, verdorbenen Zustand dieser Heiden in ihren Städten und Dörfern zu beschreiben. Die Entdeckungen, die man da macht, wenn man mit den Leuten, ihren Bräuchen und Gewohnheiten besser bekannt wird, sind einfach entsetzlich, und es ist, als müßte man alle Hoffnung aufgeben, daß ihnen aus ihrem sittlichen Schmutz, ihrer geistigen und physischen Verderbnis noch herausgeholfen werden könne. Es ist gut für den Missionar, daß er nicht gleich beim Anfang seiner Laufbahn den ganzen Greuel überschaut..... Es ist kein Wunder, daß manche von unseren Bekehrten wieder in das Heidentum zurückfallen; die Versuchungen zur Sünde sind so groß und ihre geistliche Kraft ist so schwach. Sie haben in der That die sorgsame Pflege des Missionars dringend nötig und doch ist es für ihn nicht möglich, sich ihnen so, wie es Bedürfnis wäre, zu widmen. Unsere Stationen sind im Vergleich mit den indischen sehr schwach besetzt und alles, was wir thun können, ist, daß wir (in Fuh kien) jeden Platz jährlich drei- bis viermal besuchen." (Intelligencer 1889, 412.) Von Kanton heißt es im Jahresbericht der Londoner: „Es ist ein vorzüglicher Mittelpunkt für die Arbeit des Säens, aber wenn man die Früchte seiner Arbeit ernten möchte, so erlebt man hier wenig Freude. Massen von Menschen, viele aus weiter Ferne gekommen, drängen sich durch die Straßen und etwas Neues zu sehen und zu hören, fehlt es ihnen nie an Lust. Auch die Zahl derjenigen ist nicht unbeträchtlich, die, intelligent und nachdenkend, von innerer Unruhe getrieben werden, den ausländischen Prediger und die christliche Predigthalle aufzusuchen. Aber wie die große Handelsstadt an jeder Ladenthüre das Bild des Gottes des Reichtums aller Welt unzweideutig vor Augen stellt, so unzweideutig hat dieselbe Gottheit auch die Herzen der Leute im Besitz. Wie verdienst du dir dein Brod? Das ist die erdrückende Sorge für die große Masse; wie kannst du reich werden und das Leben genießen? ist die Frage, die das Gemüt der Bessergestellten bewegt. Zudem ist die eingeborene Gesellschaft durch ihre Handelszünfte, Stammesverbindungen und Familienpflichten so in sich verschlungen, daß niemand unbewacht ist, und ein fürchterlicher Druck wird auf den ausgeübt, der ernstlich versucht, sich von der väterlichen Weise loszumachen."

Wenn nun aber der Missionar die Freude erlebt, daß sich die Zahl der Bekehrten und Katechumenen vermehrt, „so mehren sich auch seine Sorgen und Nöte. Trotz aller Bemühung, sie draußen zu halten, kommen doch unwürdige Glieder in die Gemeinde herein, und selbst manche von denen, die eine Weile sich wacker hielten, werden kalt, fallen wohl auch ins Heidentum zurück, dem Anschein nach für immer. Und auch die, welche treu bleiben, machen dem Missionar viel Sorge, und man ist wirklich dankbar und freut sich, wenn ein treuer Christ abgerufen wird und nun sicher ist vor den Versuchungen und Sündenfällen, denen die Bekehrten in dieser argen Welt ausgesetzt sind. Ich kann mich mehr als je in die Gefühle des Apostels Paulus hineinversetzen und alles, was man über diese Empfindung des Apostels in seinen Missionsnöten und Prüfungen sagt, das klingt matt und ist gar dürftig, verglichen mit dem, was alle Missionare davon lebendig erfahren in den entsprechenden Verhältnissen." (Report C.M.S. 1889, 193.)

In verschiedenen Berichten wird besonders hervorgehoben, wie der Opiumgenuß den Fortschritt des Evangeliums hemmt und die Gemeinden verstört. „In O Jong (Fuh kien) hatten wir in einem Dorf schon vor Jahren unter viel Widerspruch eine kleine Gemeinde gesammelt, aber, obgleich die alten Christen treu blieben, ging es doch nicht vorwärts. Dies kommt hauptsächlich davon her, daß das Opiumrauchen so verbreitet ist. Sehr vermögliche Familien sind durch dieses Laster verarmt. Fast die ganze Bevölkerung ist demselben verfallen und man sieht die Folgen in dem großen Elend, den zerfallenen Häusern und der groben Unsittlichkeit, die unter den Leuten herrscht. Offen und ohne Scham geben Männer ihre Frauen preis, um sich die Mittel für den Opiumgenuß zu verschaffen. Kleine Kinder werden als Sklaven verkauft, den Armen ihrer hilflosen Mütter entrissen, damit ihre Väter Geld bekommen, um Opium zu kaufen." „Da die Lokalbesteuerung (‚Lekin') auf Verlangen Englands im Vertrag von 1885 (vgl. vorj. Rundschau) aufgehoben worden ist, ist der Saft viel billiger als früher und infolge davon verbreitet sich das Laster reißend unter allen Klassen und zerstört schnell die Lebenskraft des Volkes." „Wie oft wünscht der englische Missionar, er möchte in China unter der Flagge einer anderen Nation stehen, die nicht mit diesem Schandfleck des Opiumhandels besudelt ist, wie die englische." (Intelligencer 1889, 482. 484.) Unter den aus den Gemeinden Ausgeschlossenen bilden die Opiumraucher vieler Orten einen starken Prozentsatz. „Die meisten der Ausgeschlossenen (in Hankau) waren Opiumraucher, die im Hospital geheilt worden waren. Einige Jahre halten sie aus, schließlich fallen sie aber wieder in ihre alten Gewohnheiten zurück. Wir haben alles gethan, was in unserer Macht stand, um sie zu retten..... Einige Opiumraucher haben sich wirklich bekehrt, aber nach jahrelanger Arbeit muß ich bekennen, daß im ganzen

meine Erfahrungen sehr traurig sind. Die Heilung im Spital ist nicht so schwierig. Aber wenn der Patient wieder in seine alte Umgebung zurückkehrt, dann ist die Versuchung zu stark für ihn. Eine leichte Krankheit genügt oft, um nutzlos zu machen, was im Spital geschehen ist. Man kann fast sicher darauf rechnen, daß der Verzicht auf die Pfeife an dem Uebel schuld sein muß. Selbst das Weib wird in einem solchen Fall alles dran setzen, ihren Mann zu überreden, daß er das Rauchen wieder anfängt. Je länger je mehr überzeuge ich mich, welch ein schrecklicher Fluch dieses Opiumrauchen für China ist. Es ist mir unverständlich, wie ein vernünftiger Mensch es für einen unschuldigen Genuß ausgeben und die Agitation gegen den Opiumhandel als eine „Exeter Hall Verrücktheit", die sich auf „die Behauptungen weniger Missionare" gründe, ansehen kann. Die Missionare sind die besten Autoritäten in der Sache. Sie haben mehr Gelegenheit, den wirklichen Sachverhalt kennen zu lernen, als Leute irgend eines andern Berufs in China. Unter den Missionaren haben wir eine gute Zahl Aerzte, die jede Qualifikation und jede Gelegenheit haben, um sich ein richtiges Urteil in der Sache zu bilden. Auch sie verurteilen das Opiumrauchen, ohne Ausnahme..... Es wäre ja für die Missionare viel angenehmer, wenn sie das Laster in einem günstigeren Licht betrachten dürften. Unsere Gemeinden würden um eine gute Zahl zulegen; denn viele, die um des Lasters willen nicht aufgenommen werden, kämen herein, und die, welche aus demselben Grund ausgeschlossen werden, könnten bleiben. — Wie sehr der Opiumhandel dem Christennamen in China geschadet hat, kann man sich in der Heimat kaum vorstellen. Er hat nicht bloß den Fortschritt des Christentums aufgehalten, indem er ein mächtiges Vorurteil gegen die Prediger desselben erzeugt hat; er hat das Christentum selbst in Verachtung gebracht. Das chinesische Volk unterscheidet nicht zwischen England und Christentum, und die Folge ist, daß die Handlungen der britischen Regierung als Beweis für den Charakter der christlichen Sittlichkeit gelten." (Report London 1889, 35.)

Als ein großes Hindernis für die Entwicklung der Gemeinden empfinden die Missionare die „unbeschreibliche Unwissenheit des weiblichen Geschlechts", und meistenteils sehen sie keinen Weg, hier Besserung zu schaffen. Da, wo die Verkrüpplung der Füße Sitte ist, können die Frauen schon darum die Kirche fast nicht besuchen, weil sie nicht imstande sind, zu gehen, und gewöhnlich zu arm, eine Sänfte zu bezahlen. „Sodann haben sie in der Regel einen Haufen kleiner Kinder und da sie keine Dienstboten erschwingen können, liegt die ganze Haushaltung auf ihnen. Wenn sie dennoch kommen, so müssen sie das kleinste und vielleicht zwei oder drei der älteren Kinder, die man noch nicht sich selbst überlassen kann, mitbringen, und ihr Geschrei stört dann die ganze versammelte Gemeinde. Die Frau muß die Kirche verlassen und hat die ganze Reise umsonst

gemacht. Die Folge ist, daß sie nicht den Mut hat, es noch einmal zu versuchen." Manche Schwierigkeit macht auch die Selbstunterhaltung der Gemeinden. Aus der Fuh kien Mission der Englischen Kirchengesellschaft wird erzählt: In einem Dorf bei Tong kang unterzeichneten die vierzehn christlichen Familien je nur anderthalb Mark für den „Fonds der einheimischen Kirche". Bei der nächsten Synode in dem Distrikt wurde die Gemeinde öffentlich gerügt und man beschloß einstimmig, ihre Namen in den Kirchenbüchern zu streichen und sie nicht mehr als gemeinschaftsberechtigt anzuerkennen, bis sie sich wenigstens zum doppelten Betrag verpflichtet haben. Auf die Bitte ihres Abgeordneten wurde ihnen aber Bedenkzeit bis Ende des Jahres zugestanden. Der regelmäßige Beitrag für eine Familie sind 1200 Käsch (vier Mark). Doch leistet nur der kleinere Teil der Bekehrten so viel, während dafür andere das Doppelte und Dreifache geben. Es wurde daher von dem Missionar, als er den Distrikt bereiste, allen Taufkandidaten das Versprechen abgefordert, sich dieser Ordnung zu fügen und ihr Interesse an der Kirche dadurch zu bethätigen, daß sie zu ihrer Unterhaltung beitragen. Unter 200 Taufkandidaten weigerte sich nur einer, die Zusage zu geben. „Er war schon sechs oder sieben Jahre zur Kirche gekommen und zwar Sonntags recht regelmäßig. Nach der Prüfung war ich daher bereit, ihn zu taufen, obgleich er nicht gerade viel Verständnis zeigte. Als ich ihn aber fragte, ob er sich dem Gesetz der Synode fügen und jährlich vier Mark in den Kirchenfonds zum Unterhalt seines Pfarrers zahlen wolle, erklärte er, vier Mark sei zu viel, ein Drittel davon würde er geben. Ich fragte ihn, wie viel er, ehe er Christ geworden sei, für den Dienst der Götzen aufgewendet habe. Nach einigem Zögern gestand er, daß es mindestens acht Mark im Jahr ausgemacht habe, manchmal, in Krankheitsfällen u. dgl. 40, 80, 100 Mk. Nicht daß er selbst so große Summen bezahlt habe, aber seine Familie habe soviel geleistet. Ich stellte ihm nun vor, ob es recht sei, dem wahren Gott zur Unterhaltung seines Gottesdienstes nur 400 Käsch zu opfern, während er als Heide sich den Dienst der falschen Götter habe 2000 Käsch kosten lassen. Unter diesen Umständen müsse ich an seinem Glauben und an seiner Liebe zu Gott zweifeln und könne ihn nicht taufen. Darauf erhob er sich und ging weg. Das machte mich sehr traurig, aber ich bin überzeugt, was ich gethan hatte, war das richtige. Man sollte den Christen zumuten, Gott mindestens so viel zu opfern, als sie vorher für ihren Götzendienst aufgewendet haben." (Intelligencer 1889, 415. 479.)

Ein sehr erfreuliches Gegenstück hiezu bildet, was Intelligencer 1889, 181 von einer Anzahl Christen in einem Dorf, Tschü Han in Fuh kien, berichtet wird. „Es sind ihrer im ganzen elf und noch keiner ist getauft; alle sind sehr arm. Im letzten Jahr zeichneten sie 140 Mk. für die Ausbesserung des Hauses, das sie als

Kirche benutzen, und ebensoviel in diesem Jahr für den Gehalt des Katechisten, den sie außerdem noch mit Reis und anderen Lebensmitteln versehen. Der Schullehrer gab seinen ganzen Gehalt für diesen Zweck und war infolge davon genötigt, seinen einzigen Acker zu verkaufen. Man bot ihm 480 Mk.; aber ein Nachbar, dem derselbe für einige Jahre verpachtet war, klagte auf Ungültigkeit des Verkaufs, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den Eigentümer zu bewegen, ihm das Land weit unter dem Preis zu überlassen. Der Beamte wies die Klage ab, und das Feld wurde um 480 Mk. verkauft; aber es waren unterdessen Kosten im Betrag von ca. 300 Mk. aufgelaufen, so daß ihm nur bare 180 Mk. übrig blieben. Andere Glieder dieser kleinen Gemeinde haben so freigebig gezeichnet, daß sie ihre Kleider verpfänden mußten, um die versprochene Summe aufzubringen. Man sagt manchmal, unsere Bekehrten seien Reischristen.*) Ich möchte fragen, wo sich im christlichen England ein Seitenstück zu dem obigen Bild finden ließe?" Auch sonst fehlt es nicht an ermutigenden Erfahrungen. In Fuh kien hatte z. B. die Kirchengesellschaft im Sinn, einen Distrikt an eine andere Gesellschaft abzutreten; die Christen ließen aber ihren Katechisten durchaus nicht fort und erklärten sich in einer Eingabe an die Missionare bereit, für den Gehalt selbst aufzukommen, wenn man sie nur behalte. Der Missionar, der sie daraufhin besuchte, schreibt: „Die offenbaren Zeichen der göttlichen Gnade, von denen ich Zeuge sein durfte, haben meinem Herzen sehr wohl gethan, und ich muß sagen, der Eifer und die Hingebung dieser Leute sticht sehr ab von dem lauen Wesen so gar vieler unter uns." Von einem lebhafteren Verlangen nach der Wahrheit berichten die englischen Baptisten aus Tsing tschu fu in Schantung, der American Board aus Futschau und Paotingfu. Besonders ist es die Evangelisation im Zusammenhang mit den Missionsspitälern, welche einen besser bereiteten Boden findet, wenn es freilich auch hier meist eben eine Saat auf Hoffnung ist. In dem Hospital der Londoner in Peking wurden unter 20,000 Ambulanz-Patienten auch 3000 bis 4000 Frauen behandelt, heidnische, muhammedanische, römisch katholische, „und mit manchen wurden sehr interessante, hoffnungsvolle

---

*) So im letzten Jahr ein amerikanischer Schiffslieutenant in der „Washington Post": „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Arbeit der Missionare in China und Korea ganz und gar ohne Erfolg ist — abgesehen davon, daß sie dieselben bei den Eingeborenen lächerlich macht. Mit andern bin auch ich überzeugt, daß in ganz China kein einziger Eingeborener, der bei gesundem Verstand ist, sich zum Christenglauben bekehrt hat. Die sogenannten Bekehrten sind nichts als die Dienstboten der Missionare, die monatlich 16 Mk. Gehalt bekommen, damit sie sich bekehren, bei denen man aber, wenn sie den Dienst verlassen haben, weiter nichts davon merkt, daß sie ihren Sinn geändert hätten." Chinese Recorder 1889, 507. Church at h. a. VI, 33, wo der Grund der Abneigung vieler Seemänner gegen die Missionsarbeit sehr ungeniert beleuchtet wird.

Verbindungen angeknüpft. Viele derselben sind im Dienst vornehmer chinesischer Familien und sie erzählen ihren Herrinnen unfehlbar, was sie bei den Ausländern gesehen und von ihrer Lehre gehört haben. Zu einigen einflußreichen Familien wurde auf diese Weise der Weg eröffnet, und das Evangelium wurde in Kreisen gepredigt, wo man es nicht hatte erwarten dürfen."

Das Hospital der Londoner in Tientsin ist seit dem Tod Dr. Mackenzies nicht mehr unter der Protektion der chinesischen Regierung, sondern reine Missionsanstalt. Da der Vizekönig und die anderen chinesischen Freunde bei ihrer Unterstützung des Spitals nicht mit der Gesellschaft, sondern stets mit Dr. Mackenzie persönlich verhandelt hatten, so konnte die Gesellschaft ihre Ansprüche auf die Gebäude, welche mit den Beiträgen der chinesischen Beamten errichtet worden waren, und auf den Fonds, den Mackenzie aus dem Ueberschuß der Beiträge der Regierung für die chinesischen Studenten der Medizin angelegt hatte und der nun zur Verstärkung der ärztlichen Mission in der Mongolei verwendet werden sollte, nicht durchsetzen. Auf Grund freundschaftlicher Verständigung wurden aber der Gesellschaft die Gebäude um einen Schätzungspreis käuflich abgetreten, so daß ihre Thätigkeit keine Unterbrechung erlitt.

In Paotingfu hat die Gemeinde des American Board die Einrichtung getroffen, daß das Sonntagsopfer verwendet wird, um zehn bis zwölf Brüder, je zu zwei, in die Umgegend auszusenden, um das Evangelium zu predigen. Diese erhalten nun eine Liste aller Kranken, die auf der ärztlichen Station behandelt worden sind, und es ist ihre besondere Aufgabe, dieselben in den Dörfern aufzusuchen und was etwa in ihnen haften geblieben ist, zu stärken und zu befestigen. (Herald 1889, 311. Report London 1889, 38, 48. Herald Bapt. 1890, 50.)

In der Provinz Schansi hat ein Missionar der englischen Baptisten auch wieder den Versuch gemacht, während der großen Prüfung, die alle drei Jahre in Tai Yuen Fu gehalten wird, auf die Examinanden einzuwirken. Die ganze Zeit über ließ er zwei Plakate vor seinem Haus aufhängen, in denen die Studenten eingeladen wurden, ihn zu besuchen, um sich mit ihm über die Religion zu besprechen. Von den fast 6000 Kandidaten, die sich zur Prüfung einfanden, kamen doch etwa fünfzig, manche auch ein paarmal, und alle waren wenigstens so höflich, aufmerksam dem, was ihnen der Missionar sagte, zuzuhören. (Herald 1889, 232.) Da es sehr schwer ist, das Examen zu bestehen, das die Bedingung für die Erteilung auch nur des untersten Grades*) (eines Siutsai = blühendes Talent) ist, so ist es eine große Freude, wenn es einem Christen geratet. Ein Lon-

*) Im ganzen sind es vier Grade. Der zweite macht zum Ki njin oder Lizentiaten; der dritte zum Tsin szu oder Doktor, und durch den vierten wird man ein Han lin oder Mitglied der kaiserlichen Akademie.

doner Missionar schreibt aus Amoj: „Der älteste Sohn unseres Pfarrers hat den ersten Grad (eines Siutsai) erlangt und der Jubel darüber ist groß. Er ist erst der zweite Christ aus unserem Distrikt, der es zu einem Grad gebracht hat, und auch dieser war ein Mitglied der Londoner Mission.“ (Chronicle 1889, 323.)

Das christliche College der amerikanischen Presbyterianer in Kanton, um das sich (vgl. vorj. Rundschau) besonders Dr. Happer bemüht hat, ist schon ins Leben getreten und zählt bis jetzt 66 Schüler. Man glaubt aber, daß die Zahl leicht auf 200 steigen wird, wenn die erforderlichen Gebäude aufgeführt sein werden, für die der Vizekönig nun endlich den Grund und Boden (zum Kaufen) bewilligt hat. Mit dem regelmäßigen vierjährigen Universitätsstudium soll ein dreijähriger Vorbereitungskurs verbunden werden. Die amerikanischen Bischöflichen Methodisten wollen in Nord-, Süd- und Centralchina drei große christliche Universitätsschulen gründen, jede mit einem Aufwand von 2,000,000 Mk. (?) (Herald Bapt. 1889, 176. Ch. Recorder 1889, 577.)

Juni letzten Jahres starb, wie oben S. 48 kurz erwähnt worden, der von den Chinesen der „christliche Buddha“ genannte Missionar Rev. J. Fisher Crosset. Er war als Missionar des amerikanischen presbyterianischen Board nach China gegangen, hatte sich dann aber, nachdem er von einer teilweisen Geistesstörung geheilt, wieder auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt war, keiner Gesellschaft mehr angeschlossen, sondern sich selbständig in größter Armut und Einfachheit dem Dienst der Armen und Elenden gewidmet. Er kleidete sich chinesisch, lebte nur von Wasser, Früchten und etwas Reis. Er bereiste ganz China, ohne sich um die Mittel dazu Sorge zu machen; was er brauchte, erhielt er von Privatpersonen und Gastwirten umsonst. In Peking hatte er ein Winterasyl für die Armen. In den kältesten Nächten durchwanderte er die Straßen und las die Bettler auf, brachte sie in sein Asyl und versah sie hier mit Nahrung. Auch in den Gefängnissen hatte er Zutritt und oft wurde ihm gestattet, die kranken Gefangenen in seinem Asyl unterzubringen. An den nötigen Fonds für seine Wohlthätigkeit fehlte es ihm nie. „Er war nicht sowohl darauf aus, zu bekehren, als nach dem Vorbild Christi den Aermsten der Armen Liebe zu erweisen; in ihrem Dienst opferte er sich vollständig auf.“ (Church at h. a. VI, 293.)

Den Schluß dieser Rundschau mögen einige Notizen über den Muhammedanismus in China bilden, nach einer Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus seiner Geschichte, die Rev. Noyes in dem Chinese Recorder 1889, 1 u. 2 gegeben hat. Man findet in den Missionsberichten dann und wann unter den Chinesen, mit denen es die Missionare zu thun haben, auch Muhammedaner erwähnt; im ganzen ist aber nicht gerade viel von dem chinesischen

Muhammedanismus die Rede, und doch ist der Prozentsatz der Bevölkerung des Reiches, der ihm zugehört, gar nicht unbedeutend. Am stärksten ist er im Nordwesten und im Südwesten vertreten. In Kansu schätzt man die muhammedanische Bevölkerung auf 8,350,000, in Schensi auf 6,500,000, in Jünnan auf 3,500,000. In den übrigen Provinzen bewegt sich die Bevölkerungszahl zwischen 4000 (Kiangsi) und 250,000 (Petschili). In der Umgebung von Peking leben etwa 100,000 Muhammedaner; die Stadt zählt elf Moscheen; eine sehr schöne in der Nähe des kaiserlichen Palastes wurde zu Ehren einer muhammedanischen Königin erbaut, mit der sich der Kaiser Kien Lung im Jahr 1735 verheiratete. Für das ganze Reich rechnet man etwa 20 Millionen.

Der erste Anhänger des Islam, der in dem himmlischen Reich Eingang fand, soll ein Oheim des großen Propheten gewesen sein. Er kam der Ueberlieferung nach im Jahr 628 an den Hof des Kaisers Tai tsong mit dem Auftrag, ihm Geschenke zu überbringen und die neue Lehre zu verkündigen, und fand eine sehr freundliche Aufnahme. Er durfte in Kanton eine Moschee bauen und seinen Glaubensgenossen wurde für das ganze Reich freie Uebung ihrer Religion gewährt. Den ersten Kern einer muhammedanischen Bevölkerung soll aber eine Truppe von 4000 Arabern gebildet haben, welche der Kalif Abu Dschiafer i. J. 755 dem Kaiser Son tsong bei einer drohenden Rebellion zu Hilfe sandte und die dann zum Lohn für ihre Dienste die Erlaubnis erhielten, sich in den Hauptstädten des Reichs niederzulassen. Im achten und neunten Jahrhundert blühte der Handel der Araber mit China, „so daß der Ocean ermüdet wurde von den Tausenden von Schiffen, die von Osten nach Westen segelten." Dann hörte er bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts fast ganz auf. Unter der Juen-Dynastie (von 1280 an) wurde er aber wieder in ausgedehntem Maß erneuert. Der Hafen von Futschau wurde ein großer Handelsplatz. „Im Jahr 1385 erhielten die muhammedanischen Kaufleute den Befehl, Kanton zu verlassen und sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Zugleich wurde die Bevölkerung gewarnt, den Verkehr mit ihnen nicht zu stark zu pflegen. 1465 ließen sie sich heimlich in Macao nieder; 1525 wurde ihnen, weil Kanton von Seeräubern bedroht wurde, für einige Zeit verboten, in den Hafen einzulaufen. Seit dieser Zeit haben sie sich, ohne beunruhigt zu werden, derselben Rechte erfreut, wie die andern Unterthanen des Reiches." In Jünnan gewann die noch ganz unzivilisierten Stämme in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Statthalter des Kaisers Kublai Khan für die Kultur und den Islam. „Er lehrte die Wilden Ackerbau, anständige Sitten, die Kunst des Schreibens und die Religion des Muhammed; zugleich hielt er sie aber auch dazu an, dem Konfuzius Verehrung zu erweisen; während er in allen Städten Moscheen errichtete, baute er auch ihm Tempel." Wiederholt empörten sich noch in

diesem Jahrhundert die Muhammedaner Yünnans gegen die chinesische Herrschaft. Der letzte und bedeutendste Aufstand dauerte von 1855 bis 1873. Ende 1874 war die Provinz definitiv unterworfen.

In die nordwestlichen Provinzen wanderten die Muhammedaner aus der Türkei und Persien über Bokhara ein. „In den Händeln, die fortwährend zwischen den chinesischen und den im Westen von ihnen gelegenen muhammedanischen Provinzen bestanden, eroberten offenbar die Chinesen dann und wann muhammedanisches Gebiet und verloren es von Zeit zu Zeit auch wieder; Muhammedaner wurden mehr oder weniger als Hilfstruppen geworben oder als Soldaten in die chinesische Armee eingereiht, erhielten zuweilen auch sehr hohe Stellen im Staatsdienst, und so kam es denn im Lauf der Zeit dazu, daß die Bevölkerung der westlichen Provinzen einen sehr starken muhammedanischen Zusatz erhalten hat." Auch Schensi und Kansu waren von 1861 bis 1873 Schauplatz einer Empörung der Muhammedaner, bei der aber so wenig wie bei einer der anderen religiöse Motive im Spiel waren. Die Unterdrückung derselben kostete ungeheuer viel Blut und Geld, war dafür aber auch gründlich. „Die Rebellen wurden vollständig vernichtet."

Der Muhammedanismus hat sich in China nie durch Missionsthätigkeit ausgebreitet. „Die heutigen Muhammedaner leiten ihr Geschlecht Hunderte von Jahren hindurch aus muhammedanischen Familien ab. Abgesehen von der natürlichen Vermehrung wächst ihre Zahl nur dadurch, daß sie in Zeiten von Hungersnot oder anderem Unglück Kinder in großer Zahl aufkaufen, die sie dann in ihrer Religion aufziehen. — An ihrem Glauben hängen sie sehr fest, das heißt sie trennen sich nicht leicht von ihrer Glaubensgenossenschaft. Sehr selten werden sie Christen. Mit den Grundsätzen ihrer Lehre nehmen sie es dagegen so wenig genau, daß sie als Beamte ohne Schwierigkeit alle Formen des chinesischen Rituals durchmachen. Sie können der Ahnentafel des Kaisers Verehrung erweisen und ihr Gewissen beruhigen, indem sie das Bild des Propheten dahinter hinstellen. In Kanton, sagt man, bequemen sie sich, um keinen Anstoß zu geben, so ziemlich allen chinesischen Bräuchen an, nur den Genuß von Schweinefleisch gestatten sie sich nie. Eine besondere Abneigung gegen sie um ihres religiösen Glaubens willen scheint weder von seiten der Herrscher noch von seiten des Volks zu bestehen. Sie haben oft hohe Staatsämter versehen und viele Gnadenerweisungen empfangen. Ihre Rebellionen waren kolossale Stammesfehden, keine Religionskriege. Es geht das ganz deutlich daraus hervor, daß sie, während ihre Glaubensgenossen in einem Teil des Reiches auf Leben und Tod mit der Regierung kämpften, in anderen Teilen in keiner Weise belästigt wurden. Immerhin nimmt eine Autorität wie Dr. Wells Williams an, daß türkische Emissäre bei der letzten großen Rebellion das Feuer geschürt haben." L.

b) Neuestes und Vermischtes.*)

(In Betreff der evangelischen Mission in Deutsch-Ostafrika) haben zwischen der hiefür bestehenden besonderen Gesellschaft und der alten Berliner Missionsgesellschaft (d. h. zwischen Berlin III und Berlin I) bis in die letzte Zeit hinein viele Verhandlungen behufs Vereinigung beider, bezw. der Uebernahme genannter Mission durch Berlin I stattgefunden. Dieselben sind aber endgültig gescheitert, da Direktor Wangemann von Berlin I die Loslösung des Krankenhauses in Sansibar von der Mission, weiterhin aber namentlich auch eine Garantie dafür verlangte, daß die durch die Uebernahme seiner Gesellschaft entstehenden Mehrkosten von den Missionsfreunden jederzeit bestritten werden. Diese Garantie konnte Berlin III naturgemäß nicht geben, in die Trennung der Krankenhaussache und damit der Diakonie von der Mission wollte sie nicht willigen. In den „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" teilt der Vorstand von Berlin III diese Sachlage mit und fordert zur Unterstützung seines nunmehr gesonderten Vorgehens auf, indem er erklärt: „Wir wollen denn in Gottes Namen vorwärts gehen und alle Kräfte anspannen, um die vorliegende Aufgabe zu lösen." Als solche bezeichnet er namentlich: Gründung neuer Stationen; Ausführung des Baues des neuen Krankenhauses; Gewinnung der nötigen Kräfte für Krankenhaus und Mission.

(In der Hermannsburger Mission) ist eine Veränderung in der Leitung eingetreten infolge des Todes des Kondirektors Pastor Oepke. Derselbe, der Vertreter der hannoverschen Landeskirche in der Direktion (s. oben S. 142), war erst 1887 gewählt worden und hatte viel dazu beigetragen, die Kluft zwischen der Landeskirche und den lutherisch-freikirchlichen Vertretern der Mission zu überbrücken. Er starb am 6. Febr. d. J. im 44. Lebensjahr an den Folgen der Influenza. An seiner Stelle ist nun Pastor Haccius in Debstedt, der Begleiter des Direktors Harms auf seiner Visitationsreise in Südafrika, zum Kondirektor gewählt worden.

(Die Brüdergemeine) hat in letzter Zeit bedeutende Zuwendungen für Missionszwecke erhalten. Im vorigen Sommer hat ein in Irland verstorbener Herr Mac Niece 115,000 Mk. gestiftet, deren Zinsen ausschließlich der Mission der Brüdergemeine in Afrika und Asien zu statten kommen sollen. Eine Frau Disney Robinson hat der vor zwei Jahren gestifteten Summe von 20,000 Mk. einen eben so großen Betrag folgen lassen und bei ihrem bald darauf eingetretenen Tod noch weitere 40,000 Mk. legiert. Noch ungleich größer ist das Vermächtnis eines Herrn Cracau, Privatiers in Breslau;

*) Geschrieben Anfang Mai.

es beträgt rund 800,000 Mk., deren Zinsen (ca. 28,000 Mk.) zur Hälfte für die Mission, zur Hälfte zum Loskauf von Sklaven verwendet werden sollen. Die Brüdergemeine sieht darin eine Mahnung, ihre „Seile weiter zu spannen und einen neuen Vorstoß in die Heidenwelt zu unternehmen.“ Dazu sollen die Zinsen einer Reihe von Jahren angesammelt werden. Die Zinsen des Jahres 1890 jedoch sollen der Buschland-Mission in Surinam zu gut kommen, namentlich der Errichtung einer neuen Station an der oberen Cottica in Wanhatti. An dem jährlichen Bedarf der Herrnhuter Mission wird somit durch die erwähnte Stiftung nichts geändert.

(Rußland und die Mission.) Wir haben vor kurzem berichtet (s. oben S. 128), daß das russische Missionsverbot auf Missionsfeste im Freien eingeschränkt, somit in der Hauptsache wieder aufgehoben sei. Nach einem Erlaß des Generalkonsistoriums in St. Petersburg werden nun aber doch wenigstens die Kirchenkollekten für Zwecke der äußeren Mission einer strengen Kontrole unterworfen. Es dürfen solche nicht ohne Genehmigung des Gouverneurs veranstaltet, und die Gelder dürfen nur der Leipziger oder der Dänischen Missionsgesellschaft, keiner andern, zugewandt werden. Andrerseits wird gar gemeldet (von der Allg. ev. luth. Kirchenzeitung), daß das Missionsverbot neuerdings sämtlichen Gouverneuren in der ursprünglichen Fassung mitgeteilt worden sei mit der Weisung zu strengster Handhabung. Was nun die definitive Regelung ist, wird abzuwarten sein; in jedem Fall war die Freude über die anfängliche Milderung des Verbots verfrüht.

(Todesfälle.) Wie die Tagesblätter berichten, ist in Sansibar die Nachricht eingetroffen, daß Alexander Mackay, der unermüdliche, unerschrockene, um die Verkündigung des Evangeliums in Uganda so hochverdiente Missionar, im Februar d. J. am Fieber gestorben ist. Wie den Lesern bekannt, wirkte er, seit er im J. 1887 nach zehnjährigem Aufenthalt in Uganda den Umtrieben der Araber hatte weichen müssen, in Usambiro (genauer in Kwa Makoko) im Süden des Viktoria Njanza. Das Organ seiner (der Englisch-kirchlichen) Gesellschaft, der Intelligencer, bestätigt in der Mainummer diese überaus schmerzliche Nachricht, die zugleich einen großen Verlust für die Mission bedeutet.

Auch die Leipziger Mission hat einen schweren Verlust durch den plötzlichen Heimgang eines ihrer ältesten und erfahrensten Arbeiters in Trankebar, des Miss. Schäffer, erlitten. Derselbe starb am 30. Januar. Er war der Schwiegersohn des Missionsseniors Cordes, welch letzterer am 2. März das 50jährige Jubiläum seiner Abordnung nach Indien feierte.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 2.

1890.

Aussprüche eines Schriftgelehrten über die hl. Schrift.

Ein Schriftgelehrter — dies Wort hat keinen guten Klang, seitdem jene jüdischen Träger des Namens den, der der Schrift Erfüllung war, verkannt, verfolgt und ans Kreuz geliefert haben. Ein rechter Schriftgelehrter, zum Himmelreich geschickt, ist aber darum doch etwas Großes und sein Wort ein solches, das aller Beachtung wert ist. Daß er ein Schriftgelehrter in diesem guten Sinn, ja im besten Sinn des Worts gewesen — dies Zeugnis hat dem Tübinger, früher Basler Professor J. T. Beck keiner versagt, der ihn gekannt oder seine Schriften gelesen hat. Sein ganzes Leben hat er mit dem Studium der hl. Schrift zugebracht und hat sich darein vertieft wie wenige, und er hat zugleich darin gelebt und hat das Wort Gottes im Wandel ausgeprägt mit dem ganzen Ernst einer kraftvollen Persönlichkeit. Es ist wohl der Mühe wert, einige Aussprüche eines solchen Mannes gerade über die

hl. Schrift zusammenzustellen. Wir thun dies im folgenden, indem wir dieselben ordnen unter die Rubriken: 1. Was man von der hl. Schrift hat oder haben kann, und 2. Wie man sie gebrauchen und nicht gebrauchen soll.

1. Was man von der hl. Schrift hat oder haben kann.

1) Sie taugt ins Leben, wie nicht leicht etwas. — Wer mag mit Fug und Recht sagen: das göttliche Wort tauge nicht ins Leben und wo es mit seinen himmlischen Geboten unter den Menschen herrschend würde, müßte Arbeit und Ordnung not leiden oder gar aufhören? Umgekehrt, in rechtschaffener Ordnung und in stillem Gottessegen würden die Menschen arbeiten, vom Sorgenschwarm würden die Herzen gereinigt, die streitenden Lüste in den Gliedern würden gebändigt, die Häuser befreit von jenen unerbittlichen Steuereintreibern, nämlich von dem Hoffartsgeist, von der Vergnügungssucht und Putzsucht und von andern Feinden des menschlichen Wohlstandes. Kein Müßiggänger würde sich selbst und andern zur Last fallen; kein Verschwender, sei er so reich, als er wolle, würde das Recht zu haben glauben, eine Gabe Gottes zu verderben; kein Betrüger und Dieb oder Geiziger würde an sich reißen, was ihm nicht gehört; es wäre kein reicher Mann, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, während es an seinen Brüdern Blößen zu decken giebt, Hunger zu stillen, Wunden und Schmerzen zu heilen, und die Verarmung würde nicht wie ein Krebsschaden um sich fressen, weil die Wollüste und die Ungerechtigkeit aufhören würden, die wieder verzehren und noch mehr verzehren, als die Hand verdient.

2) Sie ist ein Licht im Hause. — Lasset uns die Einrichtung treffen und darauf halten, daß kein Tag in unserem Hause angefangen und geschlossen wird ohne gemeinschaftliches und besonderes Gebet, ohne daß Gottes Wort mit Verstand und Andacht gelesen wird unter allen Umständen, ob nun Krieg oder Friede, Freund oder Feind, Leid oder Freude im Hause sei. Gewiß, da wird nicht leicht die Sonne untergehen über dem Zorn, dem Murrsinn oder Leichtsinn eines Hausgliedes; es wird einen Stoß dagegen geben, der Satan wird sich im Hause nicht festsetzen können. Denn es redet ja zu unseren Seelen das Wort, welches Sinn und Gedanken richtet, uns Buße,

Versöhnung und Erlösung predigt vom Gott der Liebe und vom Richter aller Welt; der Funke des Guten wird jedesmal wieder angeblasen und es treten herrliche Vorbilder der Frömmigkeit vor uns hin, herzliche Ermahnungen, eindringliche Bestrafungen und Warnungen, helle, klare Lehren und Ratschläge, wie wir in Gesinnung, Wort und That uns gegen einander verhalten müssen, wie wir unsere Fehler an uns selbst bezwingen und ablegen sollen, Vergebung suchen und selbst gewähren müssen. Und das alles findet um so leichter Eingang, weil da nicht ein Sünder dem andern seine Fehler vorhält, sondern derjenige, von welchem jedem sein Gewissen sagt: Er darf so mit mir reden! Ich muß ihn hören! Denn ihm verdank' ich alles und vor ihm muß ich alles einmal verantworten. Kommen dann dazwischen hinein wieder Aufregungen, Anfechtungen und Friedensstörungen, verschuldete oder unverschuldete, so lernt man immer besser, vor allem erst dazwischen zu treten mit besonderem Gebet im Verborgenen oder im Gemeinsamen; es bietet sich ein passendes Bibelwort an, welches zum Stabe dient; man lernt, einander mit liebendem Ernst daran erinnern, und über dem mit jedem Morgen und Abend neu wiederkehrenden Worte Gottes und Gebet schlichtet sich wieder, was die Herzen scheiden oder falsch machen kann, der Wandel wird immer vorsichtiger, das Herz immer fester in der Gnade und eben damit zufriedener, heiterer, besonnener. Ist das nicht ein Familiensegen, der mit keinem Einkommen und Vergnügen, mit keiner Gesellschaft oder äußerlichen Ehrenbezeugung ersetzt werden kann? Gewiß, einem solchen Hause widerfährt Heil.

3) Sie bringt Gott dem Menschen nahe und führt anderseits den Menschen zu Gott. — Wir finden in der hl. Schrift vor allem denjenigen, dessen Wort sie heißt, welcher der Erste und der Letzte darin ist — Gott. Die Bibel ist eine fortwährende Offenbarung und Lobpreisung Gottes, eine Geschichte seiner fortwährenden Herablassung und Dazwischenkunft, bis er herrlich erscheint im eigenen Sohne. In der Bibel ist nicht ein Gott, der ferne ist, sondern der nahe ist, von dem es heißt: Wo Er nicht Land und Haus und Odem bewahrt, ist das Unsre alles umsonst; kein Sperling fällt ohne ihn vom Himmel, kein Haar von unserem Haupt; niemand kann seinem Geist entfliehen, die Gedanken kennt er von ferne und ist ein Richter der Werke und der Herzen. Was wäre

*

denn doch natürlicher, als daß jeder diesen Gott suche, wie er sich giebt in seinem Wort? Und doch geschieht das Unnatürliche, daß man alles darin sucht und findet, nur nicht — Gott! Der Gelehrte fällt mit seiner Gelehrsamkeit in die Bibel hinein, sieht und hört nichts in derselben, als was seiner Kunst eine Uebung giebt; der Neugierige fällt mit seinem Grübelsinn hinein und will Sachen wissen, welche doch der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Viele wollen nur eine Weile fröhlich sein bei ihrem Licht oder unangenehme Gefühle los werden, aber Gott selber suchen sie nicht; viele wieder kitzeln sich und andere mit allerlei müßigen Fragen, die sie über dies und jenes in der Schrift aufwerfen, oder wenden sich zu unnützem Geschwätz, trotz dem alten Spruch des Apostels (1 Tim. 1, 3—7): Gebiete ihnen, daß sie nicht Fragen und unnützes Geschwätz aufbringen, statt Besserung zu Gott im Glauben.

Besserung zu Gott — das ists, wozu dies unvergleichliche Buch den Menschen gegeben ist. Wir haben der Bücher übergenug, welche den Menschen lassen, wie er ist, die von Gott abführen oder neben ihm vorbeiführen, und nur zu begierig greift man nach denselben. Was sollen aber diese Irrfahrten? In der Stunde, welche unsern Geist zu dem vergessenen Gott zurückruft, bleibt doch nur der Eindruck, wie ihn ein gelehrter Mann auf seinem Sterbebette aussprach: „Ich habe eine Welt von Zeit verloren — würde mir noch ein Jahr zu meinem Leben zugesetzt, ich wollte es zubringen mit dem Lesen des Buches aller Bücher.“ Dies Buch zeigt uns den Weg, welcher allein Reue und Leid uns ersparen kann; es führt aufwärts in eine Welt, die unbeweglich bleibt, in welcher für Seele und Leib aufs vollkommenste gesorgt ist. Es weist uns zu einem Führer, der niemand irre leitet, weil er selbst nicht irre ging. Es waltet ein Geist in diesem Buch, gegen den alle Welt zu schwach war, sonst wäre ein solches Buch in der Welt gar nicht aufgekommen, ein Geist, von dem alle Gaben und Kräfte herkommen — darum kann ein einziger Spruch der Schrift dem, den er trifft, die Welt zu enge machen und wie ein Pfeil das Herz durchbohren, und den, der ihn annimmt, kann er ganz verändern und erneuern; ebenso kann ein Trostwort der Schrift einer betrübten Seele alle ihre Schmerzen und Aengsten heilen und sie über allen Bann der Welt erheben; denn das sind Worte eines ewigen Lebens.

2. Wie man die hl. Schrift gebrauchen und wie man sie nicht gebrauchen soll.

1) Lies darin mit anhaltendem Ernst. — Was kann der weiseste und beste Mann für den sein, der nur selten bei ihm einkehrt und nur flüchtig einige Worte ihm aus dem Munde nimmt? Beide bleiben einander fremd! Mache dich vertraut mit deiner Bibel, dann vertraut sie dir auch ihre Schätze an; sei täglich in ihrer Gesellschaft, wie bei einem guten Freund; denn es ist ein Freund von so reichem Innern, daß er dir täglich etwas Neues geben kann. Aber woher die Zeit nehmen? heißt es. Findest du aber nicht täglich unter aller Last der Geschäfte noch Zeit, deinem Körper die nötige Nahrung zu geben, und ist dein Geist nicht wenigstens so viel, als der Körper? Bedarf er zu seiner Gesundheit keine Pflege, keine Nahrung zu seinem Wachstum? — Nein, nicht an Zeit zum Lesen des Wortes Gottes fehlt es irgend einem von uns, sondern nur am ernsten Willen, daran, daß ihm Gott und Besserung zu Gott eine Hauptsache ist. Es gilt nur, der Gemächlichkeit oder dem Vergnügen Zeit abzubrechen, die Stunden des Tages zu Rate zu halten, statt so manche Zeit zu verbringen mit eitlem Geschwätz und mit anderem, das man sich selbst aufladet mit übertriebener Nachgiebigkeit gegen Weltgebräuche, durch Menschengefälligkeit, die zu nichts gut ist, als uns und andere um das edelste Gut zu bringen, das wir haben, um die flüchtige Zeit.

2) Lies darin mit eindringendem Nachdenken und mit Anwendung des Gelesenen auf dich selbst. — Es ist eine alte Lehre, wenn man die Bibel recht wolle lesen, müsse man ernstlich beten um den heiligen Geist, der allein weiß, was des Geistes Sinn ist; müsse nicht zufrieden sein mit dem äußerlichen Ablesen, sondern forschen und überlegen, was der Geist damit sagen wolle, welche ewige Wahrheit in der Geschichte dargestellt sei. Sonst geht es nach dem Spruch: Du hast Augen und siehst nichts, hast ein Herz und verstehst nichts (2 Kor. 3, 14—18). Ebenso mußt du das Gelesene anwenden auf dein eigenes inwendiges Leben. An dem Widersprechen der verschiedenen Menschen gegen Christus lerne dein eigenes Widerstreben gegen seine Zucht und Gnade erforschen; überzeuge dich, wie es auch bei dir wahr ist: der

Herr kommt in sein Eigentum und es nimmt ihn niemand auf; an dem ganzen Kampf, den er kämpft mit der Finsternis in seinen Jüngern, in den Pharisäern, in den Zöllnern, lerne den Kampf kennen, den er auch mit der Finsternis deines Herzens führen muß; die Geduld, die Sanftmut, die Freundlichkeit, die Liebe, die er in dem Evangelium zeigt, decke dir auf, wie er das Nämliche auch an dir bisher erzeigt hat; sein Sterben und Auferstehen ergreife und durchdenke als eine ewige That; auch jetzt noch ist er oft wie gekreuzigt und gestorben und steht auf einmal wieder lebend da und ruft an dein Herz: stirb mit mir und lebe mit mir. So mußt du das Wort Gottes lesen im Glauben (Röm. 15, 4. Luk. 8, 15) — dann fällt es wahrhaft in dein Herz, wie ein Samenkorn in den Acker, der es umschließt mit seinem Boden und seiner Triebkraft, die Hülse davon abschält und den Kern hervortreibt in herrlicher Frucht.

3) Laß dich durch Stellen, welche du nicht verstehst, nicht irre machen. — Die Bibel ist nicht ein Buch für diese und jene, für eine Klasse von Menschen; sie ist ein Buch für alle. Darum denke nicht, was für dich nicht sei, das sei für niemand in der Welt, sollte also gar nicht in der Bibel stehen; sie bietet allen das, was jedem für sich not thut. Verstehst du auch nicht alles, so dient es andern; trifft dich jetzt gerade eine Stelle nicht, so trifft sie dich ein andermal, trifft jetzt schon einen andern, der auch die Bibel sein nennt, so gut als du. — Darum ist auch der Inhalt nicht einerlei, sondern so mannigfaltig als das menschliche Herz und Leben. Für Freude und Schmerz, für Leichtsinn und Trübsinn, für Trotz und Verzagtheit, für Stärke und Schwäche ist da das Heilsame zu finden; gebrauche daher jedes zu dem, wozu es gegeben ist. Suche vor allem, was gerade dir am nötigsten ist zu deiner Besserung, zu deiner Belehrung und Bestrafung, zu deiner Aufrichtung und Züchtigung in der Gerechtigkeit — so giebt es einen Bau des Glaubens, und du wirst reiche Ernte einzutragen haben. — Dunkelheiten, Schwierigkeiten dürfen vom Suchen nicht abhalten, sondern sollen ins Suchen immer mehr hineinführen, und die schon zu suchen gewohnt sind, werden sagen können, wie manches, das früher ihnen dunkel war, jetzt ihnen deutlich ist; wie manches, das anfangs ihnen Thorheit schien, jetzt ihnen vollkommene Weisheit

ist. Sei nur immer treu mit dem, was du schon weißt; halte und nütze, was du als gewisse Wahrheit schon hast, und es wird dir mehr Wahrheit gegeben werden. Kannst du manches in der Schrift noch nicht glauben, so glaube das mit Ernst, was du schon glauben kannst und glauben mußt; lerne daran, bessere und stärke dich daran, und es wird dir mehr zu glauben gegeben werden. Die dunkle Decke ist über dem eigenen Herzen, nicht in der Schrift (2 Kor. 3, 15 f. 2 Petr. 3, 16—18); je heller es inwendig wird, desto heller wird es in der Schrift. Wo das innere Auge krank ist, im Geiste kein Licht ist, da ist alles Finsternis; wo aber das Licht des Geistes in den Geist kommt, da wird es auch Licht in deiner Bibel, und den Geist will dir eben der Gott geben, der in seinem Wort mit dir redet. Davon sagt der Herr: So ihr, die ihr doch arg seid, euern Kindern könnt gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel seinen heiligen Geist geben denen, die ihn bitten (Luc. 11, 13).

Wie schwer es vielen Christen gemacht wird, in den Besitz des lautern Gotteswortes zu kommen.

1. Die verstümmelten Bibeln im Basuto-Land.

Im Basuto-Land in Südafrika treiben zwei verschiedene Religionsparteien das Werk der Mission, die evangelische Missionsgesellschaft von Paris auf der einen Seite, auf der andern die Katholiken. Der ersteren ist viel daran gelegen, die Bibel unter den Basuto zu verbreiten und sie anzuhalten, nach dem Wort des Apostels Paulus zu verfahren: Prüfet alles und das Beste behaltet. Bei den Katholiken dagegen war selbstverständlich von einer Verbreitung der hl. Schrift keine Rede, nur einen kleinen Katechismus „in einem unmöglichen Sesuto“ (so heißt die Sprache der Basuto) gaben sie ihren Christen in die Hände. Das mußte bei der Nähe

der beiderseitigen Gebiete den Basuto, den katholischen wie den protestantischen, natürlich auffallen. Warum, so fragte einmal ein Evangelist aus den letzteren einen katholischen Missionar, warum druckt ihr nicht auch die Bibel? Die Antwort war: Weil die Basuto noch Kinder im Glauben sind und mit Milch genährt werden müssen, bis sie in ein Alter kommen, in dem sie stärkere Speise ertragen können. Er setzte hinzu, wenn die Stunde gekommen sei, so werden sie eine kolossale Bibel drucken, im Vergleich zu welcher die der Protestanten nur ein winziges Büchlein sei. Den evangelischen Frager konnte man mit solchen Redensarten abfertigen. Schlimmer aber war es für die Patres, daß auch die katholischen Basuto nach der Bibel fragten, und da sie durchaus eine solche haben wollten, um selbst zu prüfen, und da die evangelischen durch den Besitz der Bibel sichtlich einen Vorsprung vor ihnen hatten, so blieb zuletzt nichts übrig, als das Begehren zu erfüllen. Aber wie das nun machen? Eine katholische Uebersetzung der hl. Schrift in das Sesuto gab es ja nicht. Man half sich damit, daß man bei den evangelischen Missionaren Bibeln kaufte. Aber das waren ja ketzerische Uebersetzungen, vergiftete Bücher, die konnte man doch unmöglich so ohne weiteres katholischen Christen in die Hände geben. Doch man wußte Rat zu schaffen: man reinigte die protestantischen Bibeln von den bedenklichen Stellen und setzte dafür anderes hinzu! „An den (vom Druck frei gebliebenen) weißen Stellen“, so schreibt der Pariser Missionar Mabille, „zwischen den verschiedenen Büchern der hl. Schrift oder zwischen den verschiedenen Kapiteln und Versen brachten sie Korrekturen und Erläuterungen an. Da lernt man denn aus diesen handschriftlichen Bemerkungen, daß der und der Vers, der sie ohne Zweifel geniert, von uns erfunden sei und daß der und der andere, der im Druck nicht dasteht (sondern von ihnen mit der Feder hinzugefügt ist), von uns unterdrückt worden sei, weil wir darin verdammt werden oder weil es sich darin um die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria oder sonst um ein katholisches Dogma handle!“ So haben denn die armen Basuto die lang gewünschten Bibeln, aber — sie haben verstümmelte, gefälschte.

(Revue des missions contemporaines.)

2. Lasserres Evangelien-Uebersetzung und ihre Schicksale.

„In der Geschichte des modernen Katholizismus giebt es schwerlich etwas so Wehmütiges, Ergreifendes und Belehrendes zugleich, als die Geschichte von Lasserres Evangelien-Uebersetzung." Mit diesen Worten leitet die „Christliche Welt" ihre Erzählung von der Entstehung, der Aufnahme und dem endlichen Schicksale dieser Uebersetzung der Evangelien ein. Und in der That, wir können uns solchem Eindruck nicht entziehen, wenn wir die Geschichte hören.

Henri Lasserre, ein vornehmer Franzose, ist ein frommer Katholik. Er ist dem Rate seines Freundes, des Ministers Freycinet, gefolgt und hat für ein Augenleiden, das ihn befallen, in der wunderthätigen Grotte von Lourdes, wo die Jungfrau Maria einem Bauernmädchen erschienen sein soll, Heilung gesucht und, wie er sie gefunden, ein begeistertes Buch zu Ehren der hl. Jungfrau von Lourdes geschrieben. Als strenggläubigen Katholiken hat er sich damit sicher erwiesen. Aber auch ein frommer Katholik ist er und darum ward er, als er eines Tages auf die Evangelien der hl. Schrift stieß, von ihrem Inhalt überwältigt, und es war von da an sein ernstliches Anliegen, dieselben durch eine gute Uebersetzung auch seinen Landsleuten, den Franzosen, bei denen er zu seinem Schmerze die Kenntnis der hl. Schrift so sehr vermißte, zugänglich zu machen. „Es gilt," so sagte er, „die Gläubigen zu der großen Quelle lebenden Wassers zurückzuführen, die aus dem von Gott eingegebenen Buche strömt. Es gilt, die Gläubigen des Heilands eigene Lehren, die Worte voll Gnade und Wahrheit von seinen Lippen hören, schmecken, kosten zu lassen. Es gilt ..... das vollkommene Leben, das ganz menschliche und ganz göttliche Leben dessen ihnen gegenwärtig zu machen, den kein rechter Verstand betrachten kann, ohne die Kniee zu beugen, und keine wahre Seele hören und sehen kann, ohne ihn zu lieben..... Es gilt, die Erde Jesu Christo wieder ins Angesicht schauen zu lassen." Da er keinen andern wußte, der die Uebersetzung fertigen wollte, so machte er sich selbst ans Werk, wobei er sehr gründlich und geschickt verfuhr, und als er die Arbeit vollendet hatte, gab er ihr (am 8. Sept. 1886) unter anderm die schönen Worte mit auf den Weg: „Des Herrn Segen gebe, daß das Werk der Evangelisten beim Weg durch meine Hände nichts von seiner lebenspendenden Kraft und erneu-

ernden Gewalt verloren hat! Möchtest du denn, o göttliches Buch, immer dir gleich, den lebendigen Gott denen offenbaren, die ihn nicht kennen, die Schwachen und Strauchelnden stärken, die Betrübten trösten, den Hoffnungslosen wieder Hoffnung bringen, den Glauben an das kommende Reich und an die Seligkeit ohne Ende und ohne Schranken denen schenken, die in dem Elende dieses Jammerthales seufzen. Ja, heilig Wort, geh aus, und auch durch die Unvollkommenheit meiner Arbeit und durch die Mängel unserer Sprache hindurch bring das Licht in die Geister und in die Seelen, bring die Liebe in die Herzen, eben wie die Sonne trotz der Nebel und Wolken, nimmer aufhört, die Welt mit ihren Strahlen zu erleuchten und ihr Fruchtbarkeit zu spenden. Amen." Neben diese Geleitsworte hat Lasserre dann freilich die Widmung des Buchs an — die hl. Jungfrau von Lourdes gesetzt. Aber diese Widmung hat vielleicht auch einiges dazu beigetragen, daß dies Buch die Genehmigung des Erzbischofs von Paris erhielt, und außerdem fand es Anerkennung bei einer ganzen Reihe von Bischöfen, ja bei dem Papste selbst, der am 4. Dez. 1886 Lasserre mitteilen ließ, daß er wünsche, es möchte das Ziel, welches er mit dem Buch verfolge, voll erreicht werden, und der ihm dazu noch seinen apostolischen Segen sandte. Und nun die Aufnahme bei dem französischen Volk? Sie war eine über alles Erwarten günstige. In zwölf Monaten wurden nicht weniger als fünfundzwanzig Auflagen verkauft. „Unter Gottes Segen," schreibt der Bischof von Rodez, „geht das Buch mehr und mehr den Gang, den ihm sein Urheber gewünscht, kommt auf alle Tische und in alle christlichen Häuser." Auch eine Prachtausgabe wurde auf den Wunsch vieler Bischöfe und Priester hergestellt.

Da, im Augenblick des höchsten Erfolgs, kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Dekret aus Rom (vom 19. Dez. 1887), durch welches Lasserres Evangelien-Uebersetzung a u f d e n I n d e x (in das Verzeichnis) d e r v e r b o t e n e n B ü c h e r g e s e t z t wird und derselbe Papst Leo XIII., der vorher Lasserre den Segen dafür gesandt, hat das Dekret gebilligt und seine Veröffentlichung geboten! Wie das gekommen ist, wer will es sagen? Aber das Schicksal der Uebersetzung war damit besiegelt. Denn was auf dem Index steht, darf nicht verbreitet, nicht gelesen, ja gar nicht behalten werden. Unzählige Gläubige mögen nun das Buch, dessen sie sich bereits zu

erfreuen angefangen hatten, wieder ihrem Beichtvater gebracht und abgeliefert haben. Mit dem Verkauf desselben in Frankreich war es ohnedies auf einmal vorbei; nur ein englischer Buchhändler hat noch einige hundert Exemplare gerettet. Lasserre aber, dessen Werk so grausam zerstört wurde, hat sich scheinbar gefügt und — schweigt.

Das ist das Schicksal einer Evangelien-Uebersetzung. Gewiß: „in der Geschichte des modernen Katholizismus giebt es schwerlich etwas so Wehmütiges", wie dieser Fall ist. Aber er sowohl als die verstümmelten Bibeln im Basuto-Land zeigen uns auch, wie schwer es vielen Christen gemacht ist, die hl. Schrift zu lesen, das Wort des Lebens an der Quelle zu trinken, und wie gut wir evangelische Christen es in dieser Beziehung haben. Weißt du das zu schätzen? Erzeigst du dich auch dankbar dafür?

Die Bibelsache in Amerika.

Von der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft ist in diesen Blättern schon zum öftern die Rede gewesen. Nun sei auch einmal über die Bibelsache in Amerika ein kurzes Wort gesagt, oder, was in der Hauptsache fast auf dasselbe hinauskommt, über die große Amerikanische Bibelgesellschaft.

Wir heißen sie groß. Diese Bezeichnung verdient sie freilich weniger, wenn man sie mit ihrer Britischen Genossin vergleicht. Denn wenn letztere seit ihrem Bestehen mehr als 120 Millionen Exemplare hl. Schriften verbreitet hat, so hat sie bis 1889 dem nur 51 Millionen gegenüberzustellen. Aber doch ist auch dies sicher eine gewaltige Zahl. Und wenn man gar die übrigen Bibelgesellschaften damit in Vergleichung bringt, wenn man bedenkt, daß die nächste Gesellschaft nach der Amerikanischen, die Schottische, im ganzen nur 10—11, die übernächste, die Preußische, nur 5—6, die Irländische nur 4—5 Millionen aufzuweisen und daß keine von allen übrigen — und es sind deren immer noch 66 — bis jetzt die zweite Million

in nennenswerter Weise überschritten hat, so ist klar, daß die Amerikanische Bibelgesellschaft in der That eine sehr bedeutende Stellung inmitten der übrigen einnimmt.

Auch sie ist, wie so viele andere, in gewissem Sinn eine Tochter der Britischen. Ihre ersten Anfänge reichen bis ins Jahr 1808 zurück, in welchem nach dem Muster der genannten die Bibelgesellschaft in Philadelphia gegründet wurde. Eine Reihe anderer folgte in kurzer Zeit nach. Jede bestand für sich und arbeitete für sich, bis es im Jahr 1816 den Bemühungen Elias Boudinots gelang, sie zu Einer Bibelgesellschaft zusammenzufassen. Ihrer achtundzwanzig vereinigten sich in genanntem Jahr in NewYork und wählten Boudinot zu ihrem Präsidenten. Das ist die Geburtsstunde der großen Amerikanischen Bibelgesellschaft gewesen. Ihre Geburtsstadt NewYork war fortan auch ihr Wohnsitz und ist es bis auf den heutigen Tag; seit 1853 erhebt sich dort am Astorplatz das großartige Heim der Gesellschaft, das gewaltige „Bibelhaus". Draußen aber, im Lande umher, haben sich nach und nach an die Muttergesellschaft eine ganze Reihe von Tochter- oder Hilfsgesellschaften angeschlossen; ihre Zahl beträgt zur Zeit 2056.

Das nächstliegende und hauptsächlichste Arbeitsfeld der Gesellschaft ist ihre Heimat, sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas selbst. Da giebt es trotz der bisherigen umfangreichen Thätigkeit der Bibelgesellschaft immer noch viel zu thun. „Das natürliche Anwachsen der Bevölkerung," sagt der vorjährige Bericht, „die Zunahme durch Einwanderung und der fortwährende Wechsel, der statthat, macht es notwendig, dieselben Bezirke wieder und wieder zu besuchen. Ueberläßt man sie für wenige Jahre sich selbst, so wächst die Bibelnot in einer Weise, daß der zweite Besuch ein beinahe ebenso großes Bedürfnis aufdeckt wie der erste. Beständige Arbeit, unablässige Anstrengung kann allein die hl. Schrift in den Händen und Häusern des Volkes erhalten in einem Land, dessen Bevölkerung so reißend wächst, zumal wenn diese Bevölkerung von so verschiedenartigem Charakter ist."

„Das Wort Gottes muß nicht bloß in die Grenzniederlassungen gebracht, es muß auch in den Straßen und Alleen unserer großen Städte verteilt werden; Bibelmangel findet man nicht bloß da, wo die Menschen zerstreut wohnen und fern von einander, und wo man

die Leute nur durch den Kolporteur erreichen kann, sondern auch unter der fruchtbaren Bevölkerung der Mietquartiere der großen Städte, wo oft eine Menschenzahl gleich der eines Dorfes in einem großen Haus vereinigt ist." Da sind bei einer genauen Erhebung „amerikanische Familien in großer Zahl ohne irgend einen Teil der hl. Schrift gefunden worden, während in einigen Fällen bei mehr denn der Hälfte der auswärtigen Familien (die römisch-katholischen nicht gerechnet) dasselbe Bedürfnis konstatiert wurde." Im ganzen wurden unter 2,718,266 Familien, die von den Kolporteuren in den letzten Jahren besucht wurden, 374,177 gefunden, die keine Bibel hatten. Und dazu kommt natürlich eine entsprechend große Zahl von einzelstehenden Personen.

Die Verbreitung der Bibel unter dieser Bevölkerung geschieht außer durch die Hilfsgesellschaften durch 144 Kolporteure der Hauptgesellschaften. Man findet deren Agenten, wie nach dem Gesagten zu vermuten, in den Städten des Ostens; sie dringen aber auch in die fernsten Staaten und in die zum großen Teil noch öde liegenden Territorien. Und merkwürdig, sie erfreuen sich dabei vielfach einer seltenen Unterstützung. Auf manchen Eisenbahnen sind sie ganz frei, auf vielen andern dürfen sie nur die Hälfte des Fahrgelds zahlen; manche Gasthöfe berechnen den Bibelboten besonders billige Preise und es giebt selbst Bankhäuser, welche ihnen umsonst ihre Dienste leihen.

Trotz dieser umfassenden Aufgabe, welche ihr die Heimat stellt, beschränkt die Amerikanische Bibelgesellschaft ihre Thätigkeit aber durchaus nicht auf dieselbe. Ueber die ganze Erde hat auch sie, wie die Britische, ihr Netz ausgespannt; nur sind die Maschen desselben natürlich lang nicht so enge, als bei dieser. Die Länder, in welchen sie vornemlich ihre Bibeln verbreitet, sind Mittel- und Südamerika, die Türkei, Syrien und Aegypten, Südafrika, Indien, China, Japan und die Inseln des stillen Oceans. Es sind zunächst die amerikanischen Missionsgesellschaften in diesen Ländern, denen sie ihren Bedarf an hl. Schriften liefert; aber daneben hat sie in diesen Ländern auch ihre eigenen Agenten und Kolporteure, und letztere gehen weit über die Arbeitsfelder der Missionare hinaus, mit ihrer köstlichen Ware der Verkündigung des Evangeliums den Weg bereitend. 75,101 Exemplare hl. Schriften wurden so im Jahr 1888—89 in

fremden Ländern verteilt, während in der gleichen Zeit auf die Vereinigten Staaten selbst nicht weniger als 930,673 Exemplare kamen.

Die Zahl der **Sprachen**, in welchen die Bibel in Amerika und von da aus verbreitet wird, reicht freilich nicht entfernt an die von den Briten bearbeiteten heran; denn der letztern waren es im Jahre 1889 nicht weniger als 290. Doch auch 50 — so viel haben wir gezählt — sind, wenn man sie nur nicht mit jener hohen Ziffer vergleicht, eine stattliche Zahl. Darunter sind solche Sprachen, die man selbst bei der Britischen Bibelgesellschaft nicht findet. Wir haben deren 16 gezählt. Rechnet man sie zu jenen 290 hinzu, so wird man so ziemlich die Summe aller Sprachen haben, in welche überhaupt die Bibel oder einzelne Teile derselben bis 1889 übersetzt waren; das wären somit im ganzen 306.*)

In neuerer Zeit hat die Gesellschaft über Rückgang ihrer Einnahmen, insbesondere infolge mangelnder Unterstützung durch die Hilfsgesellschaften, zu klagen. „Nur ein wenig mehr als die Hälfte des Betrags, der für die Fortführung des Werks im festgesetzten Umfang nötig ist, ist beigesteuert worden. Während der letzten vier Jahre sah sich der Ausschuß der Gesellschaft abgehalten, das Werk mit demselben Nachdruck zu betreiben, mit dem es eingeleitet worden, und dies infolge der magern Antworten auf seine Aufrufe." Die Fortführung in dem Umfang, wie geschehen, wäre nicht möglich gewesen ohne große Legate, die zum Teil aus früheren Jahren stammen. Diese sind aber nun beinahe erschöpft und doch „das Verlangen nach hl. Schriften auf dem auswärtigen Arbeitsfeld ist im Zunehmen begriffen; das Werk auf dem heimischen Feld ist erst zur Hälfte gethan. Territorien werden Staaten; neue Territorien sind daran, eröffnet zu werden. Die Woge der Einwanderung ist nicht in der Abnahme begriffen. Werden die Kirchen und Bibelfreunde die Mittel für das

---

*) Unter jenen 16, der Amerikanischen Bibelgesellschaft eigentümlichen Sprachen sind 6 indianische (Cherokee, Choctaw, Dakota, Muskokee, Arrawack, Seneca), 4 afrikanische (Grebo, Benga, Mpongwe, Dikele) und 6 polynesische (Hawaii, Gilbert-Inseln, Kusai, Ponape, Ebon, Mortlock). — Die vier neuen Sprachen, wodurch im Jahr 1888/89 die Zahl der von der Britischen Gesellschaft von 286 (s. Bibelblätter 1889, S. 11) auf 290 erhöht worden ist, sind: Annamesisch, Norwegisch-Lappisch, Weasisi (Polynesien) und der Wenchow-Dialekt (China).

Werk darreichen?" Hoffen wir, daß dieser Appell bei denen, an welche er gerichtet ist, Wiederhall findet und die Gesellschaft in den Stand gesetzt wird, ihr segensreiches Werk im bisherigen Umfang fortzusetzen.

Kleine Mitteilungen.

Im Januar d. J. hat eine Konferenz der deutschen Bibelgesellschaften zu Halle a. S. stattgefunden. Von den mehr als 30 Gesellschaften waren, namentlich infolge der Influenza, nur 11 vertreten, darunter allerdings die meisten großen. Unter den Gegenständen der Beratung sind zwei besonders hervorzuheben. Der eine betrifft die Schulbibelfrage, d. h. die Frage, ob man einen Bibelauszug herstellen solle, der anstatt der ganzen Bibel den Schülern in die Hände zu geben wäre, weil, wie manche sagen, so viel in der Bibel stehe, das die Kinder nicht brauchen, auch so viel, das sie nicht verstehen, und dazu noch manches Anstößige. Auf der Konferenz war es der Vertreter der Bremer Gesellschaft, welcher sich für eine solche Schulbibel aussprach, allerdings mehr nur, weil sie eben einmal von vielen verlangt werde, und nicht ohne zugleich allerlei Vorsichtsmaßregeln vorzuschlagen. Es freut uns, berichten zu können, daß die Konferenz dennoch die Herstellung von Schulbibeln ablehnte, weil sie für den Unterricht nicht durchweg genügen, weil bei richtiger Leitung der Mißbrauch der Vollbibel durch die Schüler abgeschnitten werden könne, vor allem aber, weil der Schulauszug leicht dazu führen könnte, daß die Bibel aus den Häusern mehr und mehr verdrängt wird, und hiezu, wurde mit Recht gesagt, dürften die Bibelgesellschaften am allerwenigsten die Hand bieten. — Der andere Gegenstand betrifft die Verbreitung der hl. Schrift unter den Deutschen in den überseeischen Ländern (mit Ausnahme Nordamerikas). Schon bisher zwar ist in dieser Richtung etwas geschehen: Die Bremer Gesellschaft hat Schritte gethan, die Deutschen in Westafrika (an der Sklavenküste, im Togolande) mit Bibeln zu versorgen, und ebenso hat die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft zu gleichem Zweck Verbindung mit Australien. Das ist

aber eben alles nur ein Anfang. Nun wurde auf Anregung der Hamburger von der Konferenz beschlossen, hier durchgreifender zu helfen; die Hamburger und die Bremer Gesellschaft sollen die Sache miteinander in die Hand nehmen; die andern aber sollen ihnen dabei, so weit möglich, ihre Unterstützung leihen.

Bücheranzeige.

Illustrierte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther. Mit über tausend Abbildungen und Karten, Erläuterungen und einer Familien-Chronik. Zweite unveränderte Auflage. Berlin, Friedrich Pfeilstücker. 4°. 1. u. 2. Abteilung. 576 S. je Mk. 3.

Wenn man sonst unter illustrierten Bibeln oder Bilderbibeln Ausgaben der hl. Schrift versteht, die mit Bildern verziert sind, wie sie die Phantasie des Künstlers schafft, um das Auge zu erfreuen, so handelt es sich hier um eine illustrierte Bibel ganz anderer Art. Nicht zur Zierde sollen die beigegebenen Illustrationen zunächst dienen, sondern dazu, das Verständnis der hl. Schrift zu fördern, von den uns zeitlich und örtlich so ferne liegenden Verhältnissen dem Leser so weit möglich eine klare Anschauung zu verschaffen. Daß solche Erläuterung durchs Bild dem Lesen der hl. Schrift nur förderlich sein kann, ist gar keine Frage. Es war daher ein ganz guter Gedanke, wenn z. B. das Calwer Bibellexikon (herausg. von P. Zeller) mit solchen bildlichen Darstellungen ausgestattet wurde. Wenn letztere nun hier in die Bibel selbst aufgenommen sind, so ist auch dies an sich gewiß nur zu billigen. Hat dies doch den besonderen Vorzug, daß man auf diese Weise beim Lesen auch gleich das erläuternde Bild vor Augen hat. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir vorliegende Bibel nur empfehlen und zwar nicht bloß als Hausbibel, sondern auch für den Gebrauch des Einzelnen und namentlich auch des Lehrers in der Schule. Wir können übrigens den Eindruck nicht verhehlen, daß mit der Illustrierung, soweit es sich aus den beiden ersten Abteilungen ersehen läßt, des Guten doch mehrfach zu viel geschehen ist, sofern manches kleine Bild (namentlich aus dem ägyptischen und assyrischen Altertum) beigegeben ist, das zum Verständnis ganz und gar nichts beiträgt, somit zum wenigsten ganz überflüssig ist. Es gilt auch hier: weniger wäre mehr gewesen. — Zum Schluß bemerken wir, daß die ganze hl Schrift aus 6 solchen Abteilungen bestehen soll, so daß das Ganze auf Mk. 18 zu stehen kommt. St.

Das Gebet des Herrn, erklärt aus dem Leben des Herrn. Basel, C. Detloff. 1889. 8°. 150 S. Mk. 1.40.

Sehr anregende Betrachtungen, die großenteils nicht im gewöhnlichen Geleise einhergehen und stellenweise sogar zum Widerspruch reizen (z. B. „nie hat ein Mensch die Erde genossen wie Jesus." S. 80.). J. H.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.





Victoria an der Ambasbucht.

Nach Kamerun.

Ein Missionsreisebericht, vom Herausgeber.

1. Von der Goldküste nach der Ambasbucht.

Meine Missionsarbeit auf der Goldküste hatte ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Ich war zur Heimreise nach Europa gerüstet, um im nordischen Klima die angegriffene Gesundheit zu stärken und die gesunkenen Kräfte zu beleben. Aber wiewohl mein Sinn nach der europäischen Heimat stand, so zog es mich doch auch nach einer andern Seite hin — nach dem in neuerer Zeit so oft und viel genannten Küstenstrich Kamerun, woselbst nicht nur Deutschlands aufstrebende Kolonialmacht ihre Flagge gehißt und deutsche Verwaltung eingeführt hat, sondern wo auch deutsche Missionare ihre geistliche Pionierarbeit thun. Diesen einen gelegentlichen Besuch abzustatten, war längst mein heißer Wunsch gewesen. Derselbe mußte und sollte in Erfüllung gehen, nachdem ich von Amt und Arbeit ausgespannt war. Zwar liegt das Kamerungebiet noch gegen 10° östlich von der Goldküste, was also einer Entfernung von 600 Seemeilen oder 150 geographischen Meilen gleichkommt; aber was sind Raumesweiten im heutigen Weltverkehr! — So hieß es denn Ende März des vorigen Jahres: Auf nach Kamerun!

Der deutsche Handelsdampfer „Adolf Wörmann" lag auf der Reede von Akra, dem Hauptort der Goldküste, vor Anker. Lustig flatterte die deutsche Flagge am Heck, während sich das schöne Schiff stolz auf den Wogen schaukelte. Ich begab mich an Bord und befand mich auf vaterländischen, auf deutschen Planken. Heimische Laute schlugen ans Ohr und es überkam mich etwas wie ein heimatliches Gefühl am fernen Gestade der afrikanischen Westküste. Von Passagieren war nur einer an Bord, der als deutscher Konsulatbeamter

nach Lagos ging. In der Nacht wurde Dampf aufgesetzt, die Schraube arbeitete und als der Morgen graute, lag meine Station weit hinter mir. Gegen Mittag legte sich der Dampfer, welcher längs der niedrigen, von Palmen umsäumten Küste hinstrich, vor dem Handelsplatz Keta (englisch: Quittah) an der Sklavenküste vor Anker. Auch hier bekundeten schwarzweißrote Flaggen an den Faktoreien, daß sich deutsche Kaufleute auf der sandigen Scholle ein Heim gegründet hatten und dem kaufmännischen Umsatz lebten. Meine Augen waren aber hauptsächlich der Stelle zugewandt, wo zwischen den schlanken Stämmen und mächtigen Wedeln der königlichen Kokospalmen die Häuser der Norddeutschen oder Bremer Missionsniederlassung hervorschauten und sich vom blendendweißen Dünensand abhoben. Jene Stätte war mir nicht unbekannt; denn vor 13 Jahren hatte ich dort eine kurze Zeit geweilt und von da eine Reise ins Innere jenes Gebietes unternommen. Ebenso waren mir zur Zeit die meisten Missionsarbeiter jenes gesegneten, aber durch das Klima so opferreichen Missionsfeldes persönlich bekannt; denn als Grenznachbarn standen wir Basler Missionare auf der Goldküste von jeher im Verkehr mit ihnen und trugen gemeinsam Freud und Leid, das die Reichsgottesarbeit in Westafrika so reichlich mit sich bringt. Freilich sind die alten Freunde und Missionsarbeiter, welche damals vor 13 Jahren auf dem Kampfplatz standen, fast alle in die ewige Heimat eingegangen oder sind mit gebrochener Gesundheit in die irdische zurückgekehrt; ein jüngeres Geschlecht hat ihren Platz eingenommen und treibt des Herrn Werk; die damaligen Verhältnisse haben sich in mehrfacher Beziehung gleichfalls geändert und sind anderen gewichen, — umsomehr aber zog es mich hinüber zum wohlbekannten Strand, von welchem zahlreiche Boote abstießen, die, mit Federvieh und Landesfrüchten beladen, auf den Dampfer zusteuerten. Doch der letztere hielt sich nur kurz auf; ich konnte nur einen Gruß hinüberwinken und weiter ging die Fahrt. — Bald tauchten die Mastspitzen eines Fahrzeuges auf, dessen weißer Rumpf in den Sonnenstrahlen blitzte. Es war das deutsche Kanonenboot Hyäne, das vor Klein-Popo, dem Haupt-Handelsplatz des Togogebietes, ankerte. Am Strand zeigten verschiedene Wimpel die deutschen Farben, und ansehnliche europäische Häuser erhoben sich auf der schmalen Landzunge, die zwischen der brandenden See und der landeinwärts sich hinziehenden Lagune als

schmaler Sandstreifen daliegt. Unser Dampfer hatte keine Ladung für den Platz und blieb nur so lange liegen, bis die Post mit dem Kriegsschiff ausgetauscht war. Angesichts der flachen Küste dampften wir weiter gegen Osten, bis wir bei eintretender Nacht vor dem Dahome'schen Küstenplatz Weida vor Anker gingen. Mehrere Segelschiffe und der Hamburger Dampfer „Marie Wörmann" belebten die Reede, während das Gestade in das Dunkel der Nacht gehüllt war, nur je und je gespenstisch erleuchtet durch den aufflackernden Feuerschein eines Scheiterhaufens oder eines mächtigen Herdfeuers, um das sich vielleicht Fischer oder Bootsleute gelagert hatten. Die Lichter der Schiffslaternen schienen bei den schaukelnden Bewegungen der ankernden Fahrzeuge auf den dunkeln Gewässern wie Irrlichter auf und nieder zu tanzen und warfen ungewisse Lichtstreifen auf die Fluten. — Ein Boot der „Marie Wörmann", welche ihren Kiel heimwärts gerichtet hatte, legte an unserem Dampfer an und setzte deren Kapitän an Bord. Die Schiffsoffiziere wünschten sich bei ihrem fröhlichen Zusammensein eine glückliche Fahrt, während ich in Gedanken verloren einsam auf dem weiten Deck auf und ab spazierte und die frische Landbrise, welche über das Gewässer strich, einsog. Gleichzeitig erklangen weiche, an die deutsche Heimat erinnernde Weisen, die ein Passagier der 2. Kabine, ein Jäger, seinem Waldhorn entlockte, vom Vorderdeck herüber. — Gegen Mitternacht war unser Schiff wieder in Bewegung. Nachtsignale und Raketen stiegen flammend und sprühend von den beiden deutschen Dampfern auf, deren Kurs entgegengesetzte Richtungen verfolgte.

Noch sollte die Sonne dem Ocean entsteigen und den Osten röten, als wir vor dem englischen Handelsplatz Lagos lagen. Im Busen von Benin gelegen, an der Mündung des Flusses Ogun, der in das Herz des dahinterliegenden fruchtbaren Yorubalandes reicht und an den schönen Ufern der schiffbaren Lagune Osse, die vom Volta im Westen sich hinter dem Seegestade hinzieht und mit den Mündungsarmen des Niger im Osten in unmittelbarer Verbindung steht, war Lagos bis zum Jahr 1851 trotz der englischen Kreuzer ein Hauptstapelplatz für die Sklavenausfuhr. Da wurde am 26. Dezember jenes Jahres die Stadt von den Engländern nach heftiger Gegenwehr mit bedeutenden Verlusten gestürmt und seitdem unter britische Verwaltung gestellt. Mit den Jahren hat sich nun dieselbe

zu einem bedeutenden Handelsplatz entwickelt und macht wohl von allen Handelsniederlassungen der westafrikanischen Küste am ehesten den Eindruck eines zivilisierten Platzes. Bedeutende Geschäftshäuser beschäftigen hier ein zahlreiches Personal von Europäern, zu denen die englische Regierung noch eine beträchtliche Anzahl von Beamten stellt. Einen gleichfalls sehr bedeutenden Einfluß hat hier die englisch-kirchliche Mission seit 1852 auf die Entwicklung des Volkslebens und die Ausgestaltung der Missionsthätigkeit zur Gründung einer christlichen Kirche auf afrikanischem Boden ausgeübt, so daß diese nicht weniger als 5000 Bekenner zählt mit etwa 13 christlichen Gotteshäusern. Als ein lebenskräftiger Ableger der Missionskirche in Sierra Leone hat dieselbe ihre Wurzeln hier eingesenkt und ist durch Gottes Gnade zu einem stattlichen Baum emporgewachsen. Vornehmlich deutsche Missionare in englischem Dienst haben auch hier, wie in Sierra Leone, im Anfang gepflügt und gesät. Doch haben neben der kirchlichen Mission auch noch andere englische Gesellschaften gegenwärtig ihr Werk in dem volkreichen Lagos.

Von unserem Dampfer aus war freilich wenig von dem interessanten Platz zu sehen, außer einer stattlichen Kirche, deren massiger Turm vom Land herübergrüßte; denn der Dampfer lag wie alle Schiffe, wegen der vorgelagerten Sandbarre, weitab auf hoher See und der Verkehr wird hier nur durch kleine Dampfer, die ungefährdet die gefürchtete Barre und die tosende Brandung passieren können, hergestellt. Ein solcher kam denn auch bald aus der Flußmündung auf die Reede gedampft und legte sich längsseits des unsrigen. Bleiche Gestalten, Europäer, denen das afrikanische Klima nur zu deutlich seine Spuren auf die Stirn gedrückt hatte, stiegen an Bord. Die blasse Gesichtsfarbe, die tiefliegenden Augen, die schlotternden Gliedmaßen, der schleppende, müde Gang bezeugten zur Genüge, daß sie schon mancher Unbill des entnervenden Klimas und seines unausbleiblichen Fiebers getrotzt haben mußten. Es waren Deutsche aus den verschiedensten Gauen, die uns Passagieren treuherzig die Hand schüttelten und als Landsleute begrüßten. Die wenigen Stunden, die wir vor Lagos lagen, ließen uns aber auch nicht vergessen, daß wir am heißen Gestade Westafrikas ankerten. Fast senkrecht über unsern Häuptern stand die Sonne, deren glühende Strahlen uns zwar nicht geradezu auf den Scheitel brannten, indem das Zelttuch

des Decks einigermaßen schützte; aber die Hitze, durch keinen kühlenden Luftzug gemildert, war gegen Mittag hin fast unerträglich. Die See, von keiner Brise bestrichen, lag spiegelglatt zu den Füßen. Die im Gewässer sich spiegelnden Sonnenstrahlen blinkten und flimmerten, daß es wie Feuer in den Augen brannte. Die gesamte Natur schien in einem tiefen Mittagsschlaf zu ruhen; denn weder ließ sich eine Seemöwe, über den Fluten hinstreichend, erblicken, noch tauchten irgendwelche fliegende Fische oder sonstige Bewohner der Salzflut an der Oberfläche des Wasserspiegels auf.

Endlich war die Ladung für Lagos an Bord des kleinen Dampfers geborgen und der Passagier übergestiegen. Wir dampften nun Kamerun, unserem nächsten Ziele, zu, den Kurs auf die Insel Fernando Po haltend. Wir verloren für einige Zeit die Küste außer Sicht, näherten uns aber derselben bei Kap Formoso wieder so weit, daß wir die dunkeln Mangrovewaldungen des Niger-Delta auftauchen sahen. Weite Oeffnungen zwischen denselben, die gleich mächtigen Pforten den Horizont erweiterten, ließen uns unschwer die Mündungsarme des Niger erkennen, die hier ihre gewaltigen Wassermassen dem Ocean zuführen. — Der fast unerträglichen Hitze und mehr als tropischen Schwüle war kühleres Wetter gefolgt. Der Himmel war wie umflort, der Seewind blies tüchtig in die Backen, kleine Regenschauer wechselten mit freundlichen Sonnenblicken ab, während in der Nacht ferner Donner vom Festland her grollte und der sternenlose Himmel von zuckenden Blitzen am nächtlichen Himmel beleuchtet wurde.

Da — es war am frühen Morgen des fünften Tages, nachdem wir Akra verlassen hatten — tauchten die riesenhaften Formen eines Gebirges aus den Fluten des Oceans empor. Es war der Gebirgsstock von Kamerun. Welch' ein Anblick! Wie eine Weltpyramide, die ihr gewaltiges Fußgestell trotzig in den Ocean stemmt, erhob sich derselbe vor unseren Blicken, sich kühn zuspitzend in einen von den Wolken umlagerten Pik, den Mongo ma Loba oder Berg Gottes, dessen Wolkenschleier je und je wie von unsichtbarer Hand gelüftet, in wunderbar schöner Klarheit den hehren Kegel dem entzückten Auge enthüllte. Die vom Meer und aus den waldigen Schluchten des Gebirges aufsteigenden Wasserdämpfe hatten sich als Niederschläge strichweise um den Riesenleib gelagert und eine tiefblaue Färbung angenommen, da und dort die dunkeln Umrisse des Massengebirges

genau markierend. Ein scharf vorspringendes Vorgebirge, der Ausläufer des „kleinen Kamerun“, welcher kegelartig und bis zur Spitze mit der üppigsten Waldung bedeckt, als Mongo ma Etinde sich steil auftürmt und dessen Fuß vom Meer umspült wird, — das Kap Dibundscha lag in gerader Richtung vor uns. Zur Rechten grüßte aus weiter Ferne herüber die aus den Gewässern emportauchende Pyramide des Clarence-Pik, um den sich majestätisch und kühn das Bergland lagert, welches die Insel Fernando Po bildet. Hingerissen von der Großartigkeit der Scenerie, wie sie mir in Westafrika noch nie zuvor entgegengetreten war, stand ich an Deck des Dampfers, der die blaue Flut durchfurchte und sich wie ein winziges Wesen dem himmelragenden Naturgebilde näherte. Vor einer kleinen Bucht am vorgenannten Kap gingen wir vor Anker. Malerisch erhoben sich hier, von dichtem Wald bedeckt, die steilen Abhänge des Gebirgsstockes, an dessen Basaltfelsen die nie rastenden Meereswogen hoch aufspritzend klatschten. Eine Lichtung im Hintergrund der friedlichen Bucht ließ die kultivierende Arbeit einer Pflanzung erkennen. Baumstämme lagen verkohlt am Boden und im niedergeworfenen Unterholz hatten Pfahlmesser und Feuer aufgeräumt. Einige niedrige Hütten erhoben sich inmitten des Platzes auf dem erhöhten Uferrand der hier sanft ansteigenden Halde. Das Anwesen war eine neu angelegte Farm der in Kamerun kultivierenden Plantagengesellschaft, die erst kürzlich von einem europäischen Pflanzer in Angriff genommen war, als dessen Gehilfen wir den erwähnten Jäger absetzten. Trotz der vielen hier in den dichten Waldungen umherstreifenden Elephanten, wollte man es mit dem Anbau von Kakao und Tabak versuchen.

Nach kurzer Rast an der freundlichen Bucht des Kap Dibundscha setzte unser Dampfer seine Fahrt fort. Er steuerte angesichts der mächtigen Bergmassen um den „kleinen Kamerun“ herum der Ambasbucht zu. Bald tauchten die wildzackigen Piratenfelsen und die grünen Eilande der Ambas- und Mandoleh-Insel auf, die vor die Bucht gelagert gleich Sperrforts den Eingang zu derselben beherrschen. Eine tosende Brandung schlägt donnernd an die vulkanischen Gebilde der zerklüfteten Felsen, so daß der Wogenschwall an ihnen hoch aufspritzt und machtlos als weißer Gischt wieder zurückprallt und in sich zusammensinkt. Das nie rastende Anstürmen des nassen Elementes gegen die Felsmassen hat da und dort im Laufe der Zeiten die

Oberhand gewonnen, Blöcke losgelöst und sie im Strudel der brandenden See begraben, aus der ihre dunkeln Häupter vom Schaume der Wogen bespült, hervorstarren. Hie und da hat der Wogenschwall das Felsgestein zerfressen und offene Thore ausgewaschen, durch deren kühn geschwungene Pforten die wilde See rollt. Wie ein liebliches Idyll dagegen erheben sich die von saftigem Grün bedeckten und von üppig wuchernden Gewächsen umsäumten Inseln Ambas und Mandoleh aus den tiefblauen Gewässern. Auf einer Kuppe der letzteren, hoch über der See, blitzte das weiße Dach eines europäischen Hauses, das sich der frühere englische Konsul hier erbaut hat. Vom lauschigen Uferplatz führt ein breiter Weg im Zickzack zu der Inselhöhe hinan. Der Dampfer nahm seinen Weg zwischen den beiden Inseln hindurch; diese rückten scheinbar auseinander und die herrliche Ambasbucht lag vor uns. Links erschaut man den Kegel des Mongo ma Etinde, rechts das Bergland von Bimbia. Tief buchtet sich hier die See ein und hat dieselbe eine halbmondförmige Bai geschaffen, in deren Hintergrund sich die grotesken Gebirgsmassen des Kamerun erheben. Die herrlichste Vegetation der Tropen zieht sich an den Bergabhängen herab bis zum Meeresgestade, dessen Basaltgestein und Lavageröll von den Wellen bespült wird. Hoch oben aber, wie aus des Himmels Höhen, schaut ernst und hehr das Haupt des „Berges Gottes" aus der Wolkenhülle herab, während seine unteren Regionen nur zu oft von grauen Nebelmassen umzogen sind. Am Fuß der Bergabhänge aber, im Hintergrund der Bucht, wo das Ufer sich allmählig erhebt, ließ sich eine Ansiedlung in malerischer Umgebung erkennen. Wehende Banner auf einzelnen Häusern, die sich zwischen Bananengruppen zeigten, legten Zeugnis ab, daß auch hier Europäer und zwar zumeist Deutsche, ihre Hütten aufgeschlagen hatten. Es war der Ort Victoria an der Ambasbucht. Das Landschaftsgemälde war von überwältigender Schönheit und Großartigkeit. Auf der weiten Wasserfläche der Bucht die Eilande, bald als herrliche grünende Naturgärten, bald als nacktes Gestein und schwarze Felsmassen, als Gebilde vulkanischer Kräfte, auftauchend. Auf dem im Halbrund geschweiften Gestade, unter dem Dache hochwipfliger Palmen und wehender Bananen die malerisch zerstreuten Häuschen von Victoria mit der Kapelle auf rasigem Hügel und dahinter, aus der Ueberfülle tropischer Pflanzenwelt bis zur wilden Nacktheit arktischer

Regionen auffsteigend, die Riesenmauer des Kamerungebirges mit der dreizackigen Spitze des Mongo ma Loba.

Ein Boot, das sich uns näherte, brachte den Basler Missionar Autenrieth an Bord, der mich mit brüderlicher Herzlichkeit bewillkommte. Da der Dampfer den Tag über in der Bucht vor Anker liegen blieb, so war mir Zeit gegeben, ans Land überzusetzen und bis zum Abend in Victoria zu verweilen. Am Ufer empfing mich Missionar Scholten und machte den Führer. Eine drückende Atmosphäre herrschte am Land, als wir auf dem heißen Lavagestein durch Victoria hinschlenderten und die Richtung nach dem Missionshaus einschlugen. In der Nähe der Landungsstelle zeigte ein kleines, von Eisenplatten hergestelltes Häuschen die deutsche Reichsflagge, zum Zeichen, daß der Gouverneur von Kamerun zur Zeit am Ort weile. An der hübschen Kapelle vorbei, die auf einer kleinen Anhöhe liegend den Ort beherrscht, führte uns der Weg nach der Missionsniederlassung, welche die abgeplattete Spitze eines Hügels ziert. Unmittelbar an dessen Fuß brandet die See, zur Rechten fällt ein rauschender Bergbach mit krystallhellem Wasser in die stille Bucht. Am jenseitigen Ufer desselben erhebt sich das Gelände eines Bergkegels, der von hohem Wald und seitwärts von einer Kakaopflanzung bestanden ist. — Im Missionshaus umfächelte uns kühlende Luft. Doch das Neue der Umgebung ließ mich nicht rasten. Ich trat auf die nach der Bucht zu schauende Veranda, vor welcher sich ein kleines, aber entzückendes Gärtchen, die Abdachung des Stationshügels, zum Seeufer hinab zog. Ausländische Pflanzen und blühende Rosenstöcke, duftende Blumen und krauses Gras schmückten die zierliche Gartenfläche und ihre Rabatten. Taufrische lag auf dem üppigen Tropengemälde. Wohlgepflegte Kieswege von bläulichem Lavasand und mit vulkanischem Gestein eingefaßt, schlängelten sich durch die Anlage. In einer Ecke des Gartens aber, unter dem Schatten eines weitästigen Blumenbaumes schlummert bis zum Auferstehungsmorgen die jugendliche Gattin eines englischen Missionars, die vor einigen Jahren (im Dez. 1885) zur Ruhe des Volkes Gottes einging. Das Missionshaus selbst, zu dem eine Reihe von Stufen den Hügel hinanführen, ist von Holz erbaut und mit Wellblech gedeckt. Die Zimmer sind durch Holzwände abgeteilt. So schmuck sich dasselbe von innen und außen ausnimmt, so ist es doch in seiner englischen Bauart nicht

recht praktisch angelegt, indem die Zimmer bei Tag zu viel Hitze in sich aufnehmen, die sie des Nachts wieder ausstrahlen.

Der Ort **Victoria**, den man in einer Senke hingelagert sieht, stellt nur ein Dörfchen mit einigen Reihen von Hütten dar, zwischen denen sich breite Gassen hinziehen, die mit vulkanischem Gestein übersät sind. Auf der Bergterrasse hinter demselben haben einige Familien der Bergbewohner ihre armseligen Hütten aus leichtem Holzwerk erbaut. Die eigentlichen Victorianer, die sich hier ihre sehr bescheidenen Häuschen errichtet und dieselben mit einem Wall von Lavablöcken umschichtet haben, sind zumeist christliche Emigranten oder deren Abkömmlinge, welche s. Z. von der Unduldsamkeit der spanischen Behörden auf der Insel Fernando Po bedrängt, hier einen Zufluchtsort suchten und fanden, wo sie ihrem Gott dienen und ihrem Glauben ungestört leben konnten. Der bekannte Baptisten-Missionar A. Saker, der zuerst auf jener Insel und später im Kamerungebiete Jahrzehnte hindurch mit aufopfernder Hingebung arbeitete, hatte sich zu jenem Zweck die fruchtbare und romantische Ambasbucht ersehen, dieselbe von einem einheimischen Häuptling käuflich erstanden und seine christlichen Schutzbefohlenen im Jahr 1858 hier angesiedelt.*) Die kleine Kolonie, die aus allerlei Volk bestand, blieb aber bis in die neueste Zeit herein unbedeutend. Die großen Hoffnungen, die der sonst so praktische und weitsehende Saker an den Ort knüpfte, an dem er Schiffswerften und den Stapelplatz eines regen Handelsverkehrs, einen Kriegshafen und den Sammelplatz von Gewerbetreibenden im Geist erblühen sah, — diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Die Victorianer haben sich nicht vermocht emporzuschwingen und bildeten von jeher eine von den umwohnenden Eingeborenen sich absondernde Genossenschaft mit einem gewissen Dünkel der Ueberlegenheit, welcher auf einem Anflug von englischer Erziehung und Bildung, die sie vor den tiefstehenden Einheimischen voraus hatten, seine unsichere Grundlage hatte. In Wirklichkeit aber gleicht das bürgerliche Gemeinwesen einer socialen Ruine, die nur noch durch den unzerstörbaren Kitt des Christentums zusammengehalten und vor dem gänzlichen Verfall bewahrt ist. Aber auch ihr **kirchliches Leben** ist infolge der eigenartigen Entwicklung,

---

*) Näheres darüber in: „Kamerun. Land, Leute und Mission" von Ch. Römer. 6. Aufl. Missionsbuchhandlung, Basel. 20 Pf.

welche die auf eigene Füße gestellte Ansiedlung genommen hat, in einem Zustand von Minderjährigkeit und Halbheit geblieben. Da ihm keine neuen und frischen Lebenskräfte von außen zuströmten, was durch Zufluß von neuen Gemeindegliedern aus den umwohnenden Eingeborenen hätte geschehen müssen und wodurch allein eine gesunde Entfaltung des christlichen und kirchlichen Lebens herbeigeführt worden wäre, so ist eine gewisse Erstarrung eingetreten. Solche belebende Elemente wurden aber, wie es scheint, absichtlich von den Kolonisten ferne gehalten, indem sie nicht nur die Gleichberechtigung der außer ihrem Kreis stehenden Eingeborenen in ihrem politischen und kirchlichen Gemeinwesen von vornherein versagten, sondern auch als Herren des Landstrichs die unbedingte Oberhoheit über alle umwohnenden Einheimischen auszuüben beanspruchten, wie sie auch das Monopol für den Handel und für alle Anrechte an Zivilisation und Menschenwürde sich anmaßten. Der Schwarze wollte hier über den Schwarzen herrschen und sich auf eine Stufe stellen, zu der er noch nicht die Reife hatte. Ihrer politischen Selbstherrlichkeit hat nun die deutsche Kolonialregierung von Kamerun ein jähes Ende bereitet, indem sie Victoria als Sitz eines Bezirksamts für den Gebirgsdistrikt besetzt hat und von hier aus Verwaltung und Gerichtspflege ausübt. Zugleich hat die Regierung am Bergland Pflanzungen angelegt, eine schöne Straße durch Victoria hergestellt, eine massive Brücke über den Fluß gebaut und für die Einfahrt die nötige Fürsorge getragen — kurz, den Ort soviel als möglich zu heben gesucht.

Aber nicht nur ist Victoria selbst als Schlüssel für die Bergregion und das Innere in deutschen Besitz übergegangen — auch die dortige Mission, welche seit 1858 von den englischen Baptisten betrieben wurde, deren Thätigkeit sich aber lediglich auf die geistliche Bedienung der kleinen Victoria-Gemeinde beschränkte, befindet sich seit Anfang 1887 in der Hand deutscher Missionare und zwar der Basler, wie denn infolge der deutschen Besitzergreifung von Kamerun sich die englischen Baptisten ganz von diesem Arbeitsfelde zurückgezogen und es der Missionsgesellschaft zu Basel überlassen haben. Letztere aber, die schon eine opferreiche, wenn auch gesegnete Mission auf dem westafrikanischen Gebiet, auf der Goldküste, seit mehr als einem halben Jahrhundert betreibt, kam in ganz ungesuchter Weise zu diesem zweiten westafrikanischen Missionsfeld. Vertreter deutscher

Missionsgesellschaften hatten Basel damals (1885) den Antrag gestellt, dasselbe von den Baptisten zu übernehmen. So wurde Basel nach längeren Verhandlungen während des Jahres 1886 schließlich dazu geführt, seine Augen auf Kamerun zu lenken und nach mancherlei Bedenken die Arbeit daselbst endgiltig aufzunehmen (1887).*) Schon seit zwei Jahren standen demnach die deutschen Brüder in der heißen Arbeit und hatten seither manche schwierige Aufgabe, wie sie die Uebernahme einer fremden Arbeit naturgemäß mit sich bringt, zu lösen gehabt. Doch mein Besuch galt nicht der Lösung dieser Probleme, sondern einfach einem Besuch des Missionsfeldes und seiner Arbeiter. Victoria dürfte bei alledem, trotz der geringen Bedeutung, die es bis jetzt hatte, doch für die Mission dadurch in Zukunft an Wichtigkeit gewinnen, daß es der Stützpunkt für das Evangelisationswerk auf dem Gebirge werden dürfte, das sich dicht hinter seinen Hütten erhebt und einen ungeheuren Flächenraum nach dem Innern zu einnimmt. Doch davon später, da mich meine Reise noch einmal nach Victoria und von da auf das Gebirge hinaufführte.

Gegen Abend, als die scheidende Sonne die Spitzen des Kamerungebirges vergoldete und die dunkeln Schatten der einbrechenden Nacht sich auf Wälder und Gewässer senkten, begab ich mich unter dem Eindruck, viel neues an diesem Tag gesehen zu haben, zurück an Bord des Dampfers, wohin mich die beiden vorhin erwähnten Brüder begleiteten, um die kurze Fahrt nach der Kamerun-Station Bethel mitzumachen, wohin sie zu einer Konferenz berufen waren. Ruhig lag jener vor Anker am Eingang der Bucht und wartete die Mitternacht ab, um seinen Kiel gegen die Insel Fernando Po zu richten, die man in der Frühe des Morgens anlaufen wollte und von der uns ein nur 10 Meilen breiter Meeresarm trennte. Die vulkanischen Erhebungen von Kamerun und Fernando Po bilden die mächtigen Thorpfeiler, durch die man in die weite Bucht von Biafra einfährt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Verlauf dieser Angelegenheit s. Miss.-Mag. 1887. S. 11 ff. und: Kamerun rc. von Chr. Römer.

Die dänische Missionsthätigkeit in den zwei letzten Jahrzehnten.

Von Propst J. Vahl in Norre Alslev (Dänemark).

(Schluß)

Noch an einem anderen Orte haben wir eine Arbeit angefangen. 1881 wurde C. Cofied nach Indien ausgesandt. Er konnte nicht das Küstenklima ertragen, und als er seiner Gesundheit wegen einen Aufenthalt auf den Scherwaroybergen mit Jensen nahm, wurde beschlossen, daß er hier eine neue Arbeit anfangen solle. Es befinden sich viele Kaffeeplantagen hier, weshalb zahlreiche Arbeiter, besonders Parias, dahin eingewandert sind, sowohl Heiden als auch einige Christen, die zu verschiedenen Missionen gehören. Die Leipziger Gesellschaft hat dort seit 1862 in Yercand eine Außenstation gehabt, sonst wurde nichts für die Heiden gethan. Nur eine alte Missionarswitwe, Lechler, von der Londoner Gesellschaft, welche Kaffeeplantagen hatte, nahm sich ihrer Arbeiter an. Sie war sehr erfreut, als sie hörte, daß Cofied dort bleiben wollte. Seine Arbeit war namentlich den Malajalen, der Urbevölkerung der Gebirge, welche talmulisch sprechen, zugewandt. Nebenbei hielt er Gottesdienste für die Weißen. Er gewann viele Freunde unter letzteren, wurde von ihnen unterstützt; einer von ihnen baute ihm eine Kapelle, und später verhejratete er sich mit der Tochter eines ehemaligen englischen Beamten, der ihm ein neuer Mithelfer ist. Seine Hauptstation ist in Asampur; von da aus wandert er umher, um die Kranken zu heilen und für sie und die Gesunden zu predigen. Er hat manche harte Proben durchzumachen. Einmal ist das Klima zu verschiedenen Jahreszeiten sehr ungesund und sodann sind die Malajalen sehr unzugänglich; sie sehen sich nämlich als etwas sehr Vornehmes an und fürchten durch irgend eine Berührung mit den Christen ihre Kaste zu verlieren. Unser Missionar hat sich daher neuerdings vorzugsweise den Arbeitern aus dem Flachlande zugewandt. Diese sind aber eine sehr unstete Bevölkerung; werden sie krank, so begeben sie sich nach

der Heimat. Daher wechselt die Zahl der Gemeindeglieder. Am Ende des Jahrs 1888 waren es 62 (23 Kommunikanten) mit drei Katecheten und Lehrern. Cofied ist eine sanguinische Natur, reich an Plänen; er möchte gern, daß die Gesellschaft Kaffeeplantagen anlege. Dort würden, meint er, eine Menge Kinder Arbeit finden, welche er dann unterrichten könnte. Die Gesellschaft trägt jedoch Bedenken, sich auf derartiges einzulassen. Im Frühlinge dieses Jahres wird Cofied wahrscheinlich Indien verlassen.

In der Heimat hat seit den Besuchen der Missionare Börresen, 1876—77, und Skrefsrud, 1882—84 (s. unten), das Missionsinteresse einen großen Aufschwung genommen. Die Freunde der inneren Mission namentlich haben der Heidenmission mehr und mehr ihre Liebe zugewendet und sind allmählich alle vakanten Plätze in der Direktion von ihnen besetzt worden. Das kräftigste Zeugnis des neuerwachten Interesses ist die Erscheinung eines kleinen Missionsblattes, das im Jahr 1888 mit 20,000 Abonnenten anfieng (ca. $^1/_{100}$ der Bevölkerung), etwas bei uns noch nicht Dagewesenes. Auch die Einkünfte der Gesellschaft sind gestiegen, was um so erfreulicher ist, als allmählich der größte Teil des Kapitals aufgebraucht worden war: sie betrugen 1870 Mk. 12,932, 1875 27,697, 1880 38,029, 1885 54,480, 1886 58,095, 1887 62,494, 1888 72,570. Das ist um so bedeutungsvoller, als in den letzten Jahren die Einkünfte des Volkes der niedrigen Getreidepreise wegen immer mehr zurückgegangen sind. Es sind besonders die Mittelklassen und die Landbevölkerung, von welchen die Gaben herkommen.

Die Missionare bilden seit 1887 eine Konferenz, die aber nur eine beratende Stimme in den Angelegenheiten der Mission hat.

Die Missionsgesellschaft bestand bis jetzt aus vielen Kreisvereinen, deren Organisation sehr frei war. Jährlich hielten diese eine Konferenz, wo etwaige Vakanzen in der Direktion besetzt und über die Fragen, welche die Direktion vorlegt, Beschlüsse gefaßt wurden. Letztere war auf unbestimmte Zeit gewählt. In diesen Verhältnissen ist neuestens aber eine Aenderung eingetreten. Auf der Generalversammlung im Oktober 1889 wurden die alten Kreisvereine aufgelöst und die Direktion der Gesellschaft beauftragt, neue Gesetze einer Versammlung der neuen Kreisvereine im Sommer 1890 vorzulegen. Man beabsichtigt, mittels der neuen Kreisvereine den ent-

schieden gläubigen Missionsfreunden einen größeren Einfluß zu geben. Jeder Kreisverein muß aus wenigstens 25 Personen, innerhalb oder außerhalb des Kirchspieles, bestehen und wenigstens 55 Mark des Jahres beitragen. Seine Glieder müssen der dänischen Kirche angehören und er muß von der Direktion anerkannt werden. Man beabsichtigt, mehrere Kreisvereine in Kreisbünde zu sammeln, deren Deputierte die Generalversammlung bilden werden und dadurch Einfluß auf die Angelegenheiten der Gesellschaft ausüben können. Die Glieder der Direktion werden auf neun Jahre gewählt; in jedem dritten Jahr tritt ein Drittel aus; die Ausgetretenen können jedoch wieder gewählt werden. Gleichzeitig wurde ein Reiseprediger aufgestellt in der Person des jungen eifrigen und begabten Pastors Løgstrup, der zugleich Mitglied der Direktion und Sekretär der Gesellschaft ist.

---

2. Die Thätigkeit des neuen Missionskomites.

Wir haben oben die Bildung einer neuen Missionsgesellschaft oder eines neuen Missionskomites im Jahr 1810 erwähnt. Der Zweck dabei war, Löwenthal zu unterstützen, der 1872 (nicht 1871) mit Jensen nach Indien ausging und in demselben Jahr eine Station in Wellur anlegte. Es war seine Idee, daß ein Volk erst volkstümlich geweckt sein müsse, bevor das Höchste, das Christentum, rechten Eingang in demselben finden könne. Es hat sich aber gezeigt, daß solches nicht möglich ist, am wenigsten in Indien, wo das Volk, zersplittert in Kasten, sich nicht als Ein Volk fühlen kann, und allmählich hat er praktisch diese Theorien, die er weitläufig in einem Buche (1870) entwickelt hatte, aufgegeben. Er hat mit Treue gearbeitet, betrachtet aber alle Missionsarbeit der Gegenwart mehr als Vorbereitung, denn als eigentliche Mission. Bisweilen hat es geschienen, als ob er guten Einfluß gewinnen sollte z. B. unter den Camalen; es ist aber nicht geschehen. Die Anzahl der Getauften wird auf ungefähr 20 angegeben (er hat 100 getauft, wovon die meisten in andere Gegenden weggezogen sind) und er hat drei eingeborene Gehilfen. Seit Jensen 1874 in den Dienst der dänischen Missionsgesellschaft trat, ist er allein gestanden.

Es waren die Grundtvigianer, die seine Mission unterstützten; mit den Jahren verminderte sich jedoch ihr Interesse, und namentlich als Boerresen Dänemark besuchte und so viele Freunde unter ihnen gewann, nahm die Teilnahme für Löwenthal ab, so daß es schwer war, die nötigen Geldmittel zu beschaffen. Erst in dem letzten Jahr ist das Interesse für Löwenthal auch in diesen Kreisen wieder gewachsen, wozu sein Besuch in der Heimat 1888—89 wesentlich beigetragen hat. Es scheint jedoch, daß er alleinstehend bleiben wird. Zu den Missionaren der dänischen Gesellschaft hat er immer freundliche Beziehungen gehabt.

---

3. Die Santalmission.

Es war im Jahre 1852, daß ein junger Däne, Börresen, nach Berlin als Maschinist kam. Dort fand er seinen Heiland und wurde mit einem Hempel bekannt, dessen Tochter er heiratete. Sie hatte gewünscht, nach Hongkong als Missionarin zu gehen, später Diakonissin zu werden, was beides jedoch ihren Eltern nicht gefiel. Als sie nun verheiratet waren, sammelten sich in ihrem wohlhabenden Hause manche junge Leute, besonders Skandinavier, die hier eine christliche Heimat fanden. Unter diesen war ein junger Norweger, Skreßrud. Er hatte als Tambour sich etwas zu schulden kommen lassen, war aber im Gefängnisse bekehrt worden und hatte nun ein brennendes Verlangen, Missionar zu werden. Da er von der norwegischen Missionsgesellschaft nicht angenommen werden konnte, ging er im Jahr 1862 nach Berlin, um dort als Missionar ausgebildet zu werden. Er wurde von Börresen herzlich empfangen, sie schlossen eine innige Freundschaft miteinander und die Missionsgedanken, welche Börresen schon einige Zeit in sich bewegt hatte, reiften mehr und mehr. Skreßrud war in die Goßnersche Missionsschule aufgenommen worden, und schon Ende 1863 wurde er nach Indien ausgesandt, wo er in Perulia angestellt wurde. Ende 1864 folgte Börresen nach. Er hatte eigentlich keine Ausbildung als Missionar erhalten, war aber eine innige, fromme Natur, wogegen Skreßrud hervorragende Gaben, namentlich große Sprachgaben hat.

Es war Börresen von Berlin aus versprochen worden, daß er und Skreßrud mit einander arbeiten sollten. Aber eben damals bereitete sich die Spaltung in der Kolmission vor, und F. Batsch, der Führer der Oppositionspartei gegen die Direktion in Berlin, war eben der Widersacher Börresens und Skreßruds. Von ihm beeinflußt ließ die Konferenz in Chota Nagpur den Beiden die Wahl, entweder von einander getrennt oder verabschiedet zu werden. Sie wandten sich nun an die dänische Missions-Gesellschaft und baten, in deren Dienst aufgenommen zu werden, erhielten aber eine abschlägige Antwort (15. Januar 1866), ein Schritt, der darum gerechtfertigt werden kann, den aber Gott zu seiner großen Ehre benutzt hat. Auf eine weitere Bitte, nicht um materielle Hilfe, sondern um geistige Unterstützung, erfolgte eine späte und gewundene Antwort. Inzwischen hatten sich aber die Verhältnisse geändert.

Skreßrud hatte einmal in Deutschland von den Santal gelesen und hatte gewünscht, unter ihnen zu arbeiten. Natürlich wandten sich jetzt seine Gedanken dahin; aber man riet von allen Seiten unsern Missionaren ab, sich unter dieses wilde Volk zu begeben; sie konnten jedoch des Gedankens an sie nicht los werden. Da kamen sie mit E. C. Johnson, einem Missionar der englischen Baptisten, in Verbindung, der 1865 in Belbrunia, in der Nähe von Sewry, eine Mission unter den Santal angefangen hatte. Das brachte ihren Entschluß zur Reife und Johnson zeigte sich gleich bereit, mit ihnen zusammen zu arbeiten, was ihm von Seite Skreßruds noch unerwartet erleichtert wurde. Dieser hatte nämlich, noch ehe er Norwegen verließ, einige einseitige „grundtwigianische Artikel über die Taufe“ gelesen und dadurch über seine eigene Taufe Zweifel bekommen, die er nicht überwinden konnte. Und so gelang es dem Einfluß der Baptisten, ihn dahin zu bringen, daß er sich umtaufen ließ (1868). Von dieser Zeit an (1868) werden sowohl Skreßrud als Börresen in den Jahresberichten der Baptisten Missions-Gesellschaft aufgeführt, es heißt jedoch im Berichte von 1868: „Skreßrud wird mit einer Gabe (grant) von der Missionsgesellschaft unterhalten (supported), Börresen durch lokale Gaben.“

Das Verhältnis zwischen unsern Missionaren und der Baptistischen Missions-Gesellschaft ist nichts weniger als klar. Die wirkliche Sachlage scheint die zu sein, daß die von Johnson, Börresen und

Skreßrud gestiftete Indian home mission to the Santals,*) die vielleicht im Anfange als eine Hilfsgesellschaft für die Baptisten Missions-Gesellschaft angesehen werden konnte, sich sehr bald emanzipierte, und daß die Baptisten-Gesellschaft (was die Santalmission betrifft) nachher hier eher als eine Hilfsgesellschaft für J. h. m. s. angesehen werden muß. Diese unbestimmte Stellung kam auch zum Vorschein, als Börresen während seines Besuches in Europa 1877 sich ganz von aller Verbindung mit der baptistischen Missions-Gesellschaft trennte. Letztere trat mit dem Anspruch gegen die zwei Missionare auf, daß die Station Ebenezer und aller dortige Besitz, sowie alles was gesammelt worden, nicht der Indian home m. s., sondern ihr gehöre. Es ist nicht leicht, solche Fragen zu lösen. Da weitaus die meisten Gelder von den Missionaren selbst gesammelt worden waren, so handelt es sich darum: Wie viel von diesen Summen wurde den Missionaren gegeben, weil sie in Verbindung mit der baptistischen Missionsgesellschaft standen und wie viel ohne Rücksicht darauf? Dazu gesellt sich die andere Frage: Worauf kommt es bei einer Mission an? Auf die Gebäude oder auf die lebendigen Seelen? Wenn ein Missionar eine Station gegründet, dort mehrere Jahre gearbeitet, eine blühende Gemeinde gebildet hat, und sich dann von einer Missionsgesellschaft trennt, die ihn zum Teil unterstützt hat, von deren Geld die meisten Gebäulichkeiten gebaut sind (ich sage nicht, daß dies hier der Fall gewesen ist), wem gehört dann die Station? Soll der Missionar wegziehen? Er kann ja nicht die ganze Gemeinde mitnehmen. Soll er dann an einem andern Orte auf's neue anfangen? Oder muß es ihm gestattet werden, da zu bleiben? und hat dann die Gesellschaft ein Recht zu sagen: Du sollst uns

*) Sie wurde home mission (einheimische Mission) genannt, weil die Geldmittel in Indien selbst herbeigeschafft werden sollten. Der von der Indian home mission 1869 ausgegebene erste Jahresbericht (er wird als Nr. 3 bezeichnet, Nr. 1 und 2 existieren nicht) hat den Zusatz noch J. h. m. s. „Hilfsgesellschaft für die Baptisten Missions-Gesellschaft,“ aber auf dem als Nr. 5 angegebenen und allen späteren Jahresberichten ist diese Bezeichnung weggelassen. Der Jahresbeitrag der Baptisten Missions-Gesellschaft war 1200 Rupien und wurde nicht erhöht, obwohl die Jahresausgaben sich sehr steigerten (1876/77 23,087 Rupien, 200 Rupien davon Gabe der Baptist translation society). Dazu kam, daß Börresen und Skreßrud ganz ungehindert ihre Mitarbeiter annahmen und entließen.

alles, was wir ausgelegt haben, zurückerstatten? Mit demselben Recht könnte man ja sagen, wenn ein Missionar zu einer andern Gesellschaft übertritt: Ja, Sie können ihn haben, aber dann sollen Sie uns alle unsere Ausgaben für seine Ausbildung, für seinen Unterhalt ersetzen. Das würde eine artige Rechnung sein. Ich glaube, daß man in solchen Sachen, wo es das Reich Gottes gilt, nicht nach sonstigen kaufmännischen Prinzipien vorgehen kann. Und speziell in diesem Falle müssen alle, welche die Sachlage kennen, urteilen, daß hier mehr als je alles auf die Personen der Missionare ankam. Das war auch die Meinung des Hilfskomite der Indian h. m. s. zu London. Sie erklärte: Das Komite, das mit großer Aufmerksamkeit der Sache gefolgt ist, ist ganz und gar davon überzeugt, daß die Missionare durchaus bona fide gehandelt haben, daß ihre Stellung als unabhängige Missionare nicht durch irgend eine Handlung ihrerseits kompromittiert ist, und daß sie fortwährend das volle Vertrauen ihrer Freunde verdienen. Und der General Colin Mackenzie, Mitglied des Komite, erklärte: „Ich wage es zu behaupten, daß sich kaum zwölf ehrliche Männer finden würden, welche, wenn sie die Sachlage verstünden, anders handeln würden, als Börresen und Skreßrud ganz und gar von allem Tadel freizusprechen, abgesehen von einem gewissen Mangel an Gerichtskunde und geschäftlicher Uebung." Begreiflich ist dabei andererseits, daß die Baptisten Missionsgesellschaft nicht zufrieden damit war, daß die ganze Santalmission aus ihren Händen glitt; das gleiche würde bei jeder Missionsgesellschaft der Fall gewesen sein.

Börresen und Skreßrud begannen ihre Arbeit unter den Santal (26. September 1867) damit, daß sie sich so viel wie möglich unter dem Volke bewegten; sie nahmen teil an ihren Jagden, schliefen in ihren Kuhställen, aßen mit ihnen. Dabei gewannen sie allmählich ihr Vertrauen und ihre Liebe, lernten ihre schwere Sprache, deren Aussprache Skreßrud mittelst eines Laryngoskops studierte. Inzwischen war auch mit Gründung der Station Ebenezer begonnen worden und Juli 1868 konnten die Missionare ihre Familien kommen lassen und ein paar Monate später folgte Johnsen, freilich um bald darauf der Gesundheit seiner Frau wegen Santalistan wieder zu verlassen (1870). Um Geld herbeizuschaffen, mußte Börresen erst nach Kalkutta, dann weiter reisen, und seine Kollektereisen erstreckten sich

später fast über ganz Nordindien, namentlich des Sommers; wenn nicht so viel auf der Station gearbeitet werden konnte, reiste er aus, und er gewann nicht bloß die notwendigen Geldmittel, sondern sehr viele christliche Freunde.

Indessen hatte die Arbeit der Missionare angefangen Früchte zu tragen. Am 28. März 1869 wurden die 3 ersten Santal getauft und im folgenden Jahr wurde eine zweite Station Dudhiani (Johnson und Cornelius) angelegt, die jedoch 1871 aufgegeben wurde; Ebenezer war und blieb die Hauptstation. Hier waren die zwei großen Kostschulen für Knaben und Mädchen, wo sie zu tüchtigen Männern und Frauen erzogen wurden, und wo man Sorge trug, alles Volkstümliche, welches mit dem Christentum vereinbar ist, zu behalten. Von hier gingen die für die Santalmission eigentümlichen Wanderungen aus. Nicht allein zogen die Missionare umher und bemühten sich, bei den großen Volksversammlungen und Jagden, wo viele hundert zusammenkamen, anwesend zu sein, um hier so viel als möglich zu predigen, sondern bisweilen zogen sie mit der ganzen Schule auf mehrere Tage aus, die Kinder frohlockten im Freien, und die Leute versammelten sich, hörten ihr Singen und die Katechisierung der Lehrer an, und günstige Gelegenheiten boten sich dar, um das Evangelium zu hören.

In solcher Weise ging das Werk fort, jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten. Börresens Kollektereisen nahmen viele Zeit in Anspruch, das Klima war ungesund, Frau Skreßrud starb 1869, und oft waren die Missionare und ihre Familien sehr krank. Dazu kam die Ungunst der politischen Verhältnisse. Die Maßregeln, welche die Regierung nach dem großen Aufstand der Santal von 1855 zum Schutz derselben gegen die bengalischen Gutsbesitzer und Wucherer ergriffen hatte, erwiesen sich als ziemlich unwirksam. Die Unzufriedenheit war groß und eine neue Empörung drohte auszubrechen. Da trat Skreßrud ins Mittel. Seinen persönlichen Schritten in Kalkutta gelang es, die Regierung zu einer Untersuchung zu veranlassen, deren Resultat war, daß 1872 eine ganz neue Rechtsordnung mit Santali als Rechtssprache eingeführt wurde. Das Volk frohlockte, und in Erwartung günstiger Folgen gab es schon Ende 1871 zu, daß allgemeine Religionsfreiheit für die Distrikte der Indian home mission proklamiert wurde.

alles, was wir ausgelegt haben, zurückerstatten? Mit demselben Recht könnte man ja sagen, wenn ein Missionar zu einer andern Gesellschaft übertritt: Ja, Sie können ihn haben, aber dann sollen Sie uns alle unsere Ausgaben für seine Ausbildung, für seinen Unterhalt ersetzen. Das würde eine artige Rechnung sein. Ich glaube, daß man in solchen Sachen, wo es das Reich Gottes gilt, nicht nach sonstigen kaufmännischen Prinzipien vorgehen kann. Und speziell in diesem Falle müssen alle, welche die Sachlage kennen, urteilen, daß hier mehr als je alles auf die Personen der Missionare ankam. Das war auch die Meinung des Hilfskomite der Indian h. m. s. zu London. Sie erklärte: Das Komite, das mit großer Aufmerksamkeit der Sache gefolgt ist, ist ganz und gar davon überzeugt, daß die Missionare durchaus bona fide gehandelt haben, daß ihre Stellung als unabhängige Missionare nicht durch irgend eine Handlung ihrerseits kompromittiert ist, und daß sie fortwährend das volle Vertrauen ihrer Freunde verdienen. Und der General Colin Mackenzie, Mitglied des Komite, erklärte: „Ich wage es zu behaupten, daß sich kaum zwölf ehrliche Männer finden würden, welche, wenn sie die Sachlage verstünden, anders handeln würden, als Börresen und Skreßrud ganz und gar von allem Tadel freizusprechen, abgesehen von einem gewissen Mangel an Gerichtskunde und geschäftlicher Uebung." Begreiflich ist dabei andererseits, daß die Baptisten Missionsgesellschaft nicht zufrieden damit war, daß die ganze Santalmission aus ihren Händen glitt; das gleiche würde bei jeder Missionsgesellschaft der Fall gewesen sein.

Börresen und Skreßrud begannen ihre Arbeit unter den Santal (26. September 1867) damit, daß sie sich so viel wie möglich unter dem Volke bewegten; sie nahmen teil an ihren Jagden, schliefen in ihren Kuhställen, aßen mit ihnen. Dabei gewannen sie allmählich ihr Vertrauen und ihre Liebe, lernten ihre schwere Sprache, deren Aussprache Skreßrud mittelst eines Laryngoskops studierte. Inzwischen war auch mit Gründung der Station Ebenezer begonnen worden und Juli 1868 konnten die Missionare ihre Familien kommen lassen und ein paar Monate später folgte Johnsen, freilich um bald darauf der Gesundheit seiner Frau wegen Santalistan wieder zu verlassen (1870). Um Geld herbeizuschaffen, mußte Börresen erst nach Kalkutta, dann weiter reisen, und seine Kollektereisen erstreckten sich

später fast über ganz Nordindien, namentlich des Sommers; wenn nicht so viel auf der Station gearbeitet werden konnte, reiste er aus, und er gewann nicht bloß die notwendigen Geldmittel, sondern sehr viele christliche Freunde.

Indessen hatte die Arbeit der Missionare angefangen Früchte zu tragen. Am 28. März 1869 wurden die 3 ersten Santal getauft und im folgenden Jahr wurde eine zweite Station Dudhiani (Johnson und Cornelius) angelegt, die jedoch 1871 aufgegeben wurde; Ebenezer war und blieb die Hauptstation. Hier waren die zwei großen Kostschulen für Knaben und Mädchen, wo sie zu tüchtigen Männern und Frauen erzogen wurden, und wo man Sorge trug, alles Volkstümliche, welches mit dem Christentum vereinbar ist, zu behalten. Von hier gingen die für die Santalmission eigentümlichen Wanderungen aus. Nicht allein zogen die Missionare umher und bemühten sich, bei den großen Volksversammlungen und Jagden, wo viele hundert zusammenkamen, anwesend zu sein, um hier so viel als möglich zu predigen, sondern bisweilen zogen sie mit der ganzen Schule auf mehrere Tage aus, die Kinder frohlockten im Freien, und die Leute versammelten sich, hörten ihr Singen und die Katechisierung der Lehrer an, und günstige Gelegenheiten boten sich dar, um das Evangelium zu hören.

In solcher Weise ging das Werk fort, jedoch nicht ohne große Schwierigkeiten. Börresens Kollektereisen nahmen viele Zeit in Anspruch, das Klima war ungesund, Frau Skreßrud starb 1869, und oft waren die Missionare und ihre Familien sehr krank. Dazu kam die Ungunst der politischen Verhältnisse. Die Maßregeln, welche die Regierung nach dem großen Aufstand der Santal von 1855 zum Schutz derselben gegen die bengalischen Gutsbesitzer und Wucherer ergriffen hatte, erwiesen sich als ziemlich unwirksam. Die Unzufriedenheit war groß und eine neue Empörung drohte auszubrechen. Da trat Skreßrud ins Mittel. Seinen persönlichen Schritten in Kalkutta gelang es, die Regierung zu einer Untersuchung zu veranlassen, deren Resultat war, daß 1872 eine ganz neue Rechtsordnung mit Santali als Rechtssprache eingeführt wurde. Das Volk frohlockte, und in Erwartung günstiger Folgen gab es schon Ende 1871 zu, daß allgemeine Religionsfreiheit für die Distrikte der Indian home mission proklamiert wurde.

Notwendigkeit dieses Schrittes erkannt hatte. Alle Hindernisse konnten glücklich beseitigt werden; am 21. November 1877 wurde der Akt durch Bischof Martensen vollzogen. Unmittelbar darauf reiste Börresen nach Indien ab, begleitet von einem jungen Mithelfer, Missionar Jensen, der mit ihm ordiniert worden war.

Seine Anwesenheit in London gab Veranlassung, daß der Bruch mit der baptistischen Missionsgesellschaft vollständig wurde; Börresen erklärte in einer Sitzung des Komite: „Meine Herren! Bitte, erinnern Sie sich, daß ich ein Lutheraner bin, und daß unsere Mission nie baptistisch gewesen ist, nie es werden wird."

Börresen hatte Freunde aus allen verschiedenen gläubigen Richtungen der dänischen Kirche gewonnen, ihm gegenüber verschwanden die kirchlichen Differenzen, jedoch konnte man sich lange Zeit nicht über eine gemeinschaftliche Arbeit verständigen. Erst in den letzten Jahren haben sich die verschiedenen beteiligten Partien, d. h. die Dänische Missionsgesellschaft, das von den Grundtwigianern eingesetzte Santalkomite in Kopenhagen und die ähnlichen Komites im Lande herum, zur Gründung einer gemeinsamen Kasse für die Santalmission (1885) und zu einer periodisch wiederkehrenden Konferenz (1887) vereinigt.

Börresens Reise hatte der Santalmission so viele Freunde gewonnen, daß man es nun wagen konnte, neue Stationen anzulegen. 1878 wurde Assanboni (aufgehoben 1884) und Aludoha (aufgehoben 1883), 1879 Nya Dumka (die Civilstation für Santalistan) angelegt, wozu 1880 Moholpahari, Bahala (bis 1883), 1881 Basetkundi oder Chaoritola, 1882 Chondorpura, Tarni, Pahorpur (bis 1883), 1883 Simoldohi, Ranga, Haripur und Sapadoha, 1884 Karikador und Tilaboni, 1885 Kalokada oder Chanpur kamen. So viele Stationen konnten natürlich nicht mit Predigern besetzt werden, sie wurden daher Catecheten übergeben. Die Arbeit wurde dann in solcher Weise geordnet, daß Catecheten und Aelteste den Stationen vorstehen, außerdem aber reisende Aeltesten, worunter seit 1885 auch Diakonissen sind, dieselben besuchen. An einem bestimmten Sonntage jeden Monats kommen diese Aeltesten sodann in Ebenezer zusammen, erstatten Berichte über ihr Werk und besprechen sich mit einander und den Missionaren. Skreßrud ist meistens auf Ebenezer; er beschäftigt sich meistens damit, eine santalische Litteratur zu schaffen, wozu ihn seine

wunderbaren Sprachkenntnisse besonders befähigen. Börresen ist fast immer auf Reisen im Lande herum, um die Gemeinden zu besuchen. Er führt ein wahres bischöfliches Amt.

Pastor Jensen mußte 1881 heimkehren, weil es ihm unmöglich war, das Klima zu ertragen. Noch ein anderes Arbeitsfeld hat sich für die Santalmission eröffnet. Santalistan ist nicht fruchtbar, und weil die Santal sich sehr vermehren, leidet das Land an Uebervölkerung. Daher gehen viele als Arbeiter außer Lands, z. B. nach Assam, und werden vielfach wie die Kol in den Theegärten verwandt. Der Versuch, mit den christlichen Santals Katecheten reisen zu lassen, hatte keinen guten Erfolg, und so waren die Christen vielen Versuchungen ausgesetzt; das Volk aber verlor auf diese Weise viele seiner besten Kinder. Das brachte den Plan zur Reife, die christliche Auswanderung zu organisieren. Nach verschiedenen Unterhandlungen gab die Regierung der Indian home m. s. einen Landstrich im westlichen Assam für eine christliche Santalkolonie. Dorthin wanderten am 31. Januar 1881 42 Familien aus, begleitet von Börresen und seiner Frau. Am 8. Februar kamen sie in Thakurpur (Gottesstadt) an, wo das Jahr zuvor unter der Leitung von Skreßrud Häuser gebaut worden waren, und sie fingen nun an, den Boden urbar zu machen. Späterhin sind noch weitere Familien eingewandert (1883 waren 528 Einwohner in 7 Dörfern), und alles geht dort auf's beste. Einer der Santalprediger steht dem Kirchenwesen vor, unterstützt von mehreren Aeltesten; die weltlichen Angelegenheiten wurden erst von einem dänischen Arzte, Dr. Arendrup, der Börresen besuchte und bei ihm verblieb, dann 1882—1885 von dem dänischen Grafen Moltke, der auch zunächst zu einem Besuche dorthin gekommen war, nach ihm von einem Santal verwaltet; von Neujahr 1889 an hat Börresens Schwiegersohn, der Norwege Bahr, der bei dem botanischen Garten in Darjerling (Assam) angestellt ist, die Verwaltung übernommen.

In neuester Zeit ist die Kolonie von einer Krisis bedroht. Die Theepflanzer haben ganz in deren Nähe ihre Gärten angelegt und versuchen nun, die Santalchristen zu bewegen, dort Arbeit zu nehmen. Sie haben sich zudem Uebergriffe erlaubt, auch sind die Santalchristen durch die heidnischen Arbeiter Versuchungen und manchen Ungelegenheiten ausgesetzt. Es ist den Missionaren schwer gewesen, die Re-

gierung dazu zu bewegen, die stipulierten Bedingungen einzuhalten. Wird es nicht besser, so sind die Missionare entschlossen, die Kolonie an einen andern Ort zu verlegen.

In Assam sind die Santal mit einem Nachbarvolke, den Mech, das nördlich von ihnen wohnt, in Verbindung gekommen. Dieselben sind nämlich, angezogen von den geregelten Verhältnissen der Santalkolonie, in ein freundschaftliches Verhältnis zu ihnen getreten; einige sind auch nach Ebenezer gegangen, um dort christlichen Unterricht zu erhalten, und Skreßrud hat bereits ihre Sprache gelernt und angefangen, die notwendigste Litteratur für sie zu schaffen. Nun haben die Santalchristen (besonders in Assam) eine Missionsgesellschaft gegründet, und drei von ihnen sind als Missionare zu den Mech entsandt worden. Auch mit den Radjbongsi (in Bhutan) und Garo sind Verbindungen angeknüpft.

Die Santalmission wird zwar fortwährend Indian home miss. soc. genannt; aber das indische Element ist fast ganz verschwunden, und man möchte sie vielleicht lieber die nordische Missionsgesellschaft für die Santal nennen, zumal aus Anlaß eines Besuchs von Skreßrud in der Heimat (1882—84) auch in Norwegen und Schweden das Interesse für die Santalmission geweckt und Hilfskomites gebildet worden sind. Die Einnahmen betrugen 1887—88 59,802 Rupien (aus Indien 255, England und Schottland gab 7474, Dänemark 17,457, Norwegen 25,346, Schweden 6972, den Rest Andere u. dgl.) Die Anzahl der Getauften war 4840, der Missionare 4, ordinierte Eingeborene 5, Diakonissen 17, eingeborene Lehrer 2, umherreisende Aelteste 67 (außerdem viele Aelteste mit festem Wohnsitz), Seminarlehrer 3, umherreisende Schullehrer 15, Katechisten 13 und 1 eingeborener Arzt.

---

4. Die Dänenmission unter den Rotkarenen.

Unabhängig von der im Bisherigen besprochenen Missionsthätigkeit ist im Jahr 1884 ein neues Unternehmen zur Verbreitung des Evangeliums von Dänemark ausgegangen. Ein junger Grundtwigianischer Bauer, S. Poulsen, hatte von der Karenenmission gelesen, und hatte dadurch großes Interesse für diese Mission bekommen. Er

fand Freunde, welche sein Interesse teilten und mit ihm ausgehen, oder wenigstens seine Mission mit Geld unterstützen wollten. Von Missionsgeschichte und Missionstheorie hatte er fast keine Ahnung, auch nicht vom Lande oder dem Volke, wohin er gehen wollte. Er dachte daran, Dienste bei den Karenen zu nehmen, um so in genaue Verbindung mit ihnen zu kommen. Er war ein inniger, frommer Jüngling, zu Aufopferungen bereit, aber in demselben Grade nicht bereit, von erfahrenen Männern sich belehren zu lassen oder ihren Rat zu befolgen. Im September 1884 verließ er mit einem Freunde, H. J. Jensen, Dänemark, um über London nach Hinterindien zu gehen. Ueberall auf der Reise gewann ihr kindlicher Glaube und ihre Liebenswürdigkeit ihnen Freunde, und als sie nach Rangun kamen, beschlossen sie zu den Rotkarenen (Gaia) zu gehen, wo noch keine andere Mission angefangen war. In Yaddu, in der Nähe von Toungu, an der Grenze der Rotkarenen, fiengen sie 1885 an; sie verlegten jedoch im nächsten Jahre die Station nach Pobia unter die Rotkarenen. Sie lebten so sparsam als möglich, arbeiteten selbst, wo sie arbeiten konnten, und bemühten sich, die Freundschaft der Karenen zu gewinnen und ihre Sitten und Sprache kennen zu lernen. Ihre Unbekanntschaft mit der Lebensweise im tropischen Klima und andere Umstände veranlaßten eine Krankheit nach der andern, 1886 starb Poulsen, 1887 Jensens Schwester, die 1886 hinausgereist war. 1886 war Knudsen angekommen, er mußte aber krankheitshalber nach Rangun zurückkehren. Auch Jensen war sehr krank; alle seine Freunde in Toungu und Rangun versicherten ihn, daß es für ihn notwendig sei, zurückzukommen; eine Seereise schien allein Aussicht auf Genesung zu geben. Er aber wollte bleiben, bis die erwartete Gehülfin Andrea Gehlert kam. Diese war ein Bauernmädchen, welches ebenfalls keinerlei Missionskenntnisse besaß — sie dachte daran, Dienst bei einem Karenenbauern zu nehmen — aber innig fromm und eifrig war. In der Diakonissenanstalt zu Kopenhagen hatte sie die Krankenpflege gelernt, um sich nützlicher machen zu können. Sie kam im Januar in Rangun an und begab sich von Toungu aus mit Jensen sogleich nach Pobia; aber auf der Reise starb Jensen im Walde, fünf Tagereisen von Toungu. Ganz allein ritt Frl. Gehlert zurück und legte fast den ganzen Weg in einem Tage zurück, war aber dann so ermüdet, daß sie vom Pferde fiel. Seitdem hat sie zuerst einen Platz an einem Waisenhause an-

genommen, dann ist sie nach Kalkutta gegangen, wo sie in freundlichem Vereine mit dem methodistischen Bischofe Thoburn als eine Art Diakonissin zum großen Teil unter nordischen Seeleuten arbeitet. Knudsen gieng am Ende des Jahres nach Pobia, seine Frau blieb noch in Rangun. Als er aber wieder von dem ungesunden Klima zu leiden hatte, kehrte er nach Rangun zurück und gab die Arbeit unter den Rotkarenen auf; er beabsichtigt, künftighin unter den Birmanen zu arbeiten. Ein dänischer Bauer, der auf eigene Kosten 1888 als Missionsgehilfe mitgieng, kam Neujahr 1889 fast halbtot in Ebenezer bei Knudsen an, und ist seitdem nach Dänemark zurückgekehrt. Es sind schwere Prüfungen, welche diese junge Mission durchgemacht hat. Der deutsche lutherische Missionar Mayr in Rangun schreibt: „Im Laufe weniger Jahre sind diese zwei herrlichen Glaubenshelden und christlichen Pioniere von ihrer Arbeit gleich in deren Anfang abgerufen worden. Vor ihrer Glaubenseinfalt und ihrer Freude im Glauben möchte ich mich tief beugen; wären sie doch vom Anfange an besser versehen und ausgerüstet gewesen; was ihnen fehlte, war die nüchterne Beurteilung bei diesem Missionsunternehmen und vielleicht auch eine bessere Sorgfalt in ökonomischer Beziehung." Dem können wir ganz beistimmen; wenn aber Jensen sagt: „Missionare aus Indien und begeisterte Missionsfreunde reisen daheim umher ..... Warum bereitet man uns nicht auf die Beschwerden in unserem Werk vor?" so hat er sich über niemand zu beklagen. Er hat sich gar nicht mit erfahrenen Missionsfreunden oder Missionaren beraten; er ist ganz auf seine eigene Verantwortung ausgegangen, und ich glaube, daß er sich für klüger als alle erfahrenen Missionsfreunde angesehen hat. Nachdem die Mission dieses teure Lehrgeld bezahlt hat, scheint es auch, daß man mit mehr Umsicht handeln wird.

Das Komite zu Hause nimmt nur die Stellung als Vermittlerin zwischen den Missionaren und ihren Freunden ein. Die Einnahme 1888 war 7750 Mark (worunter 1214 Mark aus Amerika). Die Ausgaben betrugen aber 2483 Mark weiter.

Alexander Mackay.*)

Es sind gerade 14 Jahre her, daß in einer der Sitzungen der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft am 25. April 1876 fünf Mitglieder der ersten Missionsexpedition nach dem Victoria Nyanza in der herkömmlichen Weise verabschiedet wurden. Ein Lieutenant Smith (derselbe hatte den Asantekrieg 1873—74 mitgemacht und studirte dann Theologie) und 2 Handwerker waren bereits vorausgesegelt und obige 5 Missionsarbeiter sollten ihnen folgen. Es waren C. Wilson, T. O'Neill, Dr. J. Smith, J. Robertson und A. Mackay. Sie empfingen in der Sitzung ihre Instruktionen und jeder der abgeordneten Missionare richtete ein kurzes Abschiedswort an die Vertreter ihrer Gesellschaft. Mackay, als der jüngste, sprach zuletzt und seine Worte von damals klingen noch heute in den Herzen derer nach, die ihn in jener Stunde sprechen hörten. „Noch eines ist es," sagte er unter anderem, „was meine Brüder nicht erwähnt haben und das ich sagen möchte. Ich muß das Komite daran erinnern, daß innerhalb von 6 Monaten Sie vielleicht die Kunde erhalten werden, daß der eine oder andere von uns gestorben ist." Die Worte machten einen ergreifenden Eindruck und ein merkliches Schweigen machte sich geltend. „Ja," fuhr derselbe fort, „ist es etwa zu erwarten und denkbar, daß 8 Engländer, die nach Inner-Afrika aufbrechen, nach 6 Monaten alle noch am Leben sein sollten? Jedenfalls einer von uns — vielleicht bin ich es selbst — wird voraussichtlich zum Opfer fallen noch vor Ablauf dieser Frist. Aber," fügte er hinzu, „was ich dem gegenüber sagen möchte, ist: wenn diese Kunde eintrifft, so lassen Sie sich nicht niederschmettern, sondern senden Sie sofort jemand anderes, um die Lücke auszufüllen."

Sie segelten am 27. April ab. Schon am 5. August starb J. Robertson in Sansibar. Im November erkrankte Mackay schwer auf dem Marsche ins Innere und wurde von Dr. Smith zur Heimkehr gemahnt. Er leistete dem keine Folge, aber die beiden Hand-

*) Wir geben nachstehende Notizen über Mackay in gedrängter Form in Anlehnung an einen Nachruf, den der Church Miss. Intelligencer und Ch. M. Gleaner dem Verstorbenen in warmer Weise widmet. Näheres über sein Leben und Wirken ist noch nicht veröffentlicht. D. Red.

werker wurden zur gleichen Zeit arbeitsunfähig und kehrten nach Europa zurück. Am 11. Mai des folgenden Jahres (1877) erlag Dr. Smith in Kagei, an den Ufern des Nyanza, den Strapazen und dem Klima. Im Dezember desselben Jahres wurden Lieutenant Smith und O'Neill auf der Insel Ukerewe erschlagen und Wilson verblieb allein von der ganzen Expedition im Herzen Afrikas.

Mackay jedoch, obschon zur Rückkehr nach Europa beordert, ging wie gesagt, nicht nach England zurück. Er konnte sich nicht entschließen, Afrika zu verlassen, sondern verblieb in der Nähe der Küste und war mit der Herstellung eines Weges nach dem landeinwärts gelegenen Mpwapwa und andern praktischen Aufgaben beschäftigt. Als ihn aber die Nachricht vom Tode des Lieutenant Smith und O'Neill erreichte, drang er sofort ins Innere vor, stieß nach mancherlei Hindernissen zu dem alleinstehenden Wilson und ließ sich in Uganda nieder, in dessen Hauptstadt Rubaga unter König Mtesa und dessen Nachfolger Mwanga, Mackay sich Jahre lang halten und arbeiten konnte, selbst nach Vertreibung der Missionare, bis er 1887 gleichfalls weichen mußte.

Und nun ist Mackay, der so manchen seiner Mitarbeiter auf dem heißen Kampfplatz überleben durfte, auch hinweggerafft worden. 14 Jahre hat er unermüdlich für das Wohl Afrikas gearbeitet, ohne je das Land seiner unausgesetzten Missionsthätigkeit zu verlassen. In ihm, dem ausdauernden Schotten, hat sich jener Heldenmut der Streiter Christi gezeigt, von dem es in dem bekannten Liede heißt:

„Löwen, laßt euch wiederfinden,
Wie im ersten Christentum,
Die nichts konnte überwinden!
Seht nur an ihr Martyrtum:
Wie in Lieb' sie glühten,
Wie sie Feuer sprühten,
Daß sich vor der Sterbenslust
Selbst der Satan fürchten mußt'!"

Alexander Mackay war der Sohn eines schottischen Geistlichen, welcher verschiedene geographische und andere Lehrbücher verfaßt hat und der noch am Leben ist. Als Stanleys weltbekannter Brief von Uganda, dem Lande des damaligen Königs Mtesa, im November 1875 in der Presse erschien und die kirchliche Missionsgesellschaft veranlaßte,

ihr Augenmerk auf den Victoria Nyanza zu richten und eine Mission an dessen Ufern zu unternehmen, war A. Mackay einer der ersten, welcher derselben seine Dienste als Ingenieur und Laienmissionar anbot. Er war in jener Zeit als Techniker in einer Eisengießerei und Maschinenfabrik Berlins und bald darauf als erster Ingenieur einer solchen in Kottbus (Provinz Brandenburg) angestellt. Mit einem bedeutenden technischen Wissen und einer großen praktischen Tüchtigkeit, die er sich in verschiedenen Städten Schottlands erworben hatte, ausgerüstet, sowie auch in den besten Schulen seiner Heimat wissenschaftlich ausgebildet, war er erfüllt von einem brennenden Eifer für die Mission und beseelte ihn eine ungewöhnliche Thatkraft, welche Eigenschaften ihn in hervorragender Weise für die Arbeit auf dem innerafrikanischen Missionsfelde befähigten.

In den Dienst der kirchlichen Missionsgesellschaft aufgenommen, schiffte er sich April 1876 nach Ostafrika ein, wo er durch Krankheit an der Küste festgehalten, erst 1878 das Land Uganda betrat. Hier hat er bis Juli 1887 in dessen Hauptstadt eine unter den schwierigsten Verhältnissen umfangreiche und gesegnete Wirksamkeit entfaltet. An der Seite verschiedener Mitarbeiter hat er die Segensfrüchte treuer Missionsarbeit heranreifen sehen, mußte es aber auch erleben, wie die blutigsten Verfolgungsstürme über die kleine Christenschar hereinbrachen und schier alles vernichteten. — Missionare gingen und kamen. Nur er blieb. Es ist bekannt, wie durch die Tollwut des Königs Mwanga das ganze Werk in Frage gestellt wurde und wie die Missionare nur mit Mühe freien Abzug vom blutgetränkten Boden erlangen konnten. Nur Mackay wurde um seiner technischen Fertigkeiten willen an Ort und Stelle festgehalten und erst Juli 1887 konnte und mußte er sich von seinem Posten zurückziehen. Aber auch jetzt kehrte er nicht nach England zurück, sondern verblieb am Südende des Nyanza-Sees, abwartend, ob sich ihm nicht von neuem eine Thür nach Uganda aufthun werde. Hier, in Usambiro, traf ihn Stanley im September des vorigen Jahres. Auf diesem einsamen Posten, im tiefen Innern des Erdteils, ist denn auch Mackay, der unerschrockene und unermüdliche Missionar, dem Klima zum Opfer gefallen. Das afrikanische Fieber hat ihn im Februar d. J. dahingerafft, ihn, der tapfer ausgehalten und Treue seinem Missionsberuf bewahrt hat bis in den Tod. Er ist nur 40 Jahre alt geworden.

Obwohl Laienmissionar und meist mit praktischen Aufgaben beschäftigt, nahm er doch den thätigsten Anteil an der Verkündigung des Evangeliums in Kirche und Schule, beteiligte sich an der Uebersetzung der hl. Schrift in die Sprache der Eingebornen und leitete besonders deren Druck, der durch eine von ihm aufgestellten Presse bewerkstelligt wurde. Sein Mitarbeiter Ashe bezeugt von ihm, daß es nur der Entschlossenheit und Umsicht Mackays zu danken sei, daß die Mission in Uganda die Zeit der Wirren und der Stürme, wie die der Verluste überstanden habe.

Noch muß hier erwähnt werden, daß es Mackay war, durch welchen die ersten genaueren Nachrichten von Emin Pascha vor Stanleys Expedition aus dem Innern von Afrika nach Europa (Oktober 1886) gelangten. Von ihm wurde auch das letzte Stück Tagebuch des ermordeten Bischof Hannington der kirchlichen Missionsgesellschaft übersandt.

Möchten sich noch viele derartige Arbeiter finden, die mit gleicher Hingabe und Treue ihre Gaben und Kräfte dem Dienste des Herrn in der Mission zur Verfügung stellen und ihr Leben nicht lieb haben, wenn es gilt, dasselbe einzusetzen für das ewige Wohl des umnachteten Afrika.

Eine alte Missionsschuld.

Daß man in unseren Tagen der evangelischen Missionsthätigkeit unter den heidnischen Völkern aller Zonen eine größere Teilnahme und regere Aufmerksamkeit schenkt, denn je zuvor, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart. Freuen aber muß es doppelt den Missionsfreund, wenn es einer alten bewährten Missionsgesellschaft gegeben ist, ihre Seile weiter auszuspannen und ihren bisherigen Arbeitsfeldern ein neues hinzuzufügen. Dies ist bei der Rheinischen Missionsgesellschaft der Fall, deren Generalversammlung am 23. April d. J. einmütig beschlossen hat, eine Mission im Ovambolande in Angriff zu nehmen. Letzteres Gebiet liegt im südwestlichen Afrika, noch innerhalb der deutschen Grenzen, nördlich vom Hereroland. Die Rheinischen Missions-

stationen in diesem würden den Stützpunkt für das neue Unternehmen unter den Ovambo abgeben. Im Gegensatz zu dem mageren und wenig fruchtbaren Hererolande, dessen Bewohner ein unstetes Nomadenleben führen, ist das Ovambogebiet ein herrlicher, fruchtbarer Strich mit üppigen Palmenhainen, Kornfeldern und Plantagen und hat eine dichte, seßhafte wohlhabende Bevölkerung.

Wie nun aber die Rheinische Missionsgesellschaft gerade jetzt dazu kommt, das Evangelium in jenes große Nachbargebiet hineinzutragen und ihre Missionsfelder von Süd- und Westafrika, Niederländisch-Indien, China und Neu-Guinea um ein weiteres zu vermehren, darüber lassen wir am besten den Bericht der Gesellschaft selbst Auskunft geben, indem wir denselben wörtlich anführen und dabei das neue Unternehmen der Fürbitte und Teilnahme der Missionsfreunde empfehlen:

„Es dürfte manchem unter unsern Freunden befremdlich, wenn nicht gar bedenklich vorkommen, daß wir daran denken, nun auch unter den Ovambo die Missionsarbeit zu beginnen. Haben wir denn nicht schon Missionsgebiete genug? Haben wir nicht erst vor wenig Jahren in Neu-Guinea ein neues und noch dazu sehr schwieriges Feld angetreten, von dem sich noch gar nicht einmal sagen läßt, wie viel Kräfte es in Anspruch nehmen wird? Ist es da nicht unbegreiflich, ja man möchte fast sagen unverantwortlich, daß man nun noch eine neue Arbeit dazu beginnen will? Allerdings, wenn sich das wirklich so verhielte, daß wir uns darnach umgesehen hätten, ob wir denn nicht noch irgendwie und wo eine neue Mission anfangen könnten, dann wären alle solche Fragen voll und ganz berechtigt, und die Leitung unsrer Mission müßte sich selbst einen schweren Vorwurf darüber machen. Aber die Sache liegt eben ganz anders. Zunächst handelt es sich keineswegs um etwas ganz Neues, sondern im Gegenteil um eine sehr alte Sache, genauer gesagt um eine alte Schuld unsrer Gesellschaft.

Es war im Jahre 1855, da fand am 18. April auch die Generalversammlung der Rheinischen Mission im Barmer Missionshause statt, und zwar nach der damaligen freien, noch nicht genau fixierten Weise. Auf dieser Generalversammlung wurde der Beschluß gefaßt, „eine Mission unter den Ovambo zu beginnen, sofern es möglich sein würde, zu ihnen zu gelangen.“ Es waren

nämlich nicht lange vorher die ersten Reisenden zu den Ovambo-Stämmen nördlich vom Herero-Lande gelangt, und die Kunde, die sie zurückbrachten, daß dort ein den Herero nahe verwandtes, aber ackerbautreibendes seßhaftes Volk wohne, hatte in unsren Missionaren im Herero-Lande, welche nach mehr als zehnjähriger Arbeit unter den nomadisierenden, rohen Herero noch nicht die mindeste Frucht ihrer Arbeit sahen und fast an allem Erfolge unter denselben verzweifelten, den dringenden Wunsch erzeugt, doch lieber zu den Ovambo zu gehen, wo die Aussichten so viel besser zu sein schienen.

Gemäß diesem Beschlusse machten sich dann zwei Jahre später unsre beiden Missionare H. Hahn und Rath vom Herero-Lande aus auf den Weg nach dem Ovambo-Lande. Aber diese Reise nahm ein unglückliches Ende. Gleich bei dem ersten Stamme der Ovambo in Ondonga fanden sie eine schlechte Aufnahme, wurden gezwungen, wieder umzukehren, und dann verräterischerweise überfallen. Wahrscheinlich verdankten sie es nur dem gerade in diesem Augenblick eintretenden plötzlichen Tode des Königs Nangoro, daß sie noch mit dem Leben davonkamen. Die Stunde zum Beginn der Ovambo-Mission war noch nicht gekommen, und die beiden Missionare mußten unverrichteter Sache wieder ins Herero-Land zurückkehren.

Jonker Afrikaner, der berüchtigte Orlam-Häuptling, nahm diesen Ueberfall der Missionare zu einem erwünschten Vorwande, um zur Strafe dafür in den folgenden Jahren auch die Ovambo mit Krieg zu überziehen und auszuplündern. Nach ihm fanden dann allmählich auch einzelne Händler wieder Mut, ihre Reisen dahin auszudehnen, und diese brachten dann die Kunde ins Herero-Land zurück von einem völligen Umschwung der Stimmung zu gunsten der Missionare. Die Häuptlinge, welche von den vielen guten Dingen gehört hatten, die durch die Missionare ins Herero-Land gekommen waren, hatten großes Verlangen darnach, daß sie auch daran teil bekommen möchten, und luden darum den Missionar Hahn dringend ein, doch zu ihnen zu kommen.

So machte sich denn im Jahre 1866 Missionar H. Hahn zum zweitenmale auf den Weg und fand wirklich diesmal eine ganz andere, äußerst freundliche Aufnahme. Nicht nur, daß er das ganze Land bis zur Nordgrenze am Kunene-Flusse durchziehen konnte, sondern Tjypandeka, der Häuptling der Ovakuengama, hätte ihn am liebsten

gleich dort behalten, und Tjikongo, der Häuptling von Ongundjera, gab ihm einen seiner Söhne zur Erziehung mit nach Otjimbingue.

Diesmal konnte also der Missionar die frohe Kunde mit heimbringen von der großen offenen Thür, die der Herr dem Evangelium im Ovambo-Lande geschenkt. Aber er dachte wohl, daß unsre Rheinische Mission, zumal dieselbe eben erst in Indien zwei neue Gebiete in Angriff genommen hatte, allein nicht stark genug sei, dies neue weite Feld nach Gebühr zu bearbeiten, und schlug darum der neugebildeten finnischen Missionsgesellschaft vor, hier einzutreten. So kam es denn zu Verhandlungen zwischen dieser finnischen und unsrer rheinischen Gesellschaft, und man kam überein, daß die finnischen Missionare die Arbeit im Ovambo-Lande beginnen und rheinische Missionare ihnen später zur Seite treten sollten.

So kamen denn zehn finnische Missionare zunächst ins Missionshaus nach Barmen, und nachdem sie sich dort längere Zeit aufgehalten hatten, zogen sie weiter ins Herero-Land. Von dort aus gründeten sie im Jahre 1870 die erste evangelische Mission im Ovambo-Lande. Es war also diese neue Mission nicht nur auf Anregung und unter vielfacher freundlicher Mitwirkung von seiten unsrer Gesellschaft ins Leben getreten, sondern die bestimmte Absprache dabei ging auch dahin, daß unsrer rheinischen Gesellschaft ein Teil des Landes reserviert bleiben sollte. Das freundliche Verhältnis zwischen den finnischen Missionaren, die ihre Reisen über Herero-Land machen und von dort alle ihre Güter beziehen mußten, blieb fortwährend aufrecht erhalten, um so mehr, weil auch zwischen Ovambo und Herero ein lebhafter Verkehr besteht; auch wird Maharero einigermaßen von den Ovambo als ihr Oberherr anerkannt.

Aber aus dem Eintritt auch rheinischer Missionare in die Arbeit im Ovambolande wurde einstweilen nichts, obgleich die finnischen Missionare es nicht unterließen, immer und immer wieder an die alte Abmachung zu erinnern; einer von ihnen kam sogar extra darum zu uns ins Missionshaus, um in uns zu dringen, daß wir doch endlich ihnen zur Hilfe kommen möchten, da es sich je länger desto deutlicher herausstellte, daß die Arbeit dort weit über ihre Kräfte ging und sie die meisten Stämme ganz beiseite liegen lassen müßten. Es hatten sich nämlich doch viele und erhebliche Schwierigkeiten eingestellt, auch abgesehen davon, daß natürlich die Erlernung der neuen Sprache erst

viel Zeit kostete. Die Gesellschaft war ja auch noch ganz jung und mußte erst noch Lehrgeld zahlen; auch verließen viele der Missionare aus allerlei Gründen das Land schon bald wieder. Kurzum, die Sache ging keineswegs so günstig voran, wie man gehofft hatte, ja statt sich auszudehnen, wurde die Missionsarbeit allmählich sogar wieder eingeschränkt und besteht augenblicklich nur aus einer einzigen Station in Ondonga mit zwei Missionaren. Doch soll eben jetzt einer der älteren Missionare wieder hinausgehen, um bei dem Stamm der Ukuambi die Arbeit wieder aufzunehmen. Ganz vergeblich ist übrigens die Arbeit doch keineswegs gewesen. Seitdem 1883 die ersten Ovambo im Lande selbst getauft werden konnten, ist ihre Zahl allmählich bis auf etwa 100 gestiegen. In den drei Schulen zählt man 230 Schüler, und an 500 Ovambos besuchen sonntäglich die Gottesdienste.

Aber warum ist denn die Rheinische Mission unter diesen Umständen nicht schon längst ihrem Versprechen nachgekommen? Das hat verschiedene Gründe. Zunächst begann gerade seit dem Jahre 1870 auch im Herero-Lande eine neue bessere Zeit. Eine Station nach der andern konnte angelegt und kleine Gemeinden gebildet werden. So hatte man zunächst dort alle Hände voll zu thun und dachte nicht viel an Ovambo-Land. Als man aber nach zehnjähriger friedlicher und gesegneter Arbeit im Herero-Lande, nachdem nun das Land wenigstens einigermaßen mit Stationen besetzt war, vielleicht an eine Aufnahme der Ovambo-Mission hätte denken können, da brach der Krieg aufs neue aus, durch den unsere Arbeit im Herero-Lande wieder lahm gelegt und mehrere Stationen zerstört wurden. Jetzt aber ist der Friede im Herero-Lande, zum Teil auch durch das deutsche Protektorat, doch wenigstens notdürftig wieder hergestellt und nun kommen mancherlei Winke und Umstände zusammen, um uns ernstlich an die endliche Erfüllung jenes unsres alten Versprechens zu erinnern.

Ganz ungesucht sind unsre Missionare durch den lebhaften Verkehr der Ovambo im Herero-Lande dazu gekommen, auch die Ovambo-Sprache zu studieren, und es hat sich dabei herausgestellt, daß dieselbe dem Herero sehr nahe verwandt ist, noch näher fast, als wie z. B. das Holländische dem Deutschen. Unser Missionar Brincker hat sogar ein Wörterbuch und eine Grammatik der Ovambo-Sprache geschrieben und das Evangelium Lucä in dieselbe übersetzt.

Auf unserem Seminar in Otjimbingue, Augustineum genannt,

befinden sich auch drei Ovambo-Jünglinge, die nun schon seit einigen Jahren dort zu Nationalgehilfen ausgebildet werden und bei einer Arbeit im Ovambo-Lande natürlich ganz außerordentlich schätzenswerte Dienste thun können.

Außer den finnischen Missionaren dringt jetzt auch unser alter Missionar H. Hahn, der Urheber der ganzen Ovambo-Mission, in uns, doch jetzt endlich dazu überzugehen. Daß uns der Vorstand der finnischen Missionsgesellschaft herzlich willkommen heißt und uns einige Stämme als unser vorläufiges Arbeitsgebiet anweist, das versteht sich nach dem oben Gesagten von selbst. Ebenso auch, daß unsere Herero-Missionare den Plan mit Freuden begrüßen.

An diesen letzteren Punkt schließt sich noch eine andere, doppelte Erwägung an. Der Zug unserer ganzen afrikanischen Mission ist vom Kap aus stetig nach Norden gegangen: Kapkolonie, Klein-, Groß-Nama-Land, Herero-Land. Dieses letzte bis jetzt von uns besetzte Land wurde aber schon in den vierziger Jahren in Angriff genommen, und so ist seit fast 50 Jahren kein weiterer Schritt nach Norden gemacht worden. Es ist eben unsere Rheinische Mission, die z. B. im Jahre 1860 noch eine fast ganz afrikanische war — denn außer Afrika hatten wir damals nur noch eine einzige Station auf Borneo und eine in China — seitdem in ein ganz anderes Fahrwasser gekommen. Der Herr hat uns in Niederländisch Indien drei neue Missionsgebiete geschenkt, und neuerdings außer China auch noch Neu-Guinea. Ueber alle dem ist aber unsre afrikanische Mission stark in den Hintergrund getreten, und man kann es unsern Brüdern in Afrika kaum verdenken, wenn sie zuweilen das Gefühl gehabt und auch wohl gelegentlich geäußert haben, daß Afrika seit langer Zeit stiefmütterlich behandelt worden sei. Auch aus diesem Grunde ist es sehr zu wünschen, daß wir ihnen allen durch den Eintritt in die Ovambo-Mission beweisen, wie wir doch auch noch für Afrika etwas übrig haben, auch dort nicht nur festhalten wollen, was wir haben, sondern mit Gottes Hilfe und wenn er uns dazu die Wege weist, wie es in der Arbeit für das Reich Gottes ja immer die Losung bleiben muß, bereit sind, voran zu gehen.

Es wäre aber auch noch aus einem andern Grunde unverantwortlich und unbegreiflich, wenn wir jetzt diesen Schritt nicht thun wollten. Unsere Mission hat sich durch ein langes, weites Gebiet,

über 150 deutsche Meilen weit, unter sehr schwierigen Verhältnissen hindurcharbeiten müssen. Die Hauptschwierigkeit bestand aber darin, daß Namas sowohl wie Herero **Nomaden**, also keine seßhaften Leute sind. Das hat unsren Missionaren ganz unendlich viele Not gemacht und bildet eigentlich eine noch immer nicht überwundene, ungeheure Schwierigkeit. Nun sind wir im Ovambo-Lande an das erste **ackerbautreibende**, also seßhafte Volk gekommen, wo sich für eine erfolgreiche Arbeit, namentlich für eine gedeihliche Entwicklung von seßhaften Gemeinden ganz ungleich günstigere Aussichten bieten. Und nun sollten wir hier dauernd Halt machen wollen und diesen Schritt nicht thun? Das wäre um so unbegreiflicher, weil diese Ovambo-Mission gewissermaßen nur eine Ausdehnung unserer Herero-Mission ist und eine der größten Schwierigkeiten, die fast bei jeder neu zu beginnenden Missionsarbeit ganz unvermeidlich ist, nämlich die Erlernung der fremden Sprache, hier schon überwunden ist und also nicht mehr in Betracht kommt. Mit Recht ist von einem Herrn der Deputation gesagt worden, daß unsre Rheinische Mission wohl noch niemals eine neue Arbeit unter so außerordentlich günstigen Umständen angefangen habe.

Auch das könnte noch erwähnt werden, daß der südliche Teil des Ovambolandes mit zum deutschen Protektorat gehört, also diese Heiden als unsere Reichsgenossen ganz besonders uns ans Herz gelegt erscheinen.

Doch auch die andre Seite der Sache soll durchaus nicht verschwiegen werden, nämlich daß die Missionsarbeit im Ovambolande auch ihre besonderen Schattenseiten hat. Einmal ist der Weg dahin weit und die Reise mit den altbekannten langsamen afrikanischen Ochsenwagen kostet viel Zeit. Dadurch wird die Mission dort **kostspieliger** als diejenige im Herero-Lande. Und sodann ist das Land reicher an Regen und eben deshalb auch reicher an Fiebern. Jedoch kann man es für afrikanische Verhältnisse durchaus nicht als ungesund bezeichnen.

Und so kommt man denn nach Ueberlegung aller dieser Umstände zu dem Schluß: Der Herr weist uns jetzt so deutlich nach Ovambo-Land hin, daß wir uns, selbst wenn es uns schwer fällt, noch ein neues Arbeitsfeld in Angriff zu nehmen, dem nicht entziehen dürfen. Er, der diese neue Thür uns aufthut, er wird auch die nötigen Mittel

schenken und wird es auch nicht an seinem Segen fehlen lassen. Ihm sei darum auch diese Sache befohlen, ihn laßt uns treulich auch dafür anrufen! (Ber. der Rhein. Missionsgesellschaft Juni 1890.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Japan.

Die politische Lage Japans, wie sie die vorjährige Rundschau schilderte, schien nach mancherlei brennenden Fragen hinsichtlich der Verfassung, nachdem eine solche dem Volke verheißen und in ihren Grundzügen bekannt gemacht worden war, in ein ruhiges und geordnetes Geleis eingelenkt worden zu sein. Hieraus durfte man auch nach der gesetzlich anerkannten Religionsfreiheit für die Entfaltung und den Fortschritt des Christentums, wie für die gesamte christliche Missionsthätigkeit im japanischen Reich die besten Früchte erhoffen. — Aber so ruhig und friedlich die Entwicklung der Neugestaltung Japans sich anzulassen schien, so hat doch der allzuschnell vollzogene Umschwung der Dinge als frühreifes Erzeugnis einer exotischen Pflanze, die in fremdem Boden nur künstlich wurzelte, nicht vermocht, den Stürmen der Opposition zu trotzen. — Die von der konstitutionellen Monarchie Japans angestrebte Anerkennung durch die europäischen Westmächte und die Revision der Verträge*) wurden von denselben mit Ausnahme der nordamerikanischen Union weder angenommen noch vollzogen. Doch folgten schließlich, nachdem Japan noch einige Konzessionen gemacht hatte, Deutschland und Rußland dem Beispiel der Vereinigten Staaten. England und Frankreich zögerten, waren aber schließlich doch geneigt, auf die Revision der Verträge einzugehen, als sich eine Agitation im japanischen Lager erhob, die alles in Frage stellte. Letztere ging von einer Partei der Nationalen aus, welche ihre heißblütigsten Vertreter unter dem niederen Adel (der Krieger und Litteraten) haben. Unter diesem, der durch den Umschwung Japans seine früheren Vorrechte zum großen Teil eingebüßt hat, sind es namentlich jugendliche Heißsporne, die mit unverdautem Wissen und unreifen politischen Grundsätzen rohe Gewalt predigen und den äußersten Radikalismus darstellen. Diese oppositionellen Elemente bilden nun seit 1889 eine politische Fraktion, die mit ausgesprochenem Fremdenhaß die eigene nationale Sache in

*) Diese Revision betraf hauptsächlich die Unterstellung der Fremden unter die japanische Gerichtsbarkeit.

der exzentrischsten Weise vertritt. So leitete sie ihre Aktion damit ein, daß sie England gegenüber mit der Gewalt drohte, wenn es nicht dem guten Beispiel der Vereinigten Staaten hinsichtlich der Verträge folge. Hinterher aber änderte sie ihr Programm und trat gegen die Revision auf, und zwar richtete sie ihre Opposition gegen zwei Hauptpunkte derselben: 1) gegen das Recht von Landerwerb seitens der Ausländer, und 2) gegen die Anstellung von Fremden als Richter. Ihre Agitation richtete sich aber nicht sowohl gegen allen Einfluß der Fremden, als vielmehr gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Okuma, als den Träger der Beziehungen zum Ausland. Die Bewegung und Erregung zwischen den Parteien nahm zu; alle bisher geführten Verhandlungen zwischen der Regierung und den Westmächten wurden je länger je mehr zu schwierigen Problemen, wenn nicht in Frage gestellt. Eine Krise schien sich anzubahnen. Diese trat denn auch wirklich ein und blutig endete dieselbe. Ein fanatischer Adliger jener Partei warf eine Dynamitbombe in den Wagen des fortschrittlich gesinnten Ministers Graf Okuma, wodurch der letztere zwar nicht sein Leben, aber ein Bein verlor. Der Attentäter nahm sich selbst das Leben an Ort und Stelle und wurde als Nationalheld gefeiert. Die Folge dieses Attentats war, daß der Minister und seine Freunde im Ministerium, die mit ihm als feste Bollwerke für die Verträge dastanden, abgingen und einem andern Kabinet weichen mußten.

Die Lage ist nun die, daß die neuen Verträge, deren Abschluß unmittelbar bevorstand und von denen man die günstigsten Resultate für Japans Stellung hoffen durfte, dahingefallen sind und zwar durch die Gewaltmaßregeln jener Partei, die vor nichts zurückscheut. Japan ist in seine alte Position machtlos zurückgesunken durch sein eigenes Handeln.

Daß eine solche Reaktion gegen den fremdländischen Einfluß eintreten würde, ist bei dem stark entwickelten Nationalgefühl und hohen Selbstbewußtsein der Japaner nicht zu verwundern. Der alte Nationalhaß gegen die Ausländer ist noch nicht erstorben und ist nun wieder zur hellen Flamme emporgelodert. „Japan für die Japaner" ist für viele das Schibboleth geworden, die nun den Kreuzzug gegen den Einfluß des Auslandes eröffnet haben. Nicht daß man die Errungenschaften der abendländischen Kultur ohne weiteres möchte über Bord werfen, aber man will sich nun selbst gürten und leiten ohne die Leitseile der fremden Barbaren. Der letzteren glaubt man nun entraten zu können. Die Geister, die man rief, will man wieder los sein. Ja, die abendländische Kultur und Wissenschaft sollen jetzt die Waffen liefern, um jenen Einfluß zu bekämpfen und abzuschütteln. Zur Unterdrückung des eingedrungenen Fremdentums haben sich neuerdings Parteien zusammengeschlossen, die sogar den Buddhismus und Sintoismus, also die veralteten heidnischen Religionssysteme, als po-

litische Mittel gebrauchen, um mit denselben auf die Volksmassen einzuwirken und die patriotische Flamme zu nähren.

Die Aussichten für die nächste Zukunft sind deshalb weit weniger hoffnungsvolle, als es dieselben in den letzten Jahren zu sein schienen; denn es sind gefahrvolle Elemente auf dem Plan und es steht zu erwarten, daß die mit Spannung erwartete Eröffnung des Parlaments im Laufe dieses Jahres schwierige Probleme für das letztere bringen werde und daß hitzige Kämpfe zwischen den vielfach politisch-unreifen und sich überschätzenden Parteien der japanischen Politiker entstehen dürften. Wie es auch kommen mag, zwei Möglichkeiten können und werden eintreten: entweder eine kräftige Monarchie oder aber die Anarchie. (The Miss. Review.)

Die Freunde Japans sehen nun mit ängstlicher Spannung der Gestaltung der Dinge in den nächsten zwei Jahren entgegen. Es ist aber zu hoffen, daß die großen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte sich nicht als verfehlte erweisen und dahin fallen werden. Das wäre ein tief zu bedauerndes Unglück nicht allein für das Inselreich, sondern für ganz Asien.

Infolge dieser politischen Erregung und Wirren ist auch der Fortgang und die Entwicklung des Christentums, was uns hier zunächst interessiert, im letzten Jahr verhältnismäßig geringer und bescheidener gewesen als in den Jahren zuvor. Nach dem American Baptist Miss. Magazine (Mai 1890) ist selbst infolge der Reaktion gegen die Ausländer die Zahl der Taufen auf dem protestantischen Missionsfelde von 4730 des Jahres 1888 auf 3096 des Jahres 1889 heruntergegangen — also ein Ausfall von 1634 Taufen. Die politische Aufregung, schreibt dasselbe Blatt, ist so hoch in Japan, daß vier der sechs bestehenden höheren Regierungsschulen geschlossen sind und der Besuch der andern bedeutend abgenommen hat, weil Lehrer und Zöglinge sich mit der Politik beschäftigen und in ihr aufgehen.

Eine ähnliche Klage über den Ausfall des letzten Jahres infolge der politischen Vorgänge führt der Jahresbericht der englischen Baptisten (Miss. Herald, Mai 1890): „Wenn wir die Zahl der zum Christentum übergetretenen in Betracht ziehen, so sind die Resultate des letzten Jahres weitaus nicht so befriedigend, wie die der vorhergehenden 2 oder 3 Jahre. Auf dem ganzen Missionsfelde sind es weniger Bekehrte gewesen. Der Grund hievon liegt nicht fern. 1. Brennende politische Fragen haben alle religiösen in den Hintergrund gedrängt. 2. Dagegen entfaltete der Buddhismus eine um so größere Thätigkeit. Seine Anhänger erwachten aus ihrer geistigen Erschlaffung und nahmen eine feindliche Haltung an. Sie bildeten eine Partei mit dem Motto: „Dienet Schaka oder Buddha und zollt dem Kaiser göttliche Verehrung!" Ja, selbst Vorträge wider das Christentum, als eine fremde Religion, wurden beinahe in jedem

Dorf und jeder Stadt des Landes gehalten. Doch hat der Buddhismus fast ganz und gar seinen Halt in der Klasse der Samurai oder alten Krieger, die heutzutage das Rückgrat der Nation bilden, verloren..... Grober Unglaube dagegen verbreitet sich unter der ganzen Nation. Materialisten, Agnostiker und ungläubige Lehrer haben ihren Weg in die Erziehungsanstalten des Landes gefunden, deren Zöglinge nur zu versessen darauf sind, die Ansichten ihrer Lehrmeister zu adoptieren. Die Werke eines Tom Paine, Ingersol, Hurley, Spencer und anderer ungläubiger Schriftsteller sind übersetzt und werden in der freigebigsten Weise in Umlauf gesetzt. Schon in abgelegenen Dörfern kann man dieselben antreffen." — Um so nötiger und wichtiger ist es, daß der Jugendunterricht und deren Erziehung sich möglichst in den Händen der christlichen Mission befinde. Das christliche Schulwesen wird deshalb auch von allen Missionsarbeitern Japans als eine gebieterische Notwendigkeit betrachtet und als ein wesentlicher Teil des Evangelisationswerkes angesehen und betrieben. „Das Volk verlangt nach Bildung und ist willig, Opfer dafür zu bringen. Sollte man ihm dieselbe nicht geben? Doch aber gewiß nur eine christliche! Die Regierung sorgt wohl für eine ausgezeichnete Schulbildung, aber nicht für eine christliche. Ja, die finstern Heidenländer der Erde rufen laut nach Predigern und Verkündigern des Heils; Japan ruft nach Predigern und Lehrern!"

Wie viel die japanische Regierung für die Hebung des Schulwesens und für die Bildung des Volks thut, läßt sich aus den neuesten Angaben der Cumberland Presbyterian Review ersehen: „Das gesetzliche Schulalter ist vom 6. bis 14. Lebensjahr und jedes Kind muß die Schule wenigstens 4 Jahre besuchen. Auf die Primar- oder Elementarschulen folgen die sogenannten Grammarschools (die unsern Lateinschulen und Progymnasien entsprechen), in welchen außer andern Fächern die englische Sprache gelehrt wird. Dieser Art Schulen gibt es allein 28,283 mit 99,510 Lehrern und 3,097,235 Schülern. Ueber diesen Grammarschools stehen die niederen Mittelschulen (eine Art von Unter-Realschulen) mit einem 5jährigen Kursus. Solcher gibt es 38 mit wahrscheinlich mehr als 10,000 Zöglingen. Nächstdem kommen 7 höhere Mittelschulen, in welchen während eines gleichfalls 5jährigen Kursus eine Ausbildung erteilt wird, die derjenigen in den besten ähnlichen Akademien und Hochschulen Nordamerikas gleichkommt. Ueber allem aber steht die Universität mit ihren verschiedenen Fakultäten. Außerdem gibt es noch 57 Normalschulen mit 741 Lehrern und 7707 Schülern. Daneben bestehen noch Fachschulen für Handel und Ackerbau, See-, Kriegs- und Telegraphenwesen." So sehr uns diese Zahlen und Angaben imponieren mögen, so ist es mit den Bildungsstätten und dem in ihnen gepflegten Wissen doch noch nicht gethan, sofern letzteres weder Religion noch Moral einem heidnischen Volke einpflanzt und

keine wahre Wiedergeburt und Erneuerung im Geist herbeiführt. Deshalb fügt auch unser Bericht hinzu: „Vom sittlichen Standpunkt aus sind alle diese staatlichen Schulen nicht recht befriedigend, selbst nicht in den Augen der Japaner; ist ja doch das Problem der sittlichen Erziehung ein äußerst schwieriges und vollends in einem Land, wo der Thron des Herrschers auf der einen Religion — dem Sintoismus — gegründet ist, der Glaube des Volkes aber zum großen Teil auf einer andern — dem Buddhismus — beruht. Während nun die Jünger der älteren Schulen Bewunderer der Konfuzischen Moral sind, kommt das Christentum (NB. nur als eine „intellektuelle Macht") mit seinen höheren Forderungen mehr und mehr in Gunst bei den jüngeren und intelligenteren Volksklassen. Unter solchen Verhältnissen wird der religiöse Unterricht in den Schulen ein sehr schwieriger, ja fast unmöglicher. Man ersieht daraus, warum die christlich-sittliche Grundlage eine solch wichtige Frage in Japan zur Zeit ist."

Es ist darum ein um so fühlbarerer und schwererer Verlust, den das christliche Japan durch den Tod eines seiner edelsten Vertreter und bedeutendsten Arbeiter im Weinberg des Herrn am 23. Januar d. J. erlitten hat. Dies ist der Heimgang des von allen Seiten tief betrauerten Nisima, der im Zusammenhang mit der congregationalistischen Missionsgesellschaft des American Board die Doshisha, die christliche Universität in Kioto gegründet und geleitet hat. Nisima war der hervorragendste japanische Christ und seine Lebensgeschichte ist die Geschichte des japanischen Christentums. — Pfr. Spinner entwirft von ihm im Missionsblatt des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins nachstehende kurze Lebensskizze:

„Vor 12 Jahren war's, daß die Mannschaft eines amerikanischen Segelschiffes nach dem Verlassen des Hafens von Hakodate auf Yesso einen sonderbaren Fund machte. Ein japanesischer Junge von ungefähr 18 Jahren wurde an Bord entdeckt, der sich eingeschmuggelt. Was war mit ihm anzufangen? Zurückfahren und ihn ans Land setzen — es wäre zu grausam gewesen; denn damals galt noch die Todesstrafe für jeden Japaner, der es wagte, sein Vaterland zu verlassen. Der Junge war Samurai, ein Glied des niederen Kriegeradels, vom tapferen Stamm der Leute aus der Provinz Aizu. Er verließ seine Provinz, von dem glühenden Wunsche beseelt, fremde Länder zu besuchen, um dann mit den Mitteln westlicher Civilisation ausgerüstet, besser mithelfen zu können, die Fremden aus Japan zu vertreiben. So gelangte er nach Hakodate und zuletzt an Bord des Amerikaners, und segelte von unendlicher Wißbegierde getrieben der Erfüllung heißester Jugendwünsche entgegen. Man nahm ihn mit, zuerst nach Shanghai und dann nach Boston; er machte sich nützlich als Schiffsjunge. Freilich kochte sein stolzes Samuraiblut, wenn Kapitän oder Offiziere ihm zumuteten, ihnen die Schuhe zu putzen, sich dem Willen derer unbedingt zu fügen, die sein Patriotismus verabscheute. Aber

die strenge Schule des harten Reisejahres sollte nach dem Plane der Vorsehung den Boden bereiten zur Aufnahme und Zeitigung eines besseren Samens. Zu seinem Glücke nahm sich Alpheus Hardy, ein reicher Bostoner Kaufmann, seiner an, ließ ihn bilden, indem er ihm den Eintritt in das Amherst College ermöglichte. Hier wurde er Christ. Eine Erzählung war es, die vor allem sein Gemüt bewegte, das sich früher auf dem Schiffe bei der Zumutung des Schuhputzens empörte: die Fußwaschung der Jünger durch Jesus. Der Entschluß, Theologie zu studieren, führte ihn an das theologische Seminar in Andover.

Unterdessen fanden in seiner Heimat gewaltige Umwälzungen statt. Die Tokugawaregierung war von den kaiserlichen Truppen gestürzt, die Macht des Kaisers wiederhergestellt worden. Energischer als das Bakufu, die Tokugawa Regierung, suchte das neue Regiment sich durch Einführung westlicher Civilisation zu stützen. Minister Iwakura unternahm zu diesem Zwecke seine berühmte Reise um die Erde. In Amerika traf er unsern Nisima, berief ihn als seinen Dolmetscher, und diesem fiel es nun leicht, Begnadigung zu erhalten. Mit Iwakura durchreiste er Europa mit offenem Auge besonders für das Erziehungswesen. Er erkannte in richtiger Erziehung die Grundlage der Volkswohlfahrt; und immer deutlicher hob sich vom Hintergrunde seiner Pläne und Ideale der Umriß seines späteren Lebenswerkes: Reform japanischer Erziehung auf der Grundlage des Christentums ab. 1874 kehrte er nach Japan zurück; Amerika gab ihm das Geld zum Ankauf eines Platzes und mehrerer Gebäude mit. So entstand 1875 mit Hülfe des American Board und einiger hervorragender Japaner die Doshisha in Kioto, zuerst 2 kleine gemietete Räume mit 7 Schülern, und nun 4 große steinerne Gebäude mit 700 Zöglingen, 13 Studentenhäuser, 1 Mädchenschule, 1 Hospital, 1 Institut zur Heranbildung von Krankenpflegerinnen, Lehrerwohnungen, 1 Bibliothek, 1 Kirche u. s. f. Ueberall war Nisima der organisierende, leitende Geist, selbstlos, nichts für sich, alles für andere suchend. Wer ihn kannte, liebte ihn. Zur Stunde, da ich dies schreibe, gibt es wohl kaum jemanden in Japan, der den Namen Nisima nicht kennt; und daß die Doshisha neben der Universität in Tokio die erste und eine der bekanntesten Schulen in Japan geworden, verdankt sie Nisima. Als ich Nisima kennen lernte, litt er schon an seiner Herzkrankheit, die ihn zu eigentlicher Arbeit unfähig machte. Das Ziel, die Doshisha zum Grade einer Universität (im amerikanischen Sinne des Wortes) zu erheben, hat er erreicht; dem totkranken Manne ist es zu verdanken, daß ganz Japan, das nichtchristliche wie das christliche, einen großen Teil der dazu nötigen Mittel zusammenlegte. Erwähnt soll noch werden, daß Amherst College in Boston im letzten Jahre Nisima zum Ehrendoktor der Rechte erkor. Das Tagewerk war gethan, als am 23. Januar 1890 der Herr des Weinberges den treuen Arbeiter heimrief zum

großen Schmerze nicht nur der Doshisha und ihrer Leute, sondern aller, was immer auch ihr Glaube sein mag."

Zum Schluß geben wir noch eine kurze Zusammenstellung statistischer Angaben über den Stand der 29 protestantischen Missionsgesellschaften und kirchlichen Vereinigungen in Japan vom Jahre 1889. (Nach Rev. H. Loomis, Yokohama.)

Jahr	Europäische Missionsarbeiter: Männer und Frauen	Stationen	Außen-Stationen	Kirchen	Taufen: Kinder, Erwachsene	Total der Gemeindeglieder	Schüler in Anstalten und Tagschulen	Eingeborene Pastoren	Unordinierte Nationalgehülfen
1889	527	84	448	274	5007*)	28,977	21,597	135	409
1888	443	72	324	249	6959*)	23,544	16,634	142	257
Zuwachs und Abgang 1889:									
Zuw.	84	12	124	25	—	5433	4963	—	152
Abg.	—	—	—	—	1952	—	—	7	—

Die Zahl der römischen Katholiken in Japan wird auf 26,326 und die der griechischen Christen auf 17,025 angegeben. Die ersteren haben ihr japanisches Missionsfeld in 4 Bistümer organisiert, deren Bischöfe in Tokio, Kioto, Nagasaki und Sendai ihren Sitz haben.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Die evangelische Missionsgesellschaft in Basel gedenkt am 2. und 3. Juli ihr fünfundsiebenzigstes Jahresfest zu feiern.

Statistisches. Die Basler Missionskirche im südwestlichen Indien, in China, auf der Goldküste und in Kamerun hatte am 1. Januar 1890 einen Stand von 22,182 Gemeindegliedern und 10,111 Schülern, wobei sich die Zahlen in nachstehender Weise verteilen:

in Indien bei 177 Heidentaufen (während des Jahres 1889) einen Zuwachs von 290 = 9682 Seelen,
in China bei 157 Heidentaufen einen Zuwachs von 146 = 3432 „
a. d. Goldküste bei 544 Heidentaufen einen Zuwachs von 685 = 8909 „
in Kamerun bei 27 Heidentaufen eine Abnahme von 1 = 159 „

Gesamttaufen 905; Gesamtzuwachs 1120 = 22,182 Seelen.

*) Die Angaben der Taufen differiren hier mit den auf Seite 295 mitgetheilten. Diese sind wohl die genaueren.

Die Zahl der Schüler betrug:

in Indien	bei einer Vermehrung um 187:	6372
in China	" " " " 38:	810
auf der Goldküste	" " " " 133:	2645
in Kamerun	" " " " 61:	284
	Gesamtvermehrung 419:	10,111

Die Brüdergemeine hat die Freude, berichten zu können, daß das wiederholt abgeschlagene Gesuch ihrer Missionare auf der Moskitoküste, in dem Gebiete von Nikaragua Missionsstationen errichten zu dürfen, um ihre dort ansässigen, von ihnen getauften Indianer zu bedienen, endlich von der Regierung Nikaraguas bewilligt worden sei.

Die Rheinische Missionsgesellschaft hat kurz hintereinander zwei ihrer Veteranen durch den Tod verloren und zwar den Superintendenten Gustav Adolf Zahn (geb. den 15. April 1808, gest. den 8. März 1890) und den Missionar Karl van Hoefen (geb. den 26. Februar 1826, gest. den 20. März 1890). Jener war einer der ersten Rheinischen Missionare, die im Jahr 1829 nach Südafrika ausgesandt wurden, und dieser arbeitete seit 1842 auf der Insel Borneo. Beide standen bis an ihr Ende in der Missionsarbeit.

Massentaufen sind ja in der katholischen Missionspraxis nichts Ungewöhnliches und es erinnern dieselben nach der Art und Weise, wie sie oft vollzogen werden, an die Zeiten der frühen Christianisierung Deutschlands, Polens und Englands. So stoßen auch jetzt die Jesuiten, welche sich unter den Kols im Tschutia Nagpur-Distrikt in Westbengalen auf dem von der Goßnerschen Mission bearbeiteten Gebiet eingedrängt haben, ob ihrer großartigen Erfolge stark in die Posaune. Sie verschweigen aber dabei wohlweislich, daß sie nach ihrer Manier auf einem Missionsfelde ernten, wo andere vor ihnen gesät haben. Begünstigt durch den katholischen Vicekönig von Indien, Lord Ripon, gelang es ihnen seinerzeit, Stationen im Lande hin und her zu errichten, wobei es ihnen weniger um die Bekehrung der noch heidnischen Teile der Bevölkerung zu thun ist, als vielmehr um die Herüberziehung der evangelischen Kolsgemeinden in die katholische Kirche. Die dabei angewandten Mittel, wie die der Gestattung des Reisbranntweins und der alten Nationaltänze, ja der Anlockung durch Geldunterstützungen, sind für viele Heidenchristen von allzustarker Wirkung, als daß sie denselben widerstehen könnten. Das läßt uns den starken Zug der Kols zur katholischen Kirche in Verbindung mit den drückenden agrarischen Verhältnissen erklärlich finden, wenn wir Nachstehendes in den Berichten der Jesuitenmission im Tschutia Nagpur-Gebiet lesen:

„Die Erfolge dieser Mission der belgischen Jesuiten sind geradezu staunenerregend. Am 1. August des Jahres 1888 belief sich die Ziffer der getauften Eingeborenen im Missions-Distrikt von Lohardaga

(Tschutia Nagpur) auf 11,291, die der Katechumenen auf 39,060. Ein Jahr später, am 1. August 1889, überstieg die Zahl der Getauften bereits 25,000, also in zwölf Monaten eine Zunahme von ungefähr 12,000!

Von Jaragi schreibt ein Pater Liviens den 30. Oktober 1889: „Ich begab mich nach Putrunjipat und habe seit dem frühen Morgen 1557 Personen, Männer, Frauen und Kinder getauft. Das Volk strömte herzu, wie in einer belgischen Kathedrale an einem großen Feiertag. Fast alle wußten bereits die Anfangsgründe unserer heiligen Religion und zeigten ein Verlangen nach der heiligen Taufe."

Am 7. November schreibt derselbe katholische Missionar: „Wir befinden uns in Bendora, alle bei guter Gesundheit. Ich konnte nahe an 9000 Personen*) taufen, und es bleibt eine noch viel größere Zahl übrig, die noch auf die Taufe wartet."

Wie die Jesuiten, wie es scheint ohne Wahl und Qual, der Bevölkerung von ganzen Ortschaften die Taufe erteilen, geht aus dem Bericht eines Pater Haghenbeck hervor. „Ich habe," so schreibt derselbe, „Ende Oktober sämtlichen Bewohnern von Tilsiri die hl. Taufe gespendet. Von dort begab ich mich nach Karkha und Padria. Letzteres Dorf ist sehr groß und zählt über 100 Häuser; es ist vollständig christlich geworden. Diese verschiedenen Ortschaften liegen alle im Umkreis von 2—3 Meilen um Dighia herum. Die Nachbardörfer werden, wie man uns versichert, sehr bald dem allgemeinen Zuge folgen.**) Auf diese Weise bildet sich ein Kreis von katholischen Gemeinden rings um Chatti herum, wo die Lutheraner letztes Jahr eine hübsche Kapelle errichtet und einen Eingeborenen als Pastor eingesetzt haben. Zwei Dorfschaften, Burka und Sainda, haben sich heute bei uns eingestellt."

Wie sehr die Jesuitenmission bestrebt ist, der evangelischen Missionsthätigkeit unter den Kols entgegenzuarbeiten, erhellt aus einer andern Stelle des angeführten Berichts über ihre Arbeit in Ranchi, der Hauptstation der Goßnerschen Mission, woselbst sich die Jünger Loyolas auch eingenistet haben: „Was im Augenblick in Ranchi sich am meisten fühlbar macht, ist der Mangel an einem Klösterchen von Schwestern. Abgesehen von einem elenden schoppenähnlichen Bau ohne Fenster und Möbel, fehlt es noch ganz an einer Schule für Mädchen. Und doch wäre hier, im Herzen der Mission von Tschutia Nagpur, ein von Schwestern geleitetes Pensionat eine dringende Notwendigkeit. Da stehen die kostspieligen Anstalten der Lutheraner und Anglikaner,

*) Wer mag wohl diese Tausende von Täuflingen vorbereitet und in den Heilswahrheiten unterrichtet haben, da nach Angabe der Berichte nur 20 Missionare im ganzen Gebiet arbeiten? Die Red.

**) Auf diesem Wege werden wohl nicht gerade die besten Gemeinden gewonnen werden. Doch was thuts? Wenn sie nur im Schoß der katholischen Kirche sind! Die Red.

die Hunderte von Kindern aufnehmen können. Wir dürfen auch auf diesem Gebiete der Irrlehre nicht die Herrschaft überlassen (hinc illæ lacrimæ! Red.). O, daß ich mich an alle christlichen Mütter und Jungfrauen meines katholischen Vaterlandes wenden könnte! Zweifellos würde dieser Hilferuf zu Gunsten unserer in ihrem Glauben gefährdeten katholischen Mädchen in ihren Herzen ein lautes Echo finden ..... Es ist gar nicht zu sagen, welche Wichtigkeit eine derartige Anstalt für die wachsende Christengemeinde von Tschutia Nagpur hätte! Es wäre eine Schule der Religion, der Arbeit, der Tugend, eine Schule der Jungfräulichkeit, der Wiedergeburt und Wiedergenesung.*) Möchte doch die unbefleckte Jungfrau dieses schöne, notwendige, folgenschwere Werk selber in ihre Hände nehmen! .....

Angesichts der Massenübertritte zum katholischen Christentum giebt indes der Superior der Jesuitenmission zu, daß es in erster Linie die eigenartigen socialpolitischen Verhältnisse des Landes seien, welche der katholischen Missionsthätigkeit unleugbar großen Vorschub geleistet hätten, ja er spricht es unverhohlen aus, daß es die Duodeztyrannen seien, welche die Bekehrung Tschutia Nagpurs veranlaßt hätten. „Die Missionare erhielten eine große Popularität von jenem Tage an, da die unglücklichen Dorfbewohner, deren Stellung geradezu unerträglich geworden, bemerkten, wie in den katholischen Dorfschaften die entschiedene Vermittelung der Missionare jenem Aussaugesystem ein Ziel steckte.“ — „Bei aller Förderung jedoch,“ so fährt er fort, „welche die Christianisirung dadurch erhielt, galt es auf unserer Seite, rasch bei der Hand zu sein, wollte man nicht sehen, daß die religiöse Indifferenz und Schlaffheit, welche diesem Volke eigen ist, wieder die Oberhand gewänne und, statt sie zur Annahme der christlichen Religion zu führen, in ihrem alten Aberglauben festhielte. Der hl. Franz Xavier zauderte keinen Augenblick, die Hilfe der portugiesischen Regierung anzurufen, um die Bekehrung der Indier seiner Zeit zu fördern und zu beschleunigen.“

„Vor allem gilt es, die bereits gemachten Eroberungen in Tschutia Nagpur zu sichern. Ich sehe hier,“ so schreibt der Superior, „vor meinen Augen ein Schauspiel, wie es in der Geschichte der katholischen Missionen seinesgleichen sucht, einen ganz wunderbaren (?) providentiellen Zug der Bekehrung, der innerhalb weniger Wochen Tausende und Tausende in den Schafstall der wahren Kirche bringt und der bei der niedrigsten Annahme in weniger als 2 Jahren zu 55,000 Bekehrungen (die Katechumenen mitinbegriffen) geführt hat.“

Von Uganda und dem Victoria Nyanzasee werden überraschende Vorkommnisse vermeldet. Dem durch Kalema entthronten und verjagten König Mwanga, welcher auf einer der katholischen

*) Als ob die evangelischen Schulen und Anstalten diese Prädikate nicht auch verdienten. Die Red.

Missionsstationen am Südende des Sees Zuflucht gefunden hatte, gelang es, katholische und evangelische Christen um sich zu scharen und mit ihrer Hilfe den Usurpator Kalema zu vertreiben. Am 11. Oktober — ein Jahr nach der Vertreibung der Mission aus Uganda — zog die christliche Partei nach mehreren blutigen Gefechten im Triumph in Uganda wieder ein. Zugleich waren außer den katholischen Priestern auch die beiden englischen Missionare Gordon und Walker zu ihren Christen gestoßen. Die Regierung in Uganda ist nun in christliche Hände übergegangen und beide Konfessionen bekleiden zu gleichen Teilen die höheren Stellen in derselben. Der erste Minister gehört der evangelischen Partei an, während König Mwanga im Exil von katholischen Priestern getauft worden ist und den Namen Leo erhalten hat. Er scheint aber seinem Namensvetter auf dem päpstlichen Stuhl nicht sonderlich Ehre zu machen, denn von einer wirklichen Bekehrung zum Christentum und einem christlichen Wandel ist bei ihm, wie ein dortiger Pater selbst zugesteht, keine Rede, da er von der Vielweiberei (!) nicht lassen will. Und doch haben sie ihn getauft. Mwanga hat nun zwar seinen Thron zurückerobert und volle Freiheit zur Missionsthätigkeit ist den Missionaren in Uganda zugesichert worden; aber der verjagte Kalema hält sich mit seinen Muselmännern noch im Nordwesten des Landes auf und dürften neue Unruhen nicht ausgeschlossen sein. (Nach dem Bericht der kirchlichen Missionsgesellschaft vom Mai 1890.)

Nach den neuesten Zeitungsnachrichten hätte sich Mwanga auch der Hilfe von Dr. Peters und dessen Expeditionstruppe bedient, um Herr der Situation zu werden. Die kirchliche Missionsgesellschaft fürchtet infolge dessen den deutschen Einfluß in jenem Gebiet, daß dasselbe in die deutsche Interessensphäre hereingezogen werden möchte und — was ihr besonders schmerzlich wäre — daß hiedurch die englischen Missionare von Uganda ausgeschlossen werden und die Römlinge den Umstand zu ihren Gunsten ausbeuten könnten. Im Interesse der evangelischen Mission würde es in der That höchst betrübend sein, wenn die kirchliche Missionsgesellschaft — blos weil sie eine englische Körperschaft ist — ihr mit so vielen Opfern erworbenes und bearbeitetes Missionsfeld in Uganda einbüßen würde.

Für den im Jahr 1885 ermordeten Bischof Hannington und den 1888 verstorbenen Parker ist endlich ein neuer Bischof für das östliche äquatoriale Afrika gefunden und ausgesendet worden. Es geschah dies in der Person des englischen Geistlichen A. R. Tucker. Die Missionsgesellschaft soll ihn schon seit Jahresfrist für diesen schweren Posten ins Auge gefaßt haben, ohne ihn jedoch zu berufen, bis er sich selbst als Missionar für Ostafrika zur Verfügung stellte.

Bücheranzeige.

Die Stimmen der Völker über die Urgeschichte nach den elf ersten Kapiteln der Heiligen Schrift und den entsprechenden Ueberlieferungen der Heidenwelt. Von W. Pressel. 120 S. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1889. br. Mk. 1.50.

Ein interessanter Beitrag zur Religionsgeschichte der Völker, in klarer und faßlicher Weise dargestellt. Die angeführten Ueberlieferungen der Neger hätten aus vereinzelten Missionsberichten und aus der Litteratur über Afrika wohl noch um manche Beispiele vermehrt werden können.

Baumgarten, Joh. Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Land und Leute. Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder u. s. w. Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart. Gotha, Perthes 1890. 8°. 563 S. Mk. 8.

Ein eigenartiges Buch. Nicht den Bericht eines Reisenden haben wir hier vor uns, der etwa seine Erlebnisse und Beobachtungen in Ostafrika schilderte; aber auch nicht die Schrift eines Geographen, der in systematischer Verarbeitung den Lesern vor Augen führte, was die Litteratur über Ostafrika an sicheren Resultaten bisher zu Tage gefördert hat. Zwar fehlt es durchaus nicht an eigenen Ausführungen des Verf., aber in der Hauptsache sind es wörtliche Auszüge aus allen möglichen neuern Werken von Reisenden und Missionaren über Gegenstände, welche die im Titel erwähnten Länder betreffen. In dieser Weise werden z. B. der Charakter des Negers, die Erziehung desselben zur Arbeit, das Arabertum in Afrika, der Sklavenhandel und seine Bekämpfung, Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika, die Zukunft Zentralafrikas, die Völkerbewegungen, Sprachen und Völkergebiete besprochen und topographische und ethnographische Schilderungen gegeben. Vermöge dieser seiner Anlage hat das Buch etwas Compilatorisches, Mosaikartiges; und oft muß der Leser aus den verschiedenen, nicht immer übereinstimmenden Berichten sich selbst erst seine Ansicht zu bilden suchen. Auch scheint uns der Verf. nicht überall aus den wichtigsten Quellen geschöpft zu haben; bei der Erziehung des Negers zur Arbeit z. B. ist Merenskys Votum unberücksichtigt geblieben. Auf der andern Seite aber hat das Buch vor dem Reisebericht eines einzelnen Mannes den Vorzug der größeren Vollständigkeit, der relativen Erschöpfung des Gegenstandes, und vor einer systematischen Bearbeitung hat es die Anschaulichkeit und den Reiz voraus, welche Schilderungen des Selbstgesehenen besitzen. Obwohl die Schrift zunächst den Zweck verfolgt, „das große Publikum in den Stand zu setzen, der kolonialen Entwickelung in Ostafrika mit vollem Verständnis zu folgen," wird es doch auch von den Missionsfreunden mit Interesse und Gewinn gelesen werden. Umgekehrt können aber auch die Freunde der kolonialpolitischen Bewegung in Betreff der Mission und ihrer Bedeutung manches daraus lernen. Denn gleich die ersten 81 Seiten sind ausschließlich der Mission gewidmet. Dabei sind allerdings die „Missionsbilder" S. 44 ff. nicht alle glücklich gewählt; aber die diesen vorausgehende Besprechung der Mission ist wirklich von viel Wärme getragen und verrät eine im ganzen richtige Auffassung von der Aufgabe der Mission. — Mit der wohlwollenden Erörterung der Antisklavereibewegung am Schluß wird nicht jeder sich einverstanden erklären, aber er wird für die hier gegebene Geschichte ihrer Entwicklung dankbar sein. — Ueber manche Flüchtigkeiten muß man hinweglesen. St.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Kamerundorf.

Nach Kamerun.

(Fortsetzung)

2. Im Flußgebiet von Kamerun.

Wir lagen im Hafen von Santa Isabella, dem Hauptplatz der Insel Fernando Po. Der Frieden eines Sabbathmorgens ruhte auf der taufrischen Umgebung. Nur wenig Leben und rühriges Treiben umschwirrte uns, obschon wir unfern dem Lande, tief in der Hafenbucht Anker geworfen hatten. Ein abgetakeltes spanisches Kriegsschiff, das altersmüde in unserer Nähe verankert lag und als Hospital für Marinetruppen dient, zeigte eine Anzahl der letzteren, die in behagliches Nichtsthun versunken, an Deck herumlagen oder, auf die Brüstung gestützt, neugierig zu uns herüberschauten. Vor uns auf dem steilen Uferrand erhoben sich einige stattliche Gebäude, die zu S. Isabella gehörten. Letzteres liegt an einer reizenden Grottenbucht, die von hochaufragenden Klippen gebildet, von Palmen umfächelt und vom saftigsten Pflanzenwuchs garniert ist. Ueber der herrlichen Insel aber steigt bis zu einer Höhe von 3000 M. der Clarence-Pik auf, eine Bergpyramide von der vollendetsten Form und bis zum Gipfel mit der prachtvollsten Waldung bedeckt. Zu seinen Füßen ist er mit niederem Bergland, das sich wildromantisch aus dem Ocean erhebt, umgürtet. Aus dem Innern der Insel strömen herrliche Gebirgswasser zum Meer herab und in den Thalgründen bietet der fruchtbare Boden alle Aussicht zu lohnendem Plantagenbau. Schönheit und Fruchtbarkeit sind der Insel in hohem Maße eigen wie kaum einer anderen. Darum wurde sie auch von ihren portugiesischen Entdeckern (1471) Illha Formosa, d. i. die schöne Insel genannt. 1778 wurde dieselbe von Portugal an Spanien abgetreten und bis 1782 von letzterem besetzt gehalten.

Dieses kümmerte sich aber nicht viel um das ferne Eiland mit seiner wilden Bevölkerung. In den Jahren 1827—33 übernahm es England als Flottenstation für die Kreuzer, um dem Sklavenhandel an der westafrikanischen Küste zu steuern und demselben das Handwerk zu legen. Spanien machte aber späterhin seine alten Ansprüche auf die Insel wieder geltend und hält sie noch heute besetzt, thut aber so gut wie gar nichts für die Hebung und Wohlfahrt derselben. Protestantische Missionen, die auf ihr arbeiteten, wie die englischen Baptisten und später die primitiven Methodisten, haben unter dem Druck der katholischen Intoleranz viel Unbill erfahren. Die ersteren mußten infolge derselben 1858 die Insel ganz räumen, und die letzteren, welche die Missionsarbeit 1870 daselbst aufnahmen und die wenigen Reste der noch vorhandenen protestantischen Christen um sich sammelten, erfuhren gleichfalls viel Kränkung und Bedrückung, die sogar soweit ging, daß einer ihrer Missionare 1879 von der Insel verbannt wurde. Erst in neuerer Zeit hat die spanische Regierung der Mission gegenüber eine freundlichere Stellung eingenommen. Dieser religiösen Intoleranz Spaniens und seiner Priester hat es auch Fernando Po wesentlich zu danken, daß es bis zur Stunde nicht das geworden ist, was es nach seiner Lage und bei seiner Fruchtbarkeit schon längst hätte sein können — ein Mittelpunkt des Handels von Süd- und Nordguinea, ein Sammelpunkt des westafrikanischen Völkerverkehrs. So lange aber Spanien seine Hand auf die Insel gedeckt hat, ist jeder Aufschwung in Handel und Kultur unmöglich und wird auch die evangelische Missionsarbeit stets unter dem Druck unduldsamen Glaubenshasses stehen und durch gelegentliche Aeußerungen desselben gehemmt sein.

Gegen Mittag verließen wir das oceanumrauschte Fernando Po und steuerten stracks auf das gegenüberliegende Kamerun los. In wenigen Stunden lag das große Mündungsgebiet der hier zusammenfließenden Ströme vor uns. Die sandige Landspitze Suellaba zur Rechten, Kap Kamerun zur Linken lassend, sieht man sich bald in einem gewaltigen Becken, in welches von allen Seiten breite stromartige Wasserläufe einmünden. Diese wiederum sind durch kleinere Rinnsale und Flußarme unter sich verbunden. Hier hinein ergießt sich der breite schiffbare Mungo mit seinen unzähligen Mündungsarmen, der mächtige Wuri, der Lungasi und ein Seitenarm des Idia.

Diese Flüsse haben im Lauf der Jahrhunderte ungeheure Massen von Schlick an den Mündungen abgelagert und ein 24 Km. breites Sumpfland gebildet, das von jenen Flußarmen und Wasseradern wie ein vielmaschiges Netzwerk durchzogen ist. Dieses Sumpfgebiet ist allerorts mit dichter Waldung, dem sogenannten Mangrove, bedeckt, deren dunkler Farbenton ein unheimliches Düster über die unbewohnten Sumpfinseln verbreitet. „Da stehen, gleichsam auf hohe Stelzen gestellt, die zahllosen Stämme, oftmals 4—5 Fuß hoch über dem Schlammboden erhaben, von einem Wirrsal von Wurzeln getragen.“ Während der Flutzeit, in welcher das Wasser gegen 6 Fuß hoch steigt, sind dieselben bedeckt und es rauschen die Gewässer zwischen den Waldungen dahin.

Bojen, die in kurzen Zwischenräumen stromaufwärts verankert liegen — ein Werk der deutschen Marine — weisen dem Dampfer das Tiefwasser, in dessen Rinne fahrend er die vielen Untiefen zur Rechten und Linken zu meiden im stande ist. Nachdem man das Kamerun-Wasserbecken in etwa zwei Stunden durchfurcht hat, hebt sich endlich im Osten festes Land aus den Gewässern empor. Es ist das 40—50 Fuß hohe linke Ufergelände des sogenannten Kamerunflusses, der aber nur eine Ausbuchtung des Wuri ist. Die steile Böschung des Flußufers ist teilweise mit üppigem Pflanzenwuchs überzogen, während auf der plattformartigen Höhe Kokospalmen und Bananen in dichten Beständen die festen Wohnsitze der Eingeborenen vermuten lassen. Zunächst und schon aus weiter Ferne fällt dem Auge das stattliche deutsche Regierungsgebäude auf, dessen roter Ziegelbau inmitten einer schönen Gartenanlage wie ein Herrschersitz daliegt und auf dessen Zinne das Reichsbanner weht. Hier, auf der sogenannten Joßplatte, fand im Dez. 1884 der Kampf zwischen den deutschen Seetruppen und den aufständischen Eingeborenen statt. Von der gleichen Uferhöhe schaut auch das granitne Grabdenkmal des Afrika-Reisenden Nachtigal auf den Strom hernieder. Weiterhin tauchen auf dem Uferrand die Hütten von Bellstadt und dann die von Aquastadt auf, während verschiedene Handelsniederlassungen meist unten an der Böschung, dicht am Wasser errichtet sind. Etwa ein halbes Dutzend abgetakelte Schiffe, sogenannte Hulks, liegen altersschwach und mit morschen Planken auf dem Strom verankert oder sind durch Ketten am Ufer befestigt; an Deck dieser alten Fahrzeuge

wird der Handel betrieben. Der breite Fluß wimmelt von großen und kleinen Böten, die auf und nieder treiben, und es bewegt sich der lebhafteste Verkehr in Kamerun auf dem Wasser, zumal wenn ein Oceandampfer eingelaufen und vor Anker gegangen ist.

Wir lagen gegenüber von Aquastadt, auf deren Uferhöhe sich ein stattliches Anwesen hinter Palmen und Bananen erhob. Es war das Missionshaus der Station **Bethel**. Unfern davon erblickte man die für afrikanische Verhältnisse recht ansehnlichen Umrisse der dortigen Kapelle. Die Missionare Munz und Gauger*) — ersterer der Leiter der Kamerunmission, letzterer der erst vor kurzem in die Arbeit eingetretene Kassier und ökonomische Vorsteher derselben — holten uns in einem Boot ab. Im Missionshaus hatte ich die Freude, die Brüder Arntz, Walker,**) Schmid und Bastian, sowie die Frauen Munz und Gauger begrüßen zu dürfen. Alle traf ich wohl und gesund an. Durch unsere Ankunft — Autenrieth und Scholten waren von Victoria mitgekommen — bekamen Geschwister Munz auf einmal starke Einquartierung. Alle Räume des Missionshauses wurden belegt. Eine Menge von neuen Eindrücken stürmten auf mich ein. Viel gab es zu fragen, viel zu erzählen. Die Nachmittagsstunden jenes Sonntags werden mir unvergeßlich bleiben; denn schon weilen einige von denen, mit welchen ich damals traulich zusammensaß, nicht mehr hienieden. Und horch! Da lassen sich vor der Thür im Hausflur Stimmen vernehmen. Heimatliche Laute schlagen ans Ohr, deutsche Lieder erklingen. Die Missionsschüler, vom kleinsten bis zum größten, begrüßen uns mit dem Gesang: „Harre, meine Seele, harre des Herrn! u. s. w. Dem einen Lied folgen noch weitere in Deutsch und Duala, und wiewohl die Stimmen noch etwas rauh und unkultiviert klingen, so berühren sie doch das Herz in wohlthuender Weise und das Wort des Psalmisten findet auch hier seine Anwendung: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet."

*) Derselbe erlag schon zwei Monate später, am 24. Mai, dem Klimafieber.

**) Die Missionare Walker und Schmid sind die Leiter der dortigen Industrie. Bastian beendete schon den 5. Jan. 1890 sein kurzes Tagewerk, nachdem er erst ein Jahr in Kamerun gearbeitet hatte. Auch Frau Munz beschloß am 8. Aug. 1889 ihren Lebenslauf.

Das Missionshaus, seiner Zeit von dem englischen Missionar Saker erbaut, hat nicht im entferntesten eine Aehnlichkeit mit deutschen Missionsgebäuden, wie man dieselben in Westafrika antrifft. Es ist ein großangelegter Backsteinbau mit einer Bedachung von Eisenblech. Im englischen Stil errichtet, ist in demselben nicht gerade sehr für freien Luftdurchzug gesorgt. Große massive Pfeiler mit Rundbögen tragen die umlaufende Gallerie. Fenster und Thüren in dem langen Wohnzimmer haben bunte Glaseinsätze, zwecklose Nischen und selbst Kamine befinden sich in einigen Gemächern. Aber großartig schön ist die Rundschau vom Missionshaus aus. Von der vorderen Gallerie aus schweift der Blick den Fluß auf- und niederwärts, während der Strom unmittelbar zu den Füßen dahinflutet. In der Ferne, im Westen, tritt das Kamerungebirge wie ein mächtiger Grenzwall in den Horizont und ragt bis in die Wolken hinein. Aus dem Wohnzimmer führt eine Glasthür in ein hübsches Gärtchen, das sich auf der hohen Uferplatte hinzieht. Blühende Gewächse und schattige Bäume, ausländische Sträucher und riesige Agaven, zwischen denen Kieswege sich hinschlängeln, zieren das freundliche Fleckchen Erde. An dem einen Ende des Gartens zeigen zwei große Granitblöcke mit Inschriften die Ruhestätte von zwei Engländerinnen, die hier auf der Station Bethel dem Klima erlagen, während noch zwei weitere Grabstätten sich unmittelbar vor dem Haus befinden.

Die nächsten Tage ließen mich die Missionsstation und ihr Arbeitsgebiet näher kennen lernen. Wie bekannt, wurde die Mission in Kamerun von Fernando Po aus durch den schon mehrfach erwähnten Baptistenmissionar Saker in Angriff genommen. Er siedelte im Jahr 1845 nach Kamerun über und hat hier mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahr 1876 — also über 30 Jahre lang — unter viel Drangsalen und Entbehrungen, aber auch mit aufopfernder Hingebung als ein Diener Jesu Christi segensreich unter der Kamerunbevölkerung gelebt und gewirkt. Durch Predigt und Schularbeit, durch Bibelübersetzung und Anleitung in nützlichen Gewerken hat der unermüdliche und praktische Missionar unter den damals schwierigsten Verhältnissen unter der kriegerischen und rohen heidnischen Bevölkerung das Reich Gottes zu bauen gesucht und dem heutigen Evangelisationswerk vorgearbeitet. Neben ihm und nach ihm haben wohl noch manche andere Baptistenmissionare mitgeholfen, am Netz zu

ziehen, aber keines Arbeit ist so nachhaltig gewesen, als die eines Alfred Sakers. Thatsache ist, daß seit seinem Abgang von Kamerun — er starb als Invalide am 12. März 1880 in England — die Mission nicht mehr mit dem erforderlichen Nachdruck betrieben wurde. Die Missionsgesellschaft der Baptisten entzog ihr sogar die besten Arbeitskräfte und verwandte sie am Kongo, wo sie infolge der durch Stanley neu erschlossenen und bekannt gewordenen Gebiete eine umfangreiche Missionsarbeit aufgenommen hatte. — Man mag nun über den Betrieb des Missionswerkes in Kamerun durch die Baptisten denken wie man wolle — zu verkennen ist nicht, daß aller Anfang schwer ist und daß sich nicht leicht die rechte Methode auffinden läßt, zumal wenn die heimatliche Missionsleitung es dem einzelnen Arbeiter in den wichtigsten Punkten überläßt, seine individuelle Methode zu verfolgen und wenn jene ihm nicht bestimmte Vorschriften in dieser Hinsicht zur Pflicht macht. Bei dem independentischen Charakter mancher englischen Missionsgesellschaften (der Dissenters) liegt ja die Gefahr nahe, daß die Missionsarbeit und ihre Erfolge auf einzelnen Persönlichkeiten beruhen und auf diesen ihren Stützpunkt finden. Wird ihnen dieser durch unvorhergesehene — in Westafrika so leicht eintretende — Verhältnisse entzogen, so fällt auch leicht der mit vieler Mühe und großen Opfern errichtete Aufbau zusammen oder aber bekommt derselbe empfindliche Risse und Lücken. Wohl ist schon gesagt worden: „Die Methoden*) in der Mission seien alle gut, wenn sie im rechten Geist ausgeführt würden;“ aber verkennen läßt sich doch nicht, daß ein Unterschied zwischen denselben besteht und nicht eine wie die andere gleich gut ist und gleich schnell zum angestrebten Ziele führt. Denn nicht jede schafft Bleibendes, nicht jede wirkt gesunde Verhältnisse, nicht jede erzielt Erfolge.

Es mußte deshalb die Basler Missionare, die mit dem Jahr 1887 in die Arbeit der englischen Baptisten eintraten, seltsam anmuten, daß sie wohl da und dort in dem weiten Kamerungebiet einzelne kleine Gemeinden antrafen, die eine Frucht der langjährigen Missionsthätigkeit der Baptisten waren, aber aus Mangel an Nationalgehilfen und andern Gründen nicht überall ständig bedient worden waren. Demzufolge konnte es vorkommen, daß solche kleine christliche Gemein-

*) Vgl. Miss.Mag. 1876, S. 301.

wesen (wie wir später in Malimba sehen werden) zeitweise sich selbst überlassen blieben und sich nicht bloß nicht mehrten, sondern sogar zum Teil zerfielen oder als Trümmer ein fragliches Dasein führten. Der auffallende Mangel an Nationalgehilfen hatte aber darin seinen Grund, daß die baptistische Mission nicht von vornherein mit aller Energie darauf hingearbeitet hatte, gute Schulen zu gründen und sich auf diesem Wege den für den Betrieb und die Ausdehnung einer Mission so notwendigen Stab von eingeborenen Missionsarbeitern heranzuziehen. Daß dies nicht geschah, findet wiederum in der independentischen Anschauung seine Erklärung, wonach jeder lebendige Christ — auch der ungeschulte gläubige Neger — als Hirte an die Spitze eines christlichen Gemeinwesens treten darf. Wie mangelhaft aber die geistliche und seelsorgerische Bedienung eines solchen durch einen ungeschulten Nationalgehilfen bei beschränkter Erkenntnis der Heilswahrheiten und ohne Mittel zur Fortbildung sein muß, läßt sich leicht ermessen. Hiezu kommt noch der independentische Grundsatz, jedes christliche Gemeinwesen als selbständiges und unabhängiges Ganzes — als eine Kirche — sich selbst durch die gesamte Gemeindeversammlung regieren zu lassen ohne Zusammenhang mit den Muttergemeinden und ohne Unterstellung unter ein einheitliches Kirchenregiment. Dies mußte zur Folge haben, daß die Missionsplätze der Baptisten kein organisches Ganzes bildeten und daß bald die, bald jene Arbeitsstätte in Angriff genommen und je nach Umständen aufgegeben oder sich selbst überlassen wurde.

Wohl wurde von Saker mit anerkennenswertem Eifer die hl. Schrift in die Sprache der Eingeborenen übersetzt und er hat damit für das Ganze gearbeitet; aber es kam dieselbe in Kirche und Schule doch noch zu wenig zur Geltung. Die Anwendung der englischen Sprache überwog trotz des Vorhandenseins jener; denn außer Saker und zwei westindischen Missionsarbeitern hat wohl keiner der Missionare, die nacheinander in Kamerun auf das Missionsfeld traten, die einheimische Sprache gründlich zu bemeistern und zu gebrauchen gewußt.

Immerhin muß zugestanden werden, daß einige recht ansehnliche Gemeinden in Kamerun bestanden, als die Basler die Arbeit übernahmen, und es wäre nicht fein, wollte man denselben alles das absprechen, was man von einer christlichen Gemeinde aus den Heiden

erwartet. Daß sich aber hinterher Schwierigkeiten erhoben, Gemeinden wie Bethel und Victoria in die Geleise der Basler Gemeinde- und Kirchenordnung einzuleiten, ja, daß es schließlich zu einer Trennung kam, kann nicht überraschen. War deren Möglichkeit doch von Anfang an vorgesehen. Nur waren es nicht dogmatische noch gottesdienstliche Fragen und Differenzen, welche den Anschluß der baptistischen Gemeinde in Kamerun an die deutsche Missionsleitung erschwerten und schließlich zur Unmöglichkeit machten, sondern lediglich solche der Verfassung und der Gemeindeleitung. Um der praktischen Konsequenzen willen — sollte eine gesunde Entwicklung der Missionskirche in Kamerun möglich sein — mußten Dinge, wie die Wiederaufnahme von Ausgeschlossenen in die Gemeinde, der Ausschluß von Gemeindegliedern, Erteilung der Taufe an Katechumenen, der Prüfung der leitenden Missionare — und nicht dem Belieben und Gutachten der Gemeindeversammlung — überlassen werden; denn letzteren fehlte in hundert Fällen sowohl die erforderliche christliche Reife, als auch der christliche Takt, um hierin ein Kirchenregiment auszuüben. Eine autoritative Gemeindeordnung, wie solche längst in den Christengemeinden auf der Goldküste eingeführt ist und sich als erprobt erwiesen hat, mußte als Norm für die einzelnen Christen in ihrem Wandel und Berufsleben, wie für das ganze christliche Gemeinwesen als Grundlage anerkannt werden, wogegen jene andererseits für die Missionare und Nationalgehilfen die Richtschnur abgeben mußte, nach welcher die Gemeinden zu leiten und heranzuziehen seien. Der Widerwille und Widerstand, auf den die Einführung und Geltendmachung einer solchen heilsamen Gemeindeordnung bei den englischen Christen in Kamerun stieß, hatte die immerhin bedauerliche Folge, daß sich die Gemeinde in Bethel mitsamt ihrem eingebornen Pastor der Leitung der Basler Mission entzog und als baptistische Gemeinde fortbesteht, von ihren Glaubensgenossen in England mit Geldmitteln unterstützt. Nur einige wenige Christen haben sich den Baslern angeschlossen. Die große Kapelle fiel, wie das Missionsgebäude, vertragsmäßig der Basler Mission zu. Indeß ist den Missionaren sowohl am Platz selber, wie in den umliegenden, stark bevölkerten Städten, ein unermeßliches Arbeitsgebiet zu einer gesegneten Entfaltung ihrer Missionsthätigkeit gegeben und steht ihnen das weite Innere jener volkreichen Länder offen, um das Evangelium in die-

selben hineinzutragen. Die mächtigen breiten Ströme mit ihren zahllosen Wasserläufen sind die natürlichen Verkehrsstraßen, auf denen sie landeinwärts vordringen können und an denen große Völkerschaften ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Die Missionsarbeit der in Bethel (Aquastadt) stationierten Brüder besteht denn auch vor der Hand in der Bedienung der wenigen christlichen Pflegebefohlenen, vornehmlich aber in der Bearbeitung der heidnischen Massen ringsum. Es geschieht dies durch häufige und regelmäßige Verkündigung des Evangeliums im ganzen Flußgebiet. Nebenher wird energisch Schularbeit getrieben. In einigen Städten, wie Hickory, John Aquastadt und Tokoto, und an entfernteren Punkten, wie Dibombari und Dschibari, sind Reste von baptistischen Gemeindlein gesammelt und in Pflege genommen worden.

Doch sehen wir uns zunächst Aquastadt und dessen Bevölkerung an. In der Nähe des Missionshauses, das sich gar stattlich auf der Uferplatte erhebt und die große Kapelle zur Seite hat, haben eine Reihe von christlichen Familien ihre bescheidenen Häuschen aufgeschlagen. Manchem von ihnen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sich etwas von europäischem Baustil durch den Einfluß der englischen Missionare geltend macht; denn die Verwendung von Brettern und Eisenblech bei denselben läßt dies schließen, während die meisten Anwesen der übrigen Eingeborenen ein ausschließlich nationales Gepräge tragen. Letztere bilden lange Hüttenreihen, die ein einziges Familiengebäude darstellen und oft über 100 Fuß lang sind. Jedes derselben steht für sich abgesondert da ohne abgeschlossenen Hofraum. Die außerordentlich zierlichen und freundlichen Hütten haben eine rechteckige Form und erheben sich auf einem 2—3 Fuß hohen Sockel von Lehm. Die Wände, deren festes Gestell aus eingerammten Pfosten des Mangrove- oder Sumpfholzes und aus den Rippen der sogenannten Raphiapalme errichtet ist, sind mit geschlitzten Palmblattstielen mattenartig ausgekleidet, während die Bedachung mit großer Sorgfalt von dachziegelartig ineinander geschobenen Blättern der Fiederpalme hergestellt ist. Eine solche Hüttenlinie ist in eine Reihe von nebeneinander liegenden Zimmerchen eingeteilt, die durch Mattenwerk von einander getrennt sind und einen recht wohnlichen Eindruck machen. Die meisten derselben dienen dem Zweck einer Küche und sind von Frauen bewohnt, während ein größerer und

besser ausgestatteter Hüttenraum an einer der Flanken oder in der Mitte des Anwesens dem Hausherrn als Wohnstätte dient. Vor den langen saubern Hütten befindet sich ein wohlgepflegter ebener Platz, der im Hintergrund von dichten Bananenhainen begrenzt wird. Auf demselben tummelt sich die Bevölkerung umher und hier spielt sich sowohl das private als auch das sociale und politische Leben ab. Von einem Anwesen zum andern führen schmale Fußpfade zwischen Baumgruppen und Pflanzungen dahin. Derart ziehen sich die Kamerunstädte stundenweit am Flußgelände entlang, wobei das Weichbild einer jeden von einem lebendigen Zaun eingehegt ist.

Die Bevölkerung gehört dem Stamm der Duala-Neger an, die sich unter den umwohnenden Völkerschaften zur herrschenden Rasse emporgearbeitet haben und deren Sprache nicht bloß eine große Verbreitung, sondern auch einen beherrschenden Einfluß gewonnen hat. Der freigeborene Duala — die Sklaven wohnen abgesondert in eigenen Dörfern — trägt in seinem Auftreten viel Selbstbewußtsein zur Schau und hält, wie der Aristokrat, sehr viel auf Familie und Stamm. Er rächt deshalb die Beleidigung seiner Familie und Sippe in erbitterten und langwierigen Kriegen, die aber, weil die deutsche Regierung solche nicht aufkommen läßt, heutzutage meist nur in unblutigen Raufereien bestehen. Seine Hauptbeschäftigung ist der Handel, dem sein ganzes Dichten und Trachten gilt. Er feilscht mit der größten Gewandtheit und Ausdauer und hat infolge seines kaufmännischen Talents den gesamten Handel an den Flüssen des Kamerungebietes in seine Hände zu bringen gewußt. Die zahlreichen Wasserstraßen sind für ihn die natürlichen Verkehrswege, auf denen er in leichten Böten von ausgehöhlten Baumstämmen die Naturprodukte der Küste zuführt. Solche sind hauptsächlich Palmkerne, Palmöl, Kautschuk und Elfenbein. Dagegen liegt der Ackerbau, diese Segensquelle für ein Land und seine Bewohner, sehr darnieder und es wird derselbe meist nur von Sklaven und der weiblichen Bevölkerung getrieben. Die Bekleidung ist wie in allen Gebieten des tropischen Afrikas eine sehr dürftige und besteht bei den Männern meist in einem wollenen Hemd und einem baumwollenen Lendentuch, das mit einem bunten Saum versehen ist. Die Frauen beschränken sich lediglich auf das Hüftentuch und haben, wie die Männer, den Oberkörper und das Gesicht stark tättowiert. Unter den christlichen Frauen

ist ein bis an den Hals geschlossenes weites Gewand und ein um den Kopf geschlungenes buntes Tuch als Bekleidung von der Mission mit Erfolg eingeführt worden.

Das Heidentum ist in Kamerun noch eine ungebrochene Macht. Zauberei und der gröbste Aberglauben hält das sonst so intelligente und thatkräftige Volk in harten Fesseln gefangen. Vielweiberei und Sklaverei, heidnische Laster und rohe Sitten, Blutrache und Hexenprozesse sind Aeußerungen desselben, die selbst einem vorübergehenden Besucher von Kamerun vor die Augen treten. Eine große und vielumfassende Missionsaufgabe ist den Boten Christi daselbst gestellt; denn wiewohl die englische Mission unverwischbare Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen hat, so kann man doch die bisherigen Erfolge der Missionsarbeit nur eine kleine Bresche in dem gewaltigen Bollwerk eines Jahrtausende alten Heidentums nennen. Dieses zu berennen und von allen Seiten bloßzulegen, damit das Siegespanier Jesu Christi auf seinen Trümmern aufgepflanzt werde — das ist die Aufgabe unserer Basler Brüder, die durch Gottes Führung vor jene heidnische Feste gestellt worden sind. Wohl hat es der Opfer schon mehrere gekostet und noch manches wird in Zukunft daran gerückt werden müssen; aber es heißt auch hier: „Wo immer ein müder Fechter gefallen im harten Strauß, es kommen neue Geschlechter und kämpfen ihn mutig aus."

So wird denn auch fleißig von den in Bethel stationierten Brüdern unter der umwohnenden Bevölkerung missioniert. Flußauf und flußab ertönt das Friedenswort und allenthalben finden sich offene Thüren, offene Herzen für die Heilsbotschaft. In Bethel und andern Orten sammeln sie die Jugend um sich, derselben den Weg zu Christo und christliches Wissen zu lehren. Zwei Bauhandwerker stehen am Platz, um nützliche Gewerke und geordnete Arbeit unter dem Volke einzuführen. Wohl ist Alles noch in den bescheidensten Anfängen; aber der Segen des Herrn ist mit seinen Knechten und läßt sie die Schwierigkeiten des Anfanges überwinden.

Zwei kleine Ausflüge in die nächste Umgebung ließen mich das deutlich erkennen. Der erstere galt der Stadt Hickory, welche am gegenüberliegenden Ufer hinter einer Landzunge an der weiten Ausbuchtung des Wuriflusses liegt.

Wir bemannten ein starkes Ruderboot, setzten, da wir einige Brise hatten, Segel auf und steuerten über den breiten Strom der Stadt Hickory zu. Rauschend durchfurchte der schneidige Kiel die schwellenden Wogen, welche die Flut von der See her flußaufwärts trieb. Im Boot befanden sich außer mir Geschwister Munz und die Brüder Autenrieth und Scholten. Bald landeten wir an einer Stelle, wo auf der hohen Uferplatte das rührigste Leben und Treiben stattfand. Eine Menge Volks war bei einem Bau, der sich hier erhob, emsig beschäftigt. Um der einsetzenden Regenzeit willen galt es, denselben mit fieberhafter Hast unter Dach zu bringen und so setzte man denn alle Kräfte daran, das Werk zu vollenden. Es war das Missionshaus von Hickory. Schon vor Jahren von den Baptisten erbaut und von dem farbigen Missionar Fuller längere Zeit bewohnt, war es Dezember 1884 bei der Beschießung und Bestürmung von Hickory durch die Deutschen beschädigt worden und erfuhr nun seinen Ausbau und zugleich einen notwendigen Umbau. Nicht weit davon erhob sich im Hintergrund die kleine, aber recht schmucke Kapelle, ebenfalls erst in neuerer Zeit errichtet, da die frühere durch jene Beschießung stark mitgenommen worden war. Zum Missionsanwesen gehörte noch die bescheidene Wohnung des hier stationierten Nationalgehilfen. Mit kräftigem Handdruck und herzlichem Willkomm begrüßten uns die anwesenden Christen, deren Frauen besonders durch ihre saubere Kleidung einen günstigen Eindruck machten. Linker Hand zogen sich dem Flußgelände entlang die zwischen Baumgruppen liegenden Hütten von Hickory oder Ekre entlang.

Die hier angelegte Missionsstation bildet, abgesehen davon, daß eine recht nette Gemeinde mit 23 Seelen am Ort besteht, eine sehr günstig gelegene Operationsbasis für das westliche Gebiet des Wuriflusses und sollten auch nach Fertigstellung des Missionshauses zwei Brüder daselbst stationiert werden. Die in der Nähe gelegenen Außenposten Dschibari und Dibombari können von Hickory aus leicht im Boot erreicht und bedient werden, während zugleich das große Mündungsgebiet des Mungoflusses in unmittelbarer Nähe liegt. Weithin ist das hochgelegene Missionshaus von Hickory sichtbar wie ein Wahrzeichen des Heils für die umliegenden Inseln und deren Bewohner. Von ihm aus hat man einen großartigen Ausblick auf die breiten Wasserstraßen des Mungo und Wuri, die mit ihren

palmenumsäumten Eilanden, mit ihren dicht verschlungenen Mangrovewildnissen, mit ihren zahllosen Verbindungskanälen, mit dem lebhaften Treiben der Fluß- und Inselbewohner mir ein unvergeßliches Bild der Erinnerung hinterlassen haben. Und als ich einige Wochen später an einem wonnigen Sonntagmorgen wieder Hickory betrat, da ruhte friedliche Sabbathsruhe auf dem Ort, wo sonst reges Leben und geschäftiges Treiben beim Bau herrschte. Eine große Menge Volks, Christen und Heiden, hatten sich in der freundlichen Kapelle versammelt und ich durfte ihnen das Wort des Lebens verkünden, das die beredte Zunge eines Nationalgehilfen dolmetschte. — Am Abend jenes ersten Besuches aber waren unsere Herzen nicht weniger voll von froher Zuversicht, daß auch hier trotz der heidnischen Finsternis ein Morgen des Heils tagen werde, und daß die Inseln auf den Herrn harren und ihn anbeten sollen. Darum, als wir unser Boot bei unserer Rückkehr friedlich über die Fluten dahingleiten ließen und die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen in die Gewässer niedertauchen ließ — da stimmten wir angesichts der mächtigen Gipfel von Kamerun und Fernando Po gemeinsam die Verse an:

„Wenn die Berge wanken und ihr Gipfel fällt,
Wenn aus ihren Schranken bricht die alte Welt,
Wenn sie sinnlos rennend immer vorwärts stürmt,
Einend bald, bald trennend, neues Babel türmt, —
Eins bleibt unbeweglich, Eines hält uns aus,
Sonst wärs unerträglich in dem wilden Braus:
Jesus und sein Frieden und sein teures Wort
Bleiben uns hienieden als ein fester Hort!"

Auf der Station Bethel benutzte ich die ersten Tage meines Dortseins vornehmlich dazu, mich mit der nächsten Umgebung bekannt zu machen. Unter der Führung einer der Brüder durchwanderte ich die Stadt der Eingeborenen, begrüßte die einzelnen Christenfamilien in ihren Heimwesen und stattete selbst dem heidnischen König Aqua einen offiziellen Besuch ab. Am meisten interessierten mich die Missionsschulen, die freilich im Vergleich zu denen auf der Goldküste noch im Anfangsstadium stehen. Doch war es eine Freude zu sehen, wie die Elementarschule eine recht ansehnliche Schar von lernbegierigen Kindern aufwies, die den Eindruck machten, als ob ihnen das Lernen europäischen Wissens eine Lust und Freude sei. Die frischen

Antworten und die mit lauter Stimme angestellten Versuche im Lesen des Duala ließen erkennen, daß deutsche Schulmethode an Stelle der früheren englischen getreten sei. Das Missionshaus selbst beherbergte eine Abteilung älterer Schüler, die eine höhere Klasse darstellten und eine Art Katechistenschule bildeten, in welcher sie zu Lehrern ihres Volkes herangebildet wurden. Mühsam ließen sich dieselben sogar angelegen sein, den Text des deutschen neuen Testamentes zu entziffern. Dem Unterricht dieser Jünglinge widmete sich vorzugsweise der inzwischen verstorbene Br. Bastian.

Den erfreulichsten Eindruck machte aber die Schule der Außenstation Tokoto, deren kleine Gemeinde auch ein besonders rühmliches Zeugniß verdient*) und der ich mit Bruder Munz einen Besuch abstattete. Der Ort liegt südlich von Aqua- und Bellstadt, an der Landspitze, wo der sogenannte Doktor-Flußarm in den Kamerun mündet, unmittelbar hinter den schönen Anlagen des deutschen Regierungssitzes. Der dortige Nationalgehilfe hat es verstanden, eine gut besuchte Schule ins Leben zu rufen, die, in mehrere Klassen geteilt, im Lesen und Schreiben, Religion und Rechnen bei einem kleinen Examen, das wir anstellten, recht nennenswerte Leistungen aufwies. Die frischen Antworten über die biblische Geschichte, das scharf betonte Lautieren und Lesen in der Duala-Fibel, die meist schönen, gleichmäßigen Schriftzüge und raschen Lösungen der Rechnungsaufgaben konnten und mußten erfreuen. Die Kapelle, welche zugleich als Schullokal dient, ist luftig und geräumig. Um sie herum stehen außer dem Lehrerhäuschen noch einige weitere Hütten von Christen, die sich hier auf der grasigen Uferhöhe angesiedelt haben. Die ganze Missionsniederlassung mit samt der Gemeinde und Schule darf uns umsomehr erfreuen, als sie das Werk der Basler Brüder seit ihrem kurzen Eintritt in die Arbeit ist. Sie ist dazu angethan, inmitten der sonstigen Schwierigkeiten der Missionsarbeit in Kamerun eine ermutigende Zuversicht für die Zukunft einzuflößen.

Und nun sei noch ein Gang auf der Station Bethel erwähnt, ein Gang auf den friedlichen Gottesacker von Kamerun, der von Palmen beschattet, sich hoch über dem dahinflutenden Strome erhebt. Hier haben eine ganze Reihe von Europäern ferne der Heimat auf

*) Vgl. Ev. Heidenbote 1889. S. 12 ff.

einer fremden Scholle ihre letzte Ruhestätte gefunden. Missionsarbeiter, Kaufleute, Beamte und Seeleute sind hier friedlich nebeneinander gebettet bis zum Tage der Auferstehung, da auch an den Ufern des Kamerun die Posaune des Erzengels ertönen und die Gräber sich aufthun werden. Die schönen Grabsteine bezeugen wehmütig, daß die meisten derer, die hier ruhen, in blühendem Lebensalter in ein frühes Grab gesunken sind, herausgerissen aus ihrem Tagewerk und ihrer Lebensaufgabe, vielleicht auch unvermutet und wie im Sturm, wie das Klima in Westafrika meist seine Opfer von hinnen fordert. Eine mächtige Palme beschattet den einfachen Grabhügel des Basler Missionars F. Becher, der kaum in Kamerun angekommen, sich zum Sterben hinlegte und als erstes Opfer der Mission ins Grab sank.

(Fortsetzung folgt.)

Die europäisch gebildeten Hindu.

Vortrag, gehalten am 4. Nov. 1889 im akademischen Missionsverein zu Tübingen von W. Dilger, Missionar.

Unter den Ländern und Erdteilen, die das Arbeitsfeld der heutigen Missionsarbeit darstellen, nimmt in dem öffentlichen Interesse neuerer Zeit unstreitig Afrika die erste Stelle ein. Der schwarze Weltteil, das Feld, auf dem der Entdeckungsreisende und der Kaufmann, die Pioniere und die Schriftsteller der Kolonialpolitik, und schließlich auch der „nationale Missionar“ ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellen und in verhältnismäßig kurzer Zeit reichen Ruhm ernten können, zieht gerade in unserem deutschen Vaterlande mehr und mehr die allgemeine Teilnahme auf sich. Und es ist nicht zu verwundern, wenn über dieser patriotisch gefärbten Begeisterung für Afrika, Indien, das altberühmte

Wunderland, etwas vergessen oder doch auf die Seite geschoben wird. Dennoch verdient dieses Land auch in unsern Tagen noch, ja gerade in unsern Tagen wieder, das teilnehmende Interesse aller Gebildeten, besonders aller gebildeten Christen und Missionsfreunde. Indien ist ja das klassische Land der Religion, wo diese sozusagen alle Möglichkeiten einer der göttlichen Offenbarung entbehrenden Entwicklung erschöpft hat. Die klassische Sprache dieses Landes, deren Erforschung unsere Gelehrten die Arbeit ihres ganzen Lebens widmen, das berühmte Sanskrit, ist der Kanal, durch den die Denkmale einer uralten, wesentlich religiösen Kultur auf uns gekommen sind, einer Kultur, die heute noch unter uns ihre Bewunderer findet und die sicher nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben der abendländischen Völker geblieben ist. Freilich diese gewaltigen Erzeugnisse des indischen Geistes gleichen jetzt nur allzusehr einem jener alten Tempelkolosse, dessen Grundlagen gewichen, dessen Mauern Risse gewonnen, dessen Säulen schlottern und dessen Skulpturenschmuck zerbröckelt am Boden liegt. Allein zwischen den abgebröckelten Bruchstücken, die rings den Boden um das Gebäude her bedecken, sproßt überall mit üppigem Trieb die Saat eines neuen, ganz anders gearteten Geisteslebens hervor. Die Träger dieses neuen Geisteslebens sind die europäisch gebildeten Hindu. Es war die Mission, die in ihren niederen und höheren Schulen zuerst angefangen, zusammen mit dem Evangelium jene allgemeinere Geistessaat auszusäen, und erst nach langem Zuwarten ist auch die englische Regierung in die Fußstapfen der Mission getreten, um leitend, unterstützend und in direkter Weise selbstthätig dieses große Werk zu fördern. Die Frucht dieser Arbeit stellt sich dar in den gebildeten Eingeborenen, deren Zahl in der südlichen Präsidentschaft Madras allein sich bereits auf etwa 23,000 beläuft und Jahr für Jahr einen Zuwachs von etwa 2000 erfährt. Es scheint mir, dieses neue geistige Leben, das eben vor unseren Augen aus den Ruinen des alten hervorsproßt, habe einen gewissen Anspruch auf das Interesse gerade eines akademischen Missionsvereins.

I. Gestatten Sie mir zuerst einige Bemerkungen über die wissenschaftliche Bildung dieser Gebildeten. Ohne Sie mit einer langen Reihe langweiliger Zahlen zu belästigen, sei nur zur Orientierung bemerkt, daß sich die allgemeine Bildung in Indien, soweit sie der Leitung der Universitäten, die ja dort nicht lehrende, sondern wesent-

lich nur examinierende Körperschaften sind, unterliegt, nach den vier Universitätsprüfungen abstuft:

1. Maturitätsexamen (matriculation oder entrance examination).
2. Examen für Untergraduierte (First in Arts, abgekürzt F.A.)
3. " " das Baccalaureat (Bachelor of Arts " B.A.)
4. " " den Magister Artium (Master of Arts " M.A.)

Das erste dieser vier Examina umfaßt zwei Sprachen: einerseits das unerläßliche Englisch und andrerseits eine von dem Kandidaten aus den folgenden zu wählende Sprache: Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Hebräisch, Arabisch, Persisch, Deutsch, Französisch und die verschiedenen Landessprachen der Eingebornen. Dazu kommen die mathematischen Fächer: Arithmetik, Algebra, Geometrie und „allgemeines Wissen", d. h. die Elemente der Physik und Chemie, Geschichte von Indien und England, allgemeine Geographie und die Geographie von Indien insbesondere. In den drei höheren und höchsten Prüfungen wiederholen sich die beiden Sprachen, wobei jedoch in den beiden höchsten Französisch und Deutsch in Wegfall kommen. Im Examen für Untergraduierte (F.A.) treten bei gesteigerten Forderungen in den früheren Fächern noch die beiden Wissenschaften der Logik und Physiologie hinzu. In den beiden höchsten Prüfungen soll das Wissen mehr in die Tiefe als in die Breite geleitet werden. Den Kandidaten steht es demnach frei, neben den beiden Sprachen aus folgenden fünf „Zweigen" einen auszuwählen:

1. Mathematik und Naturkunde. — 2. Naturwissenschaft, d. h. Experimentalphysik, Anorganische Chemie ꝛc. — 3. Naturgeschichte: Botanik, Zoologie, Geologie und Biologie und animalische Physiologie. — 4. Philosophie: Anthropologie, Logik, Ethik. — 5. Geschichte: vergleichende Philologie und Ethnologie; antike und englische Staatsverfassungen; Geschichte des Mittelalters; Geschichte der Neuzeit, besonders von England seit 1600; und endlich Nationalökonomie.

Das höchste Examen umfaßt wesentlich dieselben Wissenschaften, nur eben mit gesteigerten Forderungen.

Es ist also, quantitativ angesehen, ein ganz ansehnlicher Grad von Wissen, der zu erfolgreichem Bestehen dieser Universitätsprüfungen gefordert wird, und wir begreifen es, wenn der Graduierte mit Stolz auf sein Diplom blickt, das wir unter Glas und Rahmen in seiner oft höchst ungebildet aussehenden Wohnung aufgehängt finden.

Wir begreifen es auch, daß es der höchste Ehrgeiz des indischen Schulknaben ist, einst jene ehrenvolle Stufe zu erklimmen, ein Wunsch, der in vielen Fällen als überaus kräftiger Sporn zu fleißiger Schularbeit wirkt.

Sobald wir indes nach dem Geist und den tieferen Wirkungen dieser Bildung fragen, fängt die Sache an, problematisch zu werden. Die uralte Gewohnheit des Landes und die importierte Methode der englischen Schulbildung wirken zusammen zu dem Resultat, daß hier zwar viel totes Wissen im Gedächtnis aufgestapelt, aber der eigentlich wissenschaftliche Sinn nur wenig geweckt und entwickelt wird. Darum mangelt es auch in hohem Maß an jenem wissenschaftlichen Streben, das die Schuljahre überdauert. Schiller sagt mit Bezug auf die Wertung der Wissenschaft von Seiten seiner deutschen Landsleute: „Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“
Bei den gebildeten Hindu steht es so, daß sich unter hundert derselben kaum fünfe finden, denen ihre Bildung mehr ist, als eine nützliche Milchkuh. Man will Stellung haben, Geld verdienen mittelst seiner Bildung. Ist dieses praktische Ziel erreicht, so schließt man die Bücher, die einem lange genug zur Qual geworden, getrost in die Kiste auf Nimmerwiedersehen. Die geistige Nahrung bezieht man dann aus einer teilweise sehr zweifelhaften Tagespresse, die man im Leseklub sich zu verschaffen weiß. Auch das früher Erworbene bleibt bis auf einen gewissen Grad ein totes Kapital, ohne jene erleuchtende, vertiefende, befestigende Wirkung auszuüben, die bei uns das Geistesleben der Gebildeten kennzeichnet.

Ein solcher Gebildeter, der vielleicht dicke Bände über Philosophie studiert, sein Examen mit Glanz bestanden hat und jedenfalls sich selbst für einen bedeutenden Philosophen hält, glaubt ohne Schwierigkeit an die schlauen Berechnungen der Astrologen und verteidigt dieselben, wenn nicht mit wissenschaftlichen, so doch mit empirischen Gründen, in englischen Zeitungen und Broschüren. Der Hauptlehrer einer englischen Schule (B.A.) fragte mich einst am Tage nach einer Mondfinsternis, ob nicht doch am Ende der Dämon Rahu, der nach populär-mythologischer Anschauung den Mond verschlingt, seine tückische Hand im Spiel haben und vermöge der Mondfinsternis allerlei Uebles gegen die Menschen planen könnte. Als

Kaiser Friedrich schon dem Tode nahe war, verkündete einer dieser Gebildeten in dem angesehensten englischen Blatte von Madras, er habe des Kaisers Horoskop geprüft und gefunden, daß derselbe wieder gesund werden und weitere zwölf Jahre leben werde, was er allen Teilnehmenden und besonders ihrer Majestät der Königin Viktoria zum Trost bekannt zu machen für seine Pflicht halte.

Es ist selbstverständlich, daß der erste Satz im Glaubensbekenntnis dieser Philosophen etwa so lautet: „Die berühmten sechs Systeme unserer nationalen Philosophie sind die höchste Blüte aller Weltweisheit und können von keiner Entwicklung der Philosophie je überholt werden.“ Und vielleicht mit mehr Recht als man gewöhnlich zuzugeben geneigt sein mag, finden sie die Lehren eines Spinoza, eines Hegel, eines Schoppenhauer, und die Evolutionstheorie eines Darwin und Genossen in den dunklen Sätzen jener alten Weltweisen, die ja auch teils alles besondere Sein als bloße Wellen im Ozean der unpersönlichen Gottheit auffassen, teils lehren, alle besonderen Wesen und Dinge hätten sich aus der Gottheit, der einen absoluten Weltseele entwickelt, und behaupten, diese letztere trete erst im Menschen — zu ihrem großen Schaden — in den Zustand des hellen Bewußtseins ein.

Wunderbarer als diese mehr oder weniger richtige Erkenntnis ist jene andere Behauptung unserer gebildeten Hindu, daß ihre Vorfahren in alter Zeit schon die Resultate der neueren Naturwissenschaft erkannt und in praktischer Anwendung verwertet haben. Einer derselben hat die staunenswerte Entdeckung gemacht, daß es in vedischen Zeiten schon Eisenbahnen in Hindostan gegeben habe. Denn in einer Stelle des Veda kommt der Ausdruck çvetaçva vor: çveta bedeutet nun wohl gewöhnlich „weiß“; — aber der Dampf sieht ja manchmal auch weißlich aus, somit kann çveta ganz wohl auch Dampf heißen; açva (equus) heißt ja bekanntlich Pferd, Roß. So haben wir hier in schönster Form das „Dampfroß“, die Eisenbahn. Ein andrer dieser Gelehrten weiß uns nachzuweisen, daß die alten Arier den Luftballon hatten. Sind denn nicht in alten Zeiten Götter, Seher und Helden in dem himmlischen Wagen, genannt Vimana, durch die Luft gefahren? Europäische Gelehrte erklären nun allerdings, Vimana sei ein mythisches Fahrzeug. Aber warum sollte es dem gebildeten Hindu nicht frei stehen, dasselbe zu größerer Ver-

herrlichung seiner Vorväter für historisch zu erklären? Und was kann es denn anderes gewesen sein als der Luftballon?! — „Der Hindu — so schreibt ein Graduierter (B.A.) in einer englischen Broschüre — der Hindu wird von seinen heiligen Schriften angewiesen, früh aufzustehen und in der Morgenfrühe einen Spaziergang zu machen. Dabei soll er nach dem Gebot der Schastra den Duft medizinisch-heilsamer Blätter und Kräuter einatmen. Welch einen Schatz von Gesundheit und langem Leben kann er sich durch Gehorsam gegen dieses Gebot anlegen! Und dieselbe lebenspendende Wirkung dieser Blätter und Blumen ist es, die ihn bestimmt, dieselben seinen heißgeliebten Göttern als Opfer darzubringen!" Auch sie sollen an diesem Schatz von Gesundheit und Leben teilnehmen, den die neuere medizinische Wissenschaft nachgewiesen, bezw. bestätigt hat. Ein anderes Beispiel: „Wenn der Mensch gebadet hat, so durchströmt die aus dem Boden kommende Elektrizität seinen ganzen Leib und stört das Gleichgewicht seines Geistes. Seide aber und Wolle unterdrücken die Wirkung der Elektrizität. Daher die Vorschrift in den Schastra, daß man, ehe man es unternimmt, Gott anzubeten, sich in Wolle und Seide kleiden und auf einen Teppich von Wolle sitzen soll, damit der Betende die feste Haltung des Geistes gewinne, die ihn befähigt, mit ungeteilter Aufmerksamkeit über das große Wesen nachzusinnen." Endlich ruft dieser selbe Gebildete seinen Landsleuten — und zwar ebenfalls den Gebildeten — zu: „Seht ihr die Metallstangen auf den Tempeln, besonders in Bengalen? (Natürlich stammen sie von den Vätern!) Ihr könnt sie ansehen als Dreizacke des Schiwa, oder als Schmuck der Tempel. Betrachtet ihr sie jedoch vom Standpunkt der Naturwissenschaft, so könnt ihr sie nur als Blitzableiter ansehen, dazu bestimmt, den gefährlichen, verderbenbringenden Donnerkeil abzuwehren!"

Die angeführten Proben werden genügen, einen Eindruck davon zu geben, welcher Art diese Bildung ist, und was sie in ihren Empfängern bis jetzt gewirkt hat. Es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß auch hier ehrenvolle Ausnahmen vorkommen und daß manche dieser Leute im praktischen Leben ganz Gutes leisten. Der frühere Unterrichtsminister von Madras sagt in dieser Hinsicht: „Selbst eine feindliche Kritik kann nicht leugnen, daß wenigstens in dieser Präsidentschaft gebildete Hindu in ehrenvoller

und vertrauenswürdiger Weise wichtige Posten ausfüllen, daß durch sie ein höherer Ton im öffentlichen Dienste platzgreift, daß sie hinsichtlich der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit unendlich höher stehen als die Leute der vergangenen Generation; daß viele von ihnen mit Erfolg bemüht sind, den Segen der Erziehung unter ihren Landsleuten auszubreiten und daß die Zahl derjenigen gebildeten Hindu einzigartig gering ist, welche auf die Erziehung, die sie empfangen, Schmach gebracht haben." Allein wenn es sich um die Charakteristik der wissenschaftlichen Bildung dieser Leute handelt, so bestätigen jene Ausnahmen doch nur die Regel, welcher eine englische Zeitung vor Jahresfrist diesen Ausdruck gab: „Der gebildete Hindu vereinigt in seinem Geiste Anschauungen, die sich gegenseitig zerstören, ohne im geringsten von dem Bewußtsein gequält zu werden, daß die eine die andere ausschließt." Soll ich den geistigen Zustand, den die europäische Bildung bis jetzt in Indien geschaffen, in einem Bilde zusammenfassen, so möchte ich mit 1 Mos. 1, 2 sagen: „Und die Erde war wüste und leer (tohu vabohu: ein durcheinander wogendes Chaos)." Aber wie dort der Geist Gottes über den Wassern schwebte, so schwebt auch über diesem Chaos ein neuer Geist, dasselbe befruchtend mit den Keimen und Kräften eines neuen Lebens.

II. Als augenfälligstes Resultat dieser befruchtenden Einwirkungen können die politischen Bestrebungen der gebildeten Hindu angesehen werden. Dieselben haben seit einigen Jahren eine bestimmte Gestalt angenommen in dem, was die Beteiligten selbst den „Nationalkongreß" genannt haben. Schon vier Jahre nacheinander ist diese Versammlung jedesmal um Weihnachten zusammengetreten: das erste Mal in Bombay, das zweite Mal in Kalkutta, das dritte Mal in Madras, das vierte Mal in Allahabad. Um Weihnachten 1889 wird sie in Lahore, der Hauptstadt des Fünfstromlandes tagen. Dieser Nationalkongreß setzt sich zusammen aus gewählten Vertretern verschiedener Vereine, Gesellschaften und Gesellschaftskreise, wozu noch eine Anzahl freiwilliger Teilnehmer kommen, die ihr Mandat der eigenen Wahl verdanken. Ein Teil der Muhamedaner hat sich in gerechtfertigtem Mißtrauen gegen die eigentlichen Hindu bis jetzt von der Sache fern gehalten, da sie von der Uebermacht der Hindumajorität wenig Gutes für sich erwarten können. Ob sie dem beständigen Liebeswerben der letzteren, denen etwas daran liegt, die

Sache so national und repräsentativ als möglich zu gestalten, auf die Dauer zu widerstehen vermögen, bleibt abzuwarten. Der Hindu, auch vor allen der gebildete, kann sich ja sehr liebenswürdig machen, und im gegebenen Fall braucht man ja vorerst mit den weitgehendsten, zuvorkommensten Versprechungen nicht zu geizen. Die Regierung selbst hat amtlich noch keine bestimmte Stellung zur Sache genommen; wenn auch einzelne Vertreter derselben in mehr privater Weise teils ihr Mißtrauen, teils ihr Mißbehagen merken, teils ihre freundlich warnende Kassandrastimme hören ließen. Die meist sehr laue Beteiligung der eingeborenen Fürsten und ihrer Ratgeber mag man einerseits eigenen Befürchtungen, andrerseits aber gewiß auch der unbestimmten Haltung der Regierung, wenn nicht gar geheimem Abwinken zuschreiben.

Die Mitglieder des Nationalkongresses sprechen oder verstehen wenigstens alle das Englische, und die Verhandlungen werden ganz in Englisch geführt. Da werden nun lange und hochtönende Reden gehalten über die schweren Uebel, an denen das Land kranke, im Brusttone sittlicher Entrüstung die ja immer vorhandenen Fehler und Uebelthaten einzelner englischer Beamten und Provinzialregierungen gerügt, und als praktisches Ergebnis von all dem Jahr für Jahr die Resolution wiederholt, daß es an der Zeit sei, Indien eine Volksvertretung zu geben, die mit ihrer Sachkenntnis, ihrer Weisheit, ihrem Rate der Regierung den Weg zur Abstellung der Uebelstände zeigen werde. Dieses nationale Parlament soll vorerst nur zur Hälfte aus Mitgliedern bestehen, die aus direkten Wahlen hervorgegangen, zur andern Hälfte aber aus Männern, welche die Regierung, natürlich vorzugsweise aus den Reihen der gebildeten Eingeborenen, zu ernennen das Recht haben soll. Zur Wahrung ihrer berechtigten Interessen will man der Regierung außerdem ein absolutes Veto über die Beschlüsse des Parlaments zugestehen, zu deren Zustandekommen wiederum zwei Drittel sämtlicher Stimmen notwendig sein sollen. Dem Parlament dagegen sollen als Befugnisse die Bewilligung der Steuern, die Kontrolle der Finanzen, die Beratung und Feststellung der Gesetze und das Recht der Interpellation zustehen. Das so beschaffene Parlament ist die Hauptforderung des Nationalkongresses. Als Nebenforderungen verlangt man noch Trennung der richterlichen Funktionen von denen der Ver-

waltungsbeamten, Verminderung des europäischen Personals im Zivildienst — beides natürlich, um für gebildete Eingeborne Posten frei zu machen, bezw. zu schaffen, — und endlich Zulassung der eingebornen Aristokraten zu den höhern Offizierstellen in der Armee. Das sind in knappen Umrissen die politischen Ideale der gebildeten Hindu.

Man hat von Seiten der für ihre Interessen fürchtenden Bureaukratie diese Bestrebungen als aufrührerisch und revolutionär bezeichnet. Ich glaube jedoch, mit Unrecht. Der Nationalkongreß hat wiederholt seine Loyalität gegen die englische Nation und gegen die Krone beteuert und ich glaube, die weitaus größte Zahl seiner Mitglieder hat es dabei aufrichtig gemeint. Das freilich ist nicht zu leugnen, daß nicht etwa vorhandene Uebelstände und Gebrechen des gegenwärtigen Systems den Nationalkongreß ins Dasein gerufen, sondern umgekehrt der Nationalkongreß und seine Wortführer die allerdings vorhandenen Mängel und Uebel geflissentlich hervorgesucht und teilweise aufgebauscht haben, um das Existenzrecht des Nationalkongresses und die Notwendigkeit eines Parlaments nachzuweisen. Beide, der Nationalkongreß und das geforderte Parlament, sind dem gebildeten Hindu zunächst Selbstzweck. Aus der englischen Litteratur und Tagespresse hat er die politischen Einrichtungen Englands kennen gelernt und hieraus seine politischen Ideale entnommen, die er nun mit aller Inbrunst seiner Seele zu verwirklichen sucht. Sodann fehlt es einer großen Anzahl dieser Leute an derjenigen Stellung und Beschäftigung, die sie vermöge ihrer Bildung beanspruchen zu dürfen glauben. Das Parlament mit dem, was drum und dran hängt, soll dann all das bringen. Endlich redet sich der gebildete Hindu ein, daß sich auf dem politischen Gebiet jener Ruhm und jene Befriedigung schnell und ohne Schwierigkeiten ernten lassen, die er sich auf dem Gebiet der sozialen Reform (Hebung des weiblichen Geschlechts und der niederen Kasten u. s. w.) schon längst hätte verdienen sollen, aber auf dem viel dornenvolleren Gebiete zu verdienen weder Lust noch Mut besitzt. So wird denn nun das Volk, das sich in Indien noch weniger als anderswo um Politik kümmert und froh ist, sein bescheiden Stück Brot im Frieden zu erwerben und zu verzehren, in öffentlichen Versammlungen und durch Zeitungsartikel bearbeitet und ihm klar gemacht, daß alle Schäden geheilt, aller Druck entfernt, aller Un-

ordnung gesteuert, alles Elend gelindert werde, sobald einst das nationale Parlament ins Dasein trete und das Volk durch seine Vertreter an der Gesetzgebung, Verwaltung und Regierung des Landes Anteil bekomme. Wer diese Bestrebungen gutheißt, wer seine Zeit und sein Geld der Sache opfert, wer öffentlich ein gutes Wort dafür einlegt, der wird als Freund des Volkes verherrlicht, wäre es auch ein Fremder oder gar ein Missionar. Wer es aber wagt, diesen sanguinischen Zukunftsplänen mit warnendem Wort entgegenzutreten, wer sich herausnimmt, dem Volke die nicht unbedenkliche Kehrseite der Medaille zu zeigen, der wird gebrandmarkt als Rückschrittsmann, als selbstsüchtiger Parteigänger der Bureaukratie, als Feind des Volkes.

Bei alledem kann ich nicht glauben, daß der Sache eine wirkliche, unmittelbare Gefahr für die englische Oberhoheit innewohnt. Gefährlich könnte es etwa werden, wenn Rußland sich dieser Bewegung bemächtigen und unter Bekräftigung durch den russischen „Rubel auf Reisen“ den gebildeten Hindu das versprechen sollte, was England etwa versagt hätte. Denn der Hindu — und besonders auch der gebildete — ist unheimlich leichtgläubig, wo immer es sich um Versprechungen und Behauptungen handelt, die ihm in seinen Kram passen. Ich hatte im persönlichen Verkehr mit diesen Leuten Gelegenheit zu bemerken, daß ihre Ohren nicht ganz taub sind für den russischen Sirenengesang. Schon aus diesem Grunde wird die englische Regierung diese Forderungen auf die Dauer weder ignorieren noch abweisen können. War sie es doch selbst, die durch das Medium der abendländischen Bildung diese politische Saat ausgestreut, welche jetzt so üppig ins Kraut zu schießen beginnt. Zum Widerstand fehlt es den Angloindiern insofern auch an der inneren Berechtigung, als der Engländer, mag er in Indien auch noch so sehr als Autokrat sich geberden, doch den Geist der Demokratie mit der Muttermilch eingesogen hat. Für jetzt mag mancher dieser Autokraten im stillen seufzen: „Zwei Seelen, ach, sind hier in meiner Brust!“ Aber schließlich wird doch die autokratische Seele der stärkeren demokratischen unterliegen und der gebildete Hindu kraft der Logik der Thatsachen seine politischen Ideale verwirklicht sehen. Vom Standpunkt der Missionsarbeit haben wir weder einen genügenden Grund, diesen Erfolg herbeizuwünschen, noch auch, wenn er kommen sollte, ihn dem gebildeten Hindu zu mißgönnen. Leicht mag durch die auf dem be-

sprochenen Wege mit Bewußtsein und Absicht vollzogene Einigung der Nation auch das Bedürfniß einer gemeinsamen, einheitlichen Religion, das jetzt schon im Zusammenhang mit jener Bewegung da und dort sich zu regen beginnt, mächtig geweckt und gesteigert werden. Daß diese dann nicht der Islam sein könne, gilt in den beteiligten Kreisen als selbstverständlich. Ob es der Hinduismus sein wird, ist manchen mindestens zweifelhaft. Und wer denselben wirklich kennt, kann diese Zweifel nur lebhaft teilen. Ob aber hier vielleicht eine jener entscheidenden Wendungen der Geschichte sich anbahne, die dann zu allgemeiner Annahme des Christentums führen würde — wer könnte diese Frage im voraus bejahen oder verneinen?

III. Damit haben wir uns bereits dem religiösen Gebiet genähert. In innigem Zusammenhang mit jenen politischen Bestrebungen steht nämlich die religiöse Stimmung der gebildeten Hindu und unter dem Einfluß derselben hat die religiöse Frage eine neue Wendung genommen. Man will jetzt alles national haben: nationale Volksvertretung, nationale Richter und Beamte, und darum auch eine nationale Religion.

Freilich die nationale Religion, wie sie empirisch vorliegt und von der großen Masse des Volks geübt wird, will diesen Gebildeten nicht mehr recht zu Gesichte stehen. Der grobe, gedankenlose Götzendienst, der Glaube an 333 Millionen Götter und zehn Inkarnationen, das gedankenlose Plappern unverstandener Sanskritverse, und besonders die buchstäbliche Auffassung jener Mythen, die den Göttern leichtfertige, schandbare, verbrecherische Handlungen zuschreiben, ziemt sich doch gar zu wenig für Graduierte einer Universität. Alle diese Dinge bedürfen einer rationelleren Deutung oder mindestens einer Rechtfertigung, ehe sie der Gebildete weiter mitmachen kann. Einer geschichtlichen und sachlichen Erläuterung bedarf auch das an so vielen Schäden krankende Kastenwesen, das ganz preiszugeben man sich doch nicht ohne weiteres entschließen kann. Wie sucht sich nun der gebildete Hindu mit dem gegebenen Bestand seiner väterlichen Religion auseinanderzusetzen? Welchen Weg schlägt er ein, um einerseits den Forderungen des Patriotismus und der Verehrung gegen die Väter und andrerseits den Ansprüchen der gebildeten Vernunft und des Gewissens gerecht zu werden?

Noch vor einem Jahrzehnt konnte ein Babu Keshab Chander Sen und seine Anhänger versuchen, das vorliegende Material des Hinduismus kritisch zu sichten, das brauchbar Befundene mit dem, was man in andern Religionen, besonders im Christentum, an Gutem gefunden und durch göttliche Eingebung in den Tiefen des eigenen Geistes empfangen zu haben glaubte, zu verschmelzen und so eine neue Religion zu stiften, die sich vor der aufgeklärten Vernunft, dem Gewissen und dem religiösen Bedürfnis der Gegenwart rechtfertigen ließe. Allein abgesehen von dem unklaren Mystizismus, in dem jener Versuch endete, hat er sich in den Augen der Patrioten der Todsünde schuldig gemacht, daß er Indien eine im wesentlichen fremde Religion aufhalsen wollte. Heute hat sich die große Mehrzahl der Gebildeten vom Brahmosamadsch abgewendet: „Der bloße Name Brahmo ist uns ein Greuel!" so ruft ein Wortführer der jetzigen Stimmung aus.

Es fehlt freilich auch jetzt nicht an Leuten, welche die Notwendigkeit gründlicher Reform, der Abstellung veralteter Mißbräuche wohl fühlen und einen gereinigten Hinduismus hergestellt sehen möchten. Hören wir, wie einer von ihnen urteilt: „Die abergläubischen Vorurteile einer Zeit, welche Geister und Naturkräfte göttlich verehrte, das hartnäckige Festhalten an den unzähligen später aufgekommenen Zeremonien und Opferriten, der fatalistische Pessimismus und die Bereitwilligkeit zur Selbstaufopferung, welche der Buddhismus erzeugt und großgezogen, die tiefgleichgiltige Passivität, welche der Pantheismus hervorbrachte, der Haß, der blinde Eifer und die daraus entspringende Engherzigkeit philosophisch-doktrinärer Zwistigkeiten — alle diese Dinge und zahllose andere Eigentümlichkeiten machen das religiöse Leben des modernen Hindu ungenießbar und voll von Verstößen gegen den Geist der Zeit. Kein Wunder, wenn eine solche Religion den Einsichtsvollsten unter denen, die sich äußerlich zu ihr bekennen, wenig oder keinen Trost gewährt..... Der Geist unsrer Religion ist verschwunden; die Tage ihrer Lebenskraft sind dahin; sie ist jedem Fortschritt abhold geworden!" Das sind die Klagen eines Mannes, der nach seinem eigenen Zeugnis das Bedürfnis fühlt, aus seiner Religion Trost und Kraft zu ziehen, und doch bekennen muß, daß Kraft und Leben aus ihr gewichen, daß sie festgefahren ist im Sumpf des Aberglaubens und nicht mit vorwärts gehen will im großen Kampf der Zeit, im unaufhaltsamen Fortschritt der Geschichte. Direkte,

gewaltsame Reform glaubt auch er im Namen seiner Gesinnungsgenossen ablehnen zu müssen: das wäre ein verhängnisvoller Bruch mit der Vergangenheit, und würde ein Volk ohne Tradition, ohne geschichtlichen Boden unter den Füßen hervorbringen, meint er. Aus demselben Grunde verspricht er sich nichts Gutes von der Annahme des Christentums. Ja, dieser letztere Vorschlag hat nach seiner Ansicht gar keine Aussicht auf Erfolg: „Unsere übereifrigen Reformer werden sagen: Warum zuwarten? Könnten wir nicht sofort das Christentum oder den Brahmoismus (die Religion des Keshab Chander Sen) annehmen? Wir wissen ja, daß diese Religionen elastisch und darum dem Fortschritt günstig sind? Allein es liegt auf der Hand, daß dieser Vorschlag unausführbar ist. Christliche und brahmoistische Missionare mögen denken, was sie wollen, der Hindu wird auf lange hinaus in seiner Religion der Hauptsache nach Hindu bleiben.“ Dennoch sieht sich auch dieser Mann zu der Frage gedrängt: „Wie ist der Gefahr zu begegnen? Was ist es, das unsere Religion gut, wirkungskräftig und fruchtbar machen kann?“ In Beantwortung derselben schlägt er vor, einen Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion hervorzurufen, d. h. das Scheidewasser der Wissenschaft auf die Religion wirken zu lassen, damit die unlauteren, faulen Bestandteile, sozusagen ohne wehthuenden Schnitt ins Fleisch, unmerklich wie von selbst ausgeschieden, die edlen, guten, brauchbaren Elemente, die der Hinduismus unzweifelhaft in sich berge, gereinigt und verbunden werden zu einem Glauben, der dann etwa der Religion des modernen Liberalismus aufs Haar gleichen würde. Durch einen ähnlichen Prozeß, meint er, sei das Christentum zu dem geworden, was es in der Gegenwart sei. Es ist jedoch zu befürchten, daß jener Konflikt und der damit verbundene Reinigungsprozeß noch lange auf sich warten lassen wird, da die Masse des Volks, in welcher die alte Religion ihren Bestand hat, eben noch lange, wenn nicht für immer, von der Wissenschaft völlig unberührt bleiben muß. Und den wenigen, für die jener Prozeß in der That schon angefangen hat, dürfte am Ende von dem, was sie ihre Religion nennen, nichts mehr übrig bleiben, als ein paar Vernunftwahrheiten, die ebensowenig Trost und Kraft gewähren als der alte, unverbesserte Hinduismus, der als solcher eben unverbesserlich ist. Die Geschichte selbst scheint bereits über diesen merkwürdigen Vorschlag zur Tagesordnung überzugehen.

Es hat nämlich neuerdings eine Richtung Oberwasser bekommen, die mit der eben besprochenen nur das gemeinsam hat, daß sie alles Fremde ablehnt und der ererbten Religion treu bleiben will. Das Losungswort dieser Leute ist längst nicht mehr „Reform“, sondern „Restauration“. Ihr heißester Wunsch ist, den echten Hinduismus wieder herzustellen und in seinem Bestande zu erhalten. Dankbar erkennt man es in diesen Kreisen an, daß europäische Gelehrte, wie Sir William Jones, Sir Henry Thomas Colebrook, Max Müller, Professor Weber und nicht am wenigsten Professor Roth, diesen patriotisch-religiösen Bestrebungen die Wege geebnet, durch tüchtige Forschungen und Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Sanskritlitteratur sich unsterbliche Verdienste um die Wiedergeburt des Hinduismus erworben haben. Sagt einer dieser Gelehrten ein einziges günstiges Wort über gewisse Partien in den Reden, so wird das sorgfältig verzeichnet und als eine Rechtfertigung des gesamten Hinduismus ausgegeben, worüber dann bereitwilligst Dutzende von ungünstigen, ja absprechenden Urteilen desselben Gelehrten übersehen oder verziehen werden. Diese Männer der Wissenschaft — so führt ein Vorkämpfer dieser Richtung aus — haben die Medizin, welche dem kranken Organismus des indischen Volkslebens notthut, aus den Kammern der Vergessenheit hervorgezogen und bereit gelegt. Aber wer hat dem Schwerkranken diesen Heilstrank dargereicht? Dieses Verdienst gebührt der Russin, Madame Blavatski und dem Amerikaner, Oberst Olkott.

Es waren diese beiden „Wohlthäter Indiens“ (?), ursprünglich Anhänger des amerikanischen Spiritismus, welche, herbeigerufen durch das Todesröcheln der Nation und rührende Erscheinungen indischer Geister in New-York, dem indischen Volke zu Hilfe geeilt, die „theosophische Gesellschaft“ sowie deren Preßorgane gegründet, und durch Wort, Schrift und wunderbare Thaten den zagenden Hindu neuen Mut und neue Lust zu ihrer väterlichen Religion beigebracht haben. Jede dieser beiden Persönlichkeiten suchte natürlich die gemeinsame Aufgabe je auf ihre besondere Weise, mit besonderer Begabung und mit den ihr eigentümlichen Mitteln zu lösen. Madame Blavatski, der überlegene leitende Geist des Unternehmens, die es vor allem auf die Geldsäckel der gebildeten und ungebildeten Hindu, besonders auch der reichen Radscha abgesehen hatte, wußte denselben einzureden, sie selbst besitze den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen der in-

dischen Weisheit und könne ihren Jüngern leicht Zugang zu denselben verschaffen. Zum Beweis dafür erfand sie einen großen Geist (mahatma) der Vorzeit, Namens Kuthumi, der in den entlegenen Hochthälern Tibets seinen Wohnsitz hatte, durch Vermittlung der Blavatski befragt werden konnte, und die schriftlichen Antworten auf wunderbare Weise in die Hände der Frager gelangen ließ. Die Anfragen liefen natürlich in großer Anzahl ein. Sie mußten in einem Schrein niedergelegt werden, der im theosophischen Hauptquartier in Madras und Bombay aufgestellt war und dessen Rückwand mit künstlich verschiebbaren Füllungen an eine durchbrochene Wand im Zimmer der Blavatski stieß. Kuthumi war natürlich niemand anders als diese Russin selbst. Dieselbe zog die Briefe hinten aus dem Kasten, las die Anfragen und beantwortete dieselben in etwas verstellter Handschrift nach den Wünschen der Anfrager, deren eine so schlaue Person im Umgang mit diesen naiven Leuten sich hinlänglich vergewissern konnte. Auf geheimen Pfaden wanderten die Briefe mit den Antworten in den Kasten, um auf der andern Seite von den erstaunten Gläubigen abgeholt zu werden. Es waren auch geheime Vorrichtungen getroffen, die von Kuthumi geschriebenen Briefe den sehnsüchtig harrenden Jüngern durch die Zimmerdecke vor die Füße fallen zu lassen, ein Kunststück, dem die einfachen Matten- oder Bretterdecken der indischen Zimmer nicht allzugroße Schwierigkeiten entgegensetzten. Im Schrein wurden ebenfalls auf geheime, wunderbare Weise — durch Kuthumi — zerbrochene Untertassen durch ganze ersetzt und sonst auch etwa eine verlorene (entwendete) Brosche auf übernatürliche Weise wiedergefunden. — Groß war die Stärkung des Glaubens an die Religion der Väter, welche durch diese neuen Offenbarungen und die sie begleitenden Wunder in den gebildeten Hindu bewirkt wurde. Größer noch waren aber die Einnahmen, die sie der Kasse der unverfrorenen Russin zuführten. Rasch mehrte sich die Zahl der Mitglieder der theosophischen Gesellschaft und jedes Mitglied hatte 12 Rupien = rund 18 Mark (Silberwert 24 Mark) Aufnahmegebühr zu zahlen, wozu noch die dankbaren, oft reichen Geschenke — keine Religion ohne Opfer! — der Gläubigen kamen. Selbst als der französische Mechaniker, der die geheime Maschinerie des Schreins rc. eingerichtet hatte, M. Coulomb und seine Frau mit der Blavatski in Streit gerieten, den ganzen Betrug dem Heraus-

geber einer christlichen Zeitschrift in Madras offenbarten und ihre Aussagen durch eine große Anzahl authentischer Briefe der Blavatski mit teilweise sehr kompromittierendem Inhalt erhärteten, wurde der Glaube der begeisterten Verehrer nicht erschüttert. Man konnte doch auch nicht zugestehen, das Opfer eines so plumpen Betrugs geworden zu sein. Darum entrüstete man sich über die infame Verleumdung, man drohte auch mit einem Injurienprozeß, der auch von der Gegenseite lebhaft willkommen geheißen wurde. Allein ehe es soweit kam, rieten kluge Aerzte der Russin, zur Stärkung ihrer sehr erschütterten Gesundheit sich in ein milderes Klima zu begeben. Diese war schlau genug, sich so schnell als möglich aus der Schlinge zu ziehen und auf Nimmerwiedersehen nach England abzureisen. Damit war natürlich der Prozeß gegenstandslos geworden. Kleinlaut ging man zur einfachen Tagesordnung über und glaubte weiter an die Theosophie und die väterliche Religion. Kuthumi ist jedoch seitdem verstummt und stumm geblieben.

Oberst Olkott, der gewiß zu den Getäuschten zu rechnen ist, steht somit jetzt allein im Feld, aber mit ungebrochenem Kampfesmut und unvermindertem Schaffenseifer. Er ist der Reiseprediger der Theosophie, der durchs ganze Land bis Ceylon und Japan mit seinen rhetorischen Künsten die Sache zu fördern und den Glauben der Jünger zu stärken sucht. Große Versammlungen scharen sich allenthalben um seine Lehre und er macht auch in Krankenheilungen nach den Rezepten des Mesmerismus. Von einem andersgearteten Wunder weiß er wenigstens interessant zu erzählen: während der Mann der modernen Naturwissenschaft eine Rose wohl chemisch so zerlegen könne, daß ihm einige feste und einige flüssige Substanzen nebst den Zahlengruppen bleiben, welche die chemische Gleichung ausdrücken, könne der in die alte Yogaphilosophie Eingeweihte die Rose so in ihre konstituierenden Bestandteile zerlegen und verschwinden lassen, daß sie nachher auf sein Geheiß wieder in voriger Gestalt als Rose ins Dasein trete. Da er indeß sich hütete, das Experiment vorzumachen, ist mir und wohl auch den übrigen weißen Zuhörern die Sache immer noch etwas zweifelhaft geblieben, während die gebildeten Hindu ohne Zweifel diese Versicherung mit warmem, vollem Glauben aufnahmen. — Das Ziel seiner Thätigkeit ist nach seinen eigenen Aussagen die Gründung einer großen Gesellschaft von Brüdern aus Hindu, Parsi, Buddhisten,

Muhamedanern, Christen, und die Wiedererweckung und Förderung des Studiums der orientalischen Religionssysteme, also vor allem der alten Sanskritlitteratur. Zu diesem Ende verkündet er einen mystisch-pantheistischen Monismus (Alleinslehre), den er sich aus Bruchstücken der sogenannten modern-europäischen Weltanschauung und der alten indischen Philosophie zusammengeschweißt hat. Nach demselben gibt es einen persönlichen Gott zwar nicht, wohl aber überirdische persönliche Geister. Die Gottheit selbst ist die allem besonderen Sein als materiale und effektive Ursache zu Grunde liegende Weltseele, indisch: Para Brahma. Die Erkenntnis derselben, durch Giordano Bruno, Spinoza, Jakob Böhme, Madame Guyon und andere europäische „Theosophen", vor diesen aber schon durch die Urheber der altindischen Philosophie, und heute vor allem durch die theosophische Gesellschaft der Menschheit vermittelt, heißt Theosophie, Brahmajuanam, mystische Gotteserkenntnis. Alles Erscheinende von den überirdischen Geistern und den Menschen, bis zum Wurme, zum Gräschen, ja zur unorganischen Materie hinab, ist ein Ausfluß dieser Gottheit und alles wird zu derselben zurückkehren. Gewonnen und angeeignet wird diese Erkenntnis einesteils durch Introspektion (Hineinschauen in die Gottheit) und Extraspektion (Herausschauen in die Welt). Das ist in kurzen Umrissen die Lehre, welche dieser Prophet der Theosophie predigt, und man muß anerkennen, wirklich selbst auch glaubt. Es fällt ihm natürlich nicht schwer, dieselbe bei den Buddhisten in Ceylon und Japan als Buddhismus, bei den gebildeten Hindu in Indien als Hinduismus und zugleich wieder als höchste Blüte der modernen Philosophie des Abendlandes auszugeben. Ich habe selbst einer überaus zahlreichen Versammlung angewohnt, der er diese Weisheit unter brausendem Beifall vortrug und in der er dann als der Wohlthäter und Retter Indiens in hochtönender Rede gefeiert wurde. Man weiß es jetzt aus dem Munde eines weißen Mannes, eines gebornen Christen, und weiß das dem Boten des Evangeliums gegenüber klug zu benützen, daß der Hinduismus wesentlich Monotheismus ist und als solcher dem Christentum weit vorzuziehen. Die untergeordnete (?) Frage, ob Theismus oder Pantheismus (Glaube an einen persönlich-lebendigen Gott, oder an eine unbewußte Allgottheit), bleibt immerhin noch etwas unentschieden. Man überläßt es dem Geschmack des Einzelnen, zwischen beiden seine Wahl zu treffen.

Auf dieser dogmatischen Grundlage unternimmt es nun der gebildete Hindu, die Religion seiner Väter im einzelnen zu rechtfertigen. Es wird jetzt landauf landab behauptet: die Grundlehre der Veden und aller heiligen Schriften der Hindu sei der Glaube an einen Gott, den der eine theistisch, der andere pantheistisch deutet. Der polytheistische Wortlaut der vedischen Hymnen und der späteren puranischen Litteratur erklärt sich für diese Leute entweder als allegorische Entfaltung des einen großen göttlichen Wesens nach seinen verschiedenen Seiten, oder man nimmt an, die vielen Götter und Göttinnen seien himmlische Wesen untergeordneter Art nach Analogie der biblischen Engel. — Der diesseitige Charakter so vieler vedischen Gebetslieder, in denen die Sänger fast nur um Gold und Kühe, Sieg und Beute, gute Ernten und reiche Nachkommenschaft, dagegen nur äußerst selten um sittlich-geistliche Güter, wie Sündenvergebung, flehen, macht angesichts der Thatsache (?) wenig Schwierigkeit, daß denselben ein vierfacher Sinn innewohnt. Freilich die europäischen Gelehrten wollen nur einen Sinn, den buchstäblichen, anerkennen. Aber sie verstehen überhaupt nichts vom Besten, was der Veda hat. Und dieser muß nicht vom europäischen, sondern vom orientalisch-indischen Standpunkt erklärt werden. Allerdings auch in Indien ist der vierfache Sinn, d. h. dreiviertel davon, nicht jedermann bekannt; allein „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen!" — man wende sich nur an die Eingeweihten! Die sind leider nur sehr schwer zu finden und wollen dann mit ihrer Weisheit nicht herausrücken — aus kühlen Gründen.

Da nun die Lehre von einem Gott, von seiner „Vaterschaft" und der „Brüderschaft der Menschen" untereinander ebensowohl in der Bibel wie in den Veden (?) sich vorfindet, so muß man zu dem Schlusse kommen, die Bibel, die ja, besonders in ihren neutestamentlichen Bestandteilen, notorisch jüngeren Ursprungs ist, habe jene Lehren aus dem Veda entlehnt. Wem dies nicht zusagen sollte, der mag immerhin annehmen, daß hier zwei selbständige, ebenbürtige Offenbarungen Gottes vorliegen, die eine für die europäischen, die andere für die indischen Völker, ein ebenso kühnes als höchst charakteristisches Zugeständnis, das man sich dem Christentum zu machen genötigt sieht. Als höchstes Gut oder als letztes Ziel des Menschen wird entweder die altbrahmanistische Auflösung in die pantheistisch gedachte Gottheit festgehalten, oder die theistisch gedachte Gemeinschaft mit Gott dem

Christentum entlehnt; und beides hofft man auf dem Wege des Gehorsams gegen die sittlichen, sozialen und rituellen Vorschriften der Schastra im weitesten Sinn zu erreichen. Die Versöhnung mit Gott durch das stellvertretende Todesleiden Christi und die darauf sich gründende Gerechtigkeit aus Gnaden sind Ideen, denen diese gebildeten Hindu am allerwenigsten Verständnis entgegen bringen.

Den Götzendienst verteidigt man als die niedrigere, exoterische Stufe der Religion für die großen Massen aller Zeiten und aller Völker, welche sich insofern auch wissenschaftlich rechtfertigen lasse, als ja Gott — die Weltseele — mit seinem Wesen alle Dinge, somit auch das Material der Götzenbilder durchdringt. Diese „Symbole der Gottheit" dienen ferner als die festen Punkte, um die sich die Andacht der großen Masse schwacher Anbeter konzentriert und zugleich als Hilfsmittel eines religiösen Anschauungsunterrichts, dessen der Gebildete nicht bedarf, der aber jene ungezählten Scharen von „Unwissenden" zu immer höheren Stufen der Erkenntnis und der Frömmigkeit führen soll. Den Nachweis, wie das den groben Klötzen von Holz und Stein möglich sein soll, und ebenso die Erklärung dafür, warum es in Wirklichkeit nicht gelungen, vielmehr das Volk in immer tieferen Stumpfsinn und in immer dickere Unwissenheit versunken, bleibt man natürlich schuldig. Man täuscht sich schließlich auch über diese Schwierigkeit hinweg mit der Auskunft, daß auch Christen, Juden und Mohammedaner ihre Symbole, wie Kreuz und Halbmond, oder wenigstens Stätten der Anbetung haben, die doch keine andere Bedeutung haben können als die Götzenbilder der Hindureligion.

Was sodann die in ihrem Wortlaut allerdings oft unflätigen Göttergeschichten der Purana betrifft, so sind die anstößigen Stellen entweder allegorisch zu deuten — man erfährt nur nicht, wie das möglich sein soll — oder sie können von späteren Fälschern, die für ihr wüstes Leben einer religiösen Sanktion bedurften, in die ursprünglich reinen Schriften der Väter eingeschmuggelt sein, — man fragt auch hiefür vergeblich nach einem sichern Anhaltspunkt in den Texten selber; oder von den unschuldigeren unter diesen Mythen kann man auch annehmen, die Verfasser jener heiligen Schriften haben mit klugem, erzieherischem Sinn solche anziehende (?) Erzählungen eingestreut, damit das Volk, welches nun einmal solche schlüpfrige Dinge

liebt, mit denselben zugleich die Sprüche frommer Weisheit lerne, welche die Väter als Hauptkern den heiligen Schriften einverleibt haben. Mit diesen drei Schlüsseln lassen sich gewiß alle Schwierigkeiten der Schastra lösen, alle Anstöße leicht entfernen.

Selbst die Lehre von der Seelenwanderung, verbunden mit dem Grundsatz, daß jedes Geschöpf ohne Entrinnen die guten oder bösen Früchte seiner Werke selbst essen müsse, ist in theosophistischer Beleuchtung vollkommen vernünftig und brauchbar geworden. Der Glaube, daß wir, um den Lohn unserer Thaten in früheren Geburten zu empfangen, wiederholt und unter wechselnden Formen in das irdische Dasein eintreten, ehrwürdig durch hohes Alter und weite Verbreitung, überdies von den vorzüglichsten ethischen Wirkungen begleitet, enthalte selbst für den Gebildeten durchaus nichts undenkbares und könne somit als erwiesen gelten, — eine Behauptung, die an Wunderbarkeit ein wenig verliert, wenn wir bedenken, daß uns Deutschen neuerdings dieselbe Lehre unter der Autorität eines Lessing litterarisch empfohlen wird! — Mit Bezug auf die Kaste endlich, die, auf religiöser Grundlage ruhend, sich der ausdrücklichen Sanktion der Schastra erfreut, an die sich aber schwere Mißbräuche geheftet haben, ist zu sagen, daß dieselbe ursprünglich nicht so schlimm gewesen sein kann. Kommt sie doch von den Vätern, und von den Vätern kann nur Gutes kommen. Sie war einfach die den Zuständen jener Urzeit entsprechende Gesellschaftsordnung, wie wir sie bei jedem Volke vorfinden, und hätte sollen niemand zum Schaden gereichen nach der Absicht der Väter. War dem Çudra, dem Mann der niederen Kaste, das Lesen des Veda — damit natürlich auch alle höhere Bildung — und die Teilnahme an den Handlungen der Religion versagt, überhaupt ihm eine teilweise schmachvolle Sklavenstellung angewiesen, so entsprach auch das der Stufe von geistiger Entwicklung, die er damals erreicht hatte: er hätte den Veda nur mißverstanden und eine höhere, freiere Stellung nur mißbraucht. Heute, nachdem er verständiger geworden und im sonstigen Leben vielfach eine dem Brahmanen ebenbürtige Stellung einnimmt, kann man ihm die Teilnahme an jenen Schätzen der Religion wohl zugestehen, dies umsomehr, da eine fortgesetzte Entmündigung ihn nur ins christliche Lager treiben, also der nationalen Religion entführen würde. Ueber andere Uebelstände des Kastenwesens tröstet man sich leicht hinweg mit der Er-

innerung, daß auch im christlichen Europa sich Kastengeist breit mache, dessen Aeußerungen zum Teil von übleren Folgen und widerwärtigerer Art seien, als die Auswüchse des indischen Kastenwesens. Muß man somit auf Abstellung der gröberen unter den letzteren auch bedacht sein, so muß das Kastensystem im großen Ganzen doch erhalten bleiben. Besonders der vornehmsten Klasse, den Brahmanen, zu der die Gebildeten der Mehrzahl nach gehören, muß ihre dominierende Stellung gewahrt werden. „Es ist klar — sagt eine diese Dinge besprechende Schrift —, daß die Brahmanen um ihrer Gelehrsamkeit und der Reinheit ihres Charakters willen verehrt wurden. Solchen Leuten Verehrung zu zollen ist ja nur billig. Die Diener der Religion sind zu allen Zeiten ehrerbietig behandelt worden. Eine solche Klasse ist unumgänglich notwendig, um dem Volke die religiöse Erziehung zu sichern.“ Somit muß der Brahmane, der freilich heutzutage für gewöhnlich mehr der Diener seines Bauches als der Religion ist, in seiner bevorzugten Stellung, das Kastensystem in seinem Rechte bleiben.

Das ist das Programm, nach welchem der englisch gebildete Hindu die väterliche Religion wiederherstellen und seinem Volke erhalten wissen will. Zu diesem Zweck werden die Veden in billigen Ausgaben mit Uebersetzungen und Kommentaren veröffentlicht und die nötigen Hilfsmittel zum Studium derselben dargeboten. Es bilden sich neben der großen theosophischen Gesellschaft Lokalvereine zum Zweck des Studiums der Sanskritlitteratur und der väterlichen Religion. Mit derselben Absicht wurde das hindutheologische Seminar, welches Gegenmissionare gegen uns entsendet, und die Hindutraktatgesellschaft gegründet, welche Flugschriften und Traktate über das Land hinstreut, in denen nach obigem Programm die Leute zur väterlichen Religion zurückgerufen und diese verteidigt wird. Man sieht, diese Leute haben es verstanden, vom Gegner, von der christlichen Missionsarbeit zu lernen.

Was ist nun vom Standpunkt des Christentums und der Mission zu diesen Bestrebungen zu sagen? Ich gestehe, daß ich nicht zu denen gehöre, die den Mut darüber verlieren, oder diese Wendung der indischen religiösen Reform für eine Niederlage des Christentums halten. Es ist gewiß als eine direkte Wirkung des Evangeliums zu betrachten, daß diese Leute anfangen, ihre Festung zu verteidigen. Das zeigt doch, daß sie die Macht des Evangeliums

fühlen und Gefahr fürchten. Uns Missionaren kann ferner doch nichts lieber sein als die Thatsache, daß Leute, die früher Freidenker und Atheisten waren, wieder auf ihre ererbte Religion zurückkommen. Da ist wieder ein Boden gewonnen, auf dem sich im Ernst verhandeln läßt. Näher wird es sich dabei um eine doppelte Probe für den Hinduismus handeln. Die eine Probe wird mehr intellektueller Art sein: man wird endlich ins Klare darüber kommen, was der eigentliche Inhalt der Bücher ist, die man bisher fast göttlich verehrte. Das ist ein Gewinn für die Missionsarbeit: denn Unwissenheit war die Mutter jener blinden Verehrung. Dann wird es sich aber vor allem auch um eine Kraftprobe handeln. Was mir nämlich am hoffnungsvollsten an der ganzen Bewegung zu sein scheint, ist der Umstand, daß diese gebildeten Hindu von ihrer Religion göttlichen Trost und sittliche Kraft verlangen. Sieht diese Forderung nicht aus wie jenes Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit, dem der Herr Sättigung verheißen hat? Oder wenn es so weit noch nicht ist, sind diese Leute nicht auf dem besten Wege dazu? Die Aufgaben und Kämpfe des neuen geistigen Lebens, zu dem Jungindien eben erwacht, werden die Beteiligten immer mehr dahin drängen, jene Forderung ethischer Stärkung an ihre Religion zu richten. Und dann wird es sich auch zeigen, daß Leben nicht von den Toten, sondern nur von dem kommen kann, der gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

Ein Wort an künftige Missionare.

Der allbekannte christliche Physiologe Henry Drummond, der sich in seinem schönen »Tropical Afrika« bereits als warmen Missionsfreund bekannt hat, giebt in seiner neuesten kleinen Schrift: „Das Größte in der Welt" ein neues Zeugnis seiner Liebe zu unserm Werk. Diese Schrift enthält eine Ansprache, die er den Studenten eines der großen Colleges in Nordamerika gehalten hat. Wir entnehmen derselben eine Stelle, die gewiß im Herzen aller Missionsarbeiter einen freudigen Wiederhall findet:

„Ich bitte die kleine Schar künftiger Missionare, welche sich unter meinen Zuhörern befinden, zu bedenken, daß, selbst wenn Ihr Euren Leib brennen ließet und hättet der Liebe nicht: es nichts nütze wäre, gar nichts! Nichts größeres könnt Ihr in die Heidenwelt mit hinausnehmen, als den Eindruck und Abglanz der Liebe Gottes auf Euern eigenen Charakter. Das ist die wahre Universalsprache. Jahre werdet Ihr brauchen, um chinesisch zu sprechen oder in die Dialekte Indiens einzudringen; aber vom Tage an, da Ihr landet, wird diese Sprache der Liebe, die alle verstehen, ihre unbewußte Beredtsamkeit entfalten. Der Mann ist es, der den Missionar macht, nicht seine Worte. Sein Charakter ist seine Botschaft. Im Herzen Afrikas, zwischen den großen Seen, traf ich schwarze Männer und Frauen, die sich des einzigen Weißen erinnerten, den sie je sahen: David Livingstone, und wenn Ihr seinen Pfad durch den dunkeln Weltteil kreuzet, so leuchten die Gesichter der Menschen auf, wenn die Rede auf den freundlichen Doktor kommt, der vor so viel Jahren des Weges kam. Sie konnten ihn nicht verstehen, aber sie fühlten die Liebe, von der sein Herz glühte. Nehmt in Euern neuen Wirkungskreis, wo Ihr auch denkt, Euer Leben einzusetzen, diesen einfachen Zauber mit, und Eure Arbeit wird nicht vergeblich sein. Nichts größeres könnt Ihr mitnehmen; nichts geringeres braucht Ihr. Wollt Ihr weniger mitnehmen, so könnt Ihr lieber zu Hause bleiben. Und nehmet Ihr alle Vollkommenheit mit und seid gewappnet für alle Opfer, und laßt selbst Eure Leiber brennen: und habt der Liebe nicht, so nützt es Euch und der Sache Christi nichts!" Chr.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Vorderasien.

„Der Herr hat Großes an uns gethan; des sind wir fröhlich!" Das ist der allgemeine und tiefempfundene Ausdruck, mit welchem die Missionare des American Board über ihre Arbeit und letztjährigen Erfolge in **Kleinasien** berichten. Gottes Stunde scheint auch für

diese Gebiete, wo der Halbmond herrscht, zu schlagen, und selbst die alten christlichen Kirchen Vorderasiens, die schon seit mehr als einem Jahrtausend in tiefem Todesschlaf liegen — sie werden da und dort vom Lebensodem des Geistes Gottes berührt. Die scheinbar unfruchtbare Arbeit, welche unter dem Widerstand der türkischen Behörden, dem fortgesetzten Entgegenwirken der mohammedanischen Priester, dem feindseligen Verhalten der griechischen Bischöfe und Popen, bei der eingeschüchterten Haltung und Lauheit der Gemeinden betrieben wird und das Missionswerk nur eine Aussaat auf Hoffnung, eine Vorarbeit für spätere Zeiten sein läßt — sie scheint jetzt in unerwarteter Weise die längst erhofften Segensfrüchte tragen zu wollen.

Die unter den obigen Verhältnissen arbeitenden Missionare haben nämlich durch eine, wie es scheint, tiefgehende und anhaltende Erweckung innerhalb einer Reihe von armenischen Gemeinden Syriens und im Herzen des türkischen Gebiets eine Erfrischung von oben erfahren, die ihre Wellenschläge in immer weitere Kreise hineinträgt. Während gerade das letzte Jahr in ganz besonderer Weise für die Missionsarbeiter eine Zeit schweren Druckes war, die sich in der Lauheit und Erstarrung der Kirchen und im Widerstand von außenher äußerte, hat Gott der Herr seine Lebensmacht in seinem wunderbaren Walten da geoffenbart, wo sie am wenigsten erwartet wurde. Statt von einem Wachstum der Gemeinden und ihrer Seelenzahl, hatten die Berichte bis dahin nur von einer Abnahme zu berichten, und es schien, als ob der Herr sein Angesicht vor seinen Knechten und seinem Werk verborgen hätte. Da — auf einmal regten sich die Totengebeine.

Die erwähnte Bewegung nahm ihren Ausgang von der Stadt Aintab, einer Station des American Board, die 6 Stunden westlich vom Euphrat im nördlichen Syrien liegt. Sie zählt etwa 35,000 Einwohner, darunter 4000 Armenier, unter denen seit 1849 drei protestantische Gemeinden gebildet worden sind. Die Amerikaner haben daselbst eine große Mädchenanstalt, seit 1874 ein Kolleg und seit 1880 ein missionsärztliches Spital. In diesem großen Missionscentrum nun war das menschliche Werkzeug zu der Erweckung (revival) und geistlichen Belebung der Kirchen und weiterer Kreise unter Armeniern und Mohammedanern ein syrischer Pastor, namens Jenanjan aus Tarsus, dem Geburtsort des Apostels Paulus. Derselbe hatte seine Erziehung in Amerika genossen und trat nun mit Feuereifer und großer Kraft des Geistes in Aintab auf. In der kleinsten der drei Kirchen begann er sein Werk, indem er Abendversammlungen hielt. Aber bald wurden — angezogen durch die Macht seiner Ansprachen — die Räume zu eng. Das Volk drängte von allen Seiten herbei und füllte nicht nur das Innere der Kirche, sondern auch den Hofraum und die Plattform der umliegenden Häuser. Die Kanzel mußte im Thorweg aufgestellt werden. Auf der Straße stand Kopf an Kopf und es wogten die Massen der heilsbegierigen Zuhörer auf

und nieder. Besonders Frauen fanden sich in außerordentlicher Anzahl zu diesen Versammlungen ein — im Orient eine ungewöhnliche Erscheinung. Ja, in der zweiten Woche mußten Gottesdienste ausschließlich für Frauen gehalten werden, von welchen nicht weniger als 1500 auf dem Platz erschienen, um das Wort zu hören. Ein Gottesdienst um den andern wurde gehalten, wobei die Kirche kaum geleert, sich wieder mit Frauen füllte. Auch die beiden andern Kirchen wurden zu dem Zweck benutzt und die Bewegung griff weiter um sich. Armenier, Katholiken und Mohammedaner kamen herbei und wurden von derselben ergriffen. Die ganze Stadt kam in Erregung. Hartnäckige Sünder bekannten ihre Sünden, thaten Buße und restituirten unrecht erworbenes Gut. Nach Verfluß von 4 Wochen fanden über 600 Uebertritte statt, abgesehen von der großen Anzahl derer, die noch auf weiteres zurückgestellt worden sind. — Aber außer diesen Erfolgen war auch der augenscheinliche Einfluß dieser Erweckung auf die alte armenische Kirche ein solcher, daß er außer aller Berechnung liegt und zweifelsohne nachhaltige Wirkungen ausüben dürfte. So sahen sich z. B. die armenischen Priester genötigt, der Bewegung in der Weise entgegenzuarbeiten, daß sie ebenfalls Versammlungen abhielten und dadurch ihre Kirchengenossen vor dem evangelischen Gift zu schützen suchten. Aber umsonst. „Viele Familienaltäre wurden beseitigt und es ist erhebend zu hören, wie schon am frühen Morgen, wenn man die Straßen der Stadt durchschreitet, Gesang und Gebet aus den Häusern von beiden Seiten ertönt. Der Verkauf von Bibeln und Gesangbüchern hat um ein bedeutendes zugenommen und es wird die hl. Schrift mit einem Eifer gelesen und man forscht in derselben, als ob sie ein ganz neues und unbekanntes Buch wäre. Ja, die Männer in den Geschäftsläden haben dieselbe häufig offen neben sich aufgeschlagen und lesen aus derselben laut vor." Die Missionare, wie die eingebornen Pastoren, haben alle Hände voll zu thun, um all den Besprechungen und Unterweisungen, die von allen Seiten nachgesucht werden, zu entsprechen. (The Miss. Herald, Boston.)

Die von Aintab berichtete Erweckung ist aber nicht auf diesen Platz beschränkt geblieben, sondern hat nach neueren Berichten der Amerikaner auch noch weitere Kreise der armenischen Kirche ergriffen und bis nach Persien hin nachgewirkt. So wird von ähnlichen Vorgängen in der Stadt Hadschin und Erzerum geschrieben.

Die Resultate dieser Neubelebung (revival) ganzer Gemeinden und weiterer Kreise scheinen keine vorübergehenden zu sein, sondern tragen den Charakter einer tiefgehenden Bewegung der Geister an sich, insofern die von ihr erfaßten Mitglieder der Missionskirchen, wie die der armenischen Kirche, bis jetzt Standhaftigkeit und Treue, vor allem auch Bereitwilligkeit zu persönlichen Opfern an den Tag gelegt haben. Und wenn auch hie und da vielleicht etwas ameri-

kanisches Feuer mitflackert und solchen gewaltsamen Eruptionen geistlicher Lebensäußerungen zu viel Wert beigelegt wird, so muß man sich doch derselben freuen und für die Erquickung von oben dankbar sein.

Auch von andern bedeutenden Missionsplätzen kann der Jahresbericht des American Board (Miss. Herald, Dec. 1889) nur Ermutigendes bringen. So nimmt das Werk im Distrikt von Harput, einer Station der kleinasiatischen Ost-Türkei, immer größere Dimensionen an. Der Bezirk daselbst zählt nicht weniger als 46 Prediger, 92 Lehrer und 26 andere Nationalgehilfen — meist Bibelfrauen. An 56 Plätzen wird regelmäßig gepredigt und in den Dörfern ringsum gearbeitet. Obschon nun die dortigen Gemeinden nur durchschnittlich 7,486 Glieder zählen, so sind dieselben doch ein Sauerteig, der unter den Armeniern wirkt und deren Kirche durchsäuert. Der Zuwachs der Gemeinden betrug im letzten Jahr 156 Seelen.

Besonders wichtig aber ist in Harput die von der Mission betriebene Schulthätigkeit. Die 8 höheren Schulen waren von 164 Zöglingen und die gewöhnlichen 75 Volksschulen von 2933 Schülern besucht. Mit Zuzählung der 570 Zöglinge, welche das Euphrat-Kolleg aufweist, und der 575 Schüler, welche die täglichen Unterrichtsstunden der 22 Bibelfrauen besuchen, beträgt sogar die Zahl aller im Unterricht der Mission stehenden 4242. Leider ist die Armut der Bevölkerung eine außerordentlich große, sodaß die Schüler vieler Ortschaften während der Unterrichtsstunden vor Kälte zitternd in dürftiger Bekleidung und mit hungrigen Gesichtern auf dem Boden der ungeheizten Kapellen sitzen. Diese drückende Armut, welche im Darniederliegen aller Geschäfte, in der Erpressung hoher Steuern und im türkischen Aussaugungssystem ihren Grund hat, zwingt alljährlich eine große Anzahl Männer in andern Landesteilen — ja selbst in Nordamerika — Arbeit und Verdienst zu suchen. Und trotzdem haben es die mit der Existenz ringenden Bewohner des ausgesogenen Landes in ihrer Opferwilligkeit vermocht, im letzten Jahr für ihre kirchlichen, erzieherischen und wohlthätigen Zwecke über 10,000 Dollar aufzubringen. „Worte vermögen dem nichts hinzuzufügen, was es heißt, eine solche Summe zu opfern bei solcher Armut, solchem Hunger und Elend. Es bezeugt uns aber diese Thatsache, daß es ein heroisches Opfer und eine Selbsthingabe ist, welche nur der Liebe Christi entspringt."

In ähnlich erfreulich und ermutigender Weise spricht sich auch der Jahresbericht der Amerikaner hinsichtlich der übrigen Missionsplätze des östlichen und westlichen Kleinasiens aus. „Die Zunahme der sich selbst erhaltenden und nach außen hin sich mehrenden Gemeinden — deren es im ganzen 103 in der Türkei (mit Einrechnung einiger im europäischen Gebiet liegenden) sind mit 9500 Gliedern — ist eins der hoffnungsvollsten Merkmale jenes Missionsfeldes. Dabei kommt, trotz der schon erwähnten traurigen ökonomischen Lage des

Orients, doch die Höhe dessen, was die Gemeinden zu ihrer kirchlichen Selbständigkeit aufbringen, derjenigen der heimatlichen Kirche gleich. Dagegen ist das Bedürfnis nach Missionaren und eingeborenen Arbeitern ein sehr dringendes."

„Von Smyrna, dem umfangreichsten und bevölkertsten Gebiet des türkischen Missionsfeldes im äußersten Westen, dehnt sich das Werk aus bis an die russischen Grenzen im Osten. Missionsärzte sind besonders dringend nötig für die Provinzen um und hinter Erzerum. Zugleich erfordert das Werk im türkischen Kleinasien eine weit größere Anzahl arabisch-sprechender Missionsarbeiter und zwar besonders in den centralen und südlichen Bezirken, wie z. B. in Aleppo, Urfa und Mosul."

In demselben Maß, in welchem das evangelische Missionswerk innerhalb der armenischen und griechischen Kirche an Umfang und Einfluß zunimmt, wächst aber auch der geheime und offene Widerstand von seiten der Bischöfe und Popen. Durch öffentliche Verwarnungen und Drohungen, durch Besuche von Haus zu Haus wie durch ungerechte Denunziationen suchen sie dem Evangelisationswerk und besonders dem Besuch der Missionsschulen Eintrag zu thun. Ja, einer der Priester entblödete sich nicht, in Latakia (Syrien) an einigen Sonntagen während des Gottesdienstes auf der zum Missionsanwesen führenden Straße auf und nieder zu patrouillieren, um die Besucher des evangelischen Gottesdienstes zurückzuscheuchen.

Die Arbeit an der mohammedanischen Bevölkerung ist noch immer durch die staatlichen rigorosen Gesetze, die einen Uebertritt zum Christentum und ein offenes Bekenntnis mit harten Strafen belegen, eine äußerst schwierige und nahezu erfolglose, abgesehen davon, daß der Islam mit unerschütterlicher Kraft und zäher Beharrlichkeit dem Einfluß des Evangeliums widersteht. Alles, was unter seinen Bekennern durch die christliche Missionsthätigkeit durch Schulen, ärztliche Mission und andere Wohlthätigkeitsanstalten geschieht, ist lediglich nur Vorarbeit und Anbahnung für künftige Zeiten, in denen der Bann hinweggethan und es möglich sein wird, christliche Gemeinden aus den Mohammedanern zu sammeln. Das aber, was nun in den türkischen Gebieten unter den alten leblosen christlichen Kirchen Vorderasiens durch die Mission geschieht und bereits erzielt wurde, darf gewiß als bahnbrechend für die kommenden Zeiten und Geschlechter der mohammedanischen Welt angesehen werden.

In Palästina, wo vor allem die englische Kirchenmission (Church Miss. Soc.) eine ausgedehnte Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirche, Schule und ärztlichen Praxis entwickelt, hat der letzte Jahresbericht besonderer Schwierigkeiten Erwähnung zu thun. Dieselben betreffen hauptsächlich den zähen Widerstand von seiten der lateinischen, griechischen und anderen orientalischen Kirchen. „Dagegen berechtigt die

Arbeit in den Schulen und an den mohammedanischen Frauen zu allerlei Hoffnungen.“ Eine eigene Erfahrung mußte aber die dortige Missionsleitung an einem ihrer eingeborenen Geistlichen machen, den sie wegen Irrlehre aus dem Dienst entlassen mußte. Dieser Fall, wie noch manche andere Fragen hinsichtlich der eingeborenen Geistlichkeit, welche an Ort und Stelle geordnet werden mußten, führten dazu, daß die heimatliche Missionsbehörde zwei Abgesandte nach Palästina abordnete, um die betreffenden Angelegenheiten zu regeln. Man hofft, daß dieses persönliche Eingreifen der Missions-Deputierten der ganzen Mission daselbst zu gute kommen werde.

Eine nicht minder gesegnete Wirksamkeit entfaltet an den heiligen Stätten des gelobten Landes der Jerusalemverein, aus dessen Jahresbericht wir das nachfolgende (aus der kirchlichen Monatsschrift, dem Organ der positiven Union) entnehmen:

„Merkwürdig ist, wie in der letzten Zeit europäische Mächte ihren Einfluß in der Levante zu heben suchen. Rußland baut Kirche auf Kirche und Schule auf Schule in Palästina, und wird auch auf diesem Wege Führer der ganzen griechischen Kirche. England hat an jedem größeren Orte seine Missionsstation und hält dazu ganz Aegypten in seiner Hand und wird es schwerlich herausgeben. Schon verdrängt der christliche Sonntag mehr und mehr den mohammedanischen Freitag als Ruhetag und die Mission der amerikanischen Presbyterianer macht unter den Kopten große Fortschritte. Früher hatten die Franzosen in Syrien und Palästina die stillschweigend zugestandene Protektion fast aller römisch-katholischen Institute. Französisches Geld hat die Landstraße nach Damaskus gebaut, die Post dort unterhalten; es wird auch jetzt für den Hafenbau in Beirut und den Eisenbahnbau nach Jerusalem stark betheiligt sein. Doch tritt nun Italien mit in den Wettbewerb. Es will die Kinder seines Volkes, die in der Levante unzweifelhaft viel zahlreicher sind als die Franzosen, nicht aufgeben und hat darum in allen größeren Städten auf Staatskosten Schulen errichten lassen, in welchen die Kinder nicht nur Unterricht in der italienischen Sprache, sondern soweit es notwendig erscheint, um sie festzuhalten, auch Frühstück und Mittagbrot empfangen. Oesterreich hatte schon seit vielen Jahren selbständig ein Malteser-Hospiz für Pilger und ein Malteser-Hospital bei Jerusalem. Jetzt kommen die deutschen Katholiken, unterstützt von den beiden großen Vereinen, dem vom heiligen Grabe und dem Palästina-Verein, haben eine Pilgerherberge für ihre Glaubensgenossen in Jerusalem errichtet, dazu in Haifa und Tiberias bedeutende Grundstücke erworben, und senden in Massen deutsche Mönche und Nonnen ins heilige Land. Wenn diese verschiedenen Liebesbeweise auch nicht immer ganz selbstlos sind, so tragen sie doch unzweifelhaft zur Hebung des Morgenlandes bei, und da nur derjenige gilt, der wirkt und dient, so dürfen wir deutschen Protestanten nicht zurückstehen, nicht, nach-

dem wir unter unserm Könige Friedrich Wilhelm IV. zuerst das Werk aufgenommen, nun aus den Ersten die Letzten werden.

Von mancherlei erfreulichen Fortschritten, noch mehr aber von Hoffnungen kann der Bericht erzählen und sich das Thema wählen: „Es rauschet, als wollte es sehr regnen." Die Jerusalems-Anstalten sind bis auf den letzten Platz gefüllt. Das syrische Waisenhaus ist von 144 auf 146 Zöglinge gestiegen und zählt im Ganzen 176 Insassen; Talitha-Kumi hat statt 111 Mädchen 115 aufgenommen; die Zahl der Kranken im Hospital hat sich um 35 im letzten Jahre gemehrt; auch das Kinderhospital Marienstift hat trotz der geringen Unterstützung, welche ihm zu Teil wird, sowohl die Zahl der kleinen Patienten als die der Verpflegungstage erhöht. Nur das Aussätzigen-Asyl ist um 2 Mitglieder zurückgegangen. Zu den früher vorhandenen 21 sind 5 neu hinzugekommen, aber 3 gestorben und 4 fortgegangen, so daß sich die Zahl der Kranken jetzt auf 19 beläuft. — Einen großartigen Beweis orientalischer Gastfreundschaft gab der Sultan unserer Kaiserin bei deren Besuch in Konstantinopel, indem er nicht nur den Ferman einer Bauerlaubnis für die neue Kirche in Bethlehem ausfertigen ließ, sondern als Zeichen seiner besonderen Huld sogar die Errichtung eines Turmes und die Aufhängung von Glocken gestattete. Es wird nun wohl vorwärts gehen mit dem Bau der Bethlehemskirche, die zunächst freilich vorwiegend Missionskirche sein wird, da Bethlehem, ein besonders steiniger Boden, bisher nur fünf unserer Kirche zugehörige Familien aufzuweisen hat. Alles wird davon abhängen, ob an Stelle des von dort nach Köln gegangenen Pastors Ludwig Schöller wieder ein tüchtiger, auch sprachenkundiger Pfarrer gefunden wird. Auch für den Bau unserer geplanten Jerusalemskirche auf dem seit 1874 der preußischen Krone gehörigen Johanniterplatz oder Muristan, der Grabeskirche gegenüber, hat unser Kaiser ein Kuratorium eingesetzt, welches die vielen seit Jahren dort schwebenden Fragen lösen soll, sodaß hoffentlich bald neues Leben auf den Ruinen erblühen wird. Zu dem allen aber gehört: Geld! Und daran fehlt es, man möchte sagen: selbstverständlich. Es muß einmal knapp sein bei solchen Glaubens- und Liebeswerken und dann doch zur rechten Zeit kommen, daß man Gottes Hülfe spüre. Für Bethlehem liegen allerdings schon etwa 50,000 Mk. bereit, ebenso wie ein sehr zierlicher Bauplan vom Baurath Orth. Sehr not thut der Neubau eines Hospitals, da das jetzige, in baulicher und sanitärer Beziehung höchst ungenügende im letzten Jahre wieder 528 Kranke in 11,286 Pflegetagen beherbergt hat. Ein Bauplatz in der Rephaim-Ebene ist erstanden; nun gilt es, die großen Baukosten zu beschaffen. „Lasset euch Jerusalem im Herzen sein," wörtlich „Lasset Jerusalem über eure Herzen aufgehen" (Jerem. 51, 50), dieser schöne Text für Professor Plath's Predigt zum Jahresfeste finde sein Echo bei der deutschen evangelischen Christenheit!"

Wenden wir unsern Blick nach **Persien,** so berichten uns auch von dort die amerikanischen Presbyterianer von einer Erweckung. Dieselbe fand in einigen Dörfern unfern Urumia statt, wo unter den syrischredenden Nestorianern und türkischen Bewohnern durch Predigt, Schule, Presse und ärztliche Mission gearbeitet wird. „Die ganze christliche Gemeinde des Ortes Ardischai, die seit lange wie erkaltet schien, ist zu neuem Leben erwacht und steuerte gegen 160 Dollar zum Bau einer Kirche bei." In einem andern größern Ort, wo Kirche und Schule auf eigenen Füßen stehen, ergriff die Bewegung die Gemeinde in außerordentlicher Weise, sodaß sie ein wahres Pfingsten erlebte.

Ueber die sonstigen Aussichten in Persien, wo die Mission noch mit ähnlichen Schwierigkeiten und Hemmnissen zu kämpfen hat, wie in den türkischen Provinzen, schreibt Dr. Shedd mit Bezugnahme auf die sich anbahnenden günstigeren Verhältnisse auf dem politisch-sozialen Gebiet, die nach seiner Ansicht auch für das Evangelisationswerk nicht ohne Einfluß bleiben dürften: „Gott hat in den letzten 2 Jahren mehr für Persien gethan, als in den letzten 2000 Jahren zuvor. Der auf der ganzen Erde sich geltend machende Einfluß Englands mit seiner Energie, seinem Kapital und seiner Sprache, übt auch auf Persien seine Wirkung aus.*) Der Schah ist dreimal in London gewesen. Das letztemal nahm er einen jungen Mann dorthin mit, der etwas von den Mitteln und Wegen der Kulturentwicklung sehen und lernen sollte. Ja, der Schah ist derzeit der fortgeschrittenste Mann in Persien. Innerhalb zweier Jahre hat er seine Einwilligung zur Schiffahrt auf einem Fluß gegeben, wodurch die Entfernung zwischen seiner Hauptstadt und dem Meer um 13 Tagereisen verkürzt und so der Handel Englands (!) mit dem Centrum des Landes vermittelt wird. Ebenso hat er einigen Kapitalisten Londons die Konzession erteilt, eine Bank in seiner Hauptstadt zu errichten — die erste in Persien; ferner Konzessionen zum Betrieb von Bergwerken und Bohrung artesischer Brunnen, sowie Verträge abgeschlossen zum Behuf von Eisenbahnbauten. Außerdem hat er zwei Proklamationen erlassen, deren eine dahin lautet, daß kein Verbrecher zum Tode verurteilt werden dürfe ohne vorhergehendes Verhör und gesetzliches Gerichtsverfahren; die andere gewährt den Unterthanen volle Freiheit, Gesellschaften zu bilden zum Zweck des Betriebs von Fabriken und andern fortschrittlichen Einrichtungen. Er hat somit auf das Attribut des Absolutismus verzichtet, welcher bisher die unübersteigliche Schranke für jeden Fortschritt bildete. Straßen werden nun von Teheran nach verschiedenen Richtungen hin angelegt und solide Brücken gebaut, sodaß in Zukunft Reisen in wenigen Tagen gemacht werden können, die sonst eine Zeit von Wochen bean-

*) Der Anglo-Amerikaner nimmt da wohl den Mund ein wenig zu voll. D. Red.

sprüchten. Solches ist der Fortschritt in Persien. Wir aber wollen mit dem Evangelium vordringen, damit es das Land bedecke, wie Wasser das Meer." — Ob nun aber diese civilisatorischen und kulturellen Einflüsse des Abendlandes, dessen Errungenschaften dem Schah auf seinen Reisen in den christlichen Ländern des Westens imponiert haben, und die nun in Persien sich geltend machen, auch wirklich dem Evangelium die Thüren öffnen werden, bleibt abzuwarten. So leicht und so bald läßt sich der Islam mit seinen eingewurzelten fanatischen Vorurteilen gegen das Christentum, wie gegen alle christlichen Institutionen nicht beiseite schieben noch verdrängen. Davon zeugen genugsam gelegentliche Ausbrüche des mohammedanischen Fanatismus gegenüber christlichen Bekennern oder solchen, die vom Islam zum Christentum übertreten wollen. So berichtet Missionar Carleß in Dschulfa, einer Vorstadt von Ispahan, von einem blutigen Exceß der mohammedanischen Bevölkerung, der erst im Februar d. J. wegen einiger Babis*) sich ereignete. Dieselben waren Taufbewerber (der engl. Kirchenmission) und gehörten zu einem Dorf Sedi, das unfern Dschulfa liegt. „Bedrückt von ihren mohammedanischen Mitbürgern, begaben sich 27 derselben nach Teheran, um ihre Beschwerden vor den Schah zu bringen. Nach längerem Verzug erlangten sie auch dessen Protektion und kehrten in ihre Heimat zurück. Als sie sich ihrem Dorf näherten, stürzten die Mohammedaner aus demselben hervor, ermordeten mit kaltem Blut sechs der heimkehrenden Babis und verwundeten einen schwer. Den übrigen 21 gelang es mit knapper Not, sich nach Dschulfa zu retten, wo sie sich zunächst ins Missionshaus und von da zum Gouverneur nach Ispahan begaben. Den nächsten Tag erschienen über 400 Fanatiker von Sedi in Dschulfa und forderten das Blut der übrigen 21. Als der Pöbel sie hier nicht mehr vorfand, begab er sich nach Ispahan, und nur mit Mühe konnte der Gouverneur die Flüchtlinge vor der Wut ihrer Verfolger schützen. Der Schah war über diesen Vorgang sehr erzürnt und wird zweifelsohne strenge Maßregeln ergreifen. Die armen verfolgten Babis aber haben sich in der Feuerprobe bewährt. Ihre Herzen sind dadurch nur standhafter geworden und sie dringen nun darauf, Christen zu werden. Nennet uns nicht länger Babis, sondern Christen, sagen sie, und wünschen ihren offenen Uebertritt durch die Taufe zu besiegeln." (Ch. Miss. Gleaner, Juni 1890.)

Trotz solcher gelegentlicher Ausbrüche mohammedanischen Glaubenshasses ist die in Persien betriebene Missionsthätigkeit doch eine weit aussichtsvollere, als die in den Gebieten des türkischen Reiches, insofern der staatliche Druck nicht in demselben Maß wie in jenen

*) Die Babis sind eine mohammedanische Sekte, die einem 1843 aufgekommenen Schwärmer anhängen, welcher sich Bab, „Pforte" zu Gott, nannte, die Vielweiberei verbot und allgemeine Menschenliebe mit Religionsduldung forderte.

die Verkündigung des Evangeliums einschränkt und den Uebertritt zum Christentum erschwert. Immerhin geschieht die Missionsarbeit in den persischen Provinzen vornehmlich auch nur in Verbindung mit der ärztlichen Mission, durch die Presse, Schule und Wohlthätigkeitsanstalten (wie z. B. das Waisenhaus des Dr. Bruce in Dschulfa). „Während dem Missionar als Verkündiger des Worts fast alle Thüren verschlossen sind und derselbe nicht einmal an allen Orten persönliche Sicherheit genießt, hat der Missionar als Arzt allenthalben freien Zutritt und erfreut sich einer ungehinderten Wirksamkeit; und hat er dem Kranken in seiner leiblichen Not Linderung verschafft, so ist auch das Herz offen für das Wort von der Liebe Gottes. Ich glaube, schreibt Dr. Eustace, wenn man eine ärztliche Mission in jeder mohammedanischen Stadt errichten würde, die Macht des Islam würde in zehn Jahren gebrochen sein und Christi Herrschaft ihren Anfang nehmen." (Quarterly Paper of the Edinburgh Medical Miss. Soc.)

In der am Tigris in Südmesopotamien gelegenen Stadt Baghdad, die zwar nicht in persischem, sondern in türkischem Gebiet liegt, aber eine arabisch und persisch redende Bevölkerung hat und zu deren heiligen Orten alljährlich Tausende von persischen Pilgern aus allen Teilen Persiens wallfahren, wirkt seit 1883 die englische Kirchenmission, hat aber unausgesetzt unter dem Haß der Behörden zu leiden. So im letzten Jahr, in welchem eine hoffnungsvolle Bewegung unter den Mohammedanern platzgriff. Ein gelehrter persischer Mullah (Priester) wurde getauft, aber daraufhin von dem persischen Konsul gefangen gesetzt. Der Missionar, welcher die Taufe vollzog, sah sich genötigt, für kurze Zeit nach England zurückzukehren, um sich dem Haß der mohammedanischen Bevölkerung zu entziehen. Ebenso wurde ein eingeborener Evangelist von den türkischen Behörden ins Gefängnis geworfen und selbst die mohammedanischen Patienten wurden von der Polizei sorgsam überwacht und davon zurückgehalten, im Missionshospital Hilfe zu suchen. Die Missionsarbeit mußte deshalb vorderhand eingestellt werden. (Report Church Miss. Soc. 1889.)

Arabien, die Wiege des Islams und Heimstätte des Volkes Ismaels, welches am längsten von allen Ländern Vorderasiens den Segnungen des Evangeliums ferne geblieben ist, wurde erst neuerdings von der evangelischen Mission als Arbeitsfeld betreten, indem die Schottische Freikirche und die englische Kirchengesellschaft im äußersten Südwesten in der Nähe von Aden die Arbeit in Angriff nahmen. Letztere Missionsgesellschaft hat indes ihren Missionar, Dr. Harpur, wieder zurückziehen müssen, und es hat derselbe mittlerweile eine interessante Reise zu den Beduinen der Halbinsel Sinai unternommen.

Nun hat sich aber am 1. Aug. 1889 in Nord-Amerika eine Gesellschaft zum Behuf einer neuen Mission in Arabien gebildet, die anfangs von der Reformierten Kirche Amerikas ausgehen und

geleitet werden sollte, deren General-Synode das Unternehmen aber ablehnen mußte. Es wird sich nun infolge dessen diese arabische Mission — die ebenfalls das südwestliche Arabien ins Auge gefaßt hat — an die seit 1885 bestehende Mission der Schottischen Freikirche (Keith-Falconer Mission) anlehnen und hiefür zwei Arbeiter von Amerika aus über Syrien dahin absenden. Ihre Hauptaufgabe soll vorderhand die sein, Pionierdienste zu thun, und zwar sollen sie ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Mohammedaner und Sklaven Arabiens richten und ihre Wirksamkeit zugleich auf die Sklavenbevölkerung der gegenüberliegenden Küstenstriche Afrikas ausdehnen. (The Miss. Review, Febr. 1890.)

---

b) Neuestes und Vermischtes.

(Visitationsreise.) Einem Beschluß der Brüderunität zufolge wird ein Mitglied der Missionsdirektion in Berthelsdorf im Monat August eine Visitationsreise nach den Missionsfeldern auf der Moskitoküste und in Westindien antreten. Für die Visitation ist mit Einschluß der Hin- und Rückreise ein Zeitraum von 8 Monaten in Aussicht genommen. (Miss.Bl. der Brüdergem. Juli 1890.)

(Wie kann man ein Missionar sein, ohne eine Seele zu bekehren?) Ueber dieses Thema hat ein Missionar in Peking seinen Mitarbeitern einen sehr eindringlichen Vortrag gehalten, und zwar ist die Antwort eine neunfache: 1) Hüte dich, die Eingebornen liebenswert zu finden. 2) Hoffe nicht, je die Landessprache beherrschen zu können. 3) Lies möglichst viele Zeitungen und Monatsblätter, um mit allem auf dem laufenden zu bleiben. 4) Vernachlässige das Bibelstudium. 5) Kürze deine Gebetszeiten. 6) Nimm dir nicht zuviel Zeit zur Vorbereitung auf deine Predigten. 7) Greife die heidnischen Religionssysteme beständig an, oder — wenn du lieber willst — finde heraus, was sich von Wahrheitselementen in diesen Systemen findet und predige das Evangelium mit beständiger Berufung auf die heiligen Schriften der Heiden. 8) Halte es nicht für nötig, nach der Predigt den Leuten auch noch persönlich zu Leibe zu gehen. 9) Laß dir neben der Predigt doch ja auch die allgemeine Hebung und Aufklärung der Eingeborenen angelegen sein. (Calw. Miss.Bl. Juli 1890.)

(Eine große Schar von Evangelisten) gedenkt die englisch-kirchliche Mission im kommenden Oktober auf ihre Missionsgebiete auszusenden. Es sollen nicht weniger als einige 40 junge Missionare bis dahin ihr Arbeitsfeld zugewiesen erhalten und abgeordnet werden. Den rechten Posten für jeden derselben nach den Anforderungen der verschiedenen Arbeitsfelder, Arbeitszweige und mit Rücksicht auf die Qualifikation des einzelnen herauszufinden, ist ge-

wiß eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe für die Missionsgesellschaft. Da ist Afrika mit seinen opferreichen Prüfungen für Leib und Seele, ferner die mohammedanischen Länder mit ihren Anforderungen an den Glauben und die Geduld, Indien und Ceylon mit seinen verschiedenen Völkerschaften und seiner vielfältigen Thätigkeit, China mit seinen wimmelnden Millionen, Japan mit seinen eigentümlichen neuen Problemen, Nordwest-Amerika mit seinen Einöden und Entbehrungen. In der That, in Anbetracht alles dessen ist die Verteilung einer handvoll Leute unter so viele eine Aufgabe, die der besonderen Leitung des Herrn bedarf.

(Die in Ost-Afrika im Wito-Land arbeitende Neukirchener Mission) ist nach den neuesten zwischen Deutschland und England getroffenen Abmachungen keine deutsche Kolonialmission mehr, als welche sie von Anfang an ins Werk gesetzt wurde. Sie wird fortab in englischem Schutzgebiet arbeiten und wir sind der Zuversicht, daß dies nicht zu ihrem Schaden ausschlagen werde. Mag es immerhin der betreffenden Missionsgesellschaft eine herbe Enttäuschung sein, so muß sich dieselbe doch sagen, daß die Mission nicht in erster Linie der kolonialen Sache zu dienen, sondern bei ihrem internationalen Charakter ihre Aufgabe unter allen Völkern des Erdkreises, wo immer der Herr die Thüren aufthut, zu erfüllen hat.

Bücheranzeige.

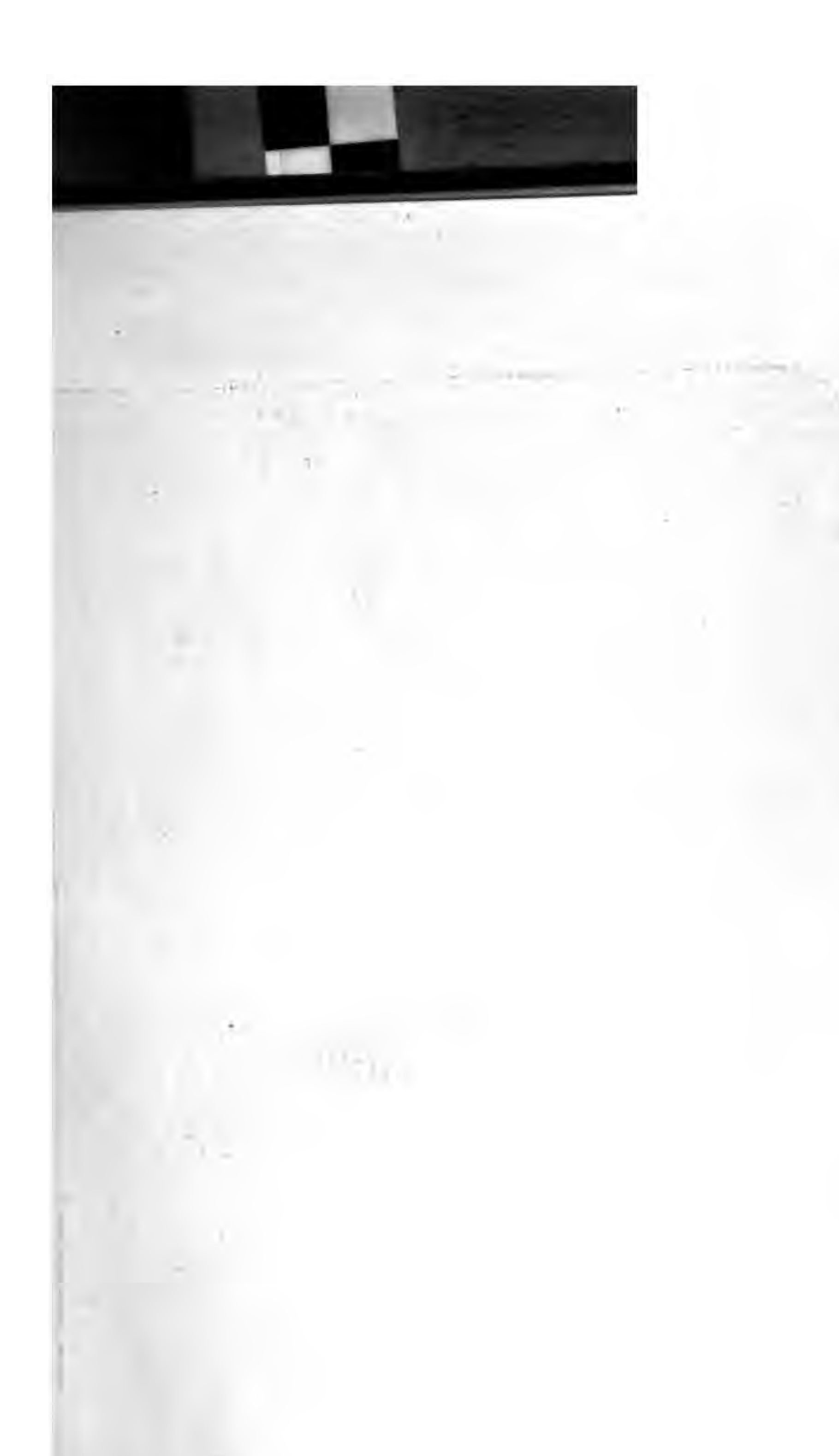
Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger, von H. Römer. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Das Büchlein giebt, wie schon sein Titel andeutet, nicht die Lebensgeschichte D. Zeisbergers, sondern schildert in ansprechender und anschaulicher Weise seine 60jährige gesegnete Missionsthätigkeit unter den Indianern, eine Wirksamkeit, die er „in beständigem Kampfe mit Widerwärtigkeiten aller Art, in Fährlichkeiten, Mangel und Hunger, auf der Flucht, in Aengsten und Bekümmernissen," für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter seinen verfolgten und bedrängten Indianern Nordamerikas bis an sein Lebensende ausgeübt hat. Das Schriftchen eignet sich sowohl für Missionsstunden als auch für Lesevereine und kann aufs wärmste empfohlen werden, wie auch das in der Basler Missionsbuchhandlung erschienene Leben von D. Zeisberger.

Missionsstunden von G. Warneck, Dr theol. II. Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Afrika und die Südsee. 3. Aufl. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Diese Serie von Missionsstunden empfiehlt sich von selbst. Für ihre Gediegenheit bürgt der Name des Verfassers. Der in denselben behandelte Stoff gewinnt außer der schönen und klaren Darstellung besonders durch die geschichtliche Behandlung der vorgeführten Missionsgebiete seinen Wert. Dabei bildet jede Missionsstunde ein abgerundetes geschichtliches Bild. Aus wie vielen Geschichtsquellen der Verfasser geschöpft hat, ist in den Anmerkungen von ihm selbst angegeben. Besonders Geistlichen dürften diese in 3. Auflage erscheinenden Missionsstunden sehr willkommen sein.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**





Nach Kamerun.

(Fortsetzung)

3. Ausflüge nach Nord und Süd.

a) Ins Abo-Land.

Etwa 10—12 Wegstunden nördlich von den Kamerunstädten liegt ein Ländchen voll schöner Hügel und welliger Anhöhen. Dichte Urwälder wechseln mit palmenreichem Kulturland ab, auf dem sich die niedlichen und saubern Anwesen der Eingebornen an den sanftaufsteigenden Halden und Bergabhängen hinlagern. Fischreiche Flüßchen und Wasserrinnen durchziehen die wild und üppig bewaldeten Niederungen, in denen das Krokodil sein unheimliches Revier hat und an welchen der Elephant im dichten Gehege umherstreift. Eine betriebsame Bevölkerung hat von diesem schönen und fruchtbaren Fleck Erde Besitz ergriffen und treibt neben Ackerbau einen lebhaften Handel mit der Küste, wohin die Gewässer dem Ocean zufließen und an welche die leichten Böte den Eingebornen zu den Handelsplätzen der Kamerunstädte tragen. Jener Landstrich ist das Gebiet und der Stammsitz der Abo-Neger, deren Sprache zwar verwandt ist mit dem Duala, aber doch ein eigenes Idiom darstellt. Mit den Duala-Negern haben jene nur das eine gemeinsam, daß sie wie diese mit Vorliebe Handel treiben, sonst aber neigen sie dem Gewerbe und Ackerbau mehr als die Kameruner zu. Finden sich doch unter den Abos Ansätze zu geschickten Holz- und Schmiedearbeiten. Das Ländchen liegt an beiden Ufern des Jabiang oder Aboflusses, der dem Wuri zuströmt und ziemlich weit hinauf für Böte schiffbar ist. Die Dorfschaften und die weithin zerstreuten großen Gehöfte der Aboleute liegen nicht in den Flußniederungen, sondern auf den Uferhöhen und auf dem sich

So verfolgten wir mehrere Stunden den schönen Wuri stromaufwärts, bis wir in den Jabiang oder Abo einbogen, der von Nordwesten herkommend, sich in den Wuri ergießt. Er führt eine ziemlich bedeutende Wassermasse mit sich und ist an seinem unteren Lauf für die größten Boote schiffbar und fast ohne jegliche Untiefen, da er sich nicht verflacht, sondern ein mehr oder weniger eingeengtes Flußbett hat. Seine Ufer sind teilweise mit Urwald bedeckt, über dem das tiefste Schweigen herrscht. Auf dem linken Gelände, das niedriger als das rechte zu sein scheint und von mehreren Wasseradern durchschnitten wird, die möglicherweise eine Verbindung mit dem Hauptstrom, dem Wuri, herstellen, zogen sich auf weite Strecken hin üppige Einfassungen riesiger Raphiapalmen.*) Ihre mächtigen Wedel, deren niederhangenden Spitzen der Strom bespülte, ließen das Ufer wie ein Domgewölbe aus dem Wasserspiegel hervortreten. Von der Krone der Palmen hernieder am schlanken Stamm hingen lange Trauben von Steinnüssen, welche die verschwenderische Tropenflora zu tausenden auf den schlammigen Boden streute oder im Gewässer versinken ließ. Da und dort huschte das zierliche Kanoe eines Eingebornen unter dem Palmenwald dahin, um dem Blütenschafte der Raphia den edlen Palmensaft zu entzapfen und in die rundliche Kalebasse oder Kürbisflasche zu füllen.

Gegen Mittag, als die Sonne trotz Zeltdach recht empfindlich auf den Scheitel brannte und die Schwüle sich erlahmend auf die Glieder legte, machten wir Halt. Unter dem weitästigen Gezweig eines mächtigen Schattenbaumes, umgeben von Dickicht und feuchtem Waldboden, lagerten wir an einer kleinen Lichtung und nahmen etwas kalte Küche zu uns, mit der die vorsorgliche Missionsfrau in Bethel das Boot verproviantiert hatte.

Nach kurzer Rast steuerten wir weiter den Abofluß hinauf. Offene Uferstellen verrieten ab und zu ein Dorfwesen mit seinen niedrigen Hütten und zahlreiche Kanoes lagen an den Landungsplätzen. Neugierig schauten die Uferbewohner mit ihren dunkeln Augen von der steil abfallenden Böschung auf uns hernieder und riefen uns freundlich den Willkomm zu. Der Abo engte sich mehr und mehr

*) Die Raphia- oder Weinpalme, welche Steinnüsse als Früchte trägt, wird nicht kultiviert, sondern wächst wild.

ein, die Ufer traten dichter aneinander, große Baumstämme, die im Fluß lagen, versperrten und erschwerten hie und da die freie Durchfahrt. Schließlich erreichten wir am späten Nachmittag eine Stelle, wo der Fluß sich stark verflachte. Zugleich war Ebbe eingetreten. Unser Boot saß auf dem Sand fest und mußte geschoben werden. Wir stiegen in das leichte Baumboot eines Eingeborenen über, und in wenigen Minuten legten wir vor dem Ort Singatutu an, dessen Hütten sich auf dem linken Ufer an einer kleinen Anhöhe hinaufzogen. Unser Ruderboot wurde von den Reisekisten entlastet, nachgeschoben und vor Anker gelegt. Emsige Hände griffen zu, um unser Gepäck nach der eine halbe Stunde entfernten Missionsniederlassung von Mangamba zu schaffen. Zwischen wohlgepflegten Anpflanzungen hin führte der Weg über wellige Anhöhen, an hübschen Negeranwesen vorbei, bis wir am Fuß eines steil ansteigenden Hügels standen, der als höchste Erhebung zwischen den Orten Bonakwasi und Mandoka emporragt. Zu seinen Füßen lagert unter Oelpalmen und Bananen versteckt der Königsort Mangamba. Wir stiegen den Bergkegel hinan, dessen abgestumpfte Spitze einige Hütten aufwies. Eine derselben, noch nicht ganz fertig gestellt, war von ziemlicher Länge und ließ sich leicht als Kapelle erkennen. Das Innere des Gotteshauses entbehrte jeglichen Schmuckes. Die Seitenwände waren noch nicht mit dem üblichen Flechtwerk ausgelegt. Als Bänke dienten rohe Pfähle, die in den Boden eingerammt waren und über denen Knüppel lagen. Ein kleines Tischchen vertrat Altar und Kanzelbrett. Freudestrahlend begrüßte uns der Nationalgehilfe Koto, sowie einige der herbeigeeilten Christen. Ersterer hatte seinen besten Staat angelegt und stiefelte feierlich in ungewohntem Schuhwerk einher, wobei sein stark tättowiertes Antlitz den Ausdruck der glücklichsten Stimmung trug. In einer der kleinen Hütten, die am äußersten Rande der Bergkuppe lag, richteten wir uns häuslich ein, und es fanden sich denn auch bald einige Binsenmatten, die auf Pfähle gelegt, uns als Lagerstätte für die Nacht dienen sollten. Der Raum selbst hatte früher als Gottesdienstlokal gedient und war von Koto und seinen heilsbegierigen Jüngern am Anfang der Bewegung als solches aufgerichtet worden, bis man zum Bau der größeren Kapelle unter Beihilfe der Mission geschritten war. Niedrig und ohne Fensteröffnungen glich der Raum einer Hütte im Kürbisgarten, wimmelte von allerlei In-

sekten und widerlichem Geschmeiß, so daß mir mehr als einmal eine langgeschwänzte Eidechse während des Schlummers über das Gesicht huschte. Der Fußboden war hart gestampft, hatte aber mit der Zeit große Risse bekommen, als ob ihn vulkanische Kräfte gehoben und gesprengt hätten. Im Hintergrunde des ehemaligen Heiligtums erhob sich ein eigenartiges Kunstwerk, das ich mir lange nicht erklären konnte und dessen Baustiel etwas von Urzeitlichem an sich trug. Es sollte eine Plattform, wie sie in englischen Versammlungssälen gebräuchlich ist, darstellen; aber die einfachen naturwüchsigen Abo-Künstler hatten die Raumverhältnisse sowie das Ebenmaß der Formen nicht ganz getroffen. So bildete denn das Ganze nichts als einen plumpen halbmondförmigen Erdwall, welcher zwei Drittel der Höhe des Domgewölbes einnahm. Hinter demselben war ein Auftritt für den Redner, der aber bei einiger Leibeskürze nur wenig aus der Verschanzung hervorragte und dessen Haupt in unmittelbarer Nähe des Daches sich befand. Doch warum lächeln über die gutgemeinte Kunstleistung der Christen von Abo? Sie hatten durch die Errichtung dieser eigenartigen Kanzel geglaubt, nicht nur dem praktischen Zweck, sondern auch dem der Schönheit ein würdiges Denkmal zu setzen. Wir zogen den ersteren in Betracht und benutzten die Verkleidung als Kulisse, hinter welcher wir uns wuschen und ankleideten, denn beständig war die offene Thüre von einer Schar neugieriger Jugend umlagert.

Am Abend, als der Mond über den schönen Fluren von Abo aufgegangen war und die Hügel und Gründe mit seinem matten Lichte beschien, da kamen von allen Seiten Christen und Heiden — voran der König von Abo — den steilen Bergpfad heraufgepilgert, um dem angesagten Abendgottesdienst anzuwohnen. Bei Laternenschein und Mondenlicht wurden Lobgesänge zu Gottes Ehre angestimmt und das Wort vom Kreuz verkündigt. Ein reges Leben entfaltete sich auf der einsamen Berghöhe, wo ehedem Dickicht stand und Elephanten ihres Wegs gezogen waren. Nicht nur leuchteten jetzt die abendlichen Feuer christlicher Hüttenbewohner weithin in das nächtliche Dunkel der Umgebung, — es ist daselbst auch unter dem wunderbaren Walten Gottes eine Leuchte des Heils entzündet worden, die für ganz Abo und jenes heidnische Hinterland vielleicht zu einem Feuerherd werden dürfte.

Der Vormittag des folgenden Tages galt einer abermaligen gottesdienstlichen Feier. Die Christen wollten des Herrn Mahl genießen und fanden sich hiezu vollzählig ein. Ich hielt eine kurze Predigt in englischer Sprache, die der uns begleitende Nationalgehilfe dolmetschte, und Br. Munz administrierte hierauf der kleinen Gemeinde das heilige Sakrament, woran wir anwesenden Missionare gleichfalls teilnahmen. Am Nachmittag erteilte Br. Munz den Gemeindegliedern Unterricht in der Heilslehre, prüfte sie und machte sich mit dem Stand ihres Glaubens und Wissens bekannt. Da solches in der Dualasprache geschah, so beteiligte ich mich nicht daran, sondern verbrachte jene drückend schwülen Nachmittagsstunden lesend im Schatten unserer Klause.

Endlich gestattete die Kühle des Abends ein Ausgehen ins Freie und so rüsteten wir uns zu einer kleinen Predigttour in der nächsten Umgebung. Wir stiegen den Missionshügel hinab und befanden uns bald zwischen den reizenden Anwesen von Mangamba. Es sind auch hier wie in den Kamerunstädten größere Familienwohnungen, die von Bananengruppen umgeben, von Oelpalmen und Mangobäumen beschattet, sich an die Hügel anlehnen. Saubere Plätze vor den langgestreckten Hüttenreihen und wohlgepflegte Pflanzungen hinter und neben denselben lassen das Ländchen mit seiner Palmenkultur wie einen Garten erscheinen. Vor des Königs Gehöfte machten wir Halt und baten um die Vergunst, auf dem geebneten weiten Plan desselben dem Volk das Evangelium verkünden zu dürfen. Der Häuptling, welcher den „Gottesboten" wohlgeneigt ist, entsprach gern unserem Verlangen und ließ sofort seine Unterthanen durch die Sprechtrommel zusammenrufen. Letztere besteht aus einem ovalen Holzklotz, der ausgehöhlt ist und oben einen Längseinschnitt als Oeffnung hat. Mit 2 Schlegeln wird nun auf beiden Seiten der letzteren getrommelt und dadurch entlockt man dem Holzinstrument weithin hörbare dumpfe Töne. Mittelst dieser macht man sich gegenseitig die erdenklichsten Mitteilungen.*) Es handelt sich dabei aber nicht etwa um bloße Signale, sondern um Wörter, ja um eine eigene, nur den freien Männern bekannte Sprache, die eigens erlernt werden muß und deren Trommelschläge in Mundlaute übersetzt werden, so daß sie als Ge-

*) Ein Ansatz zu dieser Trommelsprache findet sich auch (nach Büttikofer) im Hinterlande der Liberiaküste.

heimsprache und zugleich als Mittel des Verkehrs in die Ferne dient. Auf diesem Wege war denn auch bald eine zahlreiche Versammlung zusammengetrommelt, die zugleich davon unterrichtet war, um was es sich handle. Selbst einen lahmen Krüppel brachte man auf einer Art von Schubkarren herbeigeschleppt. Eine Menge Volks stand dicht gedrängt auf dem weiten Platz und lauschte unsern Worten. Es war in der That eine feierliche Abendstunde, die wir hier, im einsamen Hinterlande von Kamerun, mit Gesang, Gebet und Predigt vor einer aufmerksamen Heidenschar feierten. Doch es sollte weniger friedlich enden. Eben war meine Ansprache gedolmetscht worden und Br. Munz machte den Schluß in der Dualasprache, als sich Trommelschläge aus der Ferne hören ließen. Gespannt lauschten die Männer einige Augenblicke auf die Töne, erhoben sich dann blitzschnell von ihren Sitzen, eilten zu ihren Hütten und erschienen mit den Waffen in der Hand wieder auf dem Platz. Ein wildes Getümmel entstand und wie Spreu vor dem Winde zerstob im nächsten Moment die Schar der Männer. Geflügelten Laufes eilten sie auf den verschiedenen Pfaden davon, während die Frauen mit ihren Kindern in sichtlicher Unruhe auf dem Königsplatz blieben. Und was war der Grund der aufregenden Scene? Die Trommel hatte berichtet, daß in einer der nächsten Sklavenstädte, wo man sich bei Spiel und Tanz ergötzte, einige Freie sich zugesellt hatten. Ihre Einmischung hatte zu Streit und Unordnung und schließlich zu Thätlichkeiten geführt. Die Freien waren von der Sklavenbevölkerung übel traktiert und aus ihrem Weichbild hinausbesorgt worden. Die Klage der gemißhandelten Ruhestörer war nun durch die Trommelsprache dem König und seinen Räten vermeldet worden. Diese stürmten denn mit ihrem Gefolge davon, um an Ort und Stelle unter ihren Sklaven die Ruhe herzustellen. Die Aeltesten beobachteten dabei die Vorsicht, den Bewaffneten und vorab ihrem König, unter lautem Zuspruch die Waffen abzunehmen, damit nicht noch Schlimmeres aus dem Zwischenfall erwachse.

Wir waren froh, daß unsere Versammlung nicht vorzeitig gesprengt worden war, sondern daß wir unsere Heilsbotschaft hatten vorerst ausrichten dürfen. Schon war der Mond in seiner vollen Klarheit aufgegangen, als wir den Heimweg antraten und zwischen den Anpflanzungen hinwandelnd, den Hügel der Missionsniederlassung hinanklimmten. Bald nach uns trafen auch die andern Brüder,

Autenrieth und Scholten, die nach einer andern Richtung ausgezogen waren, ein und berichteten von dem Entgegenkommen der Bevölkerung und der zahlreichen Zuhörerschaft, welche sie auf ihrer abendlichen Predigttour gefunden hatten.

Am Morgen des dritten Tages wurde zum Aufbruch gerüstet. Noch einmal warfen wir vor dem Scheiden von des Hügels Spitze einen Blick weithin über die Fluren und Gefilde von Abo, die von der aufgehenden Sonne beschienen, zu unsern Füßen lagen. Das Frühlicht und die klare Atmosphäre ließen uns die schönste Fernsicht von der hohen Warte aus genießen. Im Südwesten türmten sich die himmelragenden Massen des Kamerungebirges auf und begrenzten den Horizont. Und weiterhin im fernen Südwest ließen sich die zarten Umrisse des Piks von Fernando Po, aus dem Ocean auftauchend, erkennen. Vom Nordwesten bis Südosten aber verläuft in ununterbrochener Kreislinie ein Hochgebirge, das in wunderlichen, wildromantischen Formen aus der Ebene aufsteigt und mit seinen Felsenzacken an die Schweizer Alpen erinnert. Noch unerforscht, konnte uns niemand über dasselbe genaue Kunde geben, weder über seine Entfernung noch Höhe. Die Eingeborenen nannten es Ekoko, d. i. Felsengebirge, und hielten es für unbewohnt. Wir schätzten seine höchsten Spitzen auf 2—3000 Meter. Die zu den Füßen sich ausbreitende Niederung mit ihren zahllosen Hügeln und wellenartigen Erhebungen war, soweit das Auge reichte, teils mit Urwald, teils mit Kulturland bedeckt, aus dem die Rauchsäulen der Hüttenfeuer kräuselnd emporstiegen. Welch' ein Gebiet, noch nie betreten vom Fuß der Friedensboten, die da Gutes predigen und Heil verkündigen, lag hier vor unseren Augen! Möchte — das war unser Wunsch und Gebet — die Missionsniederlassung auf der Berghöhe von Mangamba eine Stadt Gottes in diesem heidnischen Lande werden, eine Leuchte für das umnachtete Abo-Gebiet, die weithin das Licht der Erkenntnis und des Heils in Jesu Christo verbreite, so daß auch hier das Wort des Propheten Jesaias in Erfüllung gehe: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle (Jes. 9, 12).

Nach neueren Nachrichten*) scheint sich denn auch unsere Hoff-

*) Vgl. Ev. Heidenbote, Februar 1890.

nung in dieser Richtung erfüllen zu wollen. Der überaus gesegnete Fortgang des Missionswerkes in Mangamba hat seither dazu geführt, letzteres zu einer Station mit 2 europäischen Missionaren zu erheben, die von hier aus das Inland bearbeiten. Ein durch Gottes Geist gewirkter Zug zum Evangelium scheint die Bevölkerung ringsum ergriffen zu haben, so daß den Boten Christi allenthalben der Zugang zu derselben offen steht.

Voll fröhlicher Zuversicht und mit Dank gegen Gott traten wir unsern Rückweg nach der Küste an. Wohl überraschte uns auf der langen und ermüdenden Heimfahrt ein tüchtiger Tornado oder Gewittersturm, der gewaltig wehte und Ströme von Regenmassen auf das Boot niederrauschen ließ; aber dankerfüllt legten wir gegen Abend bei Bethel unser kleines Fahrzeug vor Anker und befahlen in der gemeinsamen Abendandacht das Werk Gottes in Abo, dessen fröhlichen Anfang wir hatten schauen dürfen, der göttlichen Fürsorge an; denn wo nicht der Herr das Haus bauet, da bauen umsonst, die daran arbeiten!

b) In das Gebiet von Malimba.

Der dreitägige Ausflug nach Abo hatte mir ein kleines Fieber eingetragen, mit dem ich mich die folgenden Tage herumschleppte. Aber es war nicht von Bedeutung und so rüsteten wir uns für Sonnabend vor Palmarum zu einer weiteren Reise in das südlich gelegene Gebiet von Malimba. Da die Entfernung, welche das Boot dahin auf mancherlei Umwegen zurückzulegen hat, gegen 20 Stunden betragen mag und bei Benutzung von Flut und Brise nicht unter 15 Stunden zu bewältigen ist, so wurde unser Ruderboot schon in der Nacht reisefertig gemacht und in aller Morgenfrühe bestiegen. Abschiedsgrüße wurden uns von der hohen luftigen Veranda des Missionshauses zugewinkt und wohlgemut gings mit der Ebbe stromabwärts. Wir waren diesmal nur unsere 3 Reisegefährten, nämlich die Brüder Munz, Arntz und ich. Die Fahrt ging den Kamerunfluß hinab in das schon mehrfach erwähnte große Wasserbecken, welches die Gewässer der verschiedenen Ströme und ihrer vielverzweigten Mündungsarme aufnimmt. Mächtig rauschten die gewaltigen Wogen dahin, dem Ocean zu; da und dort kräuselten sich die

Wellen über den aufgeschwemmten Sand- und Schlickmassen und kennzeichneten sich als tückische Untiefen, die das Boot sorgfältig zu meiden hatte, um nicht mitten in der weiten Wasserwüste festzusitzen. Allenthalben war der Horizont von dunkeln Sumpfwaldungen begrenzt und nur hie und da gähnte die freie Oeffnung eines Mündungsarmes mit seinem im Frühlicht blitzenden Wasserspiegel entgegen. Endlich war das stumpfe Eck einer großen Insel umschifft und wir steuerten quer hinüber dem breiten Kwakwa zu, welcher ein Verbindungsarm zwischen dem Kamerunbecken und dem Jdiafluß ist. Wohl wäre es näher nach Malimba, das am Ausfluß des Jdia liegt, gewesen, wenn wir die Landspitze von Suellaba umschifft und unsern Weg auf dem offenen Meer dorthin genommen hätten, aber bei dem hohen Seegang und bei der Möglichkeit eines Unwetters konnten wir es mit unserem leichten Segelboot nicht wagen. Leider hatten wir nicht den leisesten Hauch von Brise und waren bei der drückenden Hitze nur auf die Ruderer angewiesen. Die Sumpfwaldungen rückten immer näher und endlich hatten wir die Einfahrt in den Kwakwa-Flußarm gewonnen. Die Scenerie war ziemlich einförmig. Weithin dehnten sich die unheimlichen Dschungelgebiete aus, zwischen denen Wasserläufe sich hinziehen, Inseln bildend und die mächtige Waldung bespülend. Unbetreten vom menschlichen Fuß, beherbergt das angeschwemmte Sumpfland Scharen von geflügelten Bewohnern in seinem düstern Waldesschatten und das Krokodil wie das Flußpferd haben hier ihr unzugängliches Revier. Totenstille herrschte ringsum und nur leise rauschte und plätscherte das Gewässer zwischen dem wildverwachsenen Mangrovegebüsch. Lange Zeit war weder eine Ansiedelung von Menschen, noch ein Boot zu erspähen. Die Ufer erhoben sich nur unmerklich über dem Wasserspiegel und waren ab und zu von dichten Palmenbeständen eingefaßt. — Erst nach mehrstündiger Fahrt wurde das Ufergelände bedeutend höher und Böte von Eingebornen zeigten sich auf dem Gewässer. Stellenweise erweiterte und verflachte sich der Kwakwa so, daß Eingeborene das Fahrwasser mit aufrechtstehenden Stangen bezeichnet hatten. Die Scenerie belebte sich mit einem Schlag. Wohnstätten erhoben sich auf dem palmenreichen Ufer, menschliche Stimmen schlugen ans Ohr, Kanoes kreuzten den Fluß und wir wußten uns im Gebiet des Bakoko-Stammes, der hier an den Ufern des Kwakwa seine Hütten aufgeschlagen hat.

Noch war die Sonne nicht zu Rüste gegangen, als wir in den schönen Idiafluß einliefen und für kurze Zeit Anker warfen. Die abendliche Beleuchtung ließ uns ein breites Strombett erkennen, in welchem kleinere und größere Inseln mit üppiger Pflanzenfülle auftauchten. Wegen des ziemlich starken Wellenschlages fuhren wir dicht am rechten Ufer entlang, das, je weiter wir kamen, immer niedriger wurde und mit hohem Schilf bewachsen war. Gegen die Mündung hin teilt sich der Strom in zwei Arme, zwischen denen eine große und stark bevölkerte Insel liegt, welche von dem Stamm der Malimba-Leute bewohnt ist. Endlich erreichten wir zu später Stunde den früheren Missionsplatz Malimba, der unfern der Mündung an einem schmalen Flußarm liegt. Eine ruinenhafte Hütte, die sich auf dem niedrigen Uferrand erhob, diente uns als Landmarke und Erkennungspunkt, denn das Oertchen selbst liegt zwischen Palmen und Mangobäumen versteckt, einige 100 Schritte dahinter. Auf unser Rufen hin tauchte eine hagere Männergestalt im Mondenlichte auf und es begrüßte uns dieselbe in einem wunderlichen Kauderwelsch von Englisch als der Aelteste der hier angesessenen Christen. Bald erschien auch seine Ehehälfte, die in der aufrichtigen Herzensfreude über unser Kommen fast wie närrisch that. Beide überboten sich in Wort und Geberde, um uns ihre Freude zu erkennen zu geben. Ermattet wie wir waren, wies man uns denn auch bald einen Raum zur Nachtherberge an, wie ihn eben das würdige Ehepaar zu bieten vermochte. Aber o weh, welche Stätte! Der kleine Hüttenraum war eine Höhle des Unflats. Wände und Bedachung, aus losem Flechtwerk hergestellt, waren allenthalben äußerst schadhaft und gänzlich verräuchert, der Fußboden so uneben und mit losem Erdreich und Staub bedeckt, daß man sich nicht wohl bewegen konnte; die schwüle Luft darin war mit den übelsten Gerüchen erfüllt und geradezu unerträglich, und wenn ich auch als afrikanischer Missionar an solche hinlänglich gewöhnt war, so überstiegen jene doch die Grenzen des Erträglichen. Allein, was halfs? Die Reisekisten wurden zusammengestellt und als Tische benützt. Eine hölzerne und eine alte eiserne Bettlade fanden ihren Platz auch noch in dem düstern Raum und sollten, mit schmutzigen Strohsäcken belegt, uns als Nachtlager dienen. Br. Munz und Arntz nahmen, totmüde von der langen Fahrt, Besitz von jenen. Ich konnte mich nicht entschließen, die

Nacht in dem von Insekten und Geschmeiß durchschwirrten Raum zu verbringen und eine Luft einzuatmen, die mich den Schlaf doch nicht hätte finden lassen. Bis gegen Mitternacht spazierte ich im herrlichen Mondschein zwischen der Hütte und dem Strand auf und nieder, umfächelt von der kühlen Nachtluft, die über den Fluß strich. Schließlich bestieg ich unser Boot, ließ es mitten auf dem Fluß verankern und legte mich auf ihm zur nächtlichen Ruhe, hoffend, daß weder Unwetter noch Regen mich darin stören werde, wiewohl fernes Wetterleuchten die Möglichkeit nicht ausschloß. Aber auch hier sangen mir die Quälgeister der Moskitos, während ich hingestreckt auf den harten Brettern lag, ein unliebsames Schlaflied, bis die stärker einsetzende Landbrise sie verstummen ließ und mich der schaukelnde Kahn, an den die Wellen des Flusses plätschernd schlugen, in den Schlaf wiegte. Die Nachbarschaft der Alligatoren und Flußpferde, das Heulen und Krächzen der Nachttiere, das aus der nahen Urwildnis von beiden Ufern herübertönte, focht mich wenig an.

Das vielstimmige heisere Gekreisch zahlloser Papageien, welche die Uferwaldung belebten und in Scharen über uns dahinflogen, weckte mich schon in früher Stunde. Wie gerädert reckte ich die steifen Glieder und begab mich ans Ufer. Hier in der räucherigen Hütte wußten die Brüder erst recht ein Klagelied über die verflossenen Nachtstunden anzustimmen. Nicht nur hatte ihnen die dumpfe Schwüle des Hüttenraumes allen Schlaf geraubt — Tausende von Moskitos hatten sie in beständiger Aufregung erhalten und schließlich hatten noch große freche Ratten ihre Erscheinung gemacht. Ungescheut hatten diese die Reste unserer Abendmahlzeit in allen Winkeln aufgesucht und dabei ihren Weg in großen Sprüngen über die schlafsuchenden Lagergenossen genommen. Dazu schnarchten in beneidenswerter Ruhe einige der schwarzen Reisegefährten, die sich in ein Tuch eingewickelt, in einen Winkel der Hütte zum Schlummer hingestreckt hatten und trotz Ratten und Ungeziefer allem Weltschmerz entrückt waren.

Der anbrechende Tag war ein Sonntag und zwar Palmarum. Wir hielten nach dem frugalen Frühstück unsern Morgensegen und traten so am fernen Malimbastrand in die Leidenswoche unseres Heilandes ein. Den Eindruck einer „stillen Woche", wie Christen dieselbe zu feiern pflegen, sollte uns Malimba aber nicht gewähren;

denn wiewohl wir uns auf der Stätte eines alten Missionspostens befanden, so war doch wenig davon zu sehen und zu merken. Vor vielen Jahren hatte Saker diesen abgelegenen Winkel des Malimbagebietes mit seiner kleinen Dampfbarkasse besucht und wie es scheint, willige Hörer gefunden. Ein Nationalgehilfe, Namens Dibundu,*) war von ihm dort stationiert worden und derselbe hatte gegen 8 bis 10 Jahre daselbst gearbeitet und die kleine Christengemeinde bedient. Am Ufer des Flußarms, in dem kleinen Oertchen, in welchem wir nächtigten, und das höchstens 12 Hütten zählte, hatte man eine kleine Kapelle und eine Wohnung für den Missionsarbeiter errichtet. Hier hatten sich, wie es scheint, die wenigen Christen angesiedelt, zumal das von Urwald bestandene Land Eigentum des ältesten Christen war. Arbeitermangel nötigte aber die Baptisten schon vor Jahren, den Gehilfen Dibundu von Malimba hinwegzunehmen und in Bethel zu verwenden. Das Christenhäuflein war seitdem ohne geistliche Bedienung geblieben und für die weitere Ausbreitung des Werkes unter dem Malimbavolk war somit auch nichts mehr geschehen. Das Missionsanwesen verfiel und wir hatten bei unserem Besuch nichts als dessen Trümmer vor uns.

Aber auch innerer Verfall der Christengemeinde war inzwischen eingetreten, denn es waren Schafe, die keinen Hirten hatten. Zwischen zwei ergrauten Häuptern, die beiderseits die Führerrolle in der Leitung der kleinen Gemeinde beanspruchten, war unheilbarer Zwist ausgebrochen. Der eine der beiden Alten war der Besitzer des Grundstückes, auf dem das Missionsanwesen gestanden hatte. Er war es auch, dessen Gastfreundschaft wir genossen. Bei allem scheinbaren Eifer für die Missionssache machte er gleichwohl den Eindruck, als ob er nicht ganz frei von Herrschsucht sei. Der andere war ein würdig aussehender Christ mit grauen Haaren. Diesem letzteren hatten sich die wenigen christlichen Gemeindeglieder angeschlossen und sich mit ihm auf dem versteckt und abseitsgelegenen Ufergelände eines Seitenarmes des Flusses angesiedelt. Sie hatten bis daher in ihrer Vereinsamung sich erbaut und zu diesem Zweck ein offenes Versammlungslokal für ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte errichtet.

*) Derselbe ist jetzt der eingeborne Pastor der Baptistengemeinde in Bethel.

An jenem Sonntagsmorgen gedachten wir an der alten Missionsstätte wieder einmal Gottesdienst zu halten; allein es stellte sich hiezu niemand ein. Ein Häuptlingssohn, so hieß es, sei auf der benachbarten großen Flußinsel in der Nacht gestorben und dieser Todesfall habe die gesamte Bevölkerung zur Totenfeierlichkeit vereinigt. Wir bestiegen ungesäumt das Boot und kreuzten den breiten Flußarm trotz der Glutstrahlen der tropischen Sonne. Schon aus weiter Ferne tönte uns dumpfer Trommelschlag, wilder Gesang und ohrenzerreißende Totenklage entgegen. Der Platz war deshalb unschwer zu finden. Aber welch ein Anblick bot sich uns dar, als wir den niedern Uferabhang hinaufschritten und uns der hinter Gebüsch versteckt liegenden Trauerstätte näherten! Auf der freien Fläche eines Dorfplatzes tummelte sich eine Menge Volks, Männer und Weiber, alt und jung, wild durcheinander. Wie besessen tanzten johlende und kreischende Gruppen auf und nieder, mit den Armen fuchtelnd, die Gliedmaßen in zuckenden Bewegungen vor- und rückwärts setzend; unheimlich und wild rollten die dunkeln Augen im tättowierten und leidenschaftlich verzerrten Gesicht. Eine Trommlerbande traktierte mit wütigem Eifer die plumpen Instrumente; andere Tonkünstler suchten mit Schellengeläut und sonstigem klirrenden Klingklang die musikalische Wirkung zu erhöhen. Alles drehte sich wie im Taumel, berauscht durch den sinnverwirrenden Heidenspektakel und entflammt durch den Genuß des Branntweinfusels, der in weite Becken entleert, mit großen Trinkgläsern geschöpft und den erhitzten Tänzern, wie den umstehenden Zuschauern in freigebigster Weise kredenzt wurde. Die ganze Atmosphäre war von Schnapsgeruch erfüllt. Vom Toten war nichts zu sehen. Wahrscheinlich lag er in einer der nahen Hütten oder war vielleicht schon zur Erde bestattet worden. Niemand war in der Stimmung, uns eine ruhige Antwort auf eine Frage zu erteilen. Trotzdem versuchten wir die Anwesenheit der zahlreichen Volksmenge zu benutzen, um der Trauerversammlung ein Wort des wahren Trostes zu spenden. Es gelang auch einem anwesenden Christen, den Tumult zu stillen und das Getümmel nach und nach zur Ruhe zu bringen. Die Musik setzte aus, das Klagegeheul verstummte und der wilde Fandango pausierte. Br. Munz begann eine der Situation angemessene Rede zu halten; aber er hatte kaum 5 Minuten gesprochen, als die Trommeln wirbelten und der Singsang

von neuem angestimmt wurde. Die Weiber fingen ihr vielstimmiges Klagegeheul an, die rauhen Männerstimmen brüllten ihre mißtönenden Totengesänge; andere reihten sich zum Tanz und zogen gestikulierend und die Erde stampfend vor den Hütten auf und nieder. An ein weiteres Predigen war nicht mehr zu denken. So wurde gepaukt, gebrüllt und lamentiert, Schnaps getrunken, gelacht und getanzt, daß man hätte denken sollen, man feiere mit diesem wilden Gelage das ausgelassenste Freudenfest oder einen afrikanischen Karneval, während doch das Ganze nur den Zweck hatte, der abgeschiedenen Seele des Verstorbenen in der Geisterwelt die größtmöglichste Ehre zu erweisen. Der Schnaps aber, der hier im Unmaß ausgeschenkt und die erhitzten Kehlen hinuntergegossen wurde, war deutscher Fusel, von Hamburg aus in Malimba eingeführt. Mit Betrübnis mußten wir als deutsche Missionare und Christen sehen, wie er in seiner berauschenden Wirkung die heidnischen Afrikaner deutschen Gebietes zu Unmenschen entflammte. Wir mußten uns sagen, wer weiß, welche unseligen Folgen dieses Saufgelage für die Familie des Verstorbenen hinterher haben werde. Muß sie doch alle Unkosten bestreiten und vielleicht im Fall der Zahlungsunfähigkeit eins oder mehrere Familienglieder als Sklaven verkaufen. Das ist in der That ein böses Stück Kulturarbeit an den unwissenden und leidenschaftlichen Afrikanern, dessen sich die deutsche Handelswelt schuldig macht.*) — Betrübt zogen wir unsere Straße weiter, d. h. wir streiften dem Ufer entlang, ob wir vielleicht in andern Ortschaften der Insel eine Zuhörerschaft für unsere Botschaft finden möchten. Aber vergeblich! Alles war dem Festgelage zugeströmt und wie ausgestorben lagen die Hütten der Inselbewohner im friedlichen Schatten der Uferwaldung. Unverrichteter Dinge begaben wir uns schließlich auf den Heimweg.

Am Nachmittag, als die drückende Hitze durch eine starke Seebrise etwas gemildert wurde, machten wir nach einer andern Richtung hin einen Predigtausflug und zwar diesmal mit besserem Erfolg. Wir steuerten den ziemlich hochgehenden Fluß hinab der Mündung zu, wo am rechten Ufer hinter Schilf und Gebüsch die armselige Residenz des Königs Passall liegt. Letzterer ist der Gebieter des

*) Nach dem im Auswärtigen Amte herausgegebenen „Kolonialblatt“ wurde im zweiten Halbjahr 1889 in das Kamerungebiet 468,095 Liter Branntwein eingeführt. Dieser Menge würde ein täglicher Absatz von 2544 Liter entsprechen.

Landstrichs von Malimba, welcher sich zu beiden Seiten des nördlichen Mündungsarmes bis ans Meer erstreckt und der am 23. August 1884 unter die deutsche Oberhoheit gestellt wurde. König Passall (zu deutsch: der Alles Uebertreffende) nahm uns freundlich auf und hieß uns vor seiner Wohnung auf einem freien Platz niedersitzen. Seine Residenz bestand in einem großen auf Mangrove-Stämmen ruhenden Holzgebäude, das einen saalartigen Raum enthielt, aber unbewohnt zu sein schien. Vielleicht diente derselbe zu Rats- und Volksversammlungen, während kleine Hütten aus Flechtwerk in der nächsten Nähe den König mit seinem Hofgesinde und Weibertroß beherbergten. — Passall war ein kleiner untersetzter Mann mit energischen Gesichtszügen, der als Händler ebenfalls ein verdorbenes Englisch radebrechte. An den Handgelenken trug er wie die meisten seines Volks große breite Ringe vom schönsten Elfenbein; denn in den Sumpfgebieten Malimbas bis weit hinauf am Jdiafluß wird der Elephant noch häufig angetroffen und gejagt. — Im Lauf der Unterhaltung holte der Negerfürst die sorgfältig aufbewahrten Dokumente hervor, auf denen der zwischen ihm und der deutschen Regierung geschlossene Vertrag aufgezeichnet war. Er schien nicht wenig stolz darauf zu sein, und gar zu gern hätte er auch noch von uns Missionaren ein ähnliches Papier in Händen gehabt, auf welchem wir erklären sollten, daß die Basler Mission auf seinem Gebiet und unter seinem Schutz sich niedergelassen habe. Die Hauptsache dabei war wohl aber dem schlauen Fuchs die Aussicht auf Geschenke, welche einen solchen Vertrag zu begleiten pflegen. Wir ließen uns natürlich auf die begehrlichen Wünsche des schwarzen Herrschers nicht ein. Der Zweck unseres Besuches war vielmehr der, ihm und seinem Volk das Evangelium zu predigen. Dies geschah denn auch und wir hatten eine recht vollzählige Zuhörerschaft, meist Frauen des Königs, die uns gern zuzuhören schienen.

Gegen Abend traten wir den Rückweg an und gedachten den Tag damit zu beschließen, daß wir noch die Christen besuchen wollten, die sich — wie oben erwähnt — abseits an einem kleinen Nebenarm des Flusses niedergelassen haben. Wir bogen in denselben ein und fuhren zwischen der Urwaldung, welche die Ufer einsäumte, eine Strecke hinauf. An einer Lichtung stiegen wir ans Land und stießen wenige Schritte vom Ufer entfernt auf ein gar lauschiges Plätzchen.

Zwischen Bananen und Palmengebüsch war eine größere Fläche geebnet und vom Gehölz sauber geklärt. In der Mitte erhob sich ein offener, auf Pfosten ruhender Schuppen, der mit den Blättern der Fiederpalme gedeckt war und dessen Inneres Bänke von eingerammten Pfählen aufwies. Es war die bescheidene Kapelle der Christen, die sie sich hier in der Wildnis aus dem Material derselben erbaut hatten. Im Hintergrunde erblickte man die kleinen Hütten derselben, welche sich an die Waldung lehnten. Der Vollmond beschien mit seinem milden Lichte die kleine friedliche Ansiedelung, die das malerischste Bild im einsamen Waldesversteck darbot. Die christlichen Bewohner bewillkommten uns freudig und baten sofort um einen Abendgottesdienst, den wir gern zusagten. Im nächsten Augenblick ertönte der dumpfe Klang eines alten Stückes Eisens, das unter dem Dach der Kapelle an einem Querbalken hing und den Dienst einer Glocke versah, indem man mit einem Stäbchen dagegen hämmerte. Bald darauf war der offene Raum mit Christen und Heiden aus der nächsten Nachbarschaft so dicht besetzt, daß man sich kaum wenden konnte. Die Christen stimmten ein Lied an, wobei eine Frau als Vorsängerin funktionierte und wundersam lieblich erschallten die Lobgesänge durch die lautlose Abendstille. Br. Arntz hielt hierauf eine Ansprache über den Lehrtext des Tages: „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid u. s. f." (1 Petri 1, 18. 19). Gebet und Gesang beschloß die erbauliche und liebliche Abendversammlung. Fröhlich und in gehobener Stimmung begaben wir uns nach herzlichem Abschied von den Anwesenden in unser Boot und steuerten unserem Heimwesen zu. — In dieser Nacht teilte Br. Arntz mein hartes, aber immerhin luftiges Lager auf dem Boot, das wir wieder mitten auf dem Fluß verankerten, während Br. Munz in der dumpfen Hütte kampierte und Moskitos und Ratten zum Trotz sich doch eines wohlthätigen Schlummers erfreute.

Den folgenden Vormittag über fand Gemeindeversammlung statt, teils um die Angelegenheiten derselben zu ordnen und besonders den erwähnten Zwist beizulegen, teils auch, um den Gemeindegliedern einigen Unterricht in der Heilslehre zu geben; denn wie schwach es mit der Erkenntnis der dortigen Christen bestellt sein mag, läßt sich denken, wenn man bedenkt, daß dieselben jahrelang ohne ständige geistliche Bedienung geblieben sind. Leider konnte ihnen Br. Munz

wegen des vorläufigen Lehrermangels noch keinen bestimmten Termin angeben, wann Malimba wieder besetzt werden sollte.

Am Mittag brachen wir auf und segelten bei einiger Brise den Idiafluß hinauf. An einzelnen Punkten der Strominseln legten wir an und trieben Reisepredigt unter der hier angesessenen Bevölkerung der Bakoko-Neger. Diese sind, wie die Malimbaleute am unteren Fluß, durchweg Händler, treiben aber auch etwas Ackerbau und versorgen die Malimbas auf ihren Märkten mit Lebensmitteln. Die Bakokos haben den fruchtbarsten Teil des Flusses inne und sind an Zahl und durch Einigkeit den andern Stämmen überlegen. Nur haben vor Zeiten die Pocken unter der Bevölkerung in jenem Stromgebiet stark aufgeräumt. Weiter oben am Fluß hat das Idia-Volk seinen Stammsitz, das gleichfalls mit Vorliebe Handel treibt, so daß die Produkte des Inlands ihren Weg durch mehrere Gebiete machen müssen, bis sie das Mündungsland und den Stapelplatz der Küste erreichen. Daß es hiebei nicht ohne Reibungen und Fehden zwischen den einzelnen Stämmen abgeht, läßt sich denken, wobei eine jedesmalige Stockung des Handelsverkehrs zum Schaden aller Teile eintritt. — Obwohl die Bakokos ihren eigenen Dialekt sprechen, so verstehen sie doch recht wohl das Duala-Idiom, welches sich als Handelssprache weit und breit eingebürgert hat. Die von uns besuchten Ortschaften auf den fruchtbaren Inseln waren stark bevölkert und allenthalben kam man uns mit großer Zuvorkommenheit entgegen. Schon Saker scheint sein Augenmerk auf den Stamm gelenkt zu haben und soll je und je das Gebiet besucht und das Evangelium gepredigt haben. Seither sind aber Jahrzehnte verflossen und der Schall der Heilsbotschaft ist längst verklungen.

Erst am späten Abend, als sich die Nachtschatten bereits auf Fluß und Wald lagerten, gingen wir am letzten Bakokodörfchen vor Anker. In den niedrigen Hütten glommen die Abendfeuer, an denen die Frauen ihre Mahlzeit bereiteten. Am Flußufer hockten die Männer und unterhielten sich wahrscheinlich über ihre politischen Stammesangelegenheiten, über Handel und sonstige Vorkommnisse; die Jugend aber stellte Betrachtungen über unser Boot an, das sich auf dem Gewässer zu ihren Füßen wiegte. Dieses mußte denn auch für diese Nacht unser gemeinsames Lager abgeben. Kreuz und quer lagen wir samt den Ruderern neben einander geschichtet auf dem engen Raum

neben und über den Reisekisten und dem Segelwerk. Am frühen Morgen, nachdem ein feiner Regen die Schläfer geweckt hatte, reckte jeder die steifgelegenen Glieder und weiter gings den Kwakwa hinauf dem heimischen Hafen zu. Als wir das große Kamerun-Flußgebiet erreichten, setzte zu unserer Freude eine starke Seebrise ein. Flugs wurden die beiden Segel aufgezogen und der Wind gefaßt. Wie eine Seemöve flog unser Fahrzeug unter dem Druck der vom Winde gebauschten Leinwand dahin. Hoch spritzte der Gischt auf, den der Bug des Bootes um sich warf. Auf und nieder senkte sich dasselbe und schoß unaufhaltsam über die rollenden Wogen, welche die Flut stromaufwärts trieb. Vorbei gings an den verschiedenen Bojen oder Flußmarken, als gelte es eine Wettfahrt mit dem fliegenden Holländer. Die Ruder waren eingezogen und die Bootsleute hatten gute Zeit. Brise und Flut arbeiteten stärker als Dampf. Schon gegen 4 Uhr Nachmittags hatten wir den Landungsplatz der Station Bethel erreicht. Unsere Malimba-Fahrt war beendet.

(Fortsetzung folgt.)

Die allgemeine Missionskonferenz in Schanghai vom 6. bis 20. Mai 1890.

Nach Mitteilungen von Missionar M. Schaub.

Es war im Mai 1877, daß in Schanghai die Vertreter der in China arbeitenden Missionsgesellschaften zum ersten Mal zu einer allgemeinen Missionskonferenz zusammentraten und über ihre Arbeit in dem weiten „Reich der Mitte" sich gemeinsam berieten, zugleich aber auch sich gegenseitig stärkten zu dem einen, ihnen allen befohlenen Werk des Herrn. — Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen und erst in den Maitagen dieses Jahres vereinigte man sich zu einer zweiten derartigen Missionskonferenz, die von allen englischen, amerikanischen und deutschen Missionen Chinas beschickt wurde. Nicht weniger als 430 Missionsarbeiter aus allen Gebieten Chinas, soweit dieselben von der evangelischen Mission besetzt sind, fanden sich zu derselben ein. Die Basler Missionsgesellschaft, welche unter

dem Hakkastamm im südöstlichen China arbeitet, war durch Missionar Schaub auf dieser Missionskonferenz vertreten, dessen Mitteilungen wir das nachfolgende entnehmen:

„China ist aufgeschlossen wie noch nie; es gilt, rasch das Evangelium zu einem Zeugnis über diese Völkermassen zu verkündigen!" Das war der Grundton der allgemeinen chinesischen Missionskonferenz in Schanghai. Der Glaubensmann Taylor, welcher mit seiner Bescheidenheit, seinen friedestrahlenden Augen die Sympathien aller gewann, eröffnete die Konferenz mit einer Predigt über die wunderbare Speisung. Einfach und treffend verwertete er seinen Text zu allerlei praktischen Winken für unsere Arbeit und schloß mit einem bei den Engländern und Amerikanern lauten Beifall findenden Aufruf an die heimatlichen Kirchen, der von unsrer Konferenz ausgehen solle, daß innerhalb drei Jahren 1000 neue Arbeiter herauskommen sollten, um so in einigen Jahren China mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen. Während der 14tägigen Verhandlungen zeigte es sich immer wieder, daß Taylor mit seiner Eröffnungsrede der Konferenz ihre bestimmte Richtung gegeben hatte. Ein Aufruf nach dem andern wurde von kleineren, von der Konferenz gewählten Komitees abgefaßt, die um Lehrer, Aerzte, ordinierte Missionare, besonders auch um Frauen warben, welche bald möglichst nach China kommen sollten. Es trat einem da recht die Thatsache entgegen, daß bei vielen Missionsleuten der Jetztzeit weniger der Missionsbefehl Matth. 28, 19 maßgebend ist, als jenes Wort unsres Herrn (Matth. 24, 14), wo er in seiner eschatalogischen Rede von dem allgemeinen Zeugnis, das noch über die Völkerwelt ergehen wird, ehe er wiederkommt, redet. Schon Dr. Fabri hat in seinen Reden über die Aufgabe der Heidenmission auf diese Stelle hingewiesen, als das Wort, welches die spezielle Aufgabe der heutigen Missionsarbeit charakterisiere. Es gestaltet sich die Arbeit, je nachdem man in solchen Prinzipienfragen seine Stellung nimmt, sehr verschieden. Während sich die einen ein kleineres Gebiet zur gründlichen Bearbeitung auswählen, besonders auch Schulen gründen, viel Zeit und Kraft auf Bildung eines tüchtigen Gehilfenstandes verwenden, nehmen die andern Besitz von einer großen Stadt nach der andern, verkaufen ihre Bibeln und Traktate, singen und predigen die alte gute Botschaft den Heiden. Ihre Arbeit gleicht in diesem Fall mehr einer allgemeinen Vorbereitungsarbeit. Es ist

ein Trompetenstoß durchs ganze Land: „Jesus errettet euch!" Ob dieser Ruf verstanden wird oder auf die Heiden Eindruck macht, das überlassen sie ihrem Herrn. Sie sagen: „Er wird ja wohl bald selbst kommen und sein Reich aufrichten." Da ich schon einige Tage vor der Konferenz in Schanghai eintraf und bei meinem Freunde, Dr. Faber, logierte, der mit den Leuten der Inland-Mission gut bekannt ist, so hatte ich die beste Gelegenheit, Taylor und seine Missionare etwas kennen zu lernen. Kurz vor Eröffnung bezog die Inland-Mission ihr neues Anwesen, das sie in Schanghai besitzt. Einer ihrer Missionare schenkte hiezu seiner Gesellschaft einen großen Platz in Schanghai. Dort wurde das Inland-Mission-Home gebaut mit einem schönen Betsaal und vielen Wohnungen. Von ihren 380 Leuten waren 82 Mitglieder, Männer und Frauen, in Schanghai anwesend. Es fanden in ihrem Saale Vorträge zum Zweck der Vertiefung des geistlichen Lebens statt. Gemeinschaftlich nahmen sie in geräumigem Speisesaal ihre Mahlzeiten ein. Ich wurde auch einmal zu ihrem Tische geladen und hatte die Freude, mich mit meinem Tischnachbar Taylor über allerlei interessante Gegenstände unterhalten zu können. An unserem Tische, an welchem 10 Personen saßen, waren 7 Provinzen Chinas vertreten. Nach der Mahlzeit wurde gesungen und für einzelne Geschwister gebetet. Es ist nämlich Sitte, daß bei dieser Gelegenheit der Reihe nach für alle ihre Leute, die in der Arbeit stehen, gebetet wird. Dabei waltet hier ein Geist kindlicher Liebe zum Herrn und brüderlicher Gemeinschaft, der auf jedermann einen tiefen Eindruck macht. Die meisten, sowohl Männer als Frauen, kleiden sich chinesisch, sind zum Teil stattliche Erscheinungen, manche sehen aber auch sehr leidend aus infolge der vielen strapaziösen Reisen. Einige Fräuleins, in einfachem chinesischem Rock, haben auf ihrer Brust in großen chinesischen Buchstaben die Worte stehen: „Jesus errettet die Menschen." In ihren Versammlungen, die zur Vertiefung des geistlichen Lebens abgehalten wurden, durfte man nicht etwa tiefer gehendes Eindringen in die christliche Erkenntnis erwarten. Es ist vielmehr eine gewisse Einseitigkeit, mit der ihr »Jesus loves me!« »None of me and all of Jesus!«*) getrieben wird. Freilich liegt in dieser Einseitigkeit auch wieder ihre Stärke. Etwas eigentümlich kam uns Schweizern und Deutschen der bekannte

*) Jesus liebt mich! Nichts durch mich — Alles durch Jesum!

Umstand vor, daß auch Frauen nicht nur öffentlich beten, sondern auch auf die Plattform treten, ihre Erfahrungen erzählen, ja über Bibelstellen Worte der Ermahnung und Aufrichtung reden. Wie Taylor, der sonst so gesund biblische Mann, sich mit Stellen wie 1 Kor. 14, 34 zurechtfindet, ist mir ein Rätsel. Die Versammlungen waren stets nicht nur von Missionsleuten, sondern auch von Schanghaier Kaufleuten, Schiffsoffizieren und Matrosen zahlreich besucht. Wenn sie auch nicht in dem Sinne von Philemon 6 (ein kräftigwerden in der Erkenntnis all des Guten, das wir in Christo haben) zur Vertiefung des geistlichen Lebens beitrugen, so boten sie doch allen vielerlei Anregung und Erfrischung. Diese Leute suchen sich stets in der Frische der ersten kindlichen Liebe zu erhalten. — Reiche Erfrischungen brachten uns auch besonders die Predigten Dr. Wrights von London, der als Vertreter der englischen Bibelgesellschaft der Konferenz anwohnte. Dieser Bibelmann strahlte stets von Liebe zu seinem teuern Bibelbuch erfüllt. Er hat in den Konferenz-Verhandlungen einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Nachdem am ersten Tage nach Taylors Predigt allerlei geschäftliches erledigt worden war, zwei Präsidenten (ein Engländer, der Methodist Hill von Hankau und der amerikanische Presbyterianer Dr. Nevius aus der Provinz Santung) gewählt und Sekretäre bestimmt worden waren, hielt Dr. Allen einen Vortrag über „die veränderte Stellung Chinas.“ Der zweite Tag war der Bibelsache gewidmet. Mehrere Referate gaben die Geschichte der mancherlei Bibelübersetzungen im klassischen Stil und im Mandarindialekte. Auch die Versuche, die Bibel in romanisierter Schrift zu geben, wurde in einigen Referaten behandelt. Dr. Williamson brachte die eindringliche Bitte vor, die Bibelgesellschaften möchten den Missionen doch erlauben, eine mit kurzen Erklärungen versehene Bibel unter den Chinesen zu verbreiten, da letztere mit der Bibel ohne Erklärungen nichts anzufangen wüßten. Nach lebhaften Diskussionen wurden mehrere Spezial-Komitees ernannt, die Bibelrevisionsfragen noch eingehender durchzusprechen und bestimmte Vorschläge vor die Konferenz zu bringen.

Bis jetzt hatten die Amerikaner ihre eigenen Bibelübersetzungen und erkannten z. B. die von tüchtigen Londoner Missionaren seiner Zeit herausgegebene Delegates version nicht an. Dr. Wright brachte

deshalb schon in den Vorkonferenzen die Sache zur Sprache, daß er besonders aus dem Grunde als Sekretär des Editorialkomitee's der Bibelgesellschaft nach China gekommen sei, um unter den Missionaren eine Einigung herbeizuführen, so daß dieselben eine gemeinsame Bibelübersetzung herauszugeben gewillt seien. Vieles wurde dagegen angeführt, daß z. B. die Zeit noch nicht gekommen und eine solche sogenannte Union version zu den vielen andern nur noch eine weitere neue bringen würde. Besonders der Agent der schottischen Bibelgesellschaft, Archibald v. Hankau, trat als entschiedener und gewandter Gegner Dr. Wrights Plänen entgegen. Endlich brachte es aber ein Spezialkomitee doch fertig, Einigung zu erwirken und mit dem Vorschlag vor die Konferenz zu kommen, daß ein aus fünf Engländern, fünf Amerikanern und zwei Deutschen bestehendes Exekutivkomitee die Bibelrevisionssache einleiten solle. Der Vorsitzende bat hierauf die Konferenzmitglieder, sich zu erheben und miteinander anzustimmen: »Praise God from whom all blessings flow.« Es war ein erhebender Moment, einer der Glanzpunkte der Konferenz. Tiefbewegt freute sich Dr. Wright seines Erfolges. Es sollen nun vom Exekutivkomitee zwei Engländer, zwei Amerikaner und ein Deutscher dazu ernannt werden, die Bibel in klassischem Stil zu revidieren. Ferner sollen einige andere kompetente Männer wie Bischof Burdon, Dr. John und Dr. Blodget eine einheitliche Ausgabe in leichtem Bücherstil herausgeben. Es zeigte sich, daß diese Arbeit ein besonders wichtiges Bedürfnis ist und die Sympathie der meisten Missionare hat. Auch soll eine einheitliche Ausgabe im Mandarindialekte zu stande kommen. Die drei Uebersetzungen sollen sachlich miteinander übereinstimmen und die Bezeichnungen für Gott, Seele und Taufe, über welche man sich bis jetzt noch nicht einigen konnte, sollen je nach Wunsch von den Bibelgesellschaften in der einen oder andern Version gegeben werden. Ein weiteres Spezialkomitee besprach die Frage, „ob die Bibel, wenigstens das Neue Testament, in den südlichen Dialekten, wie auch in einzelnen des Nordens, nicht auch in romanisierter Schrift gegeben werden solle." Interessant war es da, zu hören, daß Missionen, welche zuerst und schon seit lange den Versuch gemacht hatten, die Umgangssprache in chinesischen Zeichen zu geben, nun darauf kommen, die romanisierte Schrift einzuführen. Ich erzählte dem Komitee die Erfahrungen, welche wir mit Lepsius gemacht haben; Gibson

von Swatau und andere meinten, es sei von uns Baslern darin gefehlt worden, daß wir zu kleinen Druck für unsre Bücher gebrauchten. Jeder zeigte mir eines ihrer Bücher in großer gefälliger Schrift. Ningpo, Schanghai, Amoy, Swatau, Formosa u. a. waren da vertreten. Ferner glauben diese Freunde romanisierter Schrift, daß es gefehlt sei, diese Schrift in der Schule einzuführen. Einen Wert habe jene nur für die älteren Leute. Wolle man diese Schrift in der Schule haben, so solle man ihre Einführung nur auf das allernotwendigste beschränken, um nicht den Unwillen der Leute zu erregen. Einige erzählten mir, daß 50jährige Frauen in 4—6 Monaten noch das Lesen gelernt hätten. Schließlich wurde von der Konferenz ein stehendes Komitee ernannt, welches die Missionare ermutigen soll, die Bibel für die Lokaldialekte in romanisierter Schrift herauszugeben. — Eine lebhafte Debatte brachte das Referat, die Bibel mit kurzen Erklärungen für die Kolportage herauszugeben. Die mit den schwierigen Verhältnissen Chinas bekannten Bibelagenten und Missionare baten dringend um solche Bibeln. Andere meinten, das bedeute ein Aufgeben unseres evangelischen Standpunktes, wenn wir glaubten, die Bibel allein, ohne jegliche Erklärung, könne in China nichts ausrichten. Wieder andere sahen ein, daß es wünschenswert sei, solche Bibeln mit Anmerkungen zu haben, glaubten aber, daß die Bibelgesellschaften durch ihre Statuten gebunden seien und so diesen berechtigten Wünschen nicht entgegenkommen könnten. Dr. Wright machte die weitgehendsten Konzessionen und wollte dieselben in London befürworten, daß für China eine Bibel mit kurzen doktrinellen Erklärungen herausgegeben werde. Ein Spezial-Komitee brachte schließlich in einem kurzgefaßten Entwurf die Wünsche und Vorschläge zur Kenntnisnahme der Bibelgesellschaften.

Am nächsten Tage brachte Taylors Referat über „den Missionar, seine Befähigung, Einführung in die Arbeit u. s. f." wie auch des Präsidenten Hill Vortrag „über Laienthätigkeit in China" eine lebhafte Diskussion. Hier fand das ehrwürdige Haupt der Inland-Mission mit seinem Lieblingsthema, ohne Verzug weitere tausend Leute aufs Missionsfeld zu bringen, einen fruchtbaren Boden. Unter beständigem Händeklatschen wurden Beschlüsse gefaßt, Spezialkomitees zu ernennen, um die Aufrufe an die heimatliche Christenheit auszuarbeiten. Taylor meinte, es sei ihm ein leichtes, für seine

Gesellschaft mehr Leute ins Feld zu bringen; aber er wünsche, daß alle Gesellschaften in den nächsten Jahren ihre Arbeiterzahl verstärkten. Die Vorgänge dieses Tages berührten uns Deutsche und Schweizer weniger sympathisch. Es zeigte sich da recht der moderne englisch-amerikanische Missionsbetrieb.

Es wurden noch zwei weitere Referate über Heidenpredigt und ein wertvoller Aufsatz von Dr. Nevius, der einen geschichtlichen Rückblick über die Methode unsrer Missionsarbeit behandelte, gelesen und diskutiert. Für die Frauenarbeit war ein besonderer Tag bestimmt. Die Referentinnen lasen selbst ihre Referate mit klarer, vernehmlicher Stimme. Eine feine Kantoner Missionsdame berichtete über ihre großartig angelegte Mädchenschule. Nach ihr las ein äußerst bescheiden chinesisch gekleidetes Fräulein der Inland-Mission ein Referat über die Evangelisationsthätigkeit der Frauen. Während der Diskussion, an welcher sich nur Männer beteiligten, erzählte Taylor, wie wichtig ihm die Thätigkeit der Fräuleins als Evangelistinnen geworden sei, daß sie oft viel leichter Eingang fänden in schwer zu besetzenden Städten des Inneren. So führte er einige Fälle an, wo es Missionaren seiner Gesellschaft nicht gelang, in einer Stadt Eingang zu finden, und zwar weil die Missionare in solchen Gegenden leicht als politische Agenten angesehen würden. Da hätten es schwache Fräuleins gewagt, in feindselige Städte zu gehen, Häuser gemietet und hätten unbelästigt Pioniersarbeit gethan und die Herzen gewonnen, so daß nach einiger Zeit die Missionare nachrücken konnten. An diesem Tag zeigte es sich auch recht, wie die Engländer und Amerikaner zur Rechtfertigung dieser Art von Frauenarbeit, auf das Wort des Herrn, welches er am Auferstehungsmorgen zu Maria sprach: „Gehe, und verkündige es meinen Brüdern!" sich stützen. Viel Lob wurde der Frauenarbeit gespendet und ein Komitee ernannt, um einen Aufruf an die Heimat nach mehr Arbeiterinnen abzufassen. Während dieser anstrengenden Konferenz- und besonders Spezialkomitees-Arbeit war uns der Sonntag ein rechter Erholungstag. In der Methodistenkapelle nahmen wir gemeinsam das heil. Abendmahl. Nachmittags waren in der Kapelle der Londoner Mission alle chinesischen Christen Schanghais versammelt, wo verschiedene Redner Ansprachen hielten. Ich erzählte ihnen auch von unserer Arbeit unter den Hakkas und der alte Muirhead dolmetschte.

Für die Missionsärzte war ebenfalls ein voller Tag angesetzt. Der alte Kampf gegen das Opium machte auch hier wieder viel von sich reden. Die Errichtung von Blindenasylen, Taubstummenanstalten und Irrenhäusern kam dabei zur Sprache. Ein amerikanischer Professor und Irrenarzt kam expreß nach China, um die Sache anzuregen, und beantragte, daß in Kanton mit Gründung einer Irrenanstalt ein Anfang gemacht werde. Es sind doch merkwürdige Leute diese Amerikaner. Der 50jährige Professor bringt nach einer Reise durch Spanien, Aegypten und Indien, wo er die Reichsgottesarbeiten eingehend studiert hat, seine Frau mit nach China, und diese bekommt da eine Freude, an den Chinesinnen zu arbeiten. Sie wohnt nun in Kanton, studiert chinesisch und macht schon Reisen ins Innere, während ihr Mann nach Amerika zurückkehrt und in einigen Jahren nachzukommen hofft, um sein Alter den Chinesen zu widmen. Missionar Murray brachte von Peking einen seiner bekehrten Blinden mit, der uns aus einer Blindenbibel vorlas und sich auf der Orgel produzierte. Murray benützt seine bekehrten Blinden, welche er lesen gelehrt hat, zum herumgehen auf den Dörfern, wo sie die Evangelien den Leuten vorlesen.

Die chinesische Kirche und das Verhältnis der Mission zur chinesischen Regierung war ein weiteres reiches Thema, das nicht an einem Tage abgemacht werden konnte. Unser Br. Lechler und Dr. Corbett hatten Referate über die Aufnahme in die christliche Kirche ausgearbeitet; Dr. Graves von Kanton referierte über die Vertiefung des christlichen Lebens. Lebhaft war die Debatte infolge der Behauptung des in Amerika gebildeten chinesischen Pastors Jen, daß die meisten Chinesen, wenn sie sich zuerst den Missionaren näherten, von äußern Motiven geleitet seien und daß man bei der Aufnahme derselben in die christliche Gemeinde nicht so streng sein solle; sie würden doch meistens nach und nach gute Christen. Richards zeigte in einem inhaltsreichen Vortrag, daß sich die Feindschaft im Inneren Chinas unter dem Schutze der chinesischen Regierung wieder bedenklich rege. Lästerliche Plakate, schmutzige Anklageschriften würden allenthalben angeschlagen und kolportiert. Ein Spezialkomitee wurde deshalb ernannt, um die Bitte an die chinesische Obrigkeit gelangen zu lassen, diesem feindseligen Wesen doch bald energisch zu steuern. Eine lehrreiche Verhandlung brachte auch die

Frage, ob die Konferenz nicht auch ein Gratulationsschreiben zum Regierungsantritt an den Kaiser richten und ihm eine kurze Darlegung unseres Werkes in China geben solle. Von manchen wurde dieser Vorschlag mit stürmischem Beifall begrüßt. Viele waren aber entschieden dagegen, besonders der chinesische Pastor Jen, der ernstlich bat, sich doch ja nicht den Schein zu geben, als ob wir politische Persönlichkeiten seien. Die chinesischen Beamten würden eine solche Adresse, welche durch die fremden Minister an den kaiserlichen Hof gehen sollte, nicht anders, als eine diplomatische Schrift ansehen. Taylor und viele andere sprachen sich im gleichen Sinne aus. Wenn uns die Obrigkeit vor ihren Richterstuhl schleppe, dann sei es Zeit, sich zu verantworten; jetzt aber sollten wir bescheiden unsre Arbeit thun und uns in allen Dingen hüten, der chinesischen Regierung den Schein zu geben, als ob wir Gottes Reich und Weltreich miteinander vermischten. Der Antrag, eine Adresse nach Peking zu schicken, wurde somit fallen gelassen. Die wichtige Frage der Selbständigmachung der chinesischen Kirchen hatte wenig Zeit zu eingehender Besprechung. Nach dem Referat Masons erzählten einige von ihren Erfahrungen auf diesem Gebiet.

Der Schultag hatte ebenfalls ein viel zu reiches Programm. Zudem wurde die Zeit noch durch allerlei geschäftliches in Anspruch genommen. Die von den Spezialkomitees zur Besprechung vorgelegten Resolutionen wurden immer separat, in englisch-amerikanischer Weise zur Annahme vorgelegt und durchgesprochen. Im ganzen wurde bei allen Reden die Zeitbestimmung eingehalten und jedesmal durch Abstimmung die Erlaubnis der Konferenz eingeholt, wenn ein Redner einige Minuten mehr Zeit bekommen sollte.

In der Diskussion der Schulfrage kamen besonders auch die englischen Schulen zur Sprache. Ein hervorragender Schulmann, Dr. Mateer, war gegen solche, da die jungen Leute, welche solche Schulen passierten, für die chinesische Kirche verloren gingen. Es wurde auch geltend gemacht, daß die Jünglinge, welche englisch gelernt hätten, meistens im Ausland verkämen. Andere machten dagegen geltend, daß China doch solche Schulen haben müsse und es gewiß besser sei, solche englische Schulen in Händen christlicher Europäer zu wissen, als unter der Leitung ungläubiger Leute. Für die Gehilfenausbildungsfrage hatte ein Londoner, Lees von Thyen Min, das

Korreferat zu einem Vortrag; leider war wenig Zeit zur Diskussion. An diesem Tage hielten sich der Leiter und die meisten der Inland-Missionare fern. Man konnte da deutlich sehen, wie unsympathisch die Schulfragen diesen eifrigen Misionaren sind. Alle die, welche praktische Schulmänner sind, vereinigten sich zu einer Education society, und es wurde auch hier ein Exekutiv-Komitee gewählt, um mit dem seiner Zeit gegründeten Fond für Schulbücher praktische Lehrbücher zu beschaffen. Es wurde geklagt, daß die Sache bisher in unrichtigen Händen gewesen sei und daß statt methodischer Schulbücher unpraktische Schriften allgemeinen Inhalts herausgegeben worden seien, welches ebensogut von den schon längst bestehenden Traktatgesellschaften hätte besorgt werden können. Inhaltsreiche Referate brachte auch der für die Litteratur bestimmte Tag. Hier soll nun auch mehr einheitliches Vorgehen angestrebt werden. Für einheitliche Terminologie gab Fryer, Uebersetzer im Dienst des chinesischen Arsenals bei Schanghai, wertvolle Winke. In einem Spezialkomitee faßten wir den Beschluß, einen ausführlichen Katalog aller von protestantischen Missionaren herausgegebenen Werke zu geben, sowie Central-Niederlagen zu beschaffen, da allgemein geklagt wurde, daß man oft nicht wisse, wo man die Werke der Missionare beziehen könne. Für periodische Litteratur schwärmten besonders Dr. Farnham, Dr. Williamson und andere.

Die rationelle Teilung des Arbeitsfeldes und das einheitliche Zusammenwirken der verschiedenen Gesellschaften wurde in zwei Referaten besprochen. Schon bald nach dem Beginn der Konferenz wurde ein aus Vertretern aller Denominationen bestehendes Komitee ernannt, um die Unionsfrage gründlich durchzusprechen. Die Resolutionen wurden der Konferenz vorgelegt und mit einem »Praise God, from whom all blessings flow« begeistert entgegengenommen. Es wurde ein korrespondierendes Centralkomitee, dessen Sitz in Schanghai ist, ernannt. Auf Taylors Vorschlag wurde ein weiteres Komitee gewählt, welches praktische Vorschläge in der Gebietsverteilungsfrage vor die Konferenz brachte. Hierauf wurde allgemein angenommen, daß jede Gesellschaft bei Besetzung eines Gebietes es berücksichtigen solle, ob nicht schon eine andere Gesellschaft Besitz von dem betreffenden Gebiet genommen habe. Man solle aber jeder die Freiheit lassen, daß in Distriktsstädten mehrere Gesellschaften

ihre Operationsbasis haben dürften; dagegen sollten Kreisstädte mit ihrem zugehörigen Bezirk nicht von verschiedenen Gesellschaften besetzt werden. Es wurde bei diesem Anlasse auch ein Schreiben der schwedischen Missionsgesellschaft, welche in China zu arbeiten wünscht, vorgelesen. Das schwedische Komitee bat darin die Missionskonferenz, ihren Arbeitern ein bestimmtes Gebiet zuzuweisen. Mit stürmischem Beifall wurde von diesem Briefe Notiz genommen und die Angelegenheit dem korrespondierenden Centralkomitee überwiesen. Ferner wurde die Frage sehr lebhaft erörtert, ob bei Anstellung chinesischer Christen durch andere Gesellschaften mit deren betreffenden Missionaren vorher Rücksprache genommen werden solle. Die sehr animierte Debatte förderte allerlei zu Tage und zeigte, wie sehr allenthalben über gegenseitige Eingriffe in die Arbeit geklagt wird.

Leider kam das wichtige Thema: „Wie weit soll man von den Chinesen verlangen, ihre nationalen Sitten mit dem Uebertritt zum Christentum daranzugeben?" in der Diskussion zu kurz, da ein Antrag zu Gunsten der Ahnenverehrung zu gleicher Zeit zur Sprache kam. Ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erhob sich, als ein ehemaliger Missionar, der nunmehr im Dienste der chinesischen Regierung steht, mit einem solchen Referate vor die Konferenz trat. Drei oder vier Missionare traten etwas für Dr. Martin, der selbst nicht anwesend war, in die Schranken. Ueber kein Thema wurde so viel gesprochen. Es wurde gezeigt, daß der Referent die chinesische Ahnenverehrung idealisiere und sie nicht so ansehe, wie sie in Wirklichkeit besteht. Auf Taylors Vorschlag und Dr. Mateers schriftliche Resolution wurde beschlossen, daß die Konferenz bezeugen solle, daß sie durchaus nicht mit den Ansichten des Martin'schen Referats einverstanden sein könne. Dr. Blodget von Peking gab in dieser wichtigen Frage ein eingehendes, sachlich gehaltenes, gediegenes Korreferat.

Am letzten Konferenztage wurde noch über die Arbeit in der Mandschurei, Birma und Singapore berichtet. Von einem Statistiker wurden schließlich über die Arbeit in China folgende Notizen gegeben:

Es standen am 31. Dezember 1889 auf dem Arbeitsfelde 1295 Missionare, nämlich 589 Männer, 390 Frauen und 316 Fräuleins. Es sind 209 eingeborene ordinierte Pastoren, 1260 unordinierte und 180 weibliche Gehilfen. China hat 61 Missionsspitäler, 43 Dispensatorien.

Behandelt wurden im Jahr 1889 348,439 Patienten. Es bestehen 520 organisierte Kirchen. Davon erhalten sich 94 selbst, 22 zur Hälfte und 27 zu einem Viertel der Kosten. An Bibeln und Bibelteilen wurden im letzten Jahr 665,985 verbreitet. Die Gesamtzahl der chinesischen Kommunikanten beträgt 37,287; Schüler in den Missionsschulen 16,716. Die Jahresbeiträge der Chinesen im letzten Jahre betrugen 36,484 Dollar.

Nach den reichbewegten Tagen vereinigte uns eine Abendversammlung zu Abschiedsreden. Alle waren tiefbewegt und durchdrungen von dem Geiste der Eintracht und der gegenseitigen brüderlichen Achtung, welcher die 430 Konferenzmitglieder beherrschte.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

(H. Stanley und die englisch-kirchliche Mission.) Am 1. Juli d. J. fand eine Zusammenkunft zwischen dem bekannten Afrika-Reisenden und dem Komitee der englisch-kirchlichen Mission statt. Stanley selbst hatte hiefür die 11. Stunde des Vormittags festgesetzt und das Sitzungszimmer des Komitee's war demzufolge von einer großen Anzahl Geistlicher und Laien gefüllt, die in gespannter Erwartung des berühmten Reisenden harrten. Der Präsident nahm seinen Sitz ein und einer der Anwesenden eröffnete die Sitzung mit Gebet. Doch Stanley ließ lange auf sich warten, denn erst gegen 2 Uhr Nachmittag, nachdem das Komitee genötigt gewesen war, eine Reihe vorliegender Geschäfte zu erledigen, traf derselbe in Begleitung eines Herrn, der ihn herbeigeholt hatte, ein. Er wurde aufs herzlichste und wärmste bewillkommt, und indem ihm ein Mitglied des Komitees die Geschichte der Uganda-Mission kurz vorführte, erinnerte man ihn zugleich daran, daß es sein bekannter Brief vom Jahr 1875 gewesen sei, welcher zur Gründung dieser Mission geführt habe. Der warmen Ansprache seitens des Komitees antwortete Stanley mit einer längeren Auseinandersetzung über jene Mission, den Stand und Betrieb derselben, entwarf ein in den lebhaftesten Farben gehaltenes Bild von A. Mackay und berichtete über die großen und schwierigen Aufgaben desselben. Zugleich beantwortete er verschiedene Fragen, die ihm das Komitee stellte, wie die in Bezug auf das Vorschreiten des Mohammedanismus in Afrika, schlug eine Route nach Uganda vor, auf welcher die Berührung der deutschen Interessensphäre vermieden werden

könnte, und hob die Wichtigkeit eines Dampfbootes auf dem Nyanzasee hervor, wodurch der Verkehr und der Gesundheitsstand der englischen Missionare ein bedeutend erträglicherer werden dürfte. Der vielgereiste Stanley wußte sich bei dieser Gelegenheit wie schon früher als Missionsmann zu geben.

(Folgen französischer Kolonialpolitik.) Da die Franzosen in ihren Kolonien keine anderen als französische Missionare dulden und in den Missionsschulen nur in der französischen Sprache unterrichten lassen wollen, so sehen sich die englischen und amerikanischen Missionen neuerdings genötigt, ihre in jetzigen französischen Kolonien begonnene Arbeit — und sei dieselbe noch so umfang- und segensreich — an die einzige evangelische französische Missionsgesellschaft, an die Pariser, abzugeben. Dies ist z. B. im letzten Jahr von den amerikanischen Presbyterianern geschehen, denen ihre Missionsthätigkeit im Gabungebiet (Westafrika) mehr und mehr durch die französische Kolonialregierung unmöglich gemacht wurde und die deshalb ihre Missionsstationen samt Gemeinden, Schulen und Gebäuden, sowie ihre eingeborenen Mitarbeiter, der Pflege der Pariser Mission förmlich abgetreten haben. Die Presbyterianer hatten, so viel wir wissen, die Absicht, sich dem Kongo-Freistaat oder Deutsch-Batanga zuzuwenden und in einem dieser Gebiete eine neue Arbeit aufzunehmen.

(Die Basler Missionsgesellschaft) durfte an ihrem Jahresfest (2. und 3. Juli) nicht weniger als 15 Brüder zum Dienst des Herrn unter Heiden und Christen einsegnen und abordnen. Von diesen sind 2 nach Kamerun, 6 nach der Goldküste (davon 2 als Missionskaufleute), 1 nach China, 2 nach Indien (für die Industrie), 2 nach Nordamerika, 1 nach Australien und 1 für Südrußland bestimmt.

(Todesfall.) Am 14. Juni d. J. starb im Alter von 85 Jahren einer der Veteranen der englisch-kirchlichen Mission, der ehemalige Missionar J. H. Bernau. Derselbe war aus Stolpe in Pommern gebürtig, trat seiner Zeit in das Missionshaus zu Basel ein und wurde, wie dies häufig zu geschehen pflegte, im Jahr 1833 von Basel an die kirchlich-englische Missionsgesellschaft abgetreten. Nach Vollendung seiner Studien in England ging derselbe 1835 nach Britisch-Guiana, wo er bis 1853 im Segen unter der dortigen indianischen Bevölkerung arbeitete. Nach seiner Rückkehr von dort trat er in den englischen Kirchendienst, in welchem er bis Ende 1881 wirkte. Seither lebte er zurückgezogen in Clapham.

Notiz. Da wir unsern Lesern gern die Verhandlungen der Allgem. Missionskonferenz zu Schanghai geben wollten, so mußte die Rundschau in dieser Nummer wegen Mangel an Raum wegfallen. D. Red.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Inhalt.

Nr. 3. Etwas aus dem letzten Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1890. — Zeugnisse über die Bibel. — Die Bibel und der Priester Roms. — Bücheranzeige. 1890.

Etwas aus dem letzten Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1890.

Wie gewöhnlich feierte im Monat Mai die bekannte Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihr Jahresfest, an welchem sie von ihrer reichgesegneten und wahrhaft großartigen Thätigkeit auf dem Gebiet der Bibelverbreitung in allen Landen des weiten Erdenrunds, wie von dem Werk ihrer zahlreichen Uebersetzungen der hl. Schrift in fremde Sprachen, Bericht erstattete. Die genannte Bibelgesellschaft, welche ja wohl unsern Lesern bekannt ist, blickt nun auf volle 86 Jahre ihres Bestehens und Wirkens zurück, und sie ist ein lebendiges Denkmal der Liebesthätigkeit, deren Zweck und Ziel von Anfang an darauf gerichtet gewesen ist, das Wort des Lebens, die hl. Schrift in den verschiedensten Sprachen den Völkern aller Zonen zuzuführen und ihnen dasselbe als Führer auf dem Lebenspfade zu übermitteln. Es hat sich in dieser Hinsicht die Bibel-

gesellschaft als den gesegnetsten Missionar unter Christen, Juden, Heiden und Mohammedanern bethätigt, oder hat sich wenigstens als die wirksamste Gehilfin aller Missionen erwiesen; denn wo immer einem heidnischen Volke das Wort vom Kreuz verkündigt wurde, hat sie dem Missionar die Waffen in die Hand geliefert, d. h. sie übernahm es, die von den Missionsarbeitern in die Sprache der Eingeborenen übersetzte Bibel durch den Druck zu veröffentlichen und für die Verbreitung derselben möglichst Sorge zu tragen. Sie hat zugleich vielfach Veranlassung und Anregung zur Gründung von Zweig- und Hilfsgesellschaften, wie von selbständigen kleineren Bibelgesellschaften hin und wieder gegeben, sodaß ihre Segensströme von England aus sich über die ganze Erde hin ergossen haben. Doch wir erwähnen damit nur bekannte Thatsachen. Eindrücklich und groß aber tritt uns die umfangreiche Wirksamkeit derselben vor Augen, wenn wir Zahlen sprechen lassen, wie sie die Missionary Review, eine in Amerika erscheinende Missionszeitschrift, kürzlich in einer Uebersicht aufgestellt hat. Nach derselben hat die Gesellschaft während ihres mehr als 80jährigen Bestehens aus ihrem Verlag in London an hl. Schriften herausgegeben und verbreitet: 29,000,000 vollständige Ausgaben der Bibel, 32,000,000 Neue Testamente, nahezu 12,000,000 Bibelteile, also zusammen 73,000,000 Exemplare. Dies würde genügen, um durchschnittlich jeden zwanzigsten Bewohner der Erde mit einem Exemplar der hl. Schrift zu versehen. „Wahrlich, Englands größte und schönste Kathedrale ist seine Bibelgesellschaft.“ Nach dem letztjährigen Bericht wurden von derselben allein im Jahr 1889 nicht weniger als 3,790,000 Bibeln alten und neuen Testamentes, oder einzelner Teile derselben verbreitet und hatte sie eine Ausgabe von über 5,687,500 Fr. und eine Jahreseinnahme von 5,300,000 Fr. Es bleibt somit ein beträchtliches Defizit zu tilgen, welches jedoch, wie wir hoffen, den englischen Bibelfreunden bei ihrem bekannten Opfersinn nicht allzuschwer werden dürfte, nach und nach abzutragen, ohne daß die Gesellschaft genötigt wäre, ihre segensreiche Thätigkeit einschränken zu müssen.

Doch sei es uns erlaubt, nach den angeführten Zahlen einen kleinen Auszug der Rede, mit welcher der Präsident der Bibelgesellschaft, Graf von Harrowby, das letzte Jahresfest am 7. Mai in London eröffnete, unsern Lesern wiederzugeben.

„Zunächst möchte ich auf die Thätigkeit unserer Gesellschaft an der Pariser Ausstellung im letzten Jahr hinweisen. Dort hatte jene sozusagen ihre eigene Ausstellung, auf der sie ihre Bibeln auslegte und 270,000 Teile derselben absetzte. Das war in der That ein vortreffliches Werk, das sicherlich seine Frucht tragen wird. Ja, gerade in Paris, vor allen andern Plätzen der Welt, trat uns ein wachsendes Interesse für das sprachwissenschaftliche Werk der Bibelgesellschaft entgegen. Ich meine, wir bedenken nicht genug, was es heißt, die heiligen Schriften in 300 Sprachen zu übersetzen. Und dieses unser sprachliches Unternehmen schreitet Schritt für Schritt fort. So ist eine unserer letzten Publikationen die Herausgabe der Evangelien in die Koreanische Sprache und die des Evangeliums Matthäi in die Sprache der Schwarzfuß-Indianer. Ein anderer wichtiger Punkt, auf den ich aufmerksam machen möchte, ist der Standpunkt, den die drei großen romanischen Länder Europas — Frankreich, Italien und Spanien — gegenüber den religiösen Fragen einnehmen. Ueber diesen Gegenstand haben unsere Kolporteure jener Länder einen höchst interessanten Bericht eingeliefert, und ich möchte behaupten, gerade sie sind am ersten imstande, die gegenwärtige Stimmung der Arbeiterklassen Europas zu beurteilen, insofern sie alle Teile der betreffenden Länder bereisen und täglich sich unter Volksklassen bewegen, die vielleicht kein Geistlicher je erreicht. Nach ihren Berichten nimmt die Entfremdung des Volkes gegenüber der katholischen Kirche jener Länder stetig zu. Das ist freilich auf der einen Seite ein trauriges Zeichen und doch ein hoffnungsvoller Umstand auf der andern. Das Gefühl der Entfremdung in der Stellung zur Priesterschaft jener Länder ist augenscheinlich in gewaltigem Wachsen begriffen und ruft große Veränderungen sowohl in den Gewohnheiten als auch in den Anschauungen des Volkes hervor. Damit hängt zusammen, daß dasselbe mehr und mehr nach der Bibel verlangt und dieselbe zu kaufen willig ist. Wenn man diesen heutigen Stand der Dinge mit dem vergleicht, wie er noch vor zehn Jahren vorherrschte, so wird man finden, daß zwar die Bitterkeit gegen den kirchlichen (katholischen) Geist zunimmt, daß aber die Abneigung gegen die Religion im allgemeinen im Abnehmen begriffen ist. — Die Verbreitung allgemeiner Bildung ist heutzutage in Frankreich und Italien eine ganz beträchtliche. Zum erstenmal erhalten jene Länder eine

höhere Schulbildung und zwar bis zu den niedrigsten Klassen herab, aber es ist eine durchaus religionslose Bildung. Ja, die Lehrer besitzen, wie die Berichte bestätigen, selbst keinen Glauben, keine Religion. Trotz alledem ersehen wir noch hierin ein hoffnungsvolles Anzeichen, nämlich, daß die Leute mehr und mehr die heiligen Schriften kaufen. Würden sie dieselben blos geschenkweise annehmen, so würde es wenig oder nichts besagen; daß sie die Bibel aber kaufen, worauf die Gesellschaft besonderen Wert legt, trotzdem sie große Partien von Bibelteilen auf dem Wege des Schenkens verbreitet — ist ein deutlicher Beweis von dem Verlangen nach der hl. Schrift, indem sichs die Leute ein Opfer kosten lassen, um in den Besitz derselben zu gelangen. M. Monod, der bekannte französische Prediger, sagt in Bezug auf Frankreich: Es scheint mir, daß der Aberglaube kein so allgemein verbreiteter mehr ist, als er es früher war, und daß das, was das Volk für gewöhnlich den „protestantischen Glauben" nennt, von vielen römischen Katholiken geachtet und verehrt wird, während sie noch vor zehn Jahren den bittersten Haß gegen das Evangelium und die hl. Schrift empfanden. Gott sei gepriesen dafür! Jene Zeiten sind vorbei und das Licht des Evangeliums scheint sich auszubreiten.

Und was wird uns über Italien berichtet? Unsere Gesellschaft, heißt es im Bericht des dortigen Vertreters, verfolgt das Ziel, die Bibel zu einem Buche des Haushalts zu machen von den Alpen bis hinunter nach Sizilien; und auf dieses Ziel steuern wir mit jedem Jahr mit mehr und mehr Erfolg los.

Hinsichtlich Spaniens, des andern Landes romanischer Zunge, schreibt man uns: Die Thatsache, die sich uns aufdrängt, ist die, daß die hl. Schrift ihren langsamen und ruhigen, aber um so sicherern Gang durch das ganze Land hin in fortschreitender Bewegung nimmt. Ja, über ganz Spanien hin! Welch ein Wechsel! Es ist zwar eine ruhige, fast unmerkliche Bewegung, aber die Bibel gelangt mit reißender Schnelligkeit in die Hände des Volkes. Alles ist dazu angethan, uns zu ermutigen, nichts, um uns in dem Werke, das wir in Spanien treiben, zu entmutigen.

Ferner ist noch ein bedeutungsvoller Punkt hervorzuheben und zwar die zunehmende Verbreitung der hl. Schriften durch inländische Gesellschaften verschiedener europäischer Länder. Damit beginnt

ein längst gehegter Wunsch der britischen Bibelgesellschaft in Erfüllung zu gehen. So haben wir uns von der Schweiz zurückziehen können, indem dieselbe ihre eigenen Gesellschaften ins Dasein gerufen hat, um die Bibel unter der schweizerischen Bevölkerung zu verbreiten. Weiter muß uns hinsichtlich Deutschlands der Umstand freuen, daß im letzten Jahr die Verbreitung der hl. Schrift eine so bedeutende war, wie nie zuvor. Deutschland — das darf nicht vergessen werden — ist ja gerade das Land gewesen, in welchem die antichristliche Kritik, welcher man die Bibel unterwarf, ihren Ausgangs- und Mittelpunkt hatte. Deutschland war es, dessen Gelehrte die Welt belehrten, die Bibel als ein durchaus erfundenes und menschliches Buch anzusehen. Und trotzdem erfreut sich die Thätigkeit der deutschen Bibelgesellschaften einer regeren Teilnahme denn je. Bei aller zerstörenden Kritik und Zweifelsucht hinsichtlich des göttlichen Wortes hat der Eifer für die Verbreitung der Bibel durch deutsche Gesellschaften einen derartigen Aufschwung genommen, daß im letzten Jahr nahezu 45,000 Exemplare hl. Schriften mehr als zuvor verbreitet wurden.

Noch möchte ich hier eine weitere wichtige Angelegenheit unserer Bibelgesellschaft zur Sprache bringen. Es ist dies die Sendung unseres Vertreters Dr. Wright nach China zu der in Schanghai stattfindenden großen, allgemeinen Missionskonferenz. Wir haben Dr. Wright zu diesem Kongreß aller in China arbeitenden Missionen abgesandt, damit er Gelegenheit finde, mit den Konferenzmitgliedern über die schwierige Frage wegen der unzähligen verschiedenen chinesischen Ausgaben der hl. Schriften zu verhandeln. Er hofft, sich an Ort und Stelle am besten darüber ins Klare zu setzen und dann das Komite der Bibelgesellschaft zu informieren, wie sie es in Zukunft zu halten habe hinsichtlich der Bibelausgaben in den verschiedenen Dialekten und Sprachen Chinas. Auch will er sein Augenmerk darauf richten, wie wir unsere ganze Maschinerie in China am besten in den Gang zu setzen haben, um das große Werk, das wir dort treiben, zu fördern. Ferner will er mit allen Mitgliedern der Konferenz persönlich Rücksprache nehmen und darauf hinwirken, wie wir mit den verschiedenen Missionen am besten in gemeinsamem Einvernehmen wirken können. Er soll sich überhaupt durch den Augenschein von der gegenwärtigen Lage des großen Unternehmens in

China und welche Anforderungen dasselbe an die Missionen und die Bibelgesellschaft stellt, überzeugen.*) Von da wird er sich nach Japan begeben und uns von jenem Land, das gerade in unserer jetzigen Zeit so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht, Bericht erstatten.

Wenn man den ungeheuren Wechsel in Betracht zieht, welcher in den Beziehungen zwischen dem Christentum auf der einen Seite und der großen Masse der heidnischen und mohammedanischen Bevölkerung auf der andern Seite sich anbahnt und mehr und mehr stattfindet, so muß uns dieser Umstand mit der ernstlichsten und tiefsten Besorgnis erfüllen. Wir haben augenscheinlich innerhalb der nächsten 50 Jahre die Bestimmung, mit dieser Masse des Heidentums und des Mohammedanismus in nahe Berührung und Verkehr zu treten. Liegt da nicht gemäß der Natur der Sache die Möglichkeit vor, daß jener Umstand auf das Christentum zurückwirken dürfte? In der einen oder andern Weise ist dieses Verhältnis ein erschrecklicher neuer Faktor für die Zukunft, nämlich die gänzliche Vermischung der heidnischen Massen mit der unverhältnismäßig kleineren Anzahl Christen, die über die ganze Erde hin zerstreut ist. Ja, in der einen oder andern Weise wird die Christenheit davon aufs tiefste berührt und beeinflußt werden, und ich möchte darauf bestehen, daß, wenn diese heidnischen Völkermassen nicht christianisiert werden und von der Religion Christi unberührt bleiben, — die bisherige Lage der Christenheit nicht dieselbe bleiben werde; sie wird dann umgekehrt von jenen beeinflußt und unser Standpunkt in der christlichen Heimat dadurch ein um so schwererer werden. Ist es uns unmöglich, jene unchristlichen Massen zu beeinflussen, so fürchte ich, werden die Beweise gegen das Christentum, mit denen man wider dasselbe zu Felde zieht, an Kraft beträchtlich gewinnen. Wir haben dann zwei bedeutende feindliche Linien vor uns.

---

*) Dr. Wright's Bemühungen auf der Konferenz in Schanghai sind vom besten Erfolg gekrönt worden. Es gehörte zu den wichtigsten Errungenschaften derselben, daß eine Uebereinkunft zwischen den verschiedenen Missionen Chinas zustande kam, nach welcher man sich zu einer gemeinsamen Bibelausgabe für die Zukunft entschließen will. Die Revision der bisherigen Ausgaben zum Zweck der Herstellung einer einheitlichen wurde einem Komitee von fünf Engländern, fünf Amerikanern und zwei Deutschen überwiesen. — Vgl. den Artikel des Miss.Mag. „Die allgemeine Missionskonferenz in Schanghai", Sept.-Heft.

In Europa haben wir die Aufgabe, die Bibel in denjenigen Ländern zu verbreiten, die gerade jetzt für uns offen stehen, — in Frankreich, Italien und Spanien, wo der Glaube an die alte, herkömmliche Religion nicht mehr so stark ist wie vordem. Da kann die Bibelgesellschaft vielleicht besser und leichter arbeiten als die Missionare, denen man eher geneigt ist, Widerstand entgegenzusetzen. In andern Ländern dagegen folgen wir besser dem Kielwasser der Mission. Darum möchte ich das Christenvolk ernstlich bitten, uns die Mittel darzureichen und in den Stand zu setzen, überallhin, wo der Soldat, der Kaufmann und der Reisende vordringt, auch sofort den Träger der hl. Schriften ungesäumten Schrittes nachfolgen zu lassen.

Dieses sind die Wege gewesen, welche bis jetzt die Gesellschaft verfolgt, die Linien, auf denen sie operiert hat. Wir sind den Russen über die asiatischen Steppen gefolgt, dem Entdecker in die Wildnisse Afrikas, wie auch dem Soldaten, wohinimmer er vorwärts gedrungen ist. Aber wie unzulänglich ist unser Werk! In welch ungleichem Verhältnis steht es zu den Erfordernissen! Wir brauchen mehr Arbeiter, mehr Mittel für dieses große Unternehmen. Wäre es uns möglich, das Werk in dem Maße auszudehnen, wie uns die Wege offen stehen — die Erfolge wären auch demgemäß weit größere. Man sehe doch unsern Bericht an und beachte die Resultate, die wir bis daher erzielt haben. Doch wenn ich in Betracht ziehe, was bis jetzt geschehen ist, und die großen Aussichten, die sich uns eröffnen, die Wege, welche uns nun offen stehen, und all die Erfahrung, die wir gewonnen, die Hoffnungen, die wir hegen dürfen, und die Triumphe, welche die Bibel in den vergangenen Zeiten errungen hat, dann kann ich nicht anders, als zurückblicken auf jene Väter der protestantischen Kirche unseres Landes, welche vor 90 Jahren im einfältigen Glauben diese Bibelgesellschaft gegründet haben. Sie hatten keine Thatsachen vor Augen, auf welche sie sich stützen konnten, nichts als Glauben. Sie wußten damals nicht, ob die Bibel von den Völkern der Erde würde angenommen werden; sie konnten nicht wissen, ob ihr Beginnen irgendwelchen Erfolg haben und ob die Bibel sich als geeignet erweisen werde für jede Farbe und jeden Völkerstamm auf dem weiten Erdenrund. Sie hatten nichts als den Glauben an Gottes Verheißung. Aber sie legten den Grund zu

dieser Gesellschaft in einfacher und weitherziger Weise mit dem einen großen Grundsatz, daß sie und ihre Freunde die hl. Schrift in ihrer Vollständigkeit verbreiten wollten. Auf diesem großherzigen Prinzip haben sie das Werk aufgebaut und auf diesem haben wir seither weitergearbeitet; an ihm gedenken wir auch festzuhalten ohne Wanken bis ans Ende. Wir sind in allem den Patriarchen der christlichen Kirche, welche die Bibelgesellschaft gründeten, gefolgt, und ferne sei es von uns, von der einfältigen Richtung ihres Glaubens zu weichen. Indem wir aber ihren Fußstapfen folgen, hoffen wir durch Gottes Gnade in Zukunft noch größere Triumphe in der Verbreitung des heiligen Buches zu erleben und daß es uns vergönnt sein möge, unser Werk im Segen fortzusetzen und dieses hl. Unternehmen unserer Väter denen mit Freude zu hinterlassen, die nach uns kommen werden.

Zeugnisse über die Bibel.

Von Prediger C. H. Spurgeon.

An dem von uns oben erwähnten Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft erhob auch der bekannte Baptistenprediger Spurgeon seine gewaltige Stimme und legte ein beredtes und herrliches Zeugnis von der Bibel und deren Wirkung zum Leben ab. Wir müssen es uns versagen, hier seine Rede wiederzugeben, möchten aber doch einige wenige Züge, die er aus seiner pastoralen Erfahrung anführte, mitteilen, die, lebensfrisch wie sie sind, Zeugnis davon ablegen, wie das Wort Gottes sich an so mancher Seele als das erweist, wozu es gesandt ist.

„Ich hoffe, teure Freunde," so sprach er unter anderem, „Sie erproben das Wort Gottes jeden Tag Ihres täglichen Lebens; denn es ist ein herrliches Buch für diejenigen, welche auf dem Thron sitzen, wie für die, deren Beruf in der Küche ist. Es ist die Bibel ein Buch des Segens für arm und reich, für fröhliche und traurige; ja, das vielseitige Bibelbuch bietet immer neue Blätter und Seiten

dar, die je nach unserer Lage und Bedürfnis das enthalten, was uns not thut. Gebet die Bibel auf! Nein, wir lassen dafür lieber das Leben. Zweifelt an ihrer göttlichen Inspiration! Wir bringen das nicht fertig; denn sie hat **uns** inspiriert, und wenn ein Buch jemand inspiriert, so weiß derselbe, daß auch jenes inspiriert ist. Lassen Sie mich einige Beispiele von diesem herrlichen Buch der Bücher anführen:

Zwei junge Männer unterhielten sich miteinander und warfen dabei die Frage auf, welches Buch ein jeder von ihnen mit sich zu nehmen wünschen möchte, im Fall sie für 12 Monate in ein Gefängnis geworfen und während einer solchen langen Zeit eingekerkert würden? Ich würde mir vor allem die Bibel als Lesestoff erwählen und mit mir nehmen, sagte der eine. ‚Und warum gerade die Bibel?‘ entgegnete der andere; ‚du bist doch gar kein religiöser Mensch.‘ ‚Das gerade nicht,‘ entgegnete jener; ‚aber mit der Bibel ist es ein eigenes Ding; sie ist ein Buch ohne Ende.‘ Andere Bücher liest man bis aufs letzte Blatt und ist mit ihnen zu Ende; liest man sie vollends zweimal oder dreimal durch, so hat man genug an ihnen und ist ihrer satt. Aber lies die Bibel von deiner Jugend an bis ins Alter hinein und sie wird dir immer noch neu sein und dir neu bleiben. —

Vor nicht langer Zeit kam ein Mann zu mir mit dem Wunsch, sich meiner Gemeinde anzuschließen. Er war vorher nicht eben oft in irgend eine Kirche gekommen und hatte überhaupt seinem Gott ferngestanden. Bei einer Gelegenheit jedoch hatte er das Wort Gottes gehört und hatte sich von seinem Herrn finden lassen. Während ich noch eben daran war, klar darüber zu werden, ob er wirklich seinen Heiland kenne, fiel er mir ins Wort: welch herrliches Buch ist doch die Bibel! Ja, sagte ich, das ist sie in der That; aber wie sind Sie darauf gekommen? Nun, so hören Sie, antwortete er. Ich kann die Bibel nur sehr langsam lesen und muß sie Wort für Wort buchstabieren. Eines Tages komme ich an das Evangelium Johannis und zwar an das Wort: ‚Nun nicht mehr heiße ich euch Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut; euch aber habe ich Freunde benannt.‘ (Ev. Joh. 15, 15.) **Freunde!** Ja, daß Er mich seinen Freund nennet; wie sollte das möglich sein? Diese Frage, mein Herr, schlug bei mir durch. Ich nahm das Buch mit mir in meinen Geschäftsladen und sprach zu meiner Frau: Da, lies

einmal; ich fürchte, nicht recht gelesen zu haben. Lies mir doch die Stelle vor. Und gleich mir las sie: ‚euch aber habe ich Freunde benannt.‘ O, daß Er mich Freund nennen mag, während ich doch mein Lebtage sein Feind gewesen bin und ihm noch in keiner Weise irgendwelchen Dienst erwiesen habe. Das schmolz mein Herz. Und noch jetzt weiß ich nicht recht, wie ich ihm dienen kann und doch nennt er mich seinen Freund.

Das bezeugte mir ein Mann, der zuvor nie die Bibel gelesen hatte; aber sie war für ihn eine Welt der Wunder, die den tiefsten Eindruck auf ihn machte, sobald er sich in sie vertiefte.

Erst gestern erhielt ich ein Brieflein von einem Herrn, worin mir derselbe von einem Besuch bei meinem Großvater erzählt, als derselbe ein Greis von 88 Jahren war. Ich betrat, so schreibt jener, die Studierstube des alten Herrn. Eine große Bibel lag aufgeschlagen vor ihm, in der er eben gelesen hatte. Wir begrüßten einander, aber gleich darauf schien der Greis alles um sich her vergessen zu haben, denn er ließ sich sogleich wieder nieder und setzte sein Bibellesen ungestört fort, indem er zugleich in die Worte ausbrach: ‚Herrlich! Wunderbar! Das alles habe ich als wahr befunden und erfahren. Meine Seele nährt sich hievon. O, welch teure Wahrheit für einen alten Mann, wie ich einer bin!‘ Ja, das Bibelwort ist gleich köstlich für den Greis wie für den Jüngling! Lasset uns doch, teure Freunde, Zeugnis von unserem Bibelglauben ablegen und zwar dadurch, daß wir dem Worte Gottes völligen Gehorsam leisten; denn wenn wir den Vorschriften der hl. Schrift gehorchen, dann werden wir auch ihre Lehren verstehen und erkennen. Die Bibel ist nicht blos ein Buch — sie ist ein Pfad, eine orientierende Karte; sie ist ein Führer auf dem Weg der Gerechtigkeit und des Friedens. Uebet das göttliche Wort im täglichen Leben und ihr werdet es erfahren, daß es euch je länger je mehr teuer werden wird.“

Die Bibel und der Priester Roms.

In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts machte ein römisch-katholischer Priester in Nordamerika, Namens Chiniquy, viel von sich reden. Durch das Lesen der hl. Schrift und der alten Kirchenväter von den Irrtümern der katholischen Kirche überzeugt und zur Erkenntnis der Wahrheit durchgedrungen — dazu abgestoßen durch den höchst traurigen Zustand der niederen und höheren Geistlichkeit seiner Kirche, trat derselbe mitsamt seiner Gemeinde, die er im Staate Illinois aus eingewanderten französischen Kanadiern um sich gesammelt hatte, zur protestantischen Kirche über. Er wirkte dann in großem Segen und als ein gewaltiger Herold und Zeuge der Wahrheit unter seinen Landsleuten. Durch seine Erfolge, sowie durch seine großen Missionsreisen, welche er in Amerika, Europa und Australien unternahm, ist sein Name weithin bekannt geworden. Auch hat er in einem höchst fesselnden Buch: Fünfzig Jahre in der Kirche Roms (Fifty years in the church of Rome) sein Leben veröffentlicht, in welchem er besonders das Ringen nach der Wahrheit, seine Zweifel an den Lehren und Traditionen seiner Kirche, das Verderben in derselben, die Kämpfe mit der ihm entgegenstehenden Geistlichkeit und schließlich seinen Austritt aus jener schildert. Er läßt hiebei nur geschichtliche Thatsachen und seine selbsterlebten Erfahrungen reden, die besser als alles andere ein unwiderlegbares Zeugnis von dem innern und äußeren Zustand der Kirche Roms und ihrer Diener ablegen.

Aus dieser seiner Lebensbeschreibung wollen wir im nachfolgenden nur eine kleine Episode aus seinen Kinderjahren nacherzählen:

„Mein Vater, Charles Chiniquy, in Quebec geboren, hatte im theologischen Seminar dieser Stadt studiert, um sich auf die Priesterwürde in der römischen Kirche vorzubereiten. Jedoch wenige Tage, ehe er sein Gelübde ablegen sollte, war er Augenzeuge einer großen Missethat in den höhern Ständen seiner Kirche, und das änderte seinen Sinn; er studierte die Rechte und wurde Notar. Im Jahre

1808 verheiratete er sich mit Reine Perrault und ließ sich in Kamouraska (Kanada) nieder, wo ich den 30. Juli 1809 geboren wurde.

Fünf Jahre später wanderten meine Eltern nach Murray Bai; dieser Ort war damals erst im Entstehen und es gab daselbst noch keine Schule. Meine Mutter, welche mehrere Jahre in einem Nonnenkloster zugebracht hatte, war demnach meine erste Lehrerin.

Als römische Katholiken erzogen mich meine Eltern auch in dieser Religion und lehrten mich von Kindheit auf die Gebete und Uebungen der Kirche Roms; doch Gott sei ewig gedankt dafür, daß das unfehlbare Gegengift gegen die schädlichen Lehren dieser Kirche auf wunderbare Weise früh in meine Hände kam.

Ehe mein Vater das Seminar von Quebec verließ, erhielt er von einem der Oberen, als Zeichen der Achtung, eine prächtige Bibel in französischer und lateinischer Sprache, und diese Bibel war das Abc-Buch, das erste Buch, in welchem ich lesen lernte. Meine liebe Mutter suchte selbst die Kapitel aus, die ihr die wichtigsten für mich schienen, und ich las sie jeden Tag mit dem größten Vergnügen und großer Aufmerksamkeit, ja oft hatte ich so viel Gefallen an manchen dieser Kapitel, daß ich sie wieder und wieder las, bis ich sie ganz auswendig wußte. So kam es, daß ich in meinem neunten Jahre bereits die Schöpfungsgeschichte und den Fall des Menschen, die Sündflut, Abrahams Opfer, den Auszug aus Aegypten und das erhabene Lied Mosis, das Leben Davids, viele Psalmen, Sprüche und Parabeln, die meisten rührenden Aussprüche Jesu und sein bitteres Leiden und Sterben nach Johannes beinahe Wort für Wort inne hatte. Wie manche liebliche Stunde brachte ich an der Seite meiner Mutter zu, indem ich ihr einige der erhabenen Seiten des heiligen Buches vorlas, während meine zwei jüngeren Brüder spielten oder schliefen.

Manchmal unterbrach sie mich und stellte mir Fragen, um zu sehen, ob ich das, was ich las, auch verstand, und wenn meine Antworten sie überzeugten, daß ich es wohl begriffen hatte, drückte sie mich an ihr Herz und küßte mich, um ihrer Freude Ausdruck zu geben.

Als ich eines Tages die Leidensgeschichte unseres Erlösers las, machte dieselbe einen so tiefen Eindruck auf mein junges Herz, daß ich kaum die Worte aussprechen konnte und meine Stimme zitterte.

Meine Mutter bemerkte meine Rührung und versuchte, etwas zu sagen von der Liebe Jesu zu uns; aber sie konnte kaum ein paar Worte herausbringen, ihre Stimme wurde durch Schluchzen erstickt; sie lehnte ihr Haupt auf meine Stirne und ich fühlte Thränen auf meine Wangen niederfallen. Länger konnte ich mich nicht mehr halten, das heilige Buch fiel aus meinen Händen, ich warf mich in meiner Mutter Arme und mischte meine Thränen mit den ihren. Keine menschlichen Worte können ausdrücken, was ihre und meine Seele in jener gesegnetsten aller Stunden bewegte. Nein! Nie werde ich jene feierliche Stunde vergessen, in der das Herz meiner Mutter und das meinige so völlig verschmolzen zu den Füßen unseres sterbenden Erlösers lag; mir schien damals und scheint noch heute, daß eine himmlische Harmonie im Tone ihrer Stimme und ihres Schluchzens war.

Fünfzig Jahre sind vergangen seit jener feierlichen Stunde, wo Jesus zum erstenmal mir etwas von seinem Leiden und seiner Liebe offenbarte und noch immer freut sich mein Herz, wenn ich daran denke.

Wir wohnten ungefähr zwei Meilen von der Kirche und an Regentagen waren die Straßen oft so schlecht, daß es den Landleuten unmöglich war, am Sonntag die Kirche zu besuchen. Sie pflegten dann Abends sich in unserm Haus zu versammeln. Bei solchen Gelegenheiten stellten mich meine Eltern zuweilen auf einen großen Tisch in die Mitte der Versammlung und ich gab dann diesen guten Leuten die herrlichsten Abschnitte des alten oder neuen Testaments zum besten. Die Liebe zu meinem Heilande und seinem Wort, sowie die atemlose Aufmerksamkeit unserer Gäste, auch wohl die Freudenthränen, die meine Mutter umsonst zu unterdrücken suchte, gaben mir Kraft und Mut, meine jugendliche Schüchternheit zu überwinden. Sahen meine Eltern, daß ich müde war, so sang meine liebe Mutter, die eine schöne Stimme besaß, einige der bekanntesten und herrlichsten Lieder, welche ihr Gedächtnis bewahrte.

Wenn das Wetter es gestattete, mit meinen Eltern zur Kirche zu gehen, so nahmen mich die Landleute auf ihre Wägen und wünschten dann irgend ein Kapitel des Evangeliums von mir zu hören und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Stimme des Kindes, welches der gute Meister erkoren hatte, ihnen das Brod zu geben, das vom Himmel kam. O, wie manchmal hörte ich dann die guten

Leute ihr Bedauern aussprechen, wenn die Glocke uns in die Kirche rief, daß sie nichts mehr von diesen herrlichen Sachen hören konnten.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1818 saß mein Vater schreibend in seinem Zimmer und meine Mutter sang, während sie nähte, eine ihrer Lieblingshymnen; ich spielte vor der Thüre mit einem zahmen Staar, der mir überall folgte, als ich plötzlich den Priester sah, der auf unser Haus zukam. Dieser Anblick verursachte einen unheimlichen Schauer in meinem Körper. Der Priester hatte ein unangenehmes Aussehen, war von mittlerer Statur, hatte sehr fette breite Schultern, ein doppeltes Kinn, und sein langes Haar hing wirr auf seinen Nacken herab. Ich rannte zu meinen Eltern und flüsterte: „der Pfarrer kommt," und gleich darauf war auch der ehrwürdige Herr Courtois unter der Thür, wo mein Vater ihm einen ehrfurchtsvollen Willkomm bot und ihm die Hand schüttelte.

Dieser Priester war in Frankreich geboren, wo er beinahe ein böses Ende genommen hätte, denn er wurde unter der blutigen Regierung Robespierres zum Tode verurteilt; mit manchen andern Priestern aber entkam er und fand ein Asyl in England, von wo er nach Quebec segelte, dessen Bischof ihm die Pflege der Murray-Bai-Gemeinde anvertraute. Sein Gespräch war lebhaft und unterhaltend, und während der ersten Viertelstunde, die er bei uns zubrachte, war es ein Vergnügen, ihm zuzuhören. Doch plötzlich veränderte sich sein Ausdruck, als ob eine düstere Wolke sich über seinen Geist gebreitet hätte, und er hörte auf zu sprechen. Meine Eltern hatten eine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung bewahrt und schienen auf nichts anderes bedacht zu sein, als ihm zuzuhören. Das Stillschweigen, das nun folgte, war für alle anwesenden höchst peinlich und erschien wie die düstern Augenblicke, die dem Sturm vorangehen.

Endlich wandte sich der Priester zu meinem Vater und sprach: „Herr Chiniquy, ist es wahr, daß Sie und Ihr Kind die Bibel lesen?"

„Ja, mein Herr," antwortete er schnell, „mein kleiner Sohn und ich lesen die Bibel, und was noch besser ist, er hat eine große Anzahl Kapitel aus derselben auswendig gelernt, und wenn Sie es erlauben, so kann er Sie welche hören lassen."

„Dazu bin ich nicht gekommen," erwiderte der Priester scharf, „aber wissen Sie nicht, daß Ihnen durch das heilige Konzil von Trident verboten ist, die Bibel in französischer Sprache zu lesen?"

„Es ist mir ziemlich gleich, ob ich die Bibel in französischer, lateinischer oder griechischer Sprache lese," antwortete mein Vater, „da ich diese Sprachen gleich wohl verstehe."

„Aber ist Ihnen denn unbekannt, daß Sie Ihr Kind nicht in der Bibel lesen lassen dürfen?" erwiderte der Priester.

„Meine Frau leitet ihr eigenes Kind im Lesen der Bibel an und ich kann nicht einsehen, daß wir irgend eine Sünde begehen, wenn wir auch noch ferner fortfahren, wie wirs in dieser Sache bisher gethan haben."

„Herr Chiniquy," sprach der Priester, „Sie haben einen ganzen theologischen Lehrgang durchgemacht und ich weiß, Sie kennen die heiligen, wenn auch oft peinlichen Pflichten eines Pfarrers und wissen somit auch, daß es meine Pflicht ist, hierher zu kommen, diese Bibel Ihnen abzunehmen und sie zu verbrennen."

Mein Großvater war ein spanischer Seemann und von ihm hatte mein Vater zu viel spanisches Blut und Stolz geerbt, um in Geduld sich ein solches Ansinnen gefallen zu lassen, noch dazu in seinem eigenen Hause. Schnell wie der Blitz war er auf seinen Füßen; ich drückte mich zitternd an meine Mutter, welche auch bebte. Mir war bange, es würde irgend eine heftige und unglückliche Scene folgen, denn der Zorn meines Vaters war in diesem Augenblick wirklich schrecklich; doch es gab etwas, was mir noch mehr zu Herzen ging. Ich fürchtete, der Priester würde seine Hand an meine teure Bibel legen, denn sie lag gerade dort vor ihm auf dem Tisch. Ich sage „meine Bibel", weil sie mir am vorhergehenden Christfest als Geschenk gegeben worden war.

Glücklicher Weise hatte sich mein Vater in der ersten Aufwallung seines Zornes gemäßigt; er ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, seine Lippen waren bleich und bebend und zwischen seinen Zähnen murmelte er Worte, die uns allen unverständlich waren.

Der Priester bewachte genau alle Bewegungen meines Vaters; seine Hände umfaßten krampfhaft den Stock, auf den er sich stützte, und sein Gesicht zeigte untrügliche Spuren einer nur zu wohl gegründeten Angst. Es war klar, daß der Gesandte Roms sich nicht so ganz unfehlbar sicher in seiner Stellung wußte, die er so thöricht selbst gewählt hatte, und er blieb so still wie das Grab. Endlich, nachdem mein Vater eine geraume Zeit das Zimmer durchschritten

hatte, blieb er plötzlich vor dem Priester stehen und sagte: „Ist das alles, was Sie hier zu sagen haben, mein Herr?"

„Ja, mein Herr," sagte der zitternde Priester.

„Gut, mein Herr," erwiderte mein Vater; „Sie kennen die Thür, durch welche Sie in mein Haus gekommen sind; bitte, entfernen Sie sich sogleich wieder durch dieselbe," und der Priester ging hinaus im Eilschritt. Ich fühlte eine unaussprechliche Freude, als ich meine liebe Bibel sicher sah. Ich warf mich an meines Vaters Hals und dankte ihm für seinen Sieg, und um ihn mit meiner kindlichen Münze zu bezahlen, sprang ich auf den großen Tisch und deklamierte in meinem besten Stil den Kampf zwischen David und Goliath. Natürlich in meinem Sinn war mein Vater David und der Priester Roms war der Riese, welchen die Kieselsteine des Baches zu Fall gebracht hatten.

Du wußtest es, o mein Gott! Dieser Bibel, die ich auf meiner Mutter Knieen las, schulde ich es, nebst deiner unendlichen Barmherzigkeit, daß ich damals die Wahrheit erkannte. Diese Bibel hatte in mein junges Gemüt Strahlen des rettenden Lichtes gesandt, welche alle Trugschlüsse und finstern Irrtümer Roms nie auslöschen konnten!"

Bücheranzeige.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Predigten von Sexagesimä bis Exaudi, von Stadtpfarrer Eisenlohr. 1890. 157 S. Mk. 1.50.

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes! Predigten von Pfingsten bis 14. Sonntag nach Trinitatis, von Stadtpfarrer F. W. Schmidt. 1890. 185 S. Mk. 1.50.

Verlag von J. J. Reiff, Karlsruhe.

Indem wir uns vorbehalten, später obige Predigtbücher zu besprechen, möchten wir dieselben mit der Anzeige zugleich aufs wärmste empfehlen.

Perlen der Schrift. Von Rüegg. Verlag von Orell Füßli u. Comp. Zürich. 20 Cts.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.





Kamerungebirge.

Nach Kamerun.

(Schluß)

4. Auf dem Kamerungebirge.

a) Der Aufstieg nach Bondjongo.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr von Malimba — es war am Sonnabend vor Ostern — befand ich mich an Bord des Regierungsdampfers „Nachtigal", um mit demselben nach der Ambasbucht zu fahren. Mein Begleiter war diesmal Br. Gauger, der als Kassier der Kamerunmission in Viktoria ökonomische Geschäfte abzuwickeln hatte. Der deutsche Gouverneur hatte uns in der zuvorkommendsten Weise diese gelegentliche Ueberfahrt auf seiner Jacht zugestanden, die auch einige Regierungsbeamten benützten. Der kleine schmucke Schraubendampfer durchfurchte die spiegelglatte See, über welche eine schwache Brise wohlthuend strich und die tropische Hitze kühlte. Nach wenigen Stunden näherten wir uns dem Bergland von Bimbia, das mit seinen waldigen Kuppen zur Rechten auftauchte und das Meeresgestade umsäumte, während zur Linken der Pik von Fernando Po aus der Ferne herübergrüßte. Hier, an einer vorspringenden Spitze von Bimbia, liegt auf felsiger Anhöhe eine seit 1870 aufgegebene und verlassene Missionsstätte der Baptisten. Viele Jahre lang hat man auf derselben unter dem Isubustamm gearbeitet; aber die meisten Missionsarbeiter erlagen dem Klima und fanden daselbst ihr Grab, ohne viel Frucht ihrer Arbeit gesehen zu haben. Neun an der Zahl sollen im Laufe der Jahre hier ihr kurzes Tagewerk beschlossen haben.

Unfern davon liegt die sogenannte „Kriegsschiffbucht", in welche unser Dampfer einlief und die Regierungsbeamten absetzte. Sie ist ein tiefer, aber schmaler Meereseinschnitt, in welchen das Flüßchen

Mosimoselle mündet. Im Hintergrunde der Bucht liegt auf einer Landzunge an der Mündung des genannten Flüßchens auf steilen Uferrändern eine Farm oder Kulturanlage der „Kameruner Land- und Plantagengesellschaft". Auf der Spitze jener Landzunge, hoch über dem Meeresspiegel, erhebt sich, das Ganze beherrschend, ein hübsches Wohnhaus von Holz. Dahinter zieht sich die wohlgepflegte Farm landeinwärts, auf welcher vornehmlich Kakao, Tabak und etwas Indigo kultiviert werden. Das bepflanzte Areal wird von breiten Fuß- und Fahrwegen durchschnitten, die mit Reihen von Plantanen und Bananen besetzt und mit Ananassträuchern eingefaßt sind. Ein Europäer leitet den Anbau und sind für letzteren Eingeborene der Goldküste als Arbeiter gedungen. Lauschig und friedlich liegt die Kriegsschiffbucht zwischen dem steilen Gestade von Bimbia. Leise schlagen die Brandungswellen an das Basaltgestein und wie eine vergessene und verlorene Welt mutet einen das stille Gewässer zwischen den dunkel bewaldeten Uferhöhen an. Das Wüten des Meeres und die Gewalt der Stürme reichen hier nicht hinein und geborgen liegt jedes Schiff, das in diesem abgelegenen Winkel Anker geworfen, in der friedlichen Bai.

Schon nach einer Stunde kurzen Weilens dampften wir weiter der Ambasbucht zu und gingen angesichts Viktoria vor Anker. Auf der Station traf ich diesmal als alleinigen Bewohner des Missionsanwesens Br. Scholten vor; doch bald nach unserer Ankunft tauchte die Rauchsäule eines Dampfers am fernen Horizont auf, der, von Fernando Po herkommend, Br. Bizer an Bord hatte. Dieser war auf der Goldküste zur Erholung gewesen und kehrte nun neugekräftigt auf seinen Arbeitsposten Viktoria zurück. Dagegen fieberte Br. Gauger von Stund an und derselbe bekam auch die folgenden Tage den ungebetenen Gast des Klimafiebers nicht los. Es konnte auch nicht wundernehmen, daß man bei der fast unerträglichen Hitze und drückenden Schwüle, welche die von hohen Bergen eingeschlossene Ambasbucht erzeugte, sich mehr oder weniger fieberisch fühlte.

Der folgende Morgen, der Ostersonntag, vereinigte uns mit der kleinen christlichen Gemeinde von Viktoria im freundlichen Gotteshaus. Der eingeborene Prediger derselben*) hielt eine sehr anspre-

*) Vergl. das über die Viktoria-Gemeinde Gesagte auf Seite 265 f.

chende Predigt in englischer Sprache über Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet“ u. s. f. — Für die anwesenden Christen und Heiden vom Bakwiri-Volksstamm dolmetschte er selbst am Schluß seine Predigt in zusammenfassenden Worten. Die christliche Gemeinde in ihren saubern Sonntagsgewändern machte einen recht freundlichen — aber keinen nationalen Eindruck; denn der von einem eingebornen Pastor in englisch gehaltene Gottesdienst,*) wiewohl er wie alle anwesenden Negerchristen die Bakwiri-Sprache verstand, und das in Kleidung und Auftreten ausgesprochene englische Wesen mutete keineswegs einheimisch an. Aber gerade das zu Rechtbestehen der englischen Sprache in Kirche und Schule ist es, auf das die Viktorianer im Gegensatz zu den Grundsätzen der Basler Gemeindeordnung besonderen Wert legen, wogegen letztere die einheimische, d. h. die Sprache der umwohnenden Bergbewohner, zur Geltung und Durchführung gebracht wissen will. Diese praktische Frage in Verbindung mit unerfüllbaren Forderungen an den Geldbeutel der Basler Mission hat denn auch schließlich dazu geführt, daß diese englisierte Viktoria-Gemeinde sich von der Leitung jener losgesagt hat.

Am Nachmittag fand eine feierliche Taufhandlung statt, welche Br. Scholten nach seiner Predigt nach einem in Bakwiri verfaßten Formular vollzog. Die Täuflinge waren zwei ältere Frauen aus den in Viktoria angesessenen Bakwiri, die in Jesu Tod getauft und der christlichen Gemeinde einverleibt wurden. Gegen Abend zogen wir dann gemeinsam mit einem Teil der Christengemeinde in das Quartier der Bakwiri, die ihre armseligen Hütten im Rücken von Viktoria auf einer terrassenförmig ansteigenden Anhöhe aufgeschlagen haben. Ihnen wollten wir das Evangelium verkünden, während die verkommenen Gestalten der armen Bergbewohner auf Felsblöcken hockten und mit blödem Ausdruck vor sich hinstierten. Während sonst die afrikanische Rasse im ganzen ein stattliches und kraftvolles Aeußeres zeigt, war jenen Eingebornen der Stempel der Erniedrigung, der Unterdrückung und Verkümmerung nur zu deutlich an die Stirn geschrieben. Doch den Armen soll ja das Evangelium verkündigt werden und das geschah in Viktoria jeden Sonntag Abend

*) Wenn ein der Landessprache noch nicht mächtiger europäischer Missionar sich der englischen Sprache bedient, so ist das wohl zu entschuldigen, bleibt aber immerhin ein Notbehelf.

auf freier Straße. Wir stimmten ein Lied an, beteten und verkündeten der Reihe nach das Wort vom Kreuz. Gar lieblich und feierlich erklangen die christlichen Weisen auf der erhabenen Bergplatte hinunter nach dem am Seegestade hingelagerten Viktoria, dessen Häuschen sich anmutig aus dem Grün der Bananen und Palmen erhoben, während der majestätische Kamm des Kamerungebirges vor uns vom Abendglanz der scheidenden Sonne umflossen war. Ja, wie schön, wie großartig die hehre Schöpfung um uns her und wie verkümmert, wie umnachtet des Schöpfers höchstes und vornehmstes Geschöpf vor uns in Gestalt der armen Eingeborenen, deren Anblick einem das Herz von Mitleid bewegte. Aber auch diese Elenden sind in Gottes Heilsratschluß miteingeschlossen, sind auch teuer erkauft und sollen Erben des ewigen Lebens, der Herrlichkeit Jesu Christi werden.

Nun galt es, Vorbereitungen für die Besteigung des Kamerungebirges, die ich mit Scholten unternehmen wollte, zu treffen. Dies war bald geschehen und Dienstag, gegen Mittag, marschierten wir ab. Anhaltender Regen während der Nacht hatte uns nicht früher aufbrechen lassen, denn Wald und Schilf trieften von Nässe und hätten uns bei der Wanderung schwer vorwärts kommen lassen. Jetzt aber brannte die Mittagssonne bedenklich aufs Haupt, das wir durch Korkhelm und Sonnenschirm bestmöglichst zu schützen suchten. Angeschlossen hatte sich uns ein Trupp Bakwiri-Frauen, die nach Viktoria auf den Markt gekommen waren und nun auf ihre Berghöhen zurückkehren wollten. Obschon von ihren Männern begleitet, die mit geladenen Flinten und sonstigem Waffengerät hinter ihren schwerbepackten Weibern hertrollten, hatten sie unser Geleit nachgesucht, weil wenige Tage vorher ein Leopard einen Eingeborenen auf dem Gebirgspfad zerrissen und aufgezehrt hatte. Uns, den „Gottesboten" durfte ja die Bestie nach ihrer Meinung nichts anhaben, wiewohl wir ohne jegliche Bewaffnung als friedliche Wanderer mit dem Sonnenschirm in der Hand den Marsch antraten. Vor uns türmte sich das Gebirge auf, das etwa 150 Km. lang und 100 Km. breit ist und an dessen östlicher Abdachung wir den Aufstieg bewerkstelligten. Wir hatten zunächst eine heiße Niederung längs dem Viktoriaflüßchen, das munter über glatte Kiesel der Ambasbucht zurauschte, zu durchwandern. Unter hochragenden Baumwollbäumen und andern Wald-

riesen, zwischen Palmen und vieläſtigem Gebüsch woben wildwachsende Bohnen und violette Winden einen dichten Teppich, mit dem auch vielfach der schmale Fußpfad überwuchert war. Ab und zu berührte man eine Lichtung, welche zum Zweck einer Plantage vom dichten Unterholz gereinigt war. Hoch oben aber, auf den vorspringenden Bergkanten hingen wie Schwalbennester vereinzelte Häuschen der Eingeborenen. Nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung setzten wir über den Fluß, der hier unter saftigen Blattpflanzen über große Basaltblöcke schäumte, und verließen die Thalrinne. Der Aufstieg begann. Dichter Urwald umfing uns und im Schatten des düstern Waldfriedens, zwischen wildverschlungenen Schlingpflanzen und üppigem Farrenkraut, klimmten wir die steile Abdachung des Gebirges hinan. Hinter uns trotteten schäkernd die Bakwiri-Helden und unsere Gepäckträger, indem sie nach Negerart die lebhafteste Unterhaltung führten. Sehr wahrscheinlich war der gefürchtete Leopard der Gegenstand derselben, vor dem sie trotz ihrer schußbereiten Musketen sicher sofort nach allen Richtungen zerstoben wären, hätte der Waldkönig nur von ferne seine Stimme vernehmen lassen. Doch derselbe ließ sich zu dieser Tageszeit weder sehen noch hören und unbehelligt zog der Troß seines Weges. Allgemach wurde die Urwildnis, wie sie die untere Bergregion aufwies, zu einem Rohr- und Schilfdickicht. Kulissenartig war der schmale Bergpfad davon eingeengt. An ein sich orientieren ist da für den Wanderer nicht zu denken; denn nirgends sieht er hinaus und wie ein Zwerg steht er in diesem Wald von hochaufgeschossenen Stengeln, die den Jahrhunderte alten Weg einsäumen und kein abweichen weder zur Rechten, noch zur Linken gestatten. Endlich, nach dreistündiger, zum Teil recht beschwerlicher Wanderung, nachdem wir zwei gähansteigende Bergwände überwunden hatten, befanden wir uns auf ebenem Terrain und standen vor der Palissadeneinzäunung, mit welcher das Weichbild des Bergdorfs Bondjongo*) eingehegt ist. Jene ist von eingerammten hohen Pfählen hergestellt, die dicht aneinander gerückt und teilweise durch Ausschlagen zu einem lebendigen Zaun geworden, eine dichte und undurchdringliche Schutzwehr gegen andringende Feinde bildet. Zur Ueberſteigung derselben dient auf beiden Seiten ein Baumstamm, der mit tiefen Einkerbungen versehen ist.

*) dj = dsch.

Der Ort Bondjongo besteht wie alle Bergdörfer der Bakwiri in einer Unzahl von einzelnen zerstreut liegenden armseligen Hütten, die sich in einer Entfernung von mehreren Stunden um einen Bergkegel herumlagern. Meist hängen sie an den Halden oder stehen auf kleinen Abdachungen und vorspringenden Bergabsätzen. Die ganze Umgebung trägt einen ausgesprochen alpinen Charakter. Wiesenflächen und grüne Berggelände wechseln miteinander ab. Grasende Kühe, Ziegen und Schafe, die sich auf den Abhängen tummeln, lassen einen glauben, man befinde sich auf den luftigen Höhen der Alpen. Frei atmet die sonst keuchende Brust in dieser herrlichen Bergluft; elastisch schreitet man auf dem üppig wuchernden Wiesenteppich dahin und man vergißt, daß man im heißen Afrika, unweit des Aequators, im Lande der tödlichen Miasmen weilt.

Unsere Ankunft in Bondjongo brachte alles auf die Beine. Aus den Hütten, die wir passierten, stürzten die Eingebornen groß und klein herbei und schüttelten uns herzhaft und freudig die Rechte, während die gegenseitige Begrüßung unter sich in einer Art von Umarmung besteht. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, wenn man diese uncivilisierten Bergsöhne, von der Jagd heimkehrend, ihre Bekannten und Freunde auf dem Weg und vor den Häusern sich gegenseitig umarmen sieht, wobei ein Arm erhoben und die eine Schulter die des andern berührt. Das Volk machte hier oben auf dem Gebirge einen weit besseren Eindruck als unten in Viktoria, war von kräftigerem Körperbau und ungleich schönerem Wuchs und zeigte auch eine viel intelligentere Physiognomie. Dagegen haben die Bakwiri fast alle ohne Ausnahme ihr Gesicht stark tättowiert, was nicht gerade zur Verschönerung ihrer hamitischen Züge beiträgt. Die wunderlichsten Figuren sind da auf Wangen, Stirn und Oberkörper eingeritzt und mit ätzendem Färbstoff unauslöschlich eingerieben. Bläuliche Ringe um die Augen, querlaufende Striche auf der platten Nase und Schneckenlinien auf der bartlosen Wange ließen manche ganz gespenstisch dreinschauen; und wenn vollends Frauen sich die Oberlippe mit einer kunstgerechten Schraffierung dunkel schattiert haben, so ist aller Schimmer weiblicher Anmut dahin. Gerade das weibliche Geschlecht macht von der Bergbevölkerung den traurigsten Eindruck. Die herrschende Vielweiberei, die frühe Verheiratung, das schwere Los des Weibes, welches alle harte Arbeit wie ein Lasttier

zu thun hat, während der Mann lediglich der Jagd, dem Krieg, dem Palaverieren und Nichtsthun obliegt — das alles hat der weiblichen Bakwiribevölkerung den Stempel der Verkümmerung und Erniedrigung auch äußerlich aufgedrückt. Berganf bergab haben die armen Geschöpfe die schwersten Lasten zu schleppen und den Ackerbau zu betreiben. Das Leben bringt ihnen nichts als Mühe und Plage. Dazu kommen noch die vielen Hexenprozesse, denen gar manche zum Opfer fallen; denn jede Krankheit, jeder plötzliche Todesfall wird der Einwirkung von Zauberei zugeschrieben. Da sucht denn der heidnische, finstere Aberglaube meist unter den nächsten weiblichen Familiengliedern sein Opfer und so beschließt manche unglückliche Bakwirifrau ihr mühereiches und freudloses Dasein in der Weise, daß sie als geächtete Hexe an einem Baum erbarmungslos aufgeknüpft wird. Der Hexenglaube ist dabei so verbreitet, daß er das ganze Volksleben beherrscht; denn wie das afrikanische Heidentum überhaupt vornehmlich in der Zauberei seinen Ausdruck findet, so treten auch die unter den Bakwiris herrschenden Religionsanschauungen am schärfsten in der Ausübung von Zauberei hervor, wiewohl gewiß auch unter ihnen noch einige Gotteserkenntnis vorhanden ist, die als Stimme aus der Urzeit herübertönt und als unveräußerliche Mitgabe aus dem Vaterhause jedem Heiden verblieben ist.

In Bondjongo ist indes das Evangelium keine ganz unbekannte Sache. Von Viktoria aus kamen seiner Zeit die englischen Missionsarbeiter auch auf das Gebirge hinauf, dessen gesündere Regionen hinauflockten. Besonders Sakers Schwiegersohn, Missionar Thomson, ließ sich für längere Zeit in Bondjongo nieder und hat unter dem Bergvolk gearbeitet. Einige wenige Spuren sind auch noch von seiner Arbeit vorhanden; denn es finden sich noch einzelne Christen und englisch radebrechende Eingeborene vor, die bei Thomson die Missionsschule besuchten. Die Basler Mission hat nun einen Nationalgehilfen daselbst stationiert, der die wenigen Christen von früherher bedient und sonstige Missionsarbeit treiben soll.

Unser nächstes Ziel in Bondjongo war demnach die frühere Missionsniederlassung, welche sich auf einem frei gelegenen Punkte einer Bergplatte befindet. Das Ganze, was noch davon zu sehen war und als trauriger Ueberrest aus früheren Tagen dem Zahn der Zeit und der Vernachlässigung nicht erlegen ist, zeugte von Ver-

fall. An der höchsten Stelle erhob sich die ehemalige Kapelle, deren schwache Eisenplatten, aus denen dieselbe zusammengefügt war, von Rost zerfressen und meist nur lose am morschen Holzwerk hingen. Zu gottesdienstlichen Zwecken war sie in diesem Zustand nicht mehr zu benützen. Das Missionshaus, dessen Gefüge aus Holz erbaut und mit Wellblech belegt war, wies noch zwei kleine bewohnbare Zimmerchen und eine große Halle mit schwankendem Fußboden auf. Ein vierter Raum, der früher auch abgeteilt gewesen zu sein schien, entbehrte des letzteren. Leider lag das einstöckige Eisenhäuschen in einer kleinen Vertiefung, wahrscheinlich um es der Gewalt der Stürme nicht allzusehr auszusetzen. Sein Aeußeres ließ auf den ersten Blick erkennen, daß es seit Jahren von einem Europäer nicht mehr bewohnt gewesen und darum ohne Pflege geblieben sei. Hinter dem Anwesen gaben vereinzelte Fruchtbäume, wie Mango-, Orangen- und Guavenbäume, sowie allerlei Kulturpflanzen davon Zeugnis, daß der vor Jahren hier weilende englische Missionar sich ein anmutiges Gärtchen angelegt und gepflegt hatte, das nun völlig verwildert war. Vor dem Haus aber war an dem Ast eines großen Blumenbaumes eine Glocke befestigt, die wegen eines durchgehenden Risses einen nur ganz dumpfen Ton von sich gab und wegen dieses Umstandes auch zu den stummen Zeugen einer besseren Vergangenheit zu rechnen war.

Wir richteten uns in dem einen Zimmerchen, das jeglichen Hausrats bar war, so gut als möglich häuslich ein und hielten dann Umschau in Bondjongo. Die Bewohner begegneten uns sehr zutraulich und hie und da traf man unter den Männern den einen oder andern, der sich als früherer Missionsschüler mit einigen englischen Brocken brüstete. Ihre Hütten zeugten von der größten Bedürfnislosigkeit und Armut, denn sie enthielten fast nichts als elende Pritschen, auf denen Mensch und Vieh des Nachts um ein glostendes Feuer lagert, wenn die Kühle der Nacht und nasse Nebel sich auf das Bergland senken. Die Anwesen bestanden fast durchgängig aus einem einzigen Raum, der aus Stecken erstellt, mit Baumrinde ausgekleidet und mit den Blättern der Fiederpalme gedeckt war. Ueberwältigend schön dagegen war im Gegensatz zu den niedrigen und schiefen Häuschen die Umgebung des Ortes und besonders der Ausblick aufs Tiefland. Von dort herauf blinkte der Wasserspiegel der Ambasbucht und weithin schweifte das Auge über den unermeßlichen Ocean. Unter

uns lagen die Spitzen der Bimbiaberge und die dunkeln Waldumrisse des Küstengebietes, während man in Bondjongo fast mitten an der Riesenmauer des Gebirges zu kleben meinte, dessen zahlreiche Aschenkegel, von der Abendsonne beschienen, sich zu einzelnen Gipfeln zuspitzten. Die Regenzeit, welche bereits eingesetzt hatte, klärte die Atmosphäre zu einer wunderbar reinen Luft und ließ uns frei und unverschleiert die Gebirgsformation erkennen. Doch ist trotz einer Höhe von gegen 600 M. Bondjongo nicht ganz frei von Malaria und Fiebererscheinungen.

Am Abend wurde es in unserm Eisenkasten, den das altersschwache Missionshaus darstellte, plötzlich rege und lebendig. Auf die klanglose, aber dröhnende Stimme der zersprungenen Kirchenglocke hin, die zum Abendgottesdienst einlud, eilten aus den umliegenden Hütten die Bakwiri herbei, um Gottes Wort zu hören. Bald war die große Halle von jung und alt gefüllt, ein Lied wurde angestimmt, und bei dem trüben Schein einer etwas schwachen Beleuchtung hielt ich eine Bibelstunde über Lukas 15, 1—7, die von einem Missionsschüler ins Bakwiri gedolmetscht wurde. Wir hatten dann die Genugthuung und Freude, daß ein junger Mann von intelligentem Aeußerem, ein Händler und Nachbar des Missionshauses, sich zur Wiederaufnahme in die christliche Gemeinde meldete, der er in früheren Zeiten angehört hatte und von welcher er seither ausgeschlossen war. Er gab bei dieser Gelegenheit seiner jungen Frau, die zu den Katechumenen gehörte, das schöne Zeugnis, daß sie es vornehmlich sei, die durch Wort und Wandel auf ihn einwirke, daß er nun in die christliche Gemeinde zurückzukehren Verlangen trage.

Erst spät kamen wir zur Ruhe. Allein es war kein weicher Pfühl, auf dem wir ruhten. Die Dielen, welche man uns zum Nachtlager aneinandergeschoben hatte und die auf Steinen eine unsichere Unterlage hatten, waren höchst uneben behauen und dienten mehr dem Zweck einer Folterbank, als einer Lagerstätte, auf der wir die ohnedies vom Bergsteigen lahmen Glieder hätten behaglich strecken können. Frühzeitig trieben wir zum Aufbruch; aber wie jede Reise in Afrika mehr oder weniger mit allerlei Plackereien gewürzt ist, so auch hier. Einer unserer Gepäckträger meldete sich krank und weigerte sich, den Marsch fortzusetzen. Er steckte dabei die trübseligste Miene auf und wollte durchaus nach Viktoria zurückkehren. In

Wirklichkeit war es aber nur die Abneigung gegen das beschwerliche Bergsteigen und die für Küstenleute etwas empfindliche Kälte auf dem Gebirge, die ihn Krankheit vorschützen ließen. Wir mußten ihn im Frieden ziehen lassen und der Abstieg zu Thal muß ihn wohl kuriert haben, denn in Viktoria wußte er nichts mehr von einem Gebresten. Nun wurde in aller Eile ein Ersatzmann gesucht und die kostbare Zeit verrann. Endlich war ein solcher gefunden und wir setzten unsere Bergfahrt fort.

b) In Buea.

Unser Ziel war Buea, der am höchsten gelegene Ort der Bergbevölkerung. Sechs Stunden Wegs lagen vor uns, auf welcher Strecke wir nur ein einziges Dorf, Mapandja, berühren sollten und auf der, wie man uns sagte, keine Quelle, kein frischer Trunk, dieses größte Labsal im heißen Afrika, zu erwarten stand. Der schmale Bergpfad führte hinter Bondjongo in ziemlich starker Steigung zwischen prächtigen Waldungen hinan und ziemlich erschöpft erreichten wir in anderthalb Stunden das Dörfchen Mapandja, dessen Hütten malerisch über die steilabfallenden buschreichen Bergabhänge verstreut liegen. In früheren Jahren hatten sich hier mehrere junge Schweden niedergelassen, die teils dem Weidwerk, teils dem Handel oblagen. Sie siedelten sich später auf dem Westabhange des Gebirges, nördlich vom Kap Dibundscha bei Bibundi an und Mapandja war seit mehr als Jahresfrist von keinem Europäer mehr betreten worden. Es hatte dies darin seinen Grund, daß seiner Zeit ein Bewohner des Ortes durch Verschuldung eines europäischen Kaufmanns in Viktoria ums Leben gekommen war. Obschon die Angelegenheit durch den Richterspruch des deutschen Gouverneurs ihre Erledigung gefunden hatte, so schwuren doch die Eingeborenen von Mapandja gemäß der Blutrache jedem Europäer, welcher ihre Grenzen betreten würde, den Tod. Das war ihnen heiliger Ernst und seither wurde das Gebiet sorgfältig gemieden und von Europäern, die das Gebirge bestiegen, in weitem Bogen umgangen. Da wir hinreichend Grund hatten anzunehmen, die erbitterten Eingeborenen würden diese Drohung auf die Missionare nicht ausdehnen, sondern uns im Frieden ihr Weichbild betreten lassen, so nahmen wir furcht-

los unsern Weg durch ihre Grenzen und — wir hatten uns nicht getäuscht. Schon bei den ersten Hütten begrüßte man uns auf die herzlichste Weise und gab uns zu erkennen, daß die Missionare als „Gottesboten", die kein Palawer oder Streitsache anzetteln, freien Durchzug durch Mapandjas Gebiet hätten. Niemand legte Hand an uns, obschon wir allerorts von den Bewohnern desselben gewarnt worden waren.

Wir hielten uns in Mapandja nicht auf. Weiter ging der Marsch durch die Naturgalerien der Schilf- und Rohrwälder, die hier zu einem fast undurchdringlichen Dickicht sich verwoben. Der unebene Pfad führte bergauf und bergab, während uns das scharfe Schilf und das Geäst der Waldung streifte. Dazu rieselte ein sanfter Regen hernieder und der ohnedies schlüpfrige Bergsteig wurde immer unwegsamer; Gras und Zweige trieften von Nässe und schlugen klatschend ins Gesicht. Nach einiger Zeit erreichten wir ein Jahrtausende altes Lavafeld, dessen Ueberschreiten wohl eine Stunde des mühevollsten Kletterns beanspruchte. Es stellte ein großartiges Trümmerchaos dar, welches aus hochübereinandergeschichteten Lavablöcken und scharfkantigem Gestein bestand und vor Zeiten von dem Riesenkrater des Piks ausgeworfen, sich seinen Weg die Bergwand herab gebahnt hat. Der Lavaboden war teils in losen feinen Geröllstaub, teils in grobe, von Flechten überwucherte schlüpfrige Felsenwürfel zerfallen oder zu tiefen schluchtartigen Spalten eingesunken. Zwischen dem Gestein sproßten Farrenkräuter üppig hervor und düsterer Urwald überschattete das vulkanische Massengefilde. Mühsam klimmten wir über das kantige Trümmergestein, das, lose durcheinander gewürfelt, nirgends einen sichern Tritt gestattete. Besonders ermüdend und aufreibend waren die tiefen Einsenkungen und Bergeinschnitte, die man zu kreuzen hatte. Zu beiden Seiten hatten sich die zerbröckelten Lavamassen zu scharfen Kämmen aufgetürmt, zwischen denen die Thalsohle oft nur gegen 50—100 Schritte betrug. In der Regenzeit werden diese Schluchten zu reißenden Gebirgsbächen, die sich nur schwer passieren lassen. Kaum hatte man die Kletter- und Rutschpartie überwunden, so stand man schon wieder vor einer solchen Erdrinne. Dazu war das dichtbemoste Gestein schlüpfrig und uneben, der Pfad von Wurzeln und Schlingpflanzen übersponnen. Treppenartig stieg man, sich am Gezweig haltend, auf dem wild durchein-

ander geworfenen Lavageröll die steilen Wände hinab, durchschritt die von hohem Schilf bestandene Thalsenke und klimmte in den nächsten Augenblicken die gegenüberliegende Seite wieder hinan. Doch auch diese Strapaze nahm ein Ende. Das Lavafeld war glücklich durchmessen und unter dem Schatten der Urwildnis sanken wir ermattet nieder, um uns durch Ruhe und einen Imbiß zu stärken; denn noch lagen 2—3 Stunden Wegs vor uns. — Je höher wir hinauf kamen, desto häufiger traten Schilf und Rohr an Stelle der Waldung. Die Mittagssonne brütete mit erschlaffender Glut auf dem wogenden Gräsermeer, das mehr als mannshoch zu beiden Seiten den engen Gebirgspfad begrenzte. Sehnsüchtig blickten wir nach unserem Ziele aus; denn unsere Spannkraft ließ bedenklich nach und unseren eingeborenen Begleitern hing bereits die Haut ihrer sonst harten Fußsohlen herum. Scholtens Stiefel war vom Gestein zerschnitten und mit wundem Fuß schleppte er sich vorwärts. In Schweiß gebadet arbeiteten wir uns schließlich nur noch mechanisch bergan; brennender Durst quälte uns und die Zunge klebte am Gaumen. Die früher am Wege gelegenen Dörfchen waren von den Buea-Leuten geplündert und niedergebrannt worden, wovon die verkohlten Dachsparren, welche herumlagen, Zeugnis ablegten. Auf Wasser stießen wir nirgends.

Endlich schimmerten gewaltige Bergkonturen nebelhaft durch den sich lichtenden Forst und wir stießen auf die Einfriedigung von Ober-Buea, die wir in der üblichen Weise überkletterten. Und welche Ueberraschung bot sich uns! Wir standen plötzlich an einem rauschenden Gebirgsbach, der von den Höhen der Bergwand kommend, ein starkes Gefälle hatte und dessen klares Gewässer sich über glatte Kiesel und mächtige Lavablöcke stürzte. Erschöpft wie wir waren, ließen wir uns auf den Felsenwürfeln nieder, zwischen welchen das Bergwasser schäumend und brodelnd dahinrauschte. Wir zogen unsere Trinkgläser hervor, tauchten sie in die sprudelnde Flut und erlabten uns an der kühlen Gletschermilch. Verschwunden war mit einem Schlage alle Mattigkeit und Ermüdung; neues Leben rann durch die Glieder. Dazu kam noch die Großartigkeit der Umgebung. Hoch über uns im blauen Aether die Spitze des Mongo ma Loba und der lang hingestreckte Gebirgsrücken mit seinen vielen Aschenkegeln, tief unter uns die im Glanze der Mittagssonne blinkenden Wasserstraßen des Tieflandes, zu beiden Seiten die Alpenlandschaft der

Bergabhänge mit grasenden Kühen und Ziegen, umfächelt von der herrlichsten Gebirgsluft, umrauscht zu den Füßen vom Plätschern des munteren Bergbachs — alles das ließ uns vergessen, daß wir den denkbar beschwerlichsten Marsch hinter uns hatten.

Buea war erreicht. Vereinzelte Anwesen der Bakwiri tauchten auf. Wir stiegen einen ziemlich steilen Abhang hinan und befanden uns auf einem freien Bergplateau, auf dem sich ein Häuschen im Bakwiri-Stil erhob. Es war dies die Wohnung des Nationalgehilfen, der im Dienst der Basler Mission stehend, die Aufgabe hat, Reisepredigt unter der Bergbevölkerung zu treiben und Schule zu halten, zu welcher sich damals einige 30 Knaben einzustellen pflegten. Eine Gemeinde bestand noch nicht, da der Platz erst seit kurzem mit einem Missionsarbeiter besetzt worden war.

Die zahlreiche Bevölkerung ist in drei größeren Ortschaften, in Ober-, Mittel- und Unter-Buea ansässig und bewohnt die Region des Gebirges, über welche hinaus sich keine Niederlassungen mehr finden. Doch jagen die Bakwiri noch weiter oben an den Bergwänden Antilopen und anderes Wild, welches sich auf den grasreichen Abhängen tummelt. Buea hat eine hochromantische Lage und wird hierin kaum von einem Platz an der westafrikanischen Küste übertroffen. Seine Hütten liegen meist auf freien grasreichen Terrassen. Unterhalb derselben breitet sich die unermeßliche Buschregion aus, bis sie am Fuß des Ostabhanges in die Sumpfwildnisse übergeht und von den Gewässern des Mungo bespült wird. Im Rücken lehnt sich der Ort an den hier von unten bis oben übersehbaren steilen Wall des Kamerungebirges. Höhe und Lage vereinen sich, um eine Temperatur zu schaffen, die den Europäer an das Klima seiner nordischen Heimat während der Sommermonate erinnert. Kühl und erfrischend wirkt die Bergluft auf ihn ein. Malaria und Fieber, diese Geißel des äquatorialen Afrikas, haben hier in einer Höhe von fast 1000 Meter keine Stätte. Buea erscheint somit als „ein Asyl des Lebens mitten in einer weiten Todesregion."

Die Bevölkerung des Gebirges gehört wie schon erwähnt, dem Bakwiri-Stamm an und steht sprachlich dem Duala-Volk nahe. Wie die Bubi auf den Höhen des Gebirges von Fernando Po, wissen sich auch die Bakwiri als freie Söhne ihres Hochlandes und kennen als solche keine Sklaverei, während dieselbe doch sonst unter allen

Völkerschaften Afrikas mehr oder weniger verbreitet ist. Die Nahrung der Leute bildet vorzugsweise die unserer Kartoffel ähnliche Koko-Knolle, welche von der weiblichen Bevölkerung angebaut wird, denn auch hier, wie allerorts im Gebirge, liegt die schwere Arbeit auf den Schultern der Frau, während der Mann seine Zeit mit Jagen, Kriegführen, Palaverieren und Nichtsthun verbringt. Stets geht derselbe bewaffnet, sei es mit einer Flinte oder einem Speer; auf alle Fälle führt er wenigstens ein Schwert oder Messer in der Faust.

Wie in den Alpen der Schweiz ist auch auf dem Kamerungebirge die Viehzucht die Hauptnahrungsquelle der Bergbewohner. Ziegen mit strotzenden Eutern, kräftige Schafe und Rinder grasen auf den saftigen Wiesenflächen. Klein und armselig sind, wie in Bondjongo, die Hütten der Buea-Leute. Kaum schützen dieselben gegen Regen und Unwetter. Qualmende Feuer, um welche sich die Insassen scharen, halten nur notdürftig die oft empfindliche Kälte ab, zumal in der Regenzeit, in welcher die Bergspitze häufig mit Schnee bedeckt ist. Brennholz, das in Menge in der einen Ecke aufgestapelt und von Rauch und Ruß geschwärzt ist, bildet einen wesentlichen Teil der Hütteneinrichtung. Waffen und Jagdgerät, Körbe und allerlei Wirtschaftsutensilien hängen in buntem Durcheinander an den Pfosten und Dachbalken der Hütte. Junge Schweine wühlen grunzend in den Ecken der unsauberen Behausung umher, magere Hunde suchen gierig nach hingeworfenen Abfällen und Ziegen liegen behaglich wiederkäuend auf den Holzgestellen, die für Menschen und Vieh an den dünnen Wänden von Baumrinde entlang errichtet sind. Kleine Kinder kriechen auf dem unebenen Fußboden um den erloschenen Feuerherd mit seinen verkohlten Holzstücken herum und starren von Schmutz und Ungeziefer. — Wie bedürfnislos kann doch der Mensch sein! Davon ist der Bakwiri ein Beispiel. Dabei scheint er ein harmloser und fröhlicher Geselle zu sein; denn des Abends ertönt bis in die späte Nacht hinein Gesang und Lautenspiel aus den Hütten, besonders wenn der Mond sein mildes Licht auf die Triften der Bergabhänge herabsendet und dem Eingeborenen die innewohnende Furcht vor allerlei Spuk des nächtlichen Dunkels benimmt. Wohl erklingen die Weisen und Nationallieder in ziemlich melancholischen Accorden, aber sie sind meist von einem eigenartigen Tanz begleitet, der sie schließlich zu lebhafteren und feurigeren Tönen hinreißt.

Ihre politische Verfassung ist monarchisch mit dynastischer Erbfolge; aber das Palaver, die öffentliche Volksversammlung, diese ausgebildetste Negerinstitution, bildet die Grundlage der ganzen Verfassung und es sind die Könige und Häuptlinge eigentlich nur die Präsidenten jener Versammlungen. Diese bestimmen und entscheiden alles und sind sozusagen die Verwaltungs- und Kriminalbehörde mit dem Recht über Leben und Tod. Obschon in der Regel nur die Männer von Ansehen in den Ratsversammlungen gehört werden, so soll es doch nicht selten vorkommen, daß ein strammer Junge zu Worte kommt und mit der Rede Gewalt, wie sie Afrikanern zu Gebote steht, bestimmend auf den Rat der Alten einwirkt.

Ein besonderer Fluch für die Bevölkerung ist die mit der zähesten Ausdauer und grimmigsten Wut geübte Blutrache, welche auf dem innigen Verhältnis zwischen den Geschwistern beruht. Der Bruder haftet für den Bruder und es hat die heilige Pflicht der Blutrache nicht selten zur Folge, daß ganze Ortschaften darüber zu Grunde gehen und entvölkert werden. — Wie überall in Afrika, so herrscht auch hier die Vielweiberei; doch wird dieselbe durch die Armut vielfach beschränkt, aber grundsätzlich festgehalten.

Die Sittlichkeit und Religiosität der Bakwiri scheint eine recht tiefstehende zu sein; jedoch ist das Volks- und Religionsleben derselben zur Stunde noch zu wenig bekannt, als daß sich viel darüber sagen ließe. Jedenfalls muß man sich hüten, die gelegentlichen Aeußerungen heidnischen Wesens, das zumeist als grober Aberglaube zu Tage tritt, als die Religion eines Volkes ausgeben zu wollen; denn diese Auswüchse derselben sind noch keineswegs die Religion selbst und erst eine genaue Kenntnis der Sprache der Eingeborenen, sowie ein vieljähriger Verkehr mit denselben in jener ermöglicht es, das Seelenleben und Empfinden zu beurteilen und herauszufinden, wie viel von der ursprünglichen Gotteserkenntnis einem Volke verblieben ist. — Seinem Charakter nach erscheint das Bakwiri-Volk ein freundlicher und gerader Menschenschlag zu sein, der zwar immer zu kriegerischen Excessen geneigt, im ganzen aber verträglich und gastfreundlich ist. Der Reisende Buchholz rühmt von ihnen, daß die Bakwiri zwar die schmutzigsten, aber auch die einzigen ehrlichen Leute im ganzen Kamerungebiet seien. Das hat wohl hauptsächlich darin seinen Grund, daß sie keinen Handel treiben, sondern, wie schon ge-

sagt, fast ausschließlich der Jagd und Viehzucht obliegen. Dagegen charakterisiert sie eine hervorstechende Untugend — der Hang zur Bettelei gegenüber dem Europäer, den sie im Besitz aller Erdenschätze glauben, von denen sie freilich nur wenige kennen.

Das also wäre der Volksstamm, unter dem die Basler Mission auf dem Kamerungebirge in Zukunft zu arbeiten hat. Ein kleiner Anfang in der Arbeit ist bereits gemacht. Das bescheidene Lehrerhäuschen auf der hochgelegenen Bergplatte von Ober-Buea ist die Erstlingsgründung der Mission auf jenen entlegenen Gebirgshöhen an der Abdachung des „Berges Gottes". Es ist eine Saat auf Hoffnung, die unter dem freien Bergvolke ausgestreut wird, und es ist möglich, daß es lange währt, bis sich eine Frucht zeigen wird; denn noch ist es nicht offenkundig, wie weit die Bevölkerung durch den Geist Gottes für die Aufnahme des Evangeliums vorbereitet ist und welches der Ratschluß Gottes hinsichtlich derselben sein möge. Die Mission aber hat die Pflicht und den Beruf, denen die Botschaft des Heils zu verkündigen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes.

Unsere Ankunft in Buea hatte die benachbarten Hüttenbewohner in Aufregung versetzt. Neugierig eilten sie von allen Seiten herbei, um die weißen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. Der Eingang zu unserer kleinen Wohnung war wie belagert und selbst durch die Fugen und Lücken der Rindenwände suchten die dunkeln Augen das Innere zu erspähen. Unsere Behausung war durch Pfahlwerk und Matten in 3 kleine Räume geteilt, von denen wir einen bezogen. Als Bettstellen dienten eingerammte Pfähle, über welche gespaltene Stöcke gelegt waren. Darübergebreitete Matten glichen einigermaßen die Unebenheiten dieses Knüppeldammes aus, auf dem wir nach dem strapaziösen Marsch behaglich das müde Gebein ausstreckten. An Labung fehlte es auch nicht. Während man in den anderen Gebieten Kameruns, die ich bereiste, Mühe hatte, die nötigen Lebensmittel zu beschaffen und fast gänzlich auf den mitgenommenen Proviant angewiesen war, lag die Sache hier weit günstiger. Die Eingeborenen trugen uns bereitwilligst herbei, was sie zu bieten vermochten. Da gab es köstlichen Honig, dessen große Waben einem Stocke wilder Bienen entnommen waren; ferner Eier und fette Ziegenmilch, Hühner und Kokowurzeln. Selbst quiekende Spanferkel in der Größe von

Ratten brachte man herbei. Als Trunk wurde uns schäumender Palmwein geboten, der wie Champagner in der Flasche perlte. Alles, dessen wir bedurften, erstanden wir um den geringen Kaufpreis von etwas Blättertabak; denn mit klingender Münze wissen die Bergbewohner nichts anzufangen. Dagegen steht der amerikanische Blättertabak wegen seiner narkotischen Schärfe in hohem Ansehen und ist der begehrteste Tauschartikel. Derselbe wird aber nicht geraucht, sondern zerrieben und leidenschaftlich geschnupft. Das Tabakspulver wird gewöhnlich in einem Röhrknochen von der Stärke und Länge eines Fingers, dessen Enden zugestopft werden, aufbewahrt und von den Frauen, die bei ihrer dürftigen Bekleidung keinen Bergungsort für ihre Schnupftabaksdose besitzen, im linken Ohrläppchen getragen. Zu diesem Zweck machen sie einen Einschnitt in dasselbe, der nach und nach so erweitert wird, daß die Knochendose hindurchgesteckt werden kann. Statt der letzteren figuriert auch häufig ein Schmuckgegenstand und bestehe derselbe nur aus einem Bündelchen Pflanzenfasern. Aus Schönheitsgründen brechen sich auch die Bakwiri den mittleren Schneidezahn aus, eine Operation, die bei ihren kerngesunden und massiven Zähnen gewiß keine Kleinigkeit ist, besonders wenn man bedenkt, daß es mittelst eines Steines, also durch Ausschlagen geschieht. Die Procedur wird schon im Jugendalter vorgenommen.

Das Volk, welches sich um unsere Hütte scharte, ging ab und zu und wir hatten reichlich Gelegenheit, mit demselben zu verkehren, wiewohl nur durch den dolmetschenden Lehrer, der sich recht heimisch unter ihm zu fühlen schien. Am Abend drängten sich sogar einige Jünglinge in unser Gemach, um die merkwürdigen Weißen speisen und leben zu sehen. Schließlich spielten sie auf einer Art von Mundtrommel, die aus einem Bogen bestand, deren Sehne zwischen den Lippen an die Zunge gelegt und mit einem Stäbchen geschlagen wurde, einförmige Melodien auf, die sie durch summende Laute begleiteten. Als sie auch noch den Takt mit den Füßen dazu treten und die Gliedmaßen zum Tanze anschicken wollten, verbaten wir uns ihre ferneren Kunstleistungen.

Die Nacht ließ uns verspüren, daß wir in einer hohen Bergregion kampierten. Die Kälte drang zu allen Ritzen herein und wir konnten uns in keiner Weise trotz wollener Decken gegen dieselbe schützen. Dazu war auch das dünne Blätterdach nicht dazu angethan,

um dem eindringenden Regen zu wehren; denn auf meiner Lagerstatt liegend, konnte ich durch die schadhaften Stellen das Heer der Sterne blinken sehen. Man gedachte nun fast mit Sehnsucht der heißen Temperatur von Viktoria. Noch mehr aber als wir, froren unsere von der Küste mitgebrachten Gepäckträger, die an solches Klima nicht gewöhnt, dicht zusammenkrochen und sterben zu müssen wähnten. Allein so gefährlich war die Sache nicht; weit unangenehmer war dagegen ein Heer von kleinen bissigen Ameisen, welches während der Nacht die schlaftrunkenen Genossen überfiel und vom Lager aufscheuchte.

Den folgenden Tag hätten wir gern dazu benützt, um noch einige tausend Fuß höher an der Abdachung des Gebirgswalles hinaufzusteigen; denn gäh türmt sich hinter Buea die Riesenwand auf, über welcher der Pik aus dem Wolkenschleier ab und zu hervorschaut. Noch bis zu einer Höhe von etwa 2 Stunden ist jene mit niedrigem Buschwerk bedeckt; weiter oben treten an dessen Stelle weite Grasflächen, die in ihrem gelblichen Farbenton aus der Ferne wie wogende Weizenfelder erscheinen. Unsern Plan konnten wir aber leider nicht ausführen; denn erstlich hatten die nächtlichen Regenschauer und starken Niederschläge das Erdreich schlüpfrig und den Aufstieg sehr beschwerlich gemacht und zweitens fühlten wir den Marsch von gestern noch zu stark in den Gliedern. Auch hatte sich Scholten den einen Fuß wund gelaufen und mußte denselben schonen, um den Abstieg zur Küste am nächsten Tag unternehmen zu können. Einen weiteren Rasttag aber durften wir uns nicht gönnen, da ich rechtzeitig in Viktoria eintreffen mußte, um den hier fälligen Dampfer nicht zu verfehlen, mit welchem ich nach Kamerun (Bethel) zurückkehren wollte. Somit mußten wir auf eine Ausdehnung der Bergtour verzichten. Doch stiegen wir noch einige hundert Fuß hinter dem Lehrerhaus das abschüssige Terrain hinauf, das mit dichtem Strauchwerk besetzt war, und siehe da — hier standen wir auf einer weiten Bergplatte, die mit schwellendem Grase überwuchert, einen großartigen Ausblick gewährte. Einige wenige Bakwiri-Hütten lagen zerstreut seitwärts und im Hintergrund. Vor uns aber entrollte sich ein Panorama, das seinesgleichen sucht. Frei schweifte der Blick durch die reine, vom Frühregen geklärte Atmosphäre über die dunkel bewaldeten Abhänge des Gebirges hinab. Wie eine riesige Landkarte lagerte zu den Füßen das Tiefland mit seinem ausgedehnten Fluß- und Mündungsgebiet,

dessen Wasserstraßen und Verbindungsarme sich zwischen Inseln und dunkeln Sumpfwaldungen blinkend abhoben. Weithin konnte das Auge den breiten Lauf des Mungo verfolgen und jedes Boot auf dem Bimbiafluß erspähen. Von der Morgensonne beschienen traten die fernen Kamerunstädte an der Wurimündung deutlich in den Horizont und man konnte mit Hilfe des Glases jedes einzelne Stadtwesen, jeden größeren Häuserkomplex, ja jedes auf dem Fluß ankernde Fahrzeug deutlich unterscheiden. In seiner ganzen Schönheit und Unermeßlichkeit lag der tiefblaue Ocean mit seinem zackigen Gestade zur Rechten, und gegen Süden ragten die in zartes Blau getauchten Formen des Eilandes von Fernando Po mit seiner schönen Bergpyramide aus den Gewässern empor. Dazu die schweigende Natur, die reine Luft, der alpine Landschaftscharakter ringsum, das erhebende Gefühl, auf den hehren Höhen eines äquatorialen Gebirges zu weilen, entrückt den Miasmen und der erlahmenden Atmosphäre der tropischen Hitze — alles das ließ uns nur den einen Wunsch aussprechen, daß dieser unvergleichlich schöne und gesunde Punkt in Verbindung mit der Missionsarbeit unter der Bergbevölkerung dazu auserkoren werden möchte, dereinst ein Sanitarium, eine Gesundheitsstation auf seinem Scheitel erstehen zu sehen. Hier könnten europäische Missionsarbeiter, die in der Fieberluft des Tieflandes ihre heiße Arbeit zu thun haben, sich körperlich erholen und geistig erfrischen, ehe das mörderische Klima der Westküste ihre Kräfte aufgerieben hat oder eine vorzeitige Rückkehr nach Europa nötig macht. Und welch günstige Operationsbasis für die Missionsarbeit auf dem Gebirge böte Buea, insofern dasselbe fast im Centrum des ganzen Hochlandes, im Mittelpunkt der Bergbevölkerung liegt. Es würde das Ausfallthor gegen Norden hin bilden, wo die Abdachung des Gebirges noch eine zahlreiche Bevölkerung aufweist, wie andererseits der Mungostrom die Verkehrsstraße für das nördliche Tiefland ist. Soll aber Buea diese Bedeutung als centraler Missionsposten und Gesundheitsstation für das Kamerungebiet erhalten, so ist das erste Erfordernis hiefür die Herstellung eines gangbaren Weges hinauf zu jenen Höhen; denn der bisherige Bergpfad der Eingeborenen läßt sich nur von rüstigen Fußgängern mit einem großen Aufwand von Kraft und Ausdauer überwinden. Jener Weg ließe sich vielleicht am besten vom Mungofluß aus herstellen, wobei sich von Kamerun aus der Wasserweg benützen ließe.

Tags darauf brachen wir von Buea auf und stiegen wieder zu Thal. Diesmal ließen wir Mapandja und Bondjongo rechts auf der Höhe liegen und schlugen den direkteren und kürzeren Weg über Boma und Mossumbo nach Viktoria ein. Noch steiler als zuvor führte der Pfad bergab, sodaß die Kniee nach mehrstündiger Wanderung zu erlahmen drohten. Aber um so schneller kamen wir bei dem steilen Abfall vorwärts. An einem rauschenden Gebirgsbach kühlte sich mein Begleiter seinen wunden Fuß, der an elf Stellen keine Haut mehr aufwies und wie Feuer brannte und schmerzte, während ich mich unter den Schatten eines blühenden Orangenbaumes hinstreckte, der auf dem hohen Uferrand hinter der Palissadeneinzäunung von Boma neben einem kleinen Wachhaus stand. Ein Krieger mit dem Speer in der Hand schien hier die Grenze des Weichbildes zu bewachen. Umgelegte Palissaden und eingeäscherte Hütten, die eben wieder aufgebaut wurden, zeigten uns, daß deutsche Marinetruppen vor einiger Zeit hier ein kriegsrechtliches Strafurteil an den Eingeborenen vollzogen hatten. Im Lauf des Nachmittags langten wir in dem heißen, dunstigen Viktoria wieder an. Br. Gauger, den wir fiebernd hier zurückgelassen hatten, war sein Fieber noch nicht los und schaute sehnsüchtig nach dem Dampfer aus, um nach Bethel zurückzukehren. Br. Scholten, der fieberisch von Viktoria ausgezogen war, fühlte sich durch die Bergfahrt erfrischt und gekräftigt. Dagegen packte mich am folgenden Tag das Fieber mit furchtbarer Gewalt und warf mich für mehrere Tage darnieder. Der Eil- und Dauermarsch vom Gebirge herab war zuviel gewesen, zumal ich schon bei den Ausflügen nach Abo und Malimba den tückischen Feind in den Gliedern spürte.

Der Dampfer blieb trotz unseres sehnsüchtigen Ausschauens von Tag zu Tag aus und schließlich wurden wir mit der Nachricht überrascht, derselbe sei inzwischen vorbeigedampft, ohne in Viktoria anzulaufen. Wir blieben somit an der abgelegenen Ambasbucht sitzen und hatten vorderhand keine Aussicht nach Kamerun zurückzukehren, es sei denn, wir wagten die lange und beschwerliche Reise auf einem offenen Boot. Zum Glück traf den deutschen Bezirkshauptmann, der schwer am Fieber litt und auch nach Kamerun wollte, das gleiche Schicksal. Diesem wurde er dadurch entrissen, daß der Gouverneur den Regierungsdampfer „Nachtigal“ nach Viktoria schickte und ihn

holen ließ. Dadurch wurde uns Gelegenheit geboten, nach 6tägiger Wartezeit gleichfalls nach Kamerun zurückzukehren.

Mein Aufenthalt daselbst ging seinem Ende zu. Täglich konnte der Dampfer, der mich nach der Goldküste zum heimischen Strand zurückbringen sollte, einlaufen. Ich machte verschiedene Besuche in der nächsten Umgebung, in Hickory und Tokoto, in der deutschen Regierungsschule und bei den Beamten und verlebte noch schöne Stunden im Kreise der Missionsgeschwister, nicht ahnend, daß sich bald darauf das eine und andere zur Heimfahrt in die Ewigkeit anschicken werde.

5. Heimwärts.

Heimwärts! So hieß es endlich, als ich am 9. Mai an Bord des englischen Dampfers „Benguela" stand und von Kamerun schied. Der Aufenthalt in letzterem lag hinter mir. Viel Liebe war mir von den Missionsgeschwistern daselbst zu teil geworden, und der Eindruck, den ich an Ort und Stelle, wie auf meinen Reisen im Kamerungebiet bekommen hatte, war der, daß es ein hoffnungsvolles Missionsfeld sei, dem es bei treuer und ausdauernder Bearbeitung an der Segensfrucht nicht fehlen werde. Wohl bestanden zur Stunde mancherlei Schwierigkeiten auf den beiden Hauptplätzen Bethel und Viktoria, wo es zu sichten und eine klare Stellung zu gewinnen galt, aber die schönste und größte Ermutigung in der Missionsarbeit war den dortigen Brüdern damit gegeben, daß das Land ringsum und bis ins Innere hinein den Boten Christi offen stand. Obschon mit einer Thränensaat eingeweiht, so ist doch mit der Zeit, wann Gottes Stunde geschlagen hat, zu hoffen, daß es auch von der Kamerunmission heißen werde: „ernten werden wir mit Freuden, was wir weinend ausgesät." — So nahm ich denn Abschied von den Stätten, die mir durch einen sechswöchentlichen Aufenthalt sehr lieb geworden waren, und schiffte mich nach der Goldküste ein. In freudiger Erwartung sah ich der Stunde entgegen, in der ich den Fuß wieder auf den Boden meines eigenen Arbeitsfeldes setzen würde. Erst jetzt konnte ich, nachdem ich die kleinen und schwierigen Anfänge der Missionsarbeit auf einem neuen westafrikanischen Gebiet kennen gelernt hatte, in vollem Maße die Erfolge und Gottesthaten würdigen, welche ich auf meinem alten Arbeitsposten der Goldküste bisher vielleicht zu gering geachtet hatte.

Also heimwärts gings, dem Goldstrand zu. Doch nahm sich der Dampfer hiezu viel Zeit. In der gleichen Frist hätte ich ebensowohl bis an die Südspitze Afrikas gelangen können; denn erst am 13. Tag erreichte derselbe den Ankerplatz von Akra. — Als wir das Flußgebiet von Kamerun hinter uns hatten, legten wir noch einmal vor Viktoria an, um einen kranken Engländer an Bord zu nehmen; derselbe war aber inzwischen dem Klima erlegen und bereits zur Erde bestattet. Nun fing die zeitraubende Küstenfahrt an, auf welcher das Schiff seine Ladung an Palmöl, Palmkernen, Elfenbein und andern Naturprodukten einzusammeln hatte. Unser nächstes Ziel waren die Handelsplätze am Alt-Kalabarfluß. In den Morgenstunden des folgenden Tages liefen wir mit dem Hochwasser, auf welches die Oceandampfer wegen der gefährlichen Sandbarre Rücksicht nehmen müssen, in das Stromgebiet des Kalabar ein, der in Verbindung mit dem Croßfluß und dem Rio del Rey ein noch bedeutenderes Mündungsdelta darstellt als der Kamerun. Zudem steht derselbe mit dem Niger durch zahlreiche Wasserstraßen in Verbindung. Auch hier war es dasselbe Bild wie am Kamerun. Ueberall ist es ein ausgedehntes Sumpfland mit mächtigen Waldungen und unzähligen Wasserläufen, deren träger Lauf von Ebbe und Flut in Bewegung gesetzt wird. Etwa 40 englische Meilen oberhalb der Mündung legte der Dampfer bei der großen Stadt Duketown an und nahm hier innerhalb von 6 Tagen seine meiste Ladung ein. Schöne Handelsniederlassungen mit stattlichen Wohnhäusern und großen Warenspeichern erheben sich unmittelbar am Flußgelände, zum Teil auf eingerammtem Pfahlwerk. Nirgends an der westafrikanischen Küste tragen die Faktoreien so sehr das Gepräge von Behäbigkeit und großhändlerischem Umsatz, wie die in Alt-Kalabar. Selbst die sehr hübsch gelegene Stadt der Eingeborenen weist verschiedene europäische Bauten von Holz- und Eisenwerk auf, welche Häuptlingen und Großhändlern gehören, die durch umfangreichen Handel zu Ansehen und Reichtum gelangt sind; ja, das ganze Duketown macht durchgehends den Eindruck eines betriebsamen und bedeutenden Handelsplatzes. — Zur Wahrung der europäischen Interessen im ganzen Flußgebiet wohnt ein englischer Konsul am Ort.

Hier im dichtbevölkerten Gebiet des Alt-Kalabar haben die schottischen Presbyterianer (United Presbyterians) mit ge-

wohnter Treue und heldenmütiger Ausdauer, unter Anwendung mannigfacher Missionsmittel und mit tüchtigen Kräften seit 1846 eine segensreiche Missionsthätigkeit entwickelt. Sie haben dem Volk die Bibel in der Efikſprache gegeben und einen unabläſſigen Kampf gegen die rohen Ausbrüche des dortigen Heidentums geführt. Menſchen- und Witwenopfer, Mord von Zwillingen, die jährlichen Opfer von Albinofrauen zur Sühne der See, Gottesurteile durch die Giftbohne und andere heidniſche Greuel ſind nach und nach durch ihren Einfluß teils abgeſchafft, teils beſchränkt worden, aber der Jahrhunderte lange ſchwunghaft betriebene Sklavenhandel, ſowie der alles beherrſchende Hang zum Handel, hat ſo verderblich auf die Bevölkerung eingewirkt, daß hiedurch noch heute der Miſſionsthätigkeit mancherlei Schwierigkeiten erwachſen. Dazu kommt die beträchtliche Einfuhr von Schnaps, welche wie überall an der weſtafrikaniſchen Küſte, einem gedeihlichen Miſſionieren und dem Wachstum der Chriſtengemeinden entgegenarbeitet. Doch genießen die Schulen und Arbeiten der Schotten die allgemeine Achtung der Häuptlinge wie der europäiſchen Händler, was die beträchtlichen Jahresbeiträge beweiſen. Die Miſſion zählt jetzt 6 Hauptſtationen mit 21 Außenpoſten, auf denen 8 Europäer arbeiten, von denen mehrere ſchon eine lange Reihe von Dienſtjahren trotz des ungeſunden Klimas hinter ſich haben.

Der zur Zeit in Duketown ſtationierte Miſſionar war mir ein lieber alter Bekannter, auf deſſen Wiederſehen nach mehr als 12 Jahren ich mich herzlich freute. Ich ſtieg das ſteile Felsufer hinan, wo hoch über dem Strome auf einer luftigen Anhöhe zwiſchen ſchattigen Baumgruppen und blühenden Gewächſen die Miſſionsniederlaſſung der Schotten ſteht. Es war Sonntag Morgen und das Glöckchen der Kapelle lud zum Gottesdienſt ein. So lenkte ich denn meine Schritte jener zu und betrat den weiten Raum derſelben. Eine zahlreiche andächtige Gemeinde von Eingeborenen war bereits im Gottesbaus verſammelt. Die Predigt wurde in der Landesſprache, in Efik, gehalten und blieb mir deshalb unverſtändlich. Gleichwohl war mir die ganze chriſtliche Verſammlung, die ſich hier zur Erbauung und zur Anbetung Gottes zuſammengefunden hatte, eine lebendige Predigt von der Macht und Wirkung des Evangeliums unter den Kindern Afrikas. Am Nachmittag verſammelte man ſich zur Feier des hl. Abendmahls und gegen Abend zu einem weiteren Gottesdienſt für die

am Fluß angesiedelten Europäer, weshalb derselbe in englischer Sprache gehalten wurde. Alle drei Gottesdienste hielt derselbe Missionar. Im Missionshaus fand ich die herzlichste Aufnahme und ich war zwei Tage und eine Nacht der Gast meines schottischen Freundes und seiner liebenswürdigen Frau. Zugleich weilte bei ihnen ein älteres Fräulein, deren Eltern die Mission am Kalabar im Jahre 1846 mitbegründet hatten und deren Bruder jahrelang derselben Mission gedient hatte, bis er dem Klima erlag. Auch sie hatte bereits über 30 Jahre am weiblichen Geschlecht des Efik-Volkes im Segen gearbeitet und war im Dienst des Herrn alt und grau geworden.

Die schottische Mission, welche ihre Stationen am Fluß hinauf errichtet hat, besitzt für den Verkehr zwischen denselben einen kleinen Stahldampfer. Seine Flagge führt eine Taube mit dem Oelzweig im blauen Feld mit der Umschrift in Efik: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!" Ja, möge diese Friedensbotschaft allen jenen Völkern, welche die großen Ströme Westafrikas am Kalabar und Niger bewohnen, bis tief hinein ins Innere des dunkeln Erdteils erschallen!

Vom Kalabarfluß lief der Dampfer noch einmal nach der Insel Fernando Po zurück, um dort die Post einzunehmen. Zum letztenmal grüßten die Spitzen der Kamerunberge über den Ocean herüber und dann verließen wir die schöne Bucht von Biafra, um in den Bonny-Fluß einzulaufen, der ein östlicher Mündungsarm des Niger ist. Letzterer flutet in 22 größeren und kleineren Strömen in den Ocean und hat ein ungeheures Mündungsdelta geschaffen, das durch unzählige natürliche Verbindungskanäle im Zusammenhang steht. Jahrtausendelang hing der Schleier des Geheimnisses über diesem von der Sage umwobenen Strom. Schon Herodot erwähnt seiner vor drittehalbtausend Jahren als eines Flusses, der von Westen nach Osten seinen Lauf nehme und jenseits der großen nordafrikanischen Wüste seine Wassermassen dahinwälze. Doch niemand wußte seinen Lauf zu bestimmen. Die einen glaubten ihn dem Nil zinsbar, andere behaupteten, er verliere sich in einem See oder Morast im Herzen des Erdteils. Ja, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war weder seine Quelle, noch seine Mündung bekannt. Die arabischen Geographen des Mittelalters, die ihn beschrieben und seinen Ursprung nahe bei den Quellen des Nils suchten, sowie europäische Reisende

der späteren Zeit bis zu Mungo Park herab, die seinen mittleren Lauf erforschten, vermochten nicht das Rätsel zu lösen, wo der Strom sich ins Meer ergieße. Und merkwürdig, man war über seine Quelle früher unterrichtet, als über seine Mündung. Erst den Gebrüdern Lander, welche im Jahr 1830 den Niger flußabwärts befuhren, gelang es, Klarheit darüber zu verschaffen und die Mündung des Nun als die des Niger zu indentificieren. Es mußte überraschen, den Strom in einem weiten Bogen bei einer Länge von 700 Meilen das Meer erreichen zu sehen an einer Stelle, die nur 250 Meilen von seiner Quelle entfernt liegt. Das Rätsel war nun gelöst, nachdem in einem Zeitraum von nicht ganz 40 Jahren unter namenlosen Beschwerden siebzehn Unternehmungen zu diesem Zweck gemacht worden waren und elf Anführer nebst vielen ihrer Begleiter ihr Leben dabei geopfert hatten.

Das durch die Schlammablagerungen der Mündungsarme immer weiter in das Meer vorgeschobene Delta ist an der Küste ein fast ununterbrochenes, mit dichten Waldungen bedecktes Sumpfland, aus dem in der trockenen Jahreszeit sich die verderblichsten Miasmen entwickeln und die bösartigsten Fieber entstehen. Myriaden von Insekten aller Art bevölkern die faulige Atmosphäre und plagen die Bewohner dieser Gegenden. In der Regenzeit steht das Deltaland mehr oder weniger unter Wasser und es weist die feuchtheiße Niederung die üppigste Vegetation von der Welt auf. Prächtige Waldbäume und unzählige Pflanzengattungen bilden die Urwälder, welche durch das wildverschlungene Gewebe der Orchideen und Lianen fast undurchdringlich sind. Gigantische Boababs und gewaltige Wollbäume, aus deren Stamm die Eingeborenen ihre Böte verfertigen, ragen zwischen den üppigsten Palmenbeständen wie Warttürme empor.

Dieses Nigerdelta ist nun seit der Entdeckung der Strommündung der Schauplatz der verschiedenartigsten Unternehmungen geworden. Man suchte die große Wasserstraße, welche vom atlantischen Ocean bis tief hinein in die westafrikanischen Gebiete führte, von der praktischen Seite aus zu verwerten. Der Philanthrop war darauf bedacht, auf diesem Weg dem im Herzen Afrikas florierenden Sklavenhandel, der wie eine Hydra nach allen Vernichtungsversuchen immer wieder aufs neue auflebte, an der Wurzel beizukommen und ihn durch Einführung eines geordneten Handels und europäischer Kultur zu unter-

drücken. Daran an schlossen sich aber auch die Hoffnungen der Missionsfreunde, dem Evangelio hiedurch den Weg ins Innere des schwarzen Erdteils gebahnt zu sehen. Und auch der Kaufmann sann darauf, wie er durch Benützung der zahlreichen Wasserwege die reichen Erzeugnisse Afrikas aufs leichteste gewinnen und dem europäischen Mutterlande zuführen könne.

Von diesen drei Gesichtspunkten aus wurden von England aus verschiedene Expeditionen ausgerüstet, die den Niger hinauffuhren, Handelsverbindungen anknüpften, Verträge mit den eingeborenen Königen zur Unterdrückung des Sklavenhandels abschlossen und Missionsniederlassungen anlegten. Letztere haben zu einer ausgedehnten Nigermission geführt, welche unter der Leitung des Negerbischofs Samuel Crowther bis weit den Strom hinauf meist von Schwarzen wegen des ungesunden Klimas betrieben wird. Die Missionsarbeit ist von Anfang an eine schwere Geduldsprobe gewesen, besonders im Deltagebiet, wo Menschenopfer und Kannibalismus samt allen Greueln des rohesten Heidentums im Schwange gingen. Unter den größten Schwierigkeiten und Enttäuschungen, trotz des mörderischen Klimas und bitterer Feindschaft seitens unsittlicher Händler und tyrannischer Könige, ist es doch gelungen, eine Reihe von ansehnlichen Missionsposten zu gründen, und die durch die Missionsthätigkeit hervorgerufenen christlichen Einflüsse haben während der letzten Jahrzehnte sich unter den mancherlei Völkerschaften des Nigergebietes geltend gemacht. — Zur leichteren Verbindung der einzelnen Missionsplätze untereinander unterhält die englisch-kirchliche Mission, in deren Hand das Werk liegt, einen kleinen Flußdampfer. Von Lagos aus besucht Bischof Crowther alljährlich sämtliche Stationen und sucht neue anzulegen, sowie das ganze Werk zu fördern. Die Nigermission zählte Ende 1889 14 Stationen mit 4487 Heidenchristen und 545 Schüler in 10 Schulen. An Missionsarbeitern stehen 4 europäische ordinierte und 4 Laienmissionare, sowie 10 ordinierte Negergeistliche auf dem Feld, denen noch 40 eingeborene Katechisten und Lehrer zur Seite arbeiten. Politisch steht das ganze Nigergebiet unter britischem Protektorat.

Den meisten Erfolg hat die englisch-kirchliche Mission in Bonny mit 1500 Gemeindegliedern aufzuweisen. Dieser bedeutende Handelsplatz liegt an einem östlichen Mündungsarm des Niger, wo die Mission von Zeit zu Zeit einen schweren Stand hatte. Schwere Christen-

verfolgungen brachen ab und zu aus und feindselige Häuptlinge legten wiederholt Hand an die Gläubigen, welche umsomehr der Willkür jener überlassen waren, als die Hauptbevölkerung von Bonny im Sklavenverhältnis zu ihren Häuptlingen steht. Erst neuerdings haben sich die Verhältnisse gebessert und die Mission hat einen bedeutenden Aufschwung genommen. Der Schädeltempel, dieses Symbol des alten Heidentums, ist vor Jahren gefallen und es hat dasselbe trotz mannigfachen Wiederauflebens doch allgemach die Macht des unzerstörbaren Christentums anerkennen müssen.

Unser Dampfer hatte in den Bonny einzulaufen, um seine Ladung zu vervollständigen. Als wir den breiten Fluß zwischen den gewaltigen Sumpf- und Urwildnissen hinaufdampften, da grüßte vom linken Ufer herüber eine schmucke Kirche mit stattlichem Turm als das Wahrzeichen des siegenden Christentums im finstern Heidenland; auf dem wogenden Strome aber lag ein hübscher kleiner Dampfer, welcher der Mission gehörig, als Friedensbote flußauf- und niederwärts fährt, um den Verkehr zwischen den Missionsniederlassungen zu vermitteln. Leider konnten wir dem Anwesen der englisch-kirchlichen Mission in Bonny keinen Besuch abstatten, da dasselbe zu entfernt von unserem Ankerplatz lag und die tropische Hitze in Verbindung mit der fieberschwangeren Atmosphäre von einem längeren Ausflug im Ufergebiet abriet.

Das Flußgelände ist hier so niedrig, daß das Land während der Flutzeit zum Teil unter Wasser gesetzt wird, weshalb die Handelsniederlassungen auf Pfahlbauten sich erheben. Die Ebbe hinterläßt dann die ausgedehntesten Moräste und Sumpfgebiete. Die Hitze zwischen den dichten Urwaldungen, welche der Strom uneingedämmt durchflutet, war bei Tage fast unerträglich, während die dumpfe Schwüle der Nacht niemand den Schlaf finden ließ. Dazu machten sich die Ausdünstungen der Sumpfniederung in der stärksten Weise bemerklich und man glaubte sowohl die erhitzte Atmosphäre eines Treibhauses, als auch die faulige Luft von Verwesungsstoffen zu atmen. Kein Wunder, wenn hier die bösartigsten Malariafieber fortwährend ihre Opfer unter den Europäern fordern und selbst das gelbe Fieber ab und zu als unheimlicher Gast auftritt. Man war deshalb dankbar, als der Dampfer die Anker lichtete und das Nigerdelta verließ, um die hohe See zu gewinnen und der Heimat zuzusteuern. Ohne Aufenthalt durchkreuzten wir den Golf von Benin

und lagen drei Tage später, den 21. Mai, auf der Reede von Akra-Christiansborg. Ich befand mich am Ausgangspunkt meiner Reise.

Die achtwöchentliche Tour nach Kamerun und zurück lag hinter mir. Eine noch größere Reise, die nach der europäischen Heimat, stand mir noch bevor. Ehe ich aber diese antreten konnte, wurde ich aufs Krankenlager gelegt und mußte in Geduld auf den Aufbruch warten. Dankbar aber werde ich stets dessen gedenken, was mich Gott hat sehen und erleben lassen auf jenem Besuch verschiedener Missionsfelder; denn wo immer man die Stätten betritt, wo in der umnachteten Heidenwelt sein Reich gebaut wird, da leuchten einem auch die Strahlen seiner — der Welt zwar verborgenen, seinen Kindern aber geoffenbarten — Herrlichkeit entgegen. Ach, möchte doch der volle Glanz derselben bald den dunkeln Erdteil mit seinen erlösungsbedürftigen Bewohnern recht bald bescheinen und erhellen; denn:

„Nacht deckt so weit hin noch das Land
Im tiefen Innern, wie am Meeresstrand,
Wo Satans finstere Herrschaft noch besteht,
Das irre Herz noch zu den Götzen fleht."

Mehr denn ein Jahr ist seitdem verflossen. Ich schreibe diese Blätter der Erinnerung in der deutschen Heimat und noch oft tauchen die Bilder der Vergangenheit vor mir auf. Gar manches aber hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit auf dem Missionsgebiet und im häuslichen Kreis im fernen Kamerun geändert. Freud und Leid haben miteinander gewechselt und von beidem hat der evangelische Heidenbote, das Organ der Basler Mission, ab und zu getreulich berichtet.

Viel Leid und Traurigkeit — um dieses zuerst zu nennen — ist seitdem eingekehrt. Kaum hatte ich Kamerun im Rücken, da warf ein heftiger Fieberanfall Br. Gauger aufs Krankenlager und in wenigen Tagen beschloß er sein kurzes Tagewerk auf der Station Bethel. Zehn Jahre hatte er als Missionskaufmann auf der Goldküste gearbeitet, hatte dort zwei Gattinnen nach kurzem Ehestand verloren und war nun mit der dritten Frau, die ihm erst kurz vorher angetraut worden war, in die Kamerunmission eingetreten, um in derselben die ökonomischen Angelegenheiten zu leiten. Nur zwei

Monate währte sein Missionslauf in Kamerun, unterbrochen von manchen Tagen des Fiebers und der Ermattung — da war ihm das Ziel schon gesteckt. Er war nur gekommen, um zu sterben und die Zahl der Missionsgräber zu vermehren, die sich unter hochwipfligen Palmen auf dem Ufer des Kamerunflusses erheben.

Aber nicht war es genug des Leids. Wiederum zwei Monate später legte sich ein weiteres Mitglied der Missionsfamilie zum Sterben. Die Gattin von Br. Munz, die treubesorgte Gehilfin ihres Mannes und sich aufopfernde vielbeschäftigte Pflegerin des großen Missionshaushaltes, die selbstlose und stets fröhliche Arbeiterin im Weinberge des Herrn — auch sie hieß der Herr über Leben und Tod nach einer Reihe von schweren Fiebern den Pilgerstab niederlegen und zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen. Am 8. August entschlief sie und ward neben ihr zwei Jahre vorher heimgegangenes Kindlein in die afrikanische Erde gebettet.

Und noch einmal sollte Bethel zu einem Haus der Trauer werden. Am 5. Jannar ds. J. raffte nach kurzem Krankenlager das Fieber den lebenskräftigen, in der Blüte der Jugend stehenden Missionar Bastian wie im Sturm dahin. Ein Jahr hatte er in Kamerun an der Schule gearbeitet und wohl hatte er gehofft, daß ihm noch manches Lebens- und Arbeitsjahr in der Kamerunmission beschieden sein möchte; aber auch bei ihm war seines Wirkens schon ein Ende, als er sich eben erst in dasselbe hineingelebt hatte.*) — Ja, gar wunderbar sind die Wege und Ratschlüsse des Herrn. Aber wenngleich der große Meister seine Werkleute begräbt, so setzt er doch sein Werk fort und nach wie vor heißt es: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!"

So ist eins ums andere ins Grab gesunken; aber diese Opfer sind nicht vergeblich gebracht worden und nicht sind sie ins Bodenlose gefallen. Trotz Trübsal und Leid hat sich keine Entmutigung der überlebenden Missionsarbeiter bemächtigen dürfen, sondern noch thun sie mit Freuden ihr schweres Werk. Letzteres hat sich unter dem Segen Gottes erweitert und dasselbe gedeiht sichtlich. Außer Bethel sind seither auch die Plätze von Hickory und Mangamba durch europäische Missionare besetzt worden und es bilden dieselben die

*) Seither ist, 18. Juli ds. J., auch Missionar Arntz dem Klima erlegen.

Operationsbasen für den ausgedehnten Betrieb des Heilswerkes unter der Bevölkerung an den Kamerunflüssen. Besonders in dem schönen Abo-Ländchen und weit über dessen Grenzen hinaus ist unter den dortigen Völkerschaften ein Suchen und Fragen nach der Wahrheit, ein Verlangen nach Gottes Wort, eine Sehnsucht nach besseren und bleibenderen Gütern, als sie das Heidentum zu geben vermag, entstanden. Vereine von „Männern Gottes" haben sich dort im Hinterlande von Kamerun unter den Heiden gebildet, die trotz mancher Unklarheit über das Wesen des als unverstandene Kunde zu ihnen gedrungenen Christentums doch wahrheitssuchende Seelen zu sein scheinen. Und auch am großen Mungofluß, der Hauptschlagader des Landes, haben sich die Thüren für das Evangelium unter der Bevölkerung aufgethan und selbst die armen Bakwiri am südlichen Abhang des Gebirges sind seitdem für die frohe Botschaft zugänglich geworden. — Das sind Gottes Thaten und das Wirken des heiligen Geistes, wodurch die Heidenvölker etwas vom Zuge des Sohnes zum Vater verspüren.

Der Gesamtbestand der Kamerunmission ist denn auch zur Stunde ein recht erfreulicher. Auf 4 Hauptstationen, die von 10 europäischen Missionaren besetzt sind, und 29 Außenposten und Predigtplätzen wird das Evangelium verkündigt und christliche Schulthätigkeit getrieben. 17 Nationalgehilfen stehen den Missionaren zur Seite und arbeiten unter Christen und Heiden. Die Gemeinden zählten am 1. Januar ds. J. 159 Glieder, während 284 Schüler in etwa 12 Volksschulen christlichen Unterricht genießen. Eine größere Anzahl von Katechumenen stehen im Taufunterricht und dürften im Laufe des Jahres die Zahl der Gemeindeglieder um ein erhebliches vermehren. — Das ist der Stand von heute. Im Blick auf die Zukunft aber trauen wir es dem Herrn der Ernte zu, daß er die Kamerunmission auch fernerhin segnen und das Werk seiner Knechte am umnachteten Geschlechte Hams fördern werde. Ja, „das Werk unserer Hände wolle er fördern."

„Herr der Ernte, groß und gut,
Weck' zum Werke Lust und Mut;
Laß die Völker allzumal
Schauen deines Lichtes Strahl!"

Missionsbestrebungen im Norden Europas.

1. Die Finnische Mission.

Außer den skandinavischen Ländern Norwegen, Schweden und Dänemark, in denen sich ein reges Missionsleben innerhalb der lutherischen Kirche des Nordens Europas mehr und mehr entfaltet, hat auch das Großherzogthum Finnland seit einigen Jahrzehnten seinen eigenen Missionsherd, an welchem alle in jener russischen Provinz hervortretenden Missionsbestrebungen ihren gemeinsamen Mittelpunkt finden. Dabei ist die Entwicklung des Missionslebens in der lutherischen Kirche dieses Landes, der die finnische und schwedische Bevölkerung mit Ausnahme von etwa 38,000 griechischen Katholiken angehört, weit ruhiger und einheitlicher vor sich gegangen, als z. B. in Schweden.

Finnland mit seinen 2,300,000 Einwohnern ist ein abgelegenes und auswärts wenig bekanntes Land. Voller Sümpfe und Seen, die zum Teil von ungeheuren Granitblöcken umgeben sind, zerrissen von unzähligen Buchten, umsäumt von zahllosen Felseneilanden oder Schären längs der südlichen und westlichen Küste, dazu im hohen Norden Europas zwischen dem 60. und 70. Grad nördlicher Breite liegend, bietet es dem Bewohner keine sonderlich reiche Erwerbsquelle. Besonders wird der Ackerbau teils durch die Strenge des Klimas, teils durch die Beschaffenheit des Bodens sehr beschränkt. Deshalb sind auch die Bewohner Finnlands, wie die meisten Völkerschaften des hohen Nordens, im Durchschnitt arm, wiewohl Grund und Boden ziemlich gleichmäßig unter dieselben verteilt sind und das Element der Großgrundbesitzer spärlich vertreten ist. Aber der Landmann findet trotz seines ausdauernden Fleißes den mühevollen Anbau seiner mageren Scholle nur zu häufig ungelohnt, indem der Frost, dieser schreckliche Feind des Nordens, in einer Nacht oft alles zerstört und die gehoffte Ernte gänzlich vernichtet. Ein allgemeiner Mißwachs ist deshalb in Finnland nichts seltenes und die Bewohner sind in solchen Zeiten der Not gezwungen, zu Brotsurrogaten (Föhrenrinde mit Mehl vermischt und Weißwurzel) ihre Zuflucht zu nehmen. Besonders furchtbar war der Mißwachs in den Jahren 1867—68,

in denen mehr als hunderttausend Menschen dem Hungertyphus erlagen. In solchem beständigen Ringen ums Dasein hat das finnische Volk schon von altersher gelernt, seine Hilfe beim Herrn, seinem Gott zu suchen, seine Zuversicht auf ihn zu setzen und Trost in Not und Mangel bei ihm zu finden. Es wohnt deshalb dem finnischen Volksstamm ein tiefreligiöser Sinn inne und es hat der Unglaube der neueren Zeit noch wenig Eingang bei demselben gefunden. Die lutherische Kirche ist in Finnland Volkskirche mit festem Bekenntnis und bestimmter Kirchenordnung und es hängen ihre Glieder mit großer Liebe am heiligen Erbe der Väter. Wie jeder lebenskräftigen Kirchengemeinschaft ist es auch ihr ein heiliger Ernst, ihre Christenschuld an die Heidenvölker abzutragen und eingedenk des Wortes Christi, Matth. 28, 19, dem Missionsbefehl unseres Heilandes nachzukommen. Demzufolge ist denn auch in Finnland, wie schon früher in den Schwesterkirchen Norwegens und Schwedens, am 18. Juni 1858*) eine Missionsgesellschaft, die Finska Missions Sällskapet, gegründet worden, die in Helsingfors, der Hauptstadt des Landes, ihren Sitz hat.

Diese Missionsgesellschaft wurde zwar unabhängig von der Kirche gegründet und es ist ihre Arbeit bis zur Stunde das freie Liebeswerk finnischer Christen, wie dies in den meisten protestantischen Missionen des europäischen Kontinentes der Fall ist, aber es schließt sich jene doch eng an die lutherische Landeskirche und deren Diener an. Alle Richtungen derselben und selbst die, welche in dem einen oder andern Punkte nicht ganz im Einklange mit der Kirchenlehre stehen, ersehen doch in der Heidenmission und deren Werk das Band, welches sie zu einheitlichem und friedlichem Zusammenwirken mit der Kirche umschlingt und eint. Somit haben die verschiedenen kirchlichen Parteien bis jetzt noch nicht störend auf das gemeinsam betriebene Missionswerk einwirken können und keine Sondermissionsbestrebungen aufkommen lassen.

Anfangs, als man weder eine Missionsschule, noch ein eigenes Arbeitsfeld besaß, arbeitete man für einige ausländische Missionsgesellschaften, indem man dieselben mit den im Lande gesammelten Missionsbeiträgen unterstützte. So ließ man z. B. solche der Leip-

*) Anderwärts wird der 19. Januar 1859 als Gründungsjahr angegeben.

ziger und Hermannsburger Mission zufließen und übernahm eine Zeitlang die Unterhaltungskosten eines Missionars der Goßnerschen Mission unter den Kols. In besonders nahe Beziehungen aber trat die Finnische Missionsgesellschaft zu der Rheinischen Mission, der man die meisten Gelder zuwandte, bis ihr Gott ein eigenes Arbeitsfeld im Ovambolande, im südwestlichen Afrika anwies. Auf dieses Gebiet, welches erst im Jahre 1851 entdeckt wurde und südlich von den Ufern des Kunenefluſſes liegt, wurde die Finnische Missionsleitung von der Rheinischen Missionsgesellschaft aufmerksam gemacht, als jene nach einem passenden Arbeitsfelde suchte, um ihre ersten Missionare dahin auszusenden. Der Vorstand der Finnischen Missionsgesellschaft ging darauf ein und wagte es, selbstthätig auf dem neuentdeckten Missionsfelde des von keiner Mission bearbeiteten Boden des Ovambolandes einzutreten. Sie schickte im Sommer 1868 ihre ersten Sendboten, die eben die Missionsschule in Helsingfors durchlaufen hatten, über Barmen zunächst ins Hereroland, damit sich dieselben vorerst auf den Stationen der Rheinischen Mission in die Verhältnisse und Sprache jener Gebiete einlebten, ehe sie sich im Ovamboland niederließen und ihre Missionsthätigkeit in Angriff nähmen. Da man nicht blos durch die Predigt des Evangeliums, durch ordinierte Missionare auf die heidnischen Stämme der Ovambos einzuwirken beabsichtigte, sondern auch durch Darstellung eines christlichen Gemeinschaftslebens mit seiner Ordnung und Kultur, so versuchte man es gleich mit einer Aussendung von einer Kolonie evangelischer Lehrer und Handwerker, welche die Missionare begleiteten und deren Wirksamkeit unterstützen sollten. Im Jahr 1869 langten die Finnischen Sendboten, 10 an der Zahl, im Hererolande an, wo sie sich die dem Herero verwandte Ovambosprache anzueignen suchten. Erst im nächsten Jahr, 1870, drangen sie nach ihrem Bestimmungsort, dem Ovamboland vor. Hier haben sie seither unter den schwierigsten und ungünstigsten Verhältnissen, besonders unter dem Drucke von despotischen und launischen Fürsten, die bettelhaft und habgierig, die Mission nur für ihre Zwecke benutzen wollten, gearbeitet und viel Unbill zu ertragen gehabt. Zwölf lange Jahre haben die Finnischen Missionare auf dem harten Boden des Ovambolandes arbeiten müssen, ehe sie die ersten Früchte erzielten und die ersten Eingeborenen taufen konnten. Verschiedene Stationen mußten aufgegeben werden und eine

Reihe von Missionsarbeitern, denen seit 1871 keine weiteren als Verstärkung zugesandt wurden, waren genötigt, in die europäische Heimat zurückzukehren oder sich ins Hereroland zurückzuziehen.

Der beharrlichen Ausdauer der Finnen ist es aber unter dem Segen Gottes gelungen, sich auf dem schwierigen Posten zu halten und trotz Verfolgung und hartem Druck hat das Evangelium Wurzel unter dem Ovambovolk zu fassen vermocht. Nach den neuesten Nachrichten beträgt die Gesamtzahl der Christen auf den zwei Finnischen Missionsstationen im Ondongareiche 239 Seelen, wozu noch 40 Taufbewerber kommen. — Auch in den Schulen ist im Segen gearbeitet worden und es wurden dieselben im Jahr 1889 von 160 Schülern besucht.

Somit scheint die Finnische Mission unter dem Ovambovolk trotz der schweren Anfänge und langsamen Fortschritte endlich einer hoffnungsvolleren Zukunft entgegen zu gehen; denn hiefür sprechen nicht allein die langersehnten Erfolge der letzten Jahre, sondern auch der Umschwung, der zu gunsten der Mission unter den tyrannischen, von europäischen Händlern beeinflußten Häuptlingen und deren Volk neuerdings stattgefunden hat. Heidnische Gewalthaber, die vormals den Missionaren und ihrem Werk feindselig gesinnt waren, sind ihnen nun freundlich zugethan und entgegenkommend. Ein Fürst z. B., aus dessen Gebiet sich die Mission im Jahr 1888 zurückziehen mußte, hat neuerdings um Lehrer für sein Volk gebeten und es scheint dieser Wunsch ein ernstgemeinter zu sein. Die früher so ungünstigen Verhältnisse haben sich durchweg günstiger gestaltet und dem Evangelium die Thüren im Ovamboland aufgethan, sodaß selbst die Rheinische Missionsgesellschaft die Zeit gekommen zu sehen glaubt, wo sie im Verein mit der Finnischen Mission die Arbeit unter den Stämmen jenes Gebiets aufzunehmen gedenkt.*)

Leider ist die Zahl der Arbeiter, über welche die Finnische Missionsgesellschaft derzeit verfügt, eine sehr kleine. Nur 4 Missionare stehen auf dem Missionsfeld; doch ist ein fünfter, der schon fast 20 Jahre daselbst gearbeitet hat und seiner Gesundheit wegen das Land verlassen mußte, eben im Begriff, sich wieder dorthin zu begeben. Auch bereiten sich eine größere Anzahl von jungen Männern in der

*) Näheres hierüber vgl. Miss.Mag. S. 286 ff.

Missionsschule für den Missionsdienst vor, welche am 1. Januar dieses Jahres wieder eröffnet wurde, nachdem dieselbe $3^1/_2$ Jahre geschlossen war. Von 50 Petenten, welche sich bei dieser Gelegenheit für den Eintritt in dieselbe meldeten, wurden 10 aufgenommen. Zugleich erwarb die Gesellschaft in diesem Frühjahr ein eigenes Haus.

Als ein besonders dankenswerter Umstand für die Finnische Mission im Ovamboland muß hervorgehoben werden, daß nur ein einziger ihrer Arbeiter während ihres 20jährigen Bestehens auf dem Missionsfelde dem Klima erlegen ist, trotzdem das schöne und fruchtbare Ovamboland mit seinen üppigen Waldungen und wohlhabenden Ortschaften keineswegs fieberfrei ist. Einige der Missionare mußten zwar ihrer Gesundheit wegen in die europäische Heimat zurückkehren, arbeiten aber hier im Dienste der Mission, indem sie teils litterarisch mit der Uebersetzung von Büchern in die Ondongasprache beschäftigt sind, teils die Heimatgemeinden besuchen und durch Vorträge das Interesse für die Heidenmission zu wecken suchen. An Uebersetzungen sind Luthers Katechismus, die Psalmen, ein Gesangbuch und das Evangelium St. Lucä fertig gestellt.

Zur Beförderung des Missionseifers in der Heimat giebt die Gesellschaft zwei Missionsschriften heraus, die in finnischer und schwedischer Sprache monatlich erscheinen und in etwa 15,000 Exemplaren verbreitet werden.*) Dieser Absatz ist bei den beschränkten und teilweise armen Verhältnissen der finnischen Bevölkerung ein schönes Zeugnis für das warme und rege Interesse, dessen sich die Mission unter derselben erfreut. Auch die jährlichen Missionsbeiträge haben von Jahr zu Jahr eine erfreuliche Zunahme erfahren und betragen derzeit 103,000 Mark oder 128,750 Franken, welche Summe hauptsächlich von den ärmeren Klassen der Bevölkerung für die Mission aufgebracht wird. — Wachsenden Missionseifer bezeugen auch die Nähvereine, welche Naturalien, meist Kleider und Wäsche liefern und durch deren Verkauf noch ein erheblicher Erlös für die Missionskasse erzielt wird.

Außer dieser Thätigkeit auf dem Gebiet der Heidenmission läßt sichs die Finnische Missionsgesellschaft auch angelegen sein, durch

*) Nach Dr. Grundemann betrug der Absatz dieser Missionsschriften im Jahr 1887 ungefähr 11,560 Exemplare.

Schriften das Interesse für die innere Mission unter dem Volke zu wecken. — Ebenso hat sie die Bekehrung des Volkes Israel im Auge und arbeitet für dieselbe. Zu dem Zweck hat sie einen Judenmissionar aus Schweden berufen und in ihre Dienste gestellt. Derselbe bereiste während einiger Monate das Großherzogtum Finnland, hielt Vorträge und knüpfte Beziehungen zu der jüdischen Bevölkerung an. Für diese beiden letzteren Missionszweige — für die innere Mission, wie für die unter den Juden — besitzt die Gesellschaft ihre besonderen Kassen, die zurzeit 14,696 und 2993 Mark aufweisen.

Eine Thätigkeit unter den heidnischen und mohammedanischen Völkern des eigenen russischen Vaterlandes untersagen die Staatsgesetze, wonach bekanntlich nur die orthodoxe griechisch-katholische Kirche berechtigt ist, unter den nichtchristlichen Bewohnern des ausgedehnten Zarenreiches im europäischen und asiatischen Gebiet zu missionieren. — Möge es der Herr, unser Gott, der ja im Regimente sitzt, der Finnischen Missionsgesellschaft schenken, daß sie bei dem gegenwärtigen Druck, den die russische Regierung mit der größten Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit auf die evangelische Kirche ihrer Ostseeprovinzen ausübt, verschont bleibe und ungehindert ihr segensreiches Werk weitertreiben dürfe. Denn daß bei dem Bestreben Rußlands, seine evangelischen Landesteile zu russificieren, auch die evangelischen Liebeswerke und die Missionsbestrebungen hart betroffen werden können, unterliegt keinem Zweifel. Davon legt auch die Art und Weise, wie man gegen die kleine aufblühende Missionsschule in Reval (Estland) im letzten Jahr vorgegangen ist, hinlänglich Zeugnis ab. — Von dieser zweiten Pflanzstätte des Missionslebens im Norden Europas sei im nachfolgenden noch ein kurzes Wort gesagt.

---

2. Die Missionsschule in Reval.

Diese kleine Anstalt ist nach siebenjährigem Bestehen leider auf ministeriellen Befehl hin geschlossen und aufgehoben worden. Dieselbe bildete seit ihrer Entstehung den Mittel- und Stützpunkt für die Missionsbestrebungen der lutherischen Kirche in den russischen Ostseeprovinzen und war zugleich die Pflanzstätte, in welcher man sich

seine Missionsarbeiter heranzuziehen suchte. Bei Gründung derselben im Jahr 1882 faßte man als nächste Aufgabe ins Auge, armenische Jünglinge zu Schullehrern und Evangelisten auszubilden, die später im russischen Transkaukasien unter der armenischen und mohammedanischen Bevölkerung ihr Arbeitsfeld finden sollten. Zugleich wollte man aber auch versuchen, junge Leute aus dem Volke der einheimischen Esten zum Unterrichte mitheranzuziehen, die dann entweder als Küster, Evangelisten, Stadtmissionare, Schullehrer u. dgl. innerhalb der eigenen lutherischen Landeskirche wirken oder aber als vorgeschulte Präparanden an andere größere Missionsanstalten abgegeben und weiter ausgebildet werden sollten. — Ein Pfarrer Wiesinger aus Bayern, der unter dem sel. Ludwig Harms in Hermannsburg die Missionsschule durchlaufen, dann Theologie studiert und später in seiner Heimat ein Pfarramt bekleidete, übernahm die Leitung der kleinen Missionsanstalt und siedelte nach Reval über.*) Das Unternehmen ist, wie bereits oben gesagt, nicht alt geworden, sondern hat durch das Eingreifen der russischen Behörden schon Ende des vorigen Jahres eingestellt werden müssen. Man schreibt uns hierüber aus Reval nachstehendes:

„Allen, die seit dem siebenjährigen Bestehen unserer „Vereins- oder Missionsschule" ein Interesse an derselben genommen haben, wird es ein Schmerz sein, daß sie nun auf ministeriellen Befehl geschlossen worden ist. Zerstörung, Auflösung ist die Losung des Tages! Ist denn die stille treue Arbeit vergeblich gewesen? Erlischt dieses Werk, ohne jegliche Spur zu hinterlassen? Nein, wir können es mit Dank bezeugen, was im Namen des Herrn gearbeitet wird, kann nicht ohne Segen bleiben und die Verheißung des Herrn: „mein Wort soll nicht leer zurückkommen", muß in Erfüllung gehen. Nach gründlicher Unterweisung im Worte Gottes dürfen diese jungen Leute hinausgehen und den empfangenen Samen auf das ihnen zugewiesene Arbeitsfeld ausstreuen, wo es Frucht tragen kann für das ewige Leben.

Seit dem Bestehen der Schule haben 24 Zöglinge den Unterricht in 3 Kursen genossen. Dieser letzte wäre in diesem Winter geschlossen worden. In demselben standen 7 Zöglinge im Unterricht, 4 Deutsche aus den Kolonien und 3 Esten.

*) Vgl. Miss.Mag. 1882, S. 507.

Missionar Scheidt mehrfache Besuche in den Bergdörfern hinter Bogadjim, die aber nur klein sind und sehr zerstreut liegen. Ebenso wurden von Siar aus verschiedene Untersuchungsfahrten nach den benachbarten Inseln und weiter an der Küste entlang unternommen. Doch gewann man auf letzterer Reise die Ueberzeugung, daß jene Gegend zur Anlage einer Station nicht geeignet sei, da man sie durch eine Ruhr-Epidemie stark entvölkert fand. Bei diesen Untersuchungsreisen stellte sich das eigentümliche Hindernis heraus, daß die Eingeborenen aus Neid und Eigennutz dem Verkehr der Missionare mit andern ihres Volkes entgegen sind, indem sie letzteren die aus demselben entspringenden äußeren Vorteile nicht zukommen lassen wollen. Ebenso ist die Anlegung einer weiteren Station in Hatzfeldhafen leider für die nächste Zeit noch unausführbar, da neuerdings ein Konflikt mit den Eingeborenen ausgebrochen ist, der noch allerhand böse Folgen haben dürfte. Sonst ist jene Gegend wohl ohne Zweifel die am besten bevölkerte und soll auch die gesündeste sein. Erst in der letzten Zeit ist es gelungen, einen geeigneten Platz zur Anlage einer dritten Station aufzufinden und zwar auf der ziemlich entfernt von der Küste liegenden Dampierinsel. Durch seine Lage bietet letztere gegründete Aussicht zu einer Erholungsstation. Was die Arbeit auf den beiden bisherigen Stationen anlangt, so war dieselbe in Bogadjim wegen der häufigen Erkrankungen der Missionare vielfach unterbrochen. Doch haben sich die beiden Missionare Eich und Scheidt die Sprache soweit angeeignet, daß sie sich mit den Eingeborenen leidlich verständigen konnten. Die Schule wurde weniger gut besucht als im Anfang und auch das Verhältnis zu der Bevölkerung war nicht immer ein ganz befriedigendes. Das unter derselben zu Tage tretende Mißtrauen wurde zum Teil durch die von auswärts bezogenen Arbeiter (Miokesen) hervorgerufen, welche auf der benachbarten Station der Neuguinea-Kompagnie beschäftigt sind. Die Station Siar ist erst neu angelegt. Aber auch hier fehlt es nicht an mancherlei kleinen Konflikten, die meist in dem ausgeprägten Hang der Eingeborenen zu Diebereien ihren Grund hatten. Hier galt es, eine ganz neue Sprache zu erlernen; aber man ist auch hierin so weit, daß man mit den Eingeborenen bereits über das eine, das not thut, reden kann. „Die Erfahrungen des letzten Jahres haben es wieder reichlich bestätigt, daß die neubegonnene Missionsarbeit in Kaiser Wilhelmsland mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und daß es für die Missionare und deren Leitung, wie für die Missionsgemeinde gilt, sich mit viel Geduld zu wappnen und durch treue Fürbitte den Boten Christi in Neuguinea die Hände und die Herzen zu stärken." (Jahresber. der Rhein. Miss. 1889.)

Den britischen Südosten Neuguineas hat die Londoner Missionsgesellschaft besetzt und arbeitet hier gleichfalls unter den erschwerendsten Gesundheitsverhältnissen. Es stehen sieben europäische Mis-

sionare und 62 eingeborene Gehilfen in der Arbeit, wovon die letzteren teils Polynesier, teils Einheimische sind. So erfreulich diese stattliche Schar von Missionsgehilfen ist, so schwer hält es, diese große Anzahl von Arbeitern, die teils am Flyfluß, teils an der Küstenstrecke des Papua-Golf entlang stationiert stehen, genügend zu beaufsichtigen. Es geschieht letzteres von den beiden Centralstationen Moresby im Osten und der Murrayinsel im Westen aus, wozu noch neuerdings ein dritter Platz, Kerepunu, im Südosten des Golfes, gekommen ist. Der bisherige Dampfer Ellengowan, welcher dem Besuch der Stationen von der Hauptniederlassung aus diente, erwies sich als nicht mehr ausreichend für das ausgedehnte Werk und man schaffte dafür einen Schoner an. Was den Stand des Missionswerks betrifft, so trägt dasselbe in den verschiedenen Distrikten einen ungleichartigen Charakter. Während das östliche Gebiet zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und den erfreulichsten Fortschritt aufweist, ist es das gerade Gegenteil im westlichen Bezirk. Nicht nur haben sich die Stationen im Mündungsgebiet des Fly an Zahl nicht vermehrt, es haben sich auch die Eingeborenen, denen man auf ihren Wunsch hin Lehrer gab, als unzuverlässig erwiesen, nachdem das anfängliche Interesse für die Sache verflogen und der Reiz der Neuheit vorüber ist. So sind z. B. die Eingeborenen nicht mehr wie früher geneigt, ihre Söhne zur Ausbildung nach der Murray-Insel zu schicken, wo die Mission ein Seminar besitzt, das zugleich Industrieschule ist. Anders steht es im Osten. Dort suchen selbst Eingeborene der entlegenen Küstenränder den christlichen Unterricht nach und die Arbeiter reichen nicht aus für die Bedürfnisse. Die Missionsgehilfen bewähren sich auf ihren schwierigen und entbehrungsreichen Posten und haben sowohl durch ihren Charakter, als durch ihre Leistungen namhafte Erfolge unter den verschiedenen Stämmen erzielt. Eine große Veränderung hat überall, wo die Mission ihre Stätten aufgeschlagen und gearbeitet hat, platzgegriffen und der Gegensatz zwischen den wilden, gesetzeslosen und kannibalischen Eingeborenen von ehemals und den heutigen unter dem Einfluß des Christentums stehenden Papua ist ein überraschender. „Der Winter ist vergangen und das freudige Erwachen des Frühlings zeigt sich da und dort.“ Natürlich braucht es noch viel geduldiges Lehren und Anleiten der christlichen Eingeborenen, bis sie den wahren Geist des Christentums völlig erfaßt haben werden.

Die seit 1875 bestehende Mission der Australischen Wesleyaner im Bismarckarchipel hat drei Hauptstationen auf den Inseln Neupommern und Neulauenburg. Von diesen aus ist die Arbeit noch auf 43 Außenplätze, von denen einige auf der Insel Neumecklenburg liegen, ausgedehnt und wird meist von eingeborenen Gehilfen (besonders von Fidschiinsulanern) betrieben. Gegen 1200 Kinder erhalten christlichen Unterricht; etwa 1800 Personen sind getauft und gegen 4300 besuchen die Gottesdienste. Auf Neulauenburg

raffte eine Seuche viele Eingeborene dahin und auch in den Familien der Missionslehrer auf Neupommern erschwerten häufige Krankheitsfälle erfolgreiches Arbeiten; doch konnten geförderte Papuaälteste zur Aushilfe herangezogen werden. Neuerdings haben sich leider vier katholische Missionare vom hl. Herzen Jesu in Salzburg nach Neupommern begeben, denen wohl bald noch weitere folgen dürften.

Auf den Salomonsinseln arbeitet die sogenannte melanesische Mission, die von Bischof Selwyn 1849 gegründet, nun von seinem Sohn fortgeführt und geleitet wird. Von den drei bisherigen Stationen mußte eine aufgehoben werden; dagegen konnten zwei andere neue errichtet werden. Die Mission gewinnt auch hier mehr und mehr an Einfluß unter den wilden und kriegerischen Bewohnern der Inselgruppe. Ein mächtiger Häuptling, früher ein Freund der hier üblichen Kopfjagden, wurde durch die ärztliche Behandlung des Missionsbischofs von schwerer Krankheit errettet und ist seitdem der Mission freundlich gesinnt und christlichem Einfluß zugänglich, enthält sich der Kopfjagden und gestattete die Gründung einer Schule an seinem Herrscherfitz. Die Mission hat wiederholt unter den Kriegszügen gelitten, welche die Eingeborenen jener Inseln gegen einander zu unternehmen pflegen. Diesem Unwesen wird der gelegentliche Besuch deutscher Kriegsschiffe in Zukunft hoffentlich steuern.

Auf der Inselgruppe der Neu-Hebriden arbeiten teils Missionare der schottischen Freikirche, teils solche der presbyterianischen Kirchen von Kanada, den verschiedenen australischen Kolonien und Neuseeland. Diese Denominationen wirken in brüderlicher Eintracht neben einander und beraten sich gemeinsam auf jährlichen Synodalversammlungen. Die Arbeiterzahl scheint dieselbe geblieben zu sein, nämlich 16 Europäer und ungefähr 120 eingeborene Gehilfen. Am 20. November des letzten Jahres feierte die Mission ihr 50jähriges Jubiläum, den Gedenktag des Märtyrertodes John Williams auf Eromanga. Als eine Jubiläumsgabe konnte die Fertigstellung der Uebersetzung des N. Testamentes in die Sprache der Efateinsulaner gelten. Die Mission hat überall einen guten Fortgang genommen, erlitt aber großen materiellen Schaden durch einen Orkan, der die Inseln heimsuchte und strichweise verwüstete. Die Missionsgebäude, Kirchen und Schulhäuser wurden durch den verheerenden Sturm stark mitgenommen und auch für die Eingeborenen war der Schaden hinsichtlich ihrer Ernte ein leider sehr beträchtlicher, sodaß infolge dessen die kirchlichen Beiträge ziemlich gering ausfielen. Dessenungeachtet strengten sich die eingeborenen Christen an, durch Aufbringung einer großen Masse von Kopra*) ein eisernes Dach für eine ihrer Kirchen

*) Der Kern der Kokosnuß.

zu beschaffen. Besonders war der Eifer der christlichen Insulaner auf verschiedenen Stationen in Bezug auf den Kirchen- und Schulbesuch ein sehr anzuerkennender. Doch zeigen sich auch da und dort selbst unter der christlichen Bevölkerung noch vielfach Spuren davon, daß manches heidnische Wesen und heidnische Anschauung in jener schlummert und je und je das Haupt erhebt. Auch dient es nicht zum Wohl der Gemeinden, wenn — wie im letzten Jahr — Schiffe in Menge die Inseln anlaufen, um die Eingeborenen als Arbeiter zu werben und sie der Heimat zu entführen. Auf der Insel Tanna behauptet das Heidentum noch seinen alten Widerstand gegen das Evangelium. Heidnisches Wesen mit Zauberei und Totenverehrung, Mordthaten und heidnische Feste stehen noch in voller Kraft.

Auf den Loyalty-Inseln haben die Londoner derzeit nur einen Missionar stationiert, der von Lifu aus die Plätze auf den Inseln Nwea und Mare beaufsichtigt. Die Verbannung des Missionars Jones auf Mare, welche durch die französischen Behörden erfolgte, ist trotz aller Bemühungen bis jetzt nicht aufgehoben worden und so ist auch die Lage der christlichen Gemeinde auf dieser Insel die gleich bedrängte geblieben. Der Hauptbestandteil derselben will nichts vom französischen Staatsgeistlichen und dessen Lehrern wissen. Die Christen halten sich meist auf ihren Plantagen auf und erbauen sich in aller Stille und Verborgenheit teils in den eigenen Familien, teils kommen sie in Höhlen und Klüften zusammen und halten ihre Gottesdienste und Sonntagsschulen ab. — Leider kommt aber doch das jüngere Geschlecht mehr und mehr unter den demoralisierenden Einfluß der Ausländer, deren lasterhaften Sitten und unchristlicher Lebenswandel wie ein Gift auf die heranwachsende Jugend wirkt, zumal dieselbe der christlichen Leitung entbehrt. Besonders traurig ist es mit den Mischlingen bestellt, welche den Weißen und Eingeborenen gleich nahe stehen und eine hervorragende Stellung in den Augen der letzteren einnehmen. Leider haben die besseren Elemente der Europäer die Insel verlassen und ein Rest von der traurigsten Sorte ist zurückgeblieben. Dazu kommt noch, daß das einzige Schiff, welches den regelmäßigen Handelsverkehr mit der Loyalty-Inselgruppe vermittelt, nicht anders als ein Bordell und eine Saufhalle genannt werden kann. Von dieser sogenannten Kultur und Civilisation, welche die weiße Rasse den Südseeinsulanern bringt, gilt wahrlich das Wort St. Pauli, Röm. 2, 24: „Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden.“ Diesen entsittlichenden Einflüssen ist das jüngere Geschlecht nur zu wenig gewachsen und es setzt ihnen nicht den rechten Ernst entgegen. So verfällt es mehr und mehr durch seinen Indifferentismus dem hereinbrechenden Verderben der Südseecivilisation. Es thäte deshalb doppelt not, daß die energische Hand eines Missionars das schwache Volk leitete und dem Greuel der sittlichen Verwüstung wehrte.

2. Mikronesien.

Diese Mission, die vom American Board und der Hawaiischen Evangelischen Association auf den Marschall- und Gilbertinseln, sowie auf den spanischen Karolinen betrieben wird, hat eine große Schar von Arbeitern auf den zahlreichen Inselgruppen verteilt und darf im ganzen von ermutigenden Erfolgen berichten. Doch verminderte sich im letzten Jahr das europäische Arbeiterpersonal beträchtlich durch Krankheits- und Todesfälle, sowie durch Abzug. Am Schluß des Jahres standen auf 3 Hauptstationen und 47 Außenplätzen 7 amerikanische und 6 hawaiische Missionare, 1 Arzt, 13 amerikanische Hilfsmissionare, 15 eingeborene Pastoren, 61 Katechisten und Lehrer. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug 4509, die der Schüler 2615. Die Arbeit war eine ausgedehnte. Neue Inseln wurden besucht, alte Gemeinden neu belebt und andere neugegründet. Die Schulen waren gut besucht und ein großes Verlangen nach der hl. Schrift, nach Gesangbüchern und Schulbüchern that sich allenthalben kund. Auch wächst das Gefühl und das Verständnis unter den Christen für die Notwendigkeit einer Ausdehnung des Werks nach außen hin. — Das sind die Hauptcharakterzüge des Missionswerks auf den Marschallsinseln und den Mortlocks.

Anders steht es auf den Gilbertinseln und der Ruck-Lagune. Hier verursachten Kriege und Unruhen allerlei Schwierigkeiten und böse Zeiten. Der Schulbesuch war teilweise ein sehr geringer oder fiel ganz weg. Gemeindeglieder und selbst eingeborene Lehrer ließen sich von der allgemein im Schwange gehenden Unsittlichkeit umgarnen und zu Falle bringen. Auch hier ist es das alte Klagelied, daß der Einfluß der weißen Händler mit ihren seichten Grundsätzen und losem Lebenswandel die nachhaltigste Gegenmission ausübt. Wo aber diese besteht, da ist kein Aufhalten, denn schlechte Beispiele verderben nicht blos gute Sitten, sondern öffnen dem Verderben alle Thüren.

Auf den Karolinen erfreut sich die Mission einer ungestörten Entwickelung seitens der spanischen Behörden. Kirchen und Schulen sind für alle offen und die Aussichten berechtigen zu den besten Hoffnungen.

3. Das Festland von Australien.

An den Eingeborenen Australiens haben die verschiedenen Missionen (die Brüdergemeine, die Hermannsburger, die Australische Immanuel-Synode, die australischen Anglikaner) nur noch „Totengräberdienste“ zu leisten. Sie arbeiten an den Resten eines dahinsterbenden Volkes und es ist der Zeitpunkt vorauszusehen, an welchem dieser Liebesdienst gethan sein wird. — Die zum Schutze der Interessen der Eingeborenen eingesetzte Behörde arbeitet darauf hin, das wehrlose, aussterbende Geschlecht der Papus, der ursprünglichen Herren Neu-

Hollands, dem Einfluß und der Berührung mit der weißen Bevölkerung zu entziehen und in Versorgungsasylen unterzubringen. An letzteren sollen sie unter der Leitung eines für sie interessierten Mannes — wohl meist eines Missionars — auf Regierungskosten so lange unterhalten werden, bis die Reste der ganzen Nation verschwunden sind. Die zerstreut wohnenden Papus haben demzufolge ihre bisherigen Wohnsitze zu verlassen und an die von der Behörde für sie ausersehenen Stationen zu ziehen, auf denen zugleich das Wohnen von Halbweißen nicht gestattet ist. Dadurch werden manche Missionsposten, indem sie ihre Leute durch Wegzug verlieren, hinfällig und sehen ihrer Aufhebung entgegen. — Missionar Stähle, ein früherer Missionar der Brüdergemeine, der jetzt im Dienst einer anderen Gesellschaft arbeitet, teilt im Brüdermissionsblatt (Juni 1890) mit, daß auf Zusicherung der Regierung seine Station Condah von jener Maßregel ausgeschlossen sein und fortbestehen solle. Es scheint dieselbe eine größere Bewohnerschaft zu zählen und er kann berichten, daß unter den Papus seiner Station eine von reichem Segen begleitete Erweckung im Gang sei. Doch habe auch viel Krankheit das Jahr hindurch geherrscht, aber alle Entschlafenen hätten auf ihrem Sterbelager bezeugt, daß sie an den glaubten, der die Gottlosen gerecht macht.

4. Polynesien und Neuseeland.

Die zahlreichen Inselgruppen Polynesiens ziehen sich von Neuseeland (das seiner Urbevölkerung nach dazu gehört) in einem weiten Bogen gegen Nordosten hin und zerfallen in 8 Archipele. — Wir beginnen mit den Witi- oder Fidschiinseln, auf denen die Wesleyanische und die englische Ausbreitungsgesellschaft bisher mit Erfolg gearbeitet hat. Die Inseln sind, was die eingeborene Bevölkerung betrifft, christianisiert, aber bei dem regen Plantagenbetrieb halten sich Tausende von ostindischen Kulis, Chinesen und Insulaner von auswärts hier auf. Unter diesen fremden ab- und zugehenden Völkerfamilien kann wegen der Sprache nicht viel geschehen. Unter der einheimischen christlichen Bevölkerung aber, unter welcher das Christentum doch vielfach auf der Oberfläche geblieben ist, gilt es nun auf eine Erneuerung des christlichen Volkslebens hinzuarbeiten und vielerlei Schäden einen Damm entgegenzusetzen.

Die Samoainseln und das Missionswerk der Londoner auf denselben haben eine traurige Zeit hinter sich. Der sich daselbst abspielende Bürgerkrieg zwischen König Malietoa und seinem Rivalen Tamasese, welchen letzteren die Deutschen unterstützten, ist durch die Tagesblätter seiner Zeit bekannt geworden. Unter diesen Kämpfen der Parteien und infolge der aufgeregten politischen Lage hat die Mission nicht wenig gelitten. Es ist deshalb in den vom Bürgerkrieg betroffenen Landesteilen nicht ohne viel Unordnung im kirch-

lichen Leben abgegangen und zum Teil war das Missionswerk wegen der Feindseligkeiten ganz stillgestellt. Zudem wurde in Apia einer der Missionare in ganz ungerechtfertigter Weise von einem deutschen Arzt des unvorsätzlichen Mordes (manslaughter) angeklagt wegen seiner ärztlichen Praxis unter den Eingeborenen. Das Gericht sprach zwar denselben frei, aber der Vorgang war doch für den betreffenden Missionar höchst niederdrückend und für seine Arbeit keineswegs ersprießlich. — Nur das Unterrichtswesen war durch die politischen Wirren wenig beeinträchtigt und es konnte dasselbe in seinem vollen Umfang betrieben werden. — Merkwürdig ist, daß auf diesen Inseln mormonische Sendlinge von Utah sich eingenistet haben und für ihre Sekte werben.

Auf den Hervey-Inseln hat ein schrecklicher Orkan Anfang dieses Jahres großen Schaden an den Kapellen, Schulen und Missionshäusern, wie auf den Plantagen der Eingeborenen angerichtet. Dem Orkan folgte auf Narotonga eine anhaltende Dürre, sodaß die meisten Quellen versiegten. Unter beiden Heimsuchungen hatten besonders die Eingeborenen schwer zu leiden. — Im Oktober des letzten Jahres ging der Wunsch derselben in Erfüllung, daß die Inseln unter britische Oberhoheit gestellt wurden. Für den Einfluß der fortschreitenden Civilisation, sowie für den Charakter des allzustark überhandnehmenden Südseehandels ist es bezeichnend, daß im Zusammenhang mit der englischen Protektoratserklärung die Häuptlinge mit ihrer Königin an der Spitze das Verlangen stellten, die britischen Behörden möchten zugleich ein Verbot gegen die Einfuhr und den Verkauf von Spirituosen erlassen. Die englische Regierung ist gewiß menschenfreundlich genug, diesem gerechtfertigten Wunsch eines Volkes zu willfahren und zum Selbstschutz die Hand zu bieten. — Das Missionswerk der Londoner hat sich ruhig weiterentwickeln können. Das Seminar in Narotonga, welches Nationalgehilfen ausbildet, konnte deren 6 für die Mission in Neuguinea abgeben.

Die südliche Gruppe der Gesellschaftsinseln ist nun auch, wie schon früher die nördliche, von Frankreich annektiert worden. Diese längst gefürchtete Besitzergreifung hatte höchst nachteilige Folgen für die Mission der Londoner. Die Eingeborenen, welche sich mit dem größten Widerwillen unter die französische Flagge gestellt sahen, widersetzten sich diesem Angriff auf ihre Rechte und Freiheiten; doch ohne Erfolg. Ein Teil der Bewohner von Rajetea begab sich schließlich auf die Berge und in den Busch, um sich der französischen Gewaltherrschaft und Jurisdiktion zu entziehen. In Huaine war die Aufregung und Opposition derart, daß nur die Anwesenheit eines Kriegsschiffes Blutvergießen verhinderte. Unter diesen kritischen Umständen litt das Missionswerk schwer. Nicht nur waren die Schulen in Rajetea ganz geschlossen, sondern es konnte wegen der Zerstreuung der Eingeborenen sogar das hl. Abendmahl für Monate gar nicht

administriert werden. Die kirchlichen Beiträge, welche sonst einige hundert Pfund Sterling betrugen, beliefen sich nur auf einige wenige Dollar, die gelegentlich gesteuert wurden. Die Missionare gerieten durch die politischen Verhältnisse in eine kritische Lage; denn sie wurden als neutrale Partei sowohl von den Eingeborenen, als auch von französischer Seite mißverstanden und mit Argwohn angesehen. Ihre Stellung wurde deshalb eine mehr oder weniger unhaltbare und die rigorosen französischen Kolonialgesetze, wonach nur die französische Sprache in den Schulen gelehrt werden soll und keine kirchlichen Steuern zum Zweck einer fremdländischen Mission erhoben werden dürfen, werden den Londonern schließlich keinen andern Ausweg übrig lassen, als auch diese Mission der Pariser Missionsgesellschaft zu übertragen. Letzteres ist bereits auf der nördlichen Inselgruppe geschehen.

Die Hawaiische Inselgruppe ist längst christianisiert und die christliche Kirche daselbst eine selbständige, die von sich aus bereits Mission in Mikronesien treibt. Dagegen hat der American Board und die englische Ausbreitungsgesellschaft immerhin noch einige Missionare auf dem Platz, die teils am höheren Schulwesen ihren Wirkungskreis haben, teils unter den zahlreichen eingewanderten Chinesen arbeiten. Letztere verpflanzen ihr Heidentum mit Tempeln und Ahnendienst in das christliche Land der aussterbenden Kanaken.

Es bleibt uns nun noch Neuseeland übrig, auf dem die englisch-kirchliche Mission, die Wesleyaner und Hermannsburger unter den meist christlichen Maori, sowie unter den geringen Resten der noch heidnischen Eingeborenen arbeiten. Letztere finden sich fast nur noch auf der nördlichen Insel vor. Dagegen füllt sich die Insel mit Scharen von weißen Einwanderern und Ansiedlern, wozu noch die Halbblutmaori ein großes Kontingent stellen. — Die Missionsthätigkeit ist meist schon in die ruhigen Bahnen pfarramtlicher Arbeit eingetreten und es werden die Gemeinden zum großen Teil von eingeborenen Geistlichen bedient. Zur Ausbildung von letzteren ist ein Seminar in Gisborne eröffnet. — Die direkte Missionsarbeit erstreckt sich hauptsächlich auf die Anhänger verschiedener schwärmerischer Sekten.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

(Todesfälle.) Am 5. September starb in Basel Herr Professor Dr. theol. Johannes Riggenbach, Präsident der Basler Missionsgesellschaft. Derselbe hat während der 12 letzten Jahre seines Lebens mit großer Hingabe für das Werk der Heidenmission gearbeitet und dasselbe auf treuem Herzen getragen. — Auch auf dem Arbeitsfelde in der Heidenwelt hat die Basler Mission wiederum den Verlust von 2 jungen Missionaren zu beklagen und zwar den von K. Natter auf

der Goldküste († 15. Juli) und von Wilh. Arntz in Kamerun († 18. Juli). Beide standen noch nicht volle 2 Jahre in der Arbeit.

Die deutsch-ostafrikanische Mission scheint in eine neue Phase eintreten zu wollen. Erstlich hat sich dieselbe mit Herrn Pastor von Bodelschwingh in Bielefeld ins Einvernehmen gesetzt, wonach derselbe ihr die nötigen Missionsarbeiter für die Krankenpflege teils liefern, teils ausbilden will. Ferner hat der evangelische Ober-Kirchenrat in Berlin die Erklärung abgegeben, daß er solchen Kandidaten der Theologie, die nach erlangter Anstellungsfähigkeit im Vaterlande 5 Jahre lang im Dienst einer deutschen Missionsgesellschaft im deutschen Schutzgebiet gearbeitet hätten, zu der Verleihung einer angemessenen ev. Pfarrstelle in der Heimat nach Kräften förderlich sein wolle. So erfreulich es ist, wenn die evangelische Kirchenbehörde der Mission ihre eigenen Kräfte zur Verfügung stellt und auf diese Weise mit derselben in eine innige Beziehung tritt, so fraglich ist zugleich dieser Liebesdienst, sobald den in die praktische Missionsarbeit eintretenden Theologen der Missionsdienst als bloße Uebergangsperiode für den heimatlichen Kirchendienst hingestellt wird. Die Mission erfordert bedingungslose Hingabe von seiten aller Kreise und Stände, die derselben ihre Kräfte und ihr Leben weihen.

Bücheranzeige.

Zur Abwehr und Verständigung. Offener Brief an Herrn Major v. Wißmann. Von Dr. G. Warneck. 48 S. 60 Pfg. Gütersloh, Verlag v. C. Bertelsmann.

Wir möchten diesem Antwortschreiben des sachkundigen Missionsapologeten auf die von der Presse so ausgiebig aufgegriffenen Aeußerungen des Reichskommissars v. Wißmann die größtmöglichste Verbreitung wünschen; denn es enthält dieselbe nicht nur die gründlichste Abwehr gegen die Beschuldigungen, welche neuerdings gegen die evangelische Missionspraxis erhoben wurden und die nur auf einer Verkennung der protestantischen Missionstheorie beruhen — sondern es kennzeichnet auch die katholische Missionsmethode und deren fraglichen Erfolge in der sachlichsten Weise.

Denkschrift über die von 1887—89 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Südafrika. Von G. Haccius, Pastor. Hermannsburger Miss.-Buchh. 224 S. Mk. 1.50.

Die vorliegende Schrift behandelt in der offensten Weise nicht blos den Befund der Hermannsburger Mission in jenen Jahren der Visitation, sondern auch ihre Nöten, Schwierigkeiten, Irrungen und Mängel, auf deren Abstellung es bei der Visitation abgesehen war und wodurch dieselbe hervorgerufen wurde. Sie bietet aber noch mehr und zwar gewährt sie in lichtvoller Weise einen klaren Einblick in den ganzen Betrieb der betreffenden Mission, von der Predigtthätigkeit an bis herab zu den äußeren Geschäften.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Kafferndorf.

Die Kirchenzucht
in den heidenchristlichen Gemeinden deutscher Missionsgesellschaften.

(Vortrag von Pastor Berthold in Pontwitz (Schlesien), gehalten am 12. Februar 1889 in Breslau auf der III. General-Versammlung des Schlesischen Provinzial-Vereins für die Berliner Mission.)

Es kann gewagt erscheinen, daß einer, der nicht in der praktischen Missionsarbeit draußen gestanden hat, über Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden berichten will. Ich gebe die Berechtigung dieses Bedenkens voll und ganz zu. Auch muß ich gleich vorausschicken, daß ich nicht in der Lage bin, ein die Sache nach allen Richtungen hin erschöpfendes Referat zu geben, indem mir bei eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande mancherlei Fragen aufstießen, welche die mir zu Gebote stehenden Quellen vielfach unbeantwortet ließen.

Es ist weiter von dem Leiter einer Missionsgesellschaft mir gegenüber das Bedenken erhoben worden, die Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden sei kein geeigneter Gegenstand, um vor einer Versammlung wie der unsrigen behandelt zu werden. Es hat mich das aber nicht zu bestimmen vermocht, den Gegenstand fallen zu lassen; denn ich kann die Berechtigung dieses Einwandes nicht anerkennen. Ich habe allerdings aus mancherlei Aeußerungen den Eindruck gewonnen, daß für viele die Kirchenzucht das noli me tangere in der Mission ist. Es ist auch gewiß richtig, daß unsere Missionsvorstände, Konferenzen der Missionare, Missions-Synoden ungleich mehr wie wir von der Frage betreffend die Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden berührt werden. Aber die Missionsfreunde in der Heimat haben nicht bloß die Pflicht, sondern auch das Recht, die Missionsarbeit nach allen Seiten hin, mit ihren Freuden und Leiden, das Leben der Heidenchristen mit seinen Licht- und Schattenseiten, mit seinem Frühlingswehen und seinem Winterfrost kennen zu lernen. Ich glaube, wir verschließen unser Auge noch vielfach vor der Nacht und geben der falschen Vorstellung Raum, als wären die Getauften aus den Heiden fertige Christen. Schönfärberei thut

niemals gut, am allerwenigsten in der Mission. Kommen dann Nachrichten über grobe Sünder und Abfällige, so rufen sie auf der einen Seite Entmutigung, auf der anderen Spott hervor. Auf diese Nachtseiten möchte deshalb das nachfolgende Referat Ihre Blicke hinlenken. Wir brauchen uns auch nicht zu fürchten, den Finger darauf zu legen; denn daß in den heidenchristlichen Gemeinden Kirchenzucht geübt werden kann und geübt wird, gereicht der Mission wahrlich nicht zur Schande, sondern zur Ehre. Sie besitzt damit ein wichtiges Vorrecht; sie beweist gerade darin nicht zum geringsten ihre Kraft im Gegensatz zur heimischen Kirche. In letzterer sind leider nur noch Reste der Kirchenzucht vorhanden. Das Wort Zucht ist unserem Geschlecht verpönt, und wenn es gilt sie zu üben, so findet das bei den berufenen Vertretern der Gemeinden nur selten Verständnis, und noch seltener thätige Mithilfe. Die Christen der heimischen Kirche werden nicht von dieser ausgeschlossen, sondern sie schließen sich selbst von ihr und ihren Gnadenmitteln aus. Solche Selbstausschließungen kommen auch in der Mission durch Rückfall in das Heidentum, durch Verlassen des Missionsplatzes vor. So giebt die Festschrift der Goßner'schen Mission die Zahl derer, die im Jahre 1885/86 wieder Heiden wurden, auf 277, und die der Ausgewanderten gar auf 682 an, unter denen sicher mancher wieder ins Heidentum zurückgefallen ist. Aehnliche Klagen werden von Barmen gegen die Herero erhoben. Doch solche, welche sich selbst ausgeschlossen haben, werden auch thatsächlich nicht mehr als Gemeindeglieder gezählt.

Welches sind nun die leitenden Grundsätze für die Missionare bei Handhabung der Kirchenzucht? Ich habe bei den einzelnen Gesellschaften, mit Ausnahme von Breklum, Neukirchen, Reichenschwand, Berlin III. und dem allgemeinen protestantischen Missions-Verein, teils schriftlich, teils mündlich bei Gelegenheit meines Besuches der Missionshäuser Umfrage darnach gehalten, und es hat sich dabei herausgestellt, daß nur bei zwei Gesellschaften, nämlich Basel und Berlin I, sich gedruckte Bestimmungen darüber finden. Die übrigen haben mir bis auf Leipzig und Hermannsburg schriftlich und in kurzen Zügen die leitenden Grundsätze mitgeteilt.

Barmen hat nach Angabe des Inspektors von Rohden keine gedruckten Regeln, wenigstens keine, die in das einzelne gehen, auch keine festgestellten Prinzipien, wohl aus dem Grunde, weil die Mit-

glieder der Deputation und Generalversammlung, wenn es auf Feststellung kirchlicher Prinzipien ankommt, schwerlich bald unter einen Hut zu bringen sind. Die Kirchenzucht ist zwar den Missionaren auf Grund der bekannten Bibelstellen dringend zur Pflicht gemacht, aber genus und modus ist so ziemlich ihnen selbst überlassen. Daher ist es geschehen, daß in den verschiedenen Arbeitsgebieten die Praxis eine ziemlich verschiedene geworden ist. Die Individualität der ersten bahnbrechenden Missionare in jedem Gebiet machte sich auch in der Handhabung der Kirchenzucht geltend. Was sie eingeführt hatten, behielten die Nachfolger bei. So herrscht in der afrikanischen Mission eine viel strengere Praxis als in Niederländisch-Indien. Daß es übrigens durch die Zahlen nicht erhärtet wird, daß diese mildere Praxis ihre Gefahren hat, und daß durch sie eine Zuchtlosigkeit einreißen kann, die eine häufigere Ausübung der Kirchenzucht erheischt, wird sich uns aus der Statistik ergeben.

Inspektor von Rohden fährt fort: „Unsere Ermahnungen zu größerer Milde wurden mit der Gegenrede beantwortet: die jetzige Praxis ist schon so alt und so tief in das Bewußtsein von Heiden und Christen eingedrungen, daß eine Aenderung die Gewissen verwirren und die bisherige Wohlordnung stören würde."

Allein wir möchten im Gegenteil wünschen, daß sie nicht da streng und dort milde geübt werde, sondern daß jede Gesellschaft ihre Missionare anweisen sollte, die Zucht allerwärts in demselben Geist und derselben Weise zu handhaben. Ja, es ist ein dringendes Erfordernis, daß die verschiedenen Gesellschaften, welche gemeinsam in einem Bezirk arbeiten, sich über gemeinsame Grundsätze einigen und diese auch genau innehalten. Geschieht das nicht, so ist ein friedliches Nebeneinanderwirken nicht möglich. Die Gewissen werden verwirrt; die mildere Praxis übt Anziehungskraft auf die, welchen es mit dem Christentum kein rechter Ernst ist, und es fallen dann Aeußerungen, wie die des Häuptlings Massebe auf Malokong: Ihm sei die deutsche Art der Missionsarbeit mit ihrem Dringen auf Heiligung und ihrer ernsten Kirchenzucht zuwider (B. M.B. 1886, S. 214). Wünschenswert wäre es ferner, wenn die allgemeinen Missions-Konferenzen die Handhabung der Kirchenzucht zum Gegenstand eingehender Beratung machen würden und sich sämtliche Gesellschaften über die Grundprinzipien einigen könnten. Der von der

Kirchenzucht handelnde Abschnitt der Missions-Ordnungen von Basel und Berlin I. bieten reiches Material und eine feste Grundlage dafür. Die **Berliner** stellt gleich zuerst den **Begriff der Kirchenzucht** fest, indem sie sagt: „Alle kirchliche Zucht ist in erster Linie nicht Strafe, sondern Züchtigung, d. i. Erziehung zur Gerechtigkeit, und soll gehandhabt werden nicht zum Verderben, sondern zur Besserung des Gefallenen, damit seine Seele errettet werde." Sie stellt sich damit auf echt evangelischen Standpunkt und redet mit den Worten des Apostels 1 Kor. 5: ἵνα τὸ πνεῦμα σωθῇ. Aehnlich die **Basler** in § 12: „Alle Zurechtweisung und Verwarnung aber soll in der Liebe geschehen, nicht in gesetzlichem, sondern evangelischem Geist. Die einschreitenden Personen dürfen nicht vergessen, daß der Zweck ihres Zuspruches nicht der ist, den Fehlenden herabzusetzen, sondern ihm zurechtzuhelfen und in der Gnade zu fördern." Sie werden dann ermahnt, durch Gebet zu diesem Amt sich zu stärken und sich zu hüten, die Uebertretung zu vergrößern oder zu verkleinern. Weiter in § 16 heißt es: „Die Strafe besteht weder in Verhängung von Geldstrafen oder körperlicher Züchtigung, noch in Auferlegung gewisser Büßungen nach Weise der Heiden und römischen Katholiken, noch auch in hartem Anfahren und Durchschelten, öffentlicher Beschimpfung" und dergleichen.

Beide Ordnungen halten den rein kirchlichen Charakter der Zucht im Gegensatz zu der bürgerlichen fest. Sie berühren sich auch sonst in vielen Punkten, und die Anweisungen der anderen Missionsgesellschaften lehnen sich an diese an.

Die Basler Ordnung sieht in Belehrung und Ermahnung einerseits, und in Zurechtweisung und Verwarnung andererseits ein **Zuchtmittel**; sofern diese nicht unter vier Augen, sondern öffentlich vor versammeltem Presbyterium erteilt werden, hat sie nicht Unrecht. Die Berliner Ordnung rechnet diese Dinge zur **Seelsorge**.

Als eigentliche **Zuchtmittel** kennen beide Ordnungen die **excommunicatio minor** und **major** oder den kleinen und großen Bann. Beides findet sich in der Mission der Brüdergemeine, der Rheinischen und mit einigen Modifikationen in der Norddeutschen Mission. Beides erkennt auch Professor Plath in seinem Referat als Zuchtmittel an. Der **kleine Bann** besteht in der **zeitweiligen Ausschließung vom heiligen Abendmahl**, der **große** in dem

Ausschluß aus der Gemeinde. Der kleine Bann hat noch eine Vorstufe. Es ist eine nicht bekannt gemachte Ausschließung oder meist einmalige Zurückstellung vom heiligen Abendmahl. Sie findet sich in den Gemeinden von Berlin I., Basel und der Brüdergemeine. Die Berliner Missionsordnung sagt: „Gemeindeglieder, welche sich beim Beichtgespräch unbußfertig erweisen, möge der Geistliche einstweilen in der Stille von der diesmaligen Teilnahme am heiligen Abendmahl zurückstellen, ohne der Gemeinde Mitteilung zu machen." Das Missions-Departement der Brüdergemeine schreibt mir: „Gelegentlich, wie z. B. wenn ein Fall von Trunkenheit mehrmals vorgekommen und Anstoß öffentlicher Art gegeben ist, das Vergehen aber bereut wird, wird ein nur zeitweiliger Rath erteilt, der Irrende möge sich eine zeitlang vom heiligen Abendmahl zurückhalten. Ein solcher Fall wird der Gemeinde nicht angezeigt." Nach der Basler Ordnung darf der Geistliche alsbald oder nach Bestehung einer Probezeit einem Gemeindeglied Absolution erteilen, welches längere Zeit wissentlich und vorsätzlich die Gemeinde-Ordnung übertreten, oder auch aus Unwissenheit, nicht aus Bosheit, sich zum ersten Male eines Vergehens schuldig gemacht hat, welches nicht der ganzen Gemeinde bekannt geworden ist, falls der Schuldige sein Unrecht und seine Sünde erkennt und bereut.

Mit der hier erwähnten Probezeit ist unzweifelhaft eine einstweilige Zurückstellung vom heiligen Abendmahl verbunden.

Die Bestimmungen der Berliner und Basler Missions-Ordnung erweisen sich im Vergleich zu der der Brüdermission in diesem Punkte als die strengeren; wenigstens lassen sie dem Wortlaut nach bei Wiederholung derselben Sünde ein Geheimhalten vor der Gemeinde nicht offen.

In den Gemeinden der Norddeutschen Gesellschaft findet sich neben einem Fernbleiben oder Selbstausschluß der Sünder vom heiligen Abendmahl statt des kleinen Bannes eine nicht veröffentlichte Zurückstellung vom Sakrament. Inspektor Zahn schreibt darüber: „Es ist den Missionaren zur Pflicht gemacht, mit den einzelnen beim heiligen Abendmahl (jedenfalls vorher) zu sprechen.*) Dieser Gebrauch

*) Dieses dem hl. Abendmahl vorangehende Sprechen ist auch Ordnung in den Basler Gemeinden und so viel wir wissen, auch in denen der Brüdergemeine. Red.

hat es wohl bewirkt, daß unsere Christen nicht leicht zum heiligen Abendmahl gehen, wenn ein grober Verstoß gegen die christliche Lebensordnung vorliegt. Es wird, wo das an den Tag kommt, der betreffende vom heiligen Abendmahl zurückgestellt, es wird ihm gesagt, er solle einstweilen fern bleiben. Wir führen Listen über diese, obgleich es kein öffentlicher Akt ist. Bei unseren kleinen Gemeinden wird es aber doch meistens bekannt werden. In der Wirkung kommt diese Zurückstellung in gewissem Sinne dem kleinen Bann gleich."

Mit ihm sind noch andere Strafen verbunden. Wer mit ihm belegt ist, darf weder eine Pathenstelle übernehmen, noch ein kirchliches Amt bekleiden; dagegen darf er den Gottesdienst zum Anhören der Predigt besuchen, auch bleibt er Gegenstand der Seelsorge der Geistlichen, der Ermahnung der Aeltesten und der Fürbitte der gesamten Gemeinde (B. M.O.).

Hat diese Strafe keinen Erfolg, so wird der große Bann über den Sünder ausgesprochen. Daß dies geschehen, ist nach der Berliner Missions-Ordnung sämtlichen Gemeinden des Synodalkreises anzuzeigen und der Ausgeschlossene der Fürbitte der Gemeinde zu empfehlen. (B. M.O.)

Nach den Bestimmungen der Brüdermission wird er aus den Listen der Gemeinde gestrichen und ist nach Matth. 18, 17 als Heide zu achten; er darf zwar wie jeder andere am Gottesdienst teilnehmen, muß aber auf einer abgesonderten Bank sitzen; stirbt er als Ausgeschlossener, so wird er ohne kirchliche Ehren an einem abgesonderten Platze auf dem Kirchhofe begraben.*) Keine Verbindung mit ihm ist zulässig außer derjenigen, welche die Menschenliebe, Familienbande, Amt und Beruf erfordern. Das ist um der Schwachen willen geboten, damit sie nicht durch den Umgang mit den Ausgeschlossenen in gleiche Sünde verstrickt werden. Daneben verträgt es sich doch aber sehr wohl, daß ihn die Gemeinde wie einen Bruder auf betendem Herzen

*) Diese Bestimmungen gelten auch in der Basler Mission auf der Goldküste, und es erweist sich vornehmlich die Versagung eines kirchlichen Begräbnisses als heilsames und eingreifendes Zuchtmittel. Das Sitzen auf einer besonderen Bank seitens der Ausgeschlossenen und Heiden ist zwar Grundsatz, aber es läßt sich dasselbe auf älteren und größeren Stationsgemeinden nicht immer konsequent durchführen. Muß man doch froh sein, wenn solche Ausgeschlossene und Abgefallene überhaupt sich noch am christlichen Gottesdienst beteiligen. Red.

trägt, daß besonders auch die reiferen Gemeindeglieder ihm in erbarmender Liebe nachgehen, ihn treulich ermahnen und warnen. In diesem Sinn ist auch das Formular zu verstehen, welches von Barmer Missionaren bei Ausschließung von Gemeindegliedern gebraucht wird, und welches mir in deutscher Uebersetzung vorliegt. Der Kürze halber hebe ich aus demselben nur folgendes über die fraglichen Punkte hervor: „Er (der Ausgeschlossene) soll von Euch gehalten werden als Heide und Zöllner, nach dem Befehl Christi", und weiter: „Euch aber, lieben Christen, ermahnen wir, daß ihr nichts mit ihm zu schaffen habt, auf daß er beschämt werde, jedoch daß ihr ihn nicht haltet als einen Feind, sondern ihn ermahnet wie einen Bruder."

Der Eifer für den Herrn und die Liebe zu den Seelen macht erfinderisch in Mitteln, um außer durch die in den Missions-Ordnungen gegebenen auch Zucht in der Gemeinde zu halten. Als in Heydelberg (Süd-Transvaal) beim Unterricht, beim Verlesen des Wortes Gottes, ja selbst bei dem Gebet, gesprochen und gelacht wurde, begann und schloß der Missionar den Unterricht ohne Gesang und Gebet. Das gab einen heilsamen Schreck; die Sprecher und Lacher kamen und baten um Verzeihung. In Anhalt Schmidt (Kapland) hielt der Missionar am Charfreitag kein heiliges Abendmahl, weil Trunk und Spiel eingerissen und alles Mahnen vergeblich gewesen war. Das nur zwei Beispiele von vielen.

Wer übt nun die Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden? Die berufensten dazu sind selbstverständlich die **Missonare**. Wie sie in der Seelsorge den Schwachen und Irrenden mit Mahnung und Warnung zunächst nachgehen, so haben auch sie in erster Linie das Recht und die Pflicht, Zucht zu üben. Doch sie allein würden damit nichts ausrichten. Darin stimmen alle Männer der Praxis überein. Merensky in seinen Erinnerungen aus dem Missionsleben schreibt Seite 309: Beim Ueben der Zucht unterstützten uns **die Aeltesten** und Gemeindehelfer, und dieser Umstand machte sie möglich und wirkungsvoll. Diese treuen Leute wachten über den Wandel der Einzelnen und unterließen es nicht, vorkommende Ausschreitungen zu unserer Kenntnis zu bringen. Ohne Hilfe solcher Mitarbeiter kann ein Missionar überhaupt keine Zucht üben; denn er lebt zu wenig mit seinen Gemeindegliedern, als daß er selbst beobachten könnte, was in Höfen und Hütten und auf den Aeckern vorgeht.

Der Einzelne würde je nach seiner Individualität milder oder strenger in der Zucht sein. Da sind denn diese Gemeindehelfer ein guter Stachel oder ein heilsamer Hemmschuh. Aus dieser Erkenntnis heraus legen die Missions-Ordnungen die Uebung der Kirchenzucht nicht in die Hände der Missionare allein, sondern verpflichten die Aeltesten, ja die ganze Gemeinde, diesen schon bei Ermahnung und Zurechtweisung zur Seite zu stehen. „Weigert sich der Gefallene der Ermahnung des Geistlichen, so soll dieser die Aeltesten zuziehen, um den Schuldigen zu überführen", sagt die Berliner Missions-Ordnung. Diesen Beistand in der Seelsorge macht auch die Basler der Gemeinde besonders ernst zur Pflicht. In der Brüder-Mission wird die Zurechtweisung vom Seelsorger allein oder in Gemeinschaft mit andern Brüdern erteilt.

Daß das aber nicht bloß auf dem Papier steht, sondern in Wirklichkeit geschieht, ist der beste Beweis für die Tüchtigkeit der Missionsarbeit und den gesunden Sinn in den Gemeinden. Diese erkennen selbst die Notwendigkeit der Kirchenzucht, wenn nicht das Unkraut den Weizen überwuchern, und wenn nicht an Stelle des eben überwundenen ein neues Heidentum großwachsen soll. Darum sind sie, besonders in ihren Aeltesten, den Missionaren meist treue Gehilfen in Seelsorge und Zucht. Das erkennen sämtliche Berichte dankbar an. Das tritt uns in einzelnen Beispielen besonders deutlich entgegen. So versammeln sich in Christianenburg monatlich Frauen und Jungfrauen, um gemeinsam zu beten und sich über Unsitten und Sünden im allgemeinen, wie in der Gemeinde insonderheit, zu besprechen und zu beraten (Berl. Miss.Bericht 86, S. 219). In Anhalt Schmidt werden zwei Männer aus der Gemeinde bestimmt, welche die Pflicht haben, allen Vergnügungen der Jugend beiderlei Geschlechts beizuwohnen und sie zu überwachen. Wenn diese in zu laute Lust ausarten wollen, haben sie Ruhe zu gebieten, und wenn dies nicht hilft, die Versammlung zu schließen. Aehnliches findet sich an anderen Orten.

Noch viel weniger liegt die Uebung der eigentlichen Kirchenzucht in den Händen der Missionare allein. Nur die einstweilige Zurückstellung vom heiligen Abendmahl scheint ausschließlich Sache des Geistlichen zu sein.

Der kleine Bann kann vom Missionar nur unter Zuziehung

der Aeltesten oder des Presbyteriums ausgesprochen werden. Der Schuldige wird nach der Basler Ordnung vor das Presbyterium geführt, von ein oder mehreren Gliedern desselben zur Buße ermahnt und vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen.

Den Berliner Missionaren ist es zur Pflicht gemacht, jeden Ausschluß vom Abendmahl ihren Vorgesetzten alsbald mitzuteilen. Bei diesem kann der Bestrafte eine Untersuchung seiner Sache beantragen, die unter Zuziehung des Geistlichen und der Aeltesten vorzunehmen ist.

Wie es damit in den Gemeinden der Leipziger Gesellschaft gehalten wird, veranschaulicht folgendes Beispiel aus Tritschinopoli vom Jahre 1884 (Jahresbericht S. 34): „Die Gemeinde ist auch willig und eifrig, Verrichter des Wortes und Sakramentes in Zucht zu nehmen. Dies mußte leider mit einem Manne geschehen, welcher ein notorischer Trunkenbold und seit Jahren nicht zum heiligen Abendmahl gekommen war. Nachdem er oft von mir privatim und dann vor einigen Gemeindegliedern ermahnt, Besserung versprochen, aber sein Versprechen nicht gehalten hatte, wurde er zweimal zur Gemeindeversammlung schriftlich eingeladen. Da er nicht erschien, wurde er in einem von der Gemeindeversammlung unterschriebenen Schreiben zur Buße ermahnt, doch ohne Erfolg." Ob er daraufhin ausgeschlossen worden ist, sagen die nächsten Berichte nicht. Das Verfahren gleicht hier sehr dem der Basler Mission. Denn Gemeindeversammlung und Presbyterium decken sich; beide setzen sich aus dem Missionar und den Aeltesten der Gemeinden zusammen.

Der große Bann wird nach der Basler Ordnung auch vom Presbyterium verhängt, nach der Berliner hingegen nur von der Synode. Diese setzt sich aus sämtlichen Missionaren des Sprengels mit beschließender und aus den Katecheten und Laienbrüdern (also den Aeltesten) mit beratender Stimme zusammen. Letzteren kann in Sachen ihres Arbeitsgebietes vom Komitee das Stimmrecht beigelegt werden. Auch können einzelne hervorragende, farbige Getaufte Sitz und Stimmen auf den Synoden erhalten. Offiziell versammelt sich die Bezirks-Synode jährlich einmal, sonst nur, wenn es die Umstände erfordern. Derjenige nun, gegen welchen die Verhängung des großen Bannes beantragt ist, wird zur Untersuchung seiner Sache durch die Synode vorgeladen, die, falls sie ihn schuldig findet, ihn noch einmal ermahnt, und erst, wenn er sich auch dann noch verstockt zeigt,

den Ausschluß aus der Gemeinde ausspricht. Diesen Bestimmungen der Berliner Missions-Ordnung geben wir entschieden den Vorzug vor jenem.*) Sie leisten sicherere Bürgschaft, daß nicht vorschnell gerichtet wird, daß auch nicht persönliche Gründe bei Beurteilung des Falles mitsprechen. Gewissermaßen in der Mitte zwischen der Basler und Berliner Ordnung stehen die Bestimmungen der Brüdermission. In besonders schwierigen Fällen nämlich, was wohl meistens der Fall sein dürfte, wenn die Verhängung des großen Bannes in Frage kommt, wird von der Helfer-Konferenz an die aus heimatlichen Missionaren des Distrikts bestehende Missions-Konferenz appelliert und deren Rat erbeten. Aber das entscheidende Wort spricht nicht diese, sondern jene.

An wem wird Kirchenzucht geübt? Daß auch an Katechumenen durch Entlassung aus dem Taufunterricht Zucht geübt wird, ist selbstverständlich. Wir haben es hier nur mit den getauften Christen zu thun und zwar mit den Erwachsenen. Die Bestrafung von Kindern und jungen Leuten, sagt die Basler Ordnung, steht den Eltern und Erziehern zu; unter besonderen Umständen kann dieselbe vom Missionar und Presbyterium angeordnet werden. Das wird

*) Welchem Modus der Vorzug zu geben sei, ist schwer zu entscheiden. Derselbe muß sich doch wohl nach den Verhältnissen, die überall verschieden sind, richten. In der Basler Mission auf der Goldküste findet aus triftigen Gründen nur alle vier Jahre eine Distriktsynode statt, die aus den Missionaren, Nationalhelfern und Kirchenältesten eines weiten Bezirks zusammengesetzt ist. Fälle von Kirchenzucht würden sich somit nicht allein ins Ungeheuerliche häufen, sondern sie würden auch zum Schaden der Gemeinden verschleppt werden. Der Uebertretung muß aber die Kirchenzucht auf dem Fuße folgen. Der Synode können dann immerhin prinzipielle Fragen über Kirchenzucht und Seelsorge in den Gemeinden vorgelegt und von derselben durchberaten werden. Sie hat aber nach der Basler Missionspraxis vielmehr die Aufgabe, das christliche Gemeindebewußtsein zu wecken, allgemeine Schäden und Schwächen der Gemeinden aufzudecken und abzustellen, auf die strikte Durchführung der Gemeinde-Ordnung zu dringen und das Wohl der heidenchristlichen Gemeinden ihren Vertretern, den Kirchenältesten, ans Herz zu legen, auf Mittel und Wege zur Erreichung des Zieles zu sinnen und die Bahnen zu einer gedeihlichen Entwickelung anzugeben. Sie will deshalb keine richterliche Instanz sein, sondern eine Vertretung der Missionskirche zum Zweck der Hebung des christlichen Gemeindelebens. Eine Parteilichkeit bei Behandlung der Fälle von Kirchenzucht ist durch die Norm der Gemeinde-Ordnung, über welche die Missionare wachen, ausgeschlossen. Red.

besonders dann stattfinden, wenn Eltern in diesem Stück ihre Pflicht versäumen. Entschiedener noch tritt uns eine Bestrafung der Kinder durch die Kirche in den Bestimmungen der Brüdermission entgegen. Worin dieselbe besteht, ist aber nicht ersichtlich.*) Mit Recht redet die Berliner Missions-Ordnung von einer Bestrafung der Kinder gar nicht. Sie ist und bleibt Sache der Eltern und Erzieher. Die Strafe darf nur den Schuldigen treffen. Hier und da ist allerdings in den Berichten gesagt: Eine Familie mußte ausgeschlossen werden. Das soll doch aber wohl nicht bedeuten, daß z. B. mit dem schuldigen Manne das Weib und die Kinder mitausgeschlossen worden sind, falls sie an der Sünde jenes nicht mit Schuld waren.

Die Vergehen, um derentwillen Kirchenzucht geübt wird, sind mancherlei Art. Die Berliner Ordnung zählt folgende auf: Trunksucht, Zauberei, Rückfall in heidnisches Wesen, Diebstahl, Ehebruch, Unzucht; also religiöse oder sittliche Defekte, Vergehen, durch welche öffentliches Aergernis gegeben wird. Finden sich manche von diesen, wie Rückfall ins Heidentum, auch überall, so hat doch wieder jedes Volk und Land seine besonderen Gebrechen. Die Chinesen bezeichnen selbst als ihre 4 Hauptsünden: Huren, Spielen, Trinken, Opiumrauchen. Dazu kommt noch ihr Hängen am Irdischen, der Verkauf und das Aussetzen von Mädchen, wozu sich auch Christen noch bisweilen verführen lassen.**)

---

*) Da die Glieder der Brüdergemeine in einzelne Chöre zerfallen und die Kinder ihr eigenes Chor bilden, bis sie herangewachsen, dem nächstfolgenden zugeteilt werden, so bezieht sich wohl die Kirchenzucht bei letzteren nur auf ihre Stellung zum Chor.

**) In den Basler Gemeinden auf der Goldküste können auch solche Fälle Veranlassung zur Kirchenzucht geben, die weniger das persönliche Christentum des einzelnen betreffen, als vielmehr seine Stellung zur Gemeinde als Glied derselben. So z. B. kann Nichtentrichtung der jährlichen Kirchensteuer mit Zurückstellung vom hl. Abendmahl bestraft werden, bis der Säumige seiner Pflicht als Gemeindeglied nachgekommen ist. — Ferner wird offenbare Widersetzlichkeit gegen die Kirchen- und Gemeinde-Ordnung je nach Umständen mit Ausschluß vom hl. Abendmahl bestraft; so z. B. wenn christliche Eltern schulpflichtige Kinder der Schule entziehen. — Schnapshandel wird mit dem großen Bann belegt. In gleicher Weise wurde früher, ehe die englische Regierung die Sklaverei aufhob, gegen solche vorgegangen, die als Christen Sklaven und Pfänder hielten. Red.

Ueber Unzucht und Zaubereisünden werden Klagen aus Südafrika laut. Trunksucht herrscht besonders in West-Indien, West-Afrika und im Kaplande. Hier tragen dazu nicht wenig die billigen Weinpreise und die Unsitte der Buren bei, ihren Arbeitern, — und die meisten Gemeindeglieder sind Arbeiter — 6 mal täglich Wein zu geben, ja den Lohn statt in Geld in Wein auszuzahlen (Barm. J.-B. 85, S. 8). Tief beschämend für unser Volk sind die Anklagen Rheinischer Missionare aus Nama- und Herero-Land, daß mit der Besitzergreifung durch Deutschland auch der Branntwein in ihre Gemeinden eingedrungen ist, daß sich englische und deutsche Händler im Absatz dieses Giftes Konkurrenz machen, und daß selbst solche, welche für treu galten, nicht stark genug sind, der Versuchung zu widerstehen. Es hat dahin kommen können, daß eine heidnische Frau zu einem christlichen Manne sagte: Es ist jetzt kein Unterschied zwischen Christen und Heiden. Wenn jetzt Herero einem Weißen begegnen, so ist ihr stehender Gruß: Gieb mir bitteres Wasser, d. i. Branntwein.

Von den übelsten Folgen ist es, wenn eingeborene Lehrer, Katecheten und Aelteste oder andere Personen von Ansehen in Sünde fallen; sie ziehen dann regelmäßig andere nach sich. Der Einfluß wird um so nachteiliger sein, wenn eine Regierung, wie die holländische auf Borneo, verbietet, an christlichen Häuptlingen, die durch ihren Lebenswandel Anstoß gegeben haben, Kirchenzucht zu üben.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß die Basler, Leipziger und Berliner Brüder (Berlin II.) in Indien Klage über das Eindringen der Jesuiten in ihr Arbeitsgebiet erheben, und manches Beispiel anführen, wie durch diese ihre Gemeindeglieder abwendig gemacht werden. Auf der andern Seite giebt die Erscheinung allerdings zu denken, daß die Leipziger Brüder jährlich bei durchschnittlich 600 Heidentaufen 115 aus anderen Kirchengemeinschaften aufnehmen. Ich muß es mir leider bei der Kürze der Zeit versagen, Ihnen all die herzbeweglichen Klagen wiederzugeben, die uns aus den Jahresberichten entgegenklingen. Nur ein Beispiel will ich herausgreifen. In Bettigeri in Südmahratta sind im Jahre 1886 nicht weniger als 23 Personen ausgeschlossen worden! Wie kommt das? Unter diesen 23 befinden sich zunächst 10, welche ohne Anzeige von da weggezogen und 10 Stunden weit entfernt sich niederließen. Das Presbyterium betrachtet sie so lange als ausgeschlossen, als sie die Ver-

bindung mit der Gemeinde nicht wieder gesucht haben. Die übrigen 13 teilen sich in 3 Klassen. Da sind zuerst einige junge Burschen, bei welchen die Sucht zu heidnischen Spielen zu gehen weder durch Ermahnung, noch durch Verwarnung, noch durch leichtere Kirchenstrafen Einhalt gethan werden konnte. Eine andere Klasse besteht aus solchen, welche einmal oder nur selten den Gottesdienst besucht, ihre Kirchensteuern nicht bezahlt, ihre Kinder nicht zur Schule geschickt, und die Ermahnungen des Missionars, ja des gesamten Presbyteriums nur mit Lächeln oder gar mit Grobheiten zurückgewiesen haben. Endlich mußten zwei Familien ausgeschlossen werden, welche vor Jahren entschiedene Rechtsstreitigkeiten verdrehten, bei Gericht wieder anhängig machten und dabei den Katecheten und Missionar beschuldigten, sie durch Dokumentfälschung und Beeinflussung des Richters um ihren Besitz gebracht zu haben. Da sie die ungerechten Händel nicht zurücknahmen, mußten sie ausgeschlossen werden. Diese 23 Personen hatten sich zuvor innerlich selbst ausgeschlossen, ehe der Ausschluß amtlich über sie ausgesprochen wurde.

Wenn auch bei Uebung der Kirchenzucht manches Menschliche mitunterlaufen mag, was vor dem Herrn nicht besteht, so gewinnt man doch den Eindruck, daß die Kirchenzucht in den heidenchristlichen Gemeinden frei von allem gesetzlichen Wesen, in echt evangelischem Geiste geübt wird. Mit dem Eifer, der über die Reinheit der Lehre und Sitte wacht, der das Verderbliche und Zerstörende von der Gemeinde fernhalten und größeren Schaden verhüten will, verbindet sich die Liebe, die auch den Verirrten und Ausgeschlossenen nicht aufgiebt, sondern ihm nachgeht und wieder zurechthelfen will. Das ist im Sinn und nach dem Vorbild des Herrn und seiner Apostel gehandelt. Durch die Art, wie in der Mission Kirchenzucht geübt wird, sehen wir uns somit in die Zeit der Apostel zurückversetzt. Diese ist in der Mission wiedergekehrt. Das macht sie uns besonders wert. Das ist eine der Hauptquellen unserer Missionsliebe, ein Hauptbeweggrund für unsere Missionsarbeit. Wenn der Herr sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, so gilt dies auch von der Kirchenzucht. Ihre Früchte sind gute. Darin stimmen die Zeugnisse der praktischen Missionsarbeiter überein. Neben solchen, die trotz Ausschluß vom Abendmahl und aus der Gemeinde, in ihren Sünden fortleben, dient doch der Mehrzahl die Strafe zu einer heilsamen Zucht, wie es nach-

her noch die Zahlen beweisen werden. Viele von den Ausgeschlossenen finden dann keine Ruhe in ihrem Herzen, keine Befriedigung im heidnischen Leben, sie tragen einen Stachel in sich, bis sie wieder umkehren. Nicht selten hilft der Herr zur Umkehr durch besondere Umstände und Heimsuchungen, durch Krankheit und Unglücksfälle, wie solches der Leipziger Jahresbericht von 1883, S. 26, und der Basler von 1887, S. 9 und 17 erzählt: In Abiriw auf der Goldküste kaufte sich ein Mann, welcher ausgeschlossen worden war, weil er eine zweite Frau geheiratet hatte, auf Anraten des Missionars das in die Tschi-Sprache übersetzte Buch: Bunyans Pilgerreise. Beim Lesen desselben war es ihm, als wäre es für niemand anders geschrieben als für ihn, und als hörte er eine Stimme, die sprach: „Dein Zustand ist derselbe wie des Christen in dem Buche, darum mache es wie er, kehre zu Christus zurück." Er entließ seine Nebenfrau und wurde wieder aufgenommen.

Wie der Baum sich kräftiger entwickelt, wenn die wilden Schößlinge entfernt sind, so ist die Ausübung der Zucht für das Wachstum und Gedeihen der Gemeinde von Segen. Auf Nias war die Auslieferung der Ahnenbilder gleich bei der Taufe nicht immer möglich(?) gewesen. Als sie nun 1885 bestimmt gefordert wurde, wurden 60 Ahnenbilder ausgeliefert. Die sich weigerten, 8 an der Zahl, wurden ausgeschlossen. Es war aber kein Verlust für die Gemeinde, da sie von unlauteren, bisher schon mit Unwillen getragenen Gliedern befreit wurde. Fortan herrschte ein besserer aufrichtigerer Geist in ihr.

Was sagen nun die Missions-Ordnungen von der Wiederzulassung zum Abendmahl und der Wiederaufnahme in die Gemeinde? Erweist sich ein mit dem kleinen Bann belegter durch Wort und That bußfertig, so kann er nach der Berliner Ordnung von seinem Seelsorger absolviert und in die kirchlichen Rechte wieder eingesetzt werden. Daß der Missionar dabei nicht selbständig vorgehen, sondern die Meinung und den Rat der Aeltesten einholen wird, ist hier als selbstverständlich vorausgesetzt, wird in der Basler Ordnung aber noch ausdrücklich betont; denn die vom Abendmahl Ausgeschlossenen müssen sich vor dem Presbyterium als reumütig dargestellt haben, während die vom Abendmahl Zurückgestellten ohne weiteres vom Seelsorger allein wieder zugelassen werden können.

Die Wiederaufnahme der von der Gemeinde Ausgeschlossenen erfolgt nach derselben Ordnung in der Regel erst nach einer Probezeit von einem Jahr und nach Prüfung vor dem gesamten Presbyterium. Sie geschieht in der Kirche vor versammelter Gemeinde, nachdem der Ausgeschlossene öffentlich Buße gethan hat. Der Wiederaufgenommene tritt dann wieder in die vollen Rechte eines Gemeindegliedes ein und wird als solches angesehen und behandelt.

Ebenso erfolgt die Wiederaufnahme nach den Bestimmungen der Brüdermission durch die Helfer-Konferenz und der Readmittierte, wie er dort heißt, tritt in die Klasse wieder ein, der er vor dem Ausschluß angehörte.

Die Berliner Ordnung legt auch hier den Schwerpunkt in die Synode. Zeigt ein unter dem großen Banne stehender sich bußfertig und verlangt nach Wiederaufnahme, so hat er das seinem Geistlichen mitzuteilen. Dieser stellt unter Zuziehung der Aeltesten einen dahingehenden Antrag bei der Synode. Sie ist ermächtigt, den großen Bann zu lösen. Vor ihr muß der wiederaufzunehmende im öffentlichen Gottesdienst seine Sünden reumütig bekennen und wird dann vom Superintendenten mit Zuziehung seines Pastors und eines anderen Geistlichen absolviert. Nur in Todesgefahr läßt die Berliner Ordnung die Absolution und Wiederaufnahme durch den Geistlichen offen. Nach ihr ist die Handlung besonders ernst und feierlich. Die Wiederaufnahme wird sämtlichen Gemeinden des Synodalkreises mitgeteilt.

In der Barmer Mission wird der Gemeinde im vorhergehenden Gottesdienste die Wiederaufnahme angezeigt und dieselbe aufgefordert, etwaigen Widerspruch dagegen bis zum nächsten Male zu erheben. Ist keiner erfolgt, so muß der wiederaufzunehmende im nächsten Gottesdienste vor versammelter Gemeinde mit dem Jawort bestätigen, daß er seine Sünde bereut und fortan nach dem Gebote des Herrn wandeln will. Daraufhin wird er absolviert, in alle kirchlichen Rechte wieder eingesetzt und nun erst wieder als „Bruder“ angeredet.

Soll die Zucht wirkungskräftig sein, so müssen sich sämtliche in einem Missionsgebiet arbeitenden Gesellschaften dahin verständigen und verpflichten, keinen von einer anderen Gesellschaft entlassenen Lehrer oder Katecheten anzustellen, sowie keinen anderwärts Ausge-

schlossenen bei sich aufzunehmen, wie das auch Dr. Warneck in seinem Referat über: Missionary comity fordert.

Wir kommen nun noch zu den **Zahlen**, die es uns am besten veranschaulichen, wie es mit der Kirchenzucht und der Wiederaufnahme Ausgeschlossener in der Praxis steht. Es kommt hierbei: Berlin I., Basel, Barmen, Bremen und die Brüdermission in Betracht.

Berlin II., Leipzig und Hermannsburg müssen wir leider von der Berechnung ausscheiden; die beiden letzteren, weil mir von da keine Nachricht zugegangen ist und die Jahresberichte keine Auskunft geben; ersteres, weil die Festschrift von 1886 in den statistischen Angaben nur den Zeitraum von 10 Monaten umfaßt. Dieser ist zu kurz, um uns zuverlässige Auskunft über das Verhältnis der Ausgeschlossenen und Wiederaufgenommenen zur Seelenzahl zu geben. Nach der Festschrift sind 62 ausgeschlossen und 98 wieder aufgenommen worden. Das sind überraschende Zahlen. Doch die Angaben sind nicht genau. Zu den Ausgeschlossenen werden nicht die 277 gerechnet, welche wieder Heiden wurden, die 122, die als Säufer (nicht als gelegentliche Trinker, deren Zahl sich auf 350 beläuft) bezeichnet werden; zu schweigen von den 24 Männern, die ihre Frauen, und den 31 Frauen, die ihre Männer verließen. Man sollte meinen, daß doch an diesen allen hätte Kirchenzucht geübt, daß vor allem jene 277 aus der Gemeinde hätten ausgeschlossen werden müssen. Das Missionsblatt der Gesellschaft giebt keine summarischen Zahlen, die eine Grundlage für unsere Berechnungen hätten sein können.

Aber auch die Jahresberichte der übrigen Gesellschaften lassen in diesem Punkte an Genauigkeit viel zu wünschen übrig. Keiner läßt erkennen, wie viele mit dem kleinen, wie viele mit dem großen Banne belegt worden sind; sie alle reden nur allgemein von Ausgeschlossenen.*) Die Barmer Jahresberichte führen die Wiederaufgenommenen, mit einer einzigen Ausnahme, nicht auf. Die Berliner Missionsberichte geben zwar zerstreut einige Angaben über Ausschluß und Wiederaufnahme, aber, was das südafrikanische Missionsgebiet betrifft, keine summarischen Zahlen. Superintendent Merenskys Be-

*) In den Basler Jahresberichten führt der Census die vom hl. Abendmahl zurückgestellten und mit dem kleinen Bann belegten Gemeindeglieder in der Rubrik: **Nicht-Kommunikanten** auf. Red.

mühung verdanke ich die summarischen Angaben darüber aus den Jahren 1883—87.

Wir lassen China außer Rechnung, da Berlin I. erst seit 1883 in die Arbeit daselbst eingetreten ist. Während die Zuchtfälle in den ersten Jahren eine erschreckende Höhe erreichen, fallen sie seitdem von Jahr zu Jahr. 1883 wurden 63, im nächsten Jahre 25, 1885: 11, 1886: 8 und 1887 nur noch 6 ausgeschlossen. Die ersten Jahre bezeichnen den Uebergang von der Barmer zur Berliner Art, Kirchenzucht zu üben; erst in den letzten Jahren ist diese in die Bahnen der Berliner Ordnung gelenkt worden.

In Süd-Afrika werden bei einer Durchschnittszahl von 7784 erwachsenen Christen 31 mit dem großen, 32 mit dem kleinen Bann belegt, zusammen 63 jährlich unter Zucht gestellt, 52 wieder aufgenommen, so daß 11 ausgeschlossen bleiben. Mit dem großen Banne werden 0,39 %, mit dem kleinen 0,42 % belegt, zusammen 0,81 % unter Zucht gestellt, 0,14 % bleiben ausgeschlossen, da von 100 Ausgeschlossenen 81,96 wieder aufgenommen wurden.

Folgende Zahlen drücken es vielleicht noch klarer aus:

Von 253 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 240 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 123 „ „ 1 unter Zucht gestellt
„ 683 „ bleibt 1 ausgeschlossen.

Diese Zahlen verteilen sich sehr verschieden auf die 6 Arbeitsgebiete der Berliner Mission. Im Kaplande werden 0,05 % mit dem großen, 0,39 % mit dem kleinen Bann belegt, zusammen 0,44 % unter Zucht gestellt; 100 Ausgeschlossenen stehen 202 Wiederaufgenommene gegenüber. Oder:

Von 1846 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 256 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 225 „ „ 1 unter Zucht gestellt.

Der Ueberschuß der Wiederaufgenommenen, der hier in den letzten 5 Jahren verblieben ist, kommt den anderen Gebieten zu gut, in welchen nicht immer so viele ausgeschlossen bleiben, wie in dem gleichen Zeitraum.

Im Freistaat werden 0,09 % mit dem großen, 0,72 % mit dem kleinen Bann bestraft, also 0,81 % ausgeschlossen. Es bleiben 0,10 %

ausgeschlossen; denn auf 100 Ausgeschlossene kommen 88,23 Wiederaufgenommene. Oder:

Von 1134 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 123 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 111 „ „ 1 ausgeschlossen
„ 945 „ bleibt 1 „

In Natal werden 0,52 % mit dem großen, 0,47 % mit dem kleinen Bann belegt, zusammen 0,95 % ausgeschlossen. Es bleiben 0,68 % ausgeschlossen; denn von 100 Ausgeschlossenen werden 27,59 wieder aufgenommen. Oder:

Von 191 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 250 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 105 „ „ 1 ausgeschlossen
„ 145 „ bleibt 1 „

In Süd-Transvaal sind 0,31 % mit dem großen Bann und 0,37 % mit dem kleinen, zusammen 0,68 % bestraft worden. 0,23 % bleiben ausgeschlossen, da von je 100 Ausgeschlossenen 66,98 wieder aufgenommen werden. Oder:

Von 319 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 264 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 145 „ „ 1 ausgeschlossen
„ 438 „ bleibt 1 „

In Nord-Transvaal ist über 0,96 % der große Bann, über 0,10 % der kleine ausgesprochen, mithin sind 1,06 % unter Zucht gestellt worden. 0,45 % bleiben ausgeschlossen und 57,14 % der Ausgeschlossenen werden wieder aufgenommen. Oder:

Von 103 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 980 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 93 „ „ 1 unter Zucht gestellt
„ 218 „ bleibt 1 ausgeschlossen.

Hier geben die Gemeinden, die zu christlichen Dorfgemeinden angewachsen sind, Veranlassung, die Kirchenzucht häufiger zu handhaben. Es ist überhaupt die Wahrnehmung zu machen, daß völlige Ausschließung auf den jungen Gebieten fast nie vorkommt; erst da findet sie sich, wo die Mission bereits seit langer Zeit arbeitet. Es ist das ja auch sehr erklärlich. Wenn das Häuflein der Christen noch klein

ist, wenn sie noch in der ersten Liebe stehen, wenn sie den Glauben vielleicht unter Verfolgungen bekannt haben, dann lassen sie sich warnen und zurückrufen, wenn sie sich verirrt haben. Das wird anders, wenn die Zahl wächst und mancher aus unlauteren Beweggründen Christ geworden ist.

In Kafferland endlich werden 2,46 % mit dem großen und 0,29 % mit dem kleinen Bann, im ganzen 2,75 % bestraft. Es bleiben 1,11 % ausgeschlossen, während 59,58 % der Ausgeschlossenen wieder aufgenommen wird. Oder:

Von 40 Erwachsenen wird 1 mit dem großen Bann belegt
„ 342 „ „ 1 „ „ kleinen „ „
„ 36 „ „ 1 ausgeschlossen
„ 89 „ bleibt 1 „

Bei dem entmutigenden Stande in Etembeni (M.B. 86, S. 204), bei den fortgehenden Streitigkeiten in der Gemeinde zu Emdizeni (M.B. 87, S. 191), bei dem im Vergleich zu den anderen Gebieten schwierigsten Arbeitsfelde (M.B. 87, S. 189), darf uns diese große Summe von Ausgeschlossenen nicht verwundern.

Auf den 3 Gebieten der Basler Mission — Kamerun bleibt noch außer Betracht — kommen auf durchschnittlich 8726 Erwachsene in den Jahren 1884—87 jährlich 230 Ausgeschlossene und 127 Wiederaufgenommene, so daß 103 ausgeschlossen bleiben. Von 39 Erwachsenen wird somit 1 ausgeschlossen, von 82 bleibt 1 ausgeschlossen und von 100 Ausgeschlossenen werden 55 wieder aufgenommen. Das Gesamtergebnis ist somit noch etwas ungünstiger, als bei Berlin I. in Kafferland.

Am häufigsten muß auf der Goldküste Kirchenzucht geübt werden, nämlich an 4,70 %; andererseits erfolgt hier auch die Wiederaufnahme am häufigsten, nämlich bei 69,72 % der Ausgeschlossenen; am seltensten tritt diese in China ein, nämlich nur bei 13 %.

Auf den 4 Gebieten der Rheinischen Mission sind durchschnittlich in den Jahren 1884—87 9456 Erwachsene. Von diesen werden jährlich im Durchschnitt 155 ausgeschlossen, auf 80 Erwachsene kommt somit ein Ausgeschlossener, und zwar in China auf 127, im Kapland auf 77, in Süd-West-Afrika auf 65 und in Indien auf 51. Die Zahl der Wiederaufgenommenen findet sich nur in den Jahren 1885

und 1886 aus Kapland und Süd-West-Afrika. Während auf beiden afrikanischen Gebieten und in China gewisse Stetigkeit in den Zahlen herrscht, schwanken diese in Indien sehr. Von 19 resp. 29 Ausgeschlossenen in den Jahren 1884 und 1885 wächst die Zahl in den beiden folgenden bis auf 117 resp. 76 an. Daran ist die Station Pangaloan bei 299 Gemeindegliedern mit 24, und Lobu Siregar auf Sumatra bei nur 188 Gemeindegliedern mit 70 Ausgeschlossenen beteiligt. Das Uebel kann also leicht chronisch werden.

In der Brüdermission sind bei durchschnittlich 46,029 Kommunikanten und Erwachsenen 979 Ausgeschlossene und 825 Wiederaufgenommene, so daß 154 ausgeschlossen bleiben. Von 48 Erwachsenen wird 1 ausgeschlossen, während von 1196 Erwachsenen 1 ausgeschlossen bleibt; denn auf 100 Ausgeschlossene kommen 84 Wiederaufgenommene.

Stellen wir nun noch kurz die gleichen Arbeitsgebiete der verschiedenen Gesellschaften nebeneinander:

1) Berlin I. (Kap- und Kafferland) und Brüdermission (Süd-Afrika Ost): 1 Ausgeschlossener kommt auf 124 Erwachsene in Berlin I., auf 27 in der Brüdermission. In Berlin I. bleibt keiner ausgeschlossen, während es in der Brüdermission 1 unter 72 ist. In Berlin I. werden 126, in der Brüdermisssion 61 wieder aufgenommen.

2) Brüdermission (Süd-Afrika West) und Rheinische (Kapland): In der Rheinischen wird von 77 Erwachsenen, in der Brüdermission von 48 je 1 ausgeschlossen. In der Rheinischen bleibt 1 unter 485, in der Brüdermission keiner ausgeschlossen; denn in ihr werden 117%, in jener 83% (nach 2jährigem Durchschnitt) wieder aufgenommen.

3) Basler und Rheinische in Indien: Von 60 Erwachsenen in Basel, von 52 in Barmen ist 1 ein Ausgeschlossener. In Basel bleibt 1 ausgeschlossen unter 114 Erwachsenen; 47 werden von je 100 Ausgeschlossenen wieder aufgenommen. Von Barmen fehlen darüber die Angaben.

4) Basel und Barmen in China: Dort kommt 1 Ausgeschlossener auf 54, hier auf 127 Erwachsene. Dort bleibt 1 von 62 ausgeschlossen.

5) **Basel und Bremen auf der Westküste Afrikas**, letzteres allerdings nur über die Jahre 1884, 1886 und 1887: Dort durchschnittlich 2679 Erwachsene, 126 Ausgeschlossene und 117 Wiederaufgenomme; hier 381 Erwachsene, 12 Ausgeschlossene und 11 Wiederaufgenommene. In Basel kommt 1 Ausgeschlossener auf 21, in Bremen auf 32. In Basel bleibt 1 von 70, in Bremen 1 von 286 Ausgeschlossenen. In Basel werden 70%, in Bremen 89% wieder aufgenommen.

Das sind wohl tote Zahlen; doch welch beredte Sprache reden sie. Wie viel Seufzer, Gebete, ja Thränen, wie viel Loben und Danken birgt sich hinter ihnen. Vorstehendes wollte uns auf die Gefahren und Versuchungen, von denen die jungen Heidenchristen umgeben sind, wie auf die Mühen und Kämpfe der Missionare hinweisen. Möchte es mit dazu beitragen, uns treuer zu machen — im Beten.

Vorwärts!

Jesaias 54, 2.

Unter diesem Motto veröffentlicht der Church Missionary Intelligencer, das Organ der englisch-kirchlichen Mission, in seiner Septembernummer einen Artikel, der nicht allein wegen seines Inhaltes interessant ist, sondern auch ein beredtes Zeugnis von dem thatkräftigen Missionsleben innerhalb der englischen Kirche ablegt und deswegen unsere Beachtung verdient.

Es war in der vierten Woche des Monats Juli d. J., daß eine größere Anzahl von Mitgliedern der kirchlichen Missionsgesellschaft, meist Geistliche, bei einer Jahresfeier christlicher Freunde in der Stadt Keswick sich zufällig trafen. Etwa zwölf derselben, darunter der Bischof von Sierra Leone und andere hochgestellte Geistliche, fanden sich im Freundeskreis zu einer gemeinsamen Abendmahlzeit zusammen und bei diesem Anlaß kam man denn im Lauf der Unterhaltung unter anderem auch auf die Arbeit der kirchlichen Missionsgesellschaft zu sprechen. Es drehte sich die Rede alsbald um die

großen Aufgaben, an welche dieselbe gestellt sei, besonders im Zusammenhang mit den neuesten Entdeckungen Stanleys, sowie infolge des letzten Aufrufs der Schanghai-Konferenz um weitere tausend Missionsarbeiter*) und veranlaßt durch die dringenden Bedürfnisse auf dem indischen Missionsfelde. Der Unterhaltungsgegenstand wurde zum Beratungsobjekt erhoben. Man beschloß, noch einige weitere Freunde von Bedeutung dazu zu laden und den folgenden Abend, den 24. Juli, zu einer Sitzung anzuberaumen, in welcher man noch des weiteren über die Angelegenheit beraten und darüber ernstlich beten wollte. Etwa zwanzig Freunde der Mission vereinigten sich zu dem Zweck zur angesetzten Stunde und eine ernste eingehende Unterhaltung wurde gepflogen. In derselben machte sich von vornherein die Ueberzeugung allseitig geltend, daß für die Missionsgesellschaft die Zeit gekommen sei, in welcher es gelte, einen entschiedenen Schritt nach **vorwärts** zu thun. Man machte allerhand interessante Vorschläge in Bezug auf eine ausgedehntere und systematischere Herbeiziehung und Verwendung von Laienkräften und Frauen in der Mission; man beratschlagte über die besten Mittel und Wege, wie dieselben zu gewinnen, auszuwählen und heranzubilden seien; ferner über die Notwendigkeit einer gewissen Ausdehnung in der Beschaffung von Beiträgen zu besonderen Missionszwecken, über die Wichtigkeit der industriellen Missionsthätigkeit in Afrika u. a. m. Was aber schließlich als das dringendste Bedürfnis für die kirchliche Mission unter den gegenwärtigen Verhältnissen von allen Seiten erkannt und hervorgehoben wurde, das sei eine bedeutende **Vermehrung des Arbeiterpersonals** auf dem Missionsfelde. Demzufolge wurde beantragt, als praktisches Ergebnis der Zusammenkunft ein Schreiben an das Komitee der Missionsgesellschaft abzufassen und von allen Anwesenden unterzeichnen zu lassen, in welchem demselben der Vorschlag gemacht werden solle, in einem Aufrufe an die heimatlichen Kreise um eine gewisse Anzahl von weiteren Missionaren zu werben. Man trat nun an die Frage heran: **wie viele derselben?** Einer der Anwesenden, der um seiner Stellung willen, die er einnimmt, recht wohl einen kühnen Vorschlag sich erlauben durfte, trat mit einem solchen hervor und meinte: „Wir haben nun vierhundert

---

*) Vgl. Miss.-Mag. Septemberheft, S. 373.

Missionsarbeiter; genügt es, wenn wir die Bitte aussprechen, diese Zahl innerhalb von vier Jahren zu verdoppeln, d. h. jedes Jahr einhundert mehr?" „Nicht genug!" war die allgemeine Antwort. Daraufhin kam man schließlich zu dem Beschluß, das Komitee zu bitten, in dem zu erlassenden Aufruf um nicht weniger als eintausend weitere Missionare zu den schon vorhandenen zu werben. Eine bestimmte Zeitdauer wurde nicht festgesetzt. Man wollte das im richtigen Gefühl für die Sachlage dem Komitee anheimstellen. Nur meinte man auf der einen Seite, daß die Aussendung von diesen tausend Missionsarbeitern innerhalb der nächsten fünf Jahre stattfinden dürfte, während andere sich das Ende dieses Jahrhunderts, an dessen Schwelle wir stehen, als Zielpunkt dachten. Das Schreiben wurde von zwei Herren entworfen und alle einundzwanzig Anwesenden unterzeichneten es.

In demselben werden sechs Hauptpunkte als wünschenswerte Probleme der Missionsgesellschaft unterbreitet. Sie betreffen im wesentlichen die Anregung einerseits zu neuen Unternehmungen und andererseits zu neuen Methoden. Ueber den ersteren Punkt heißt es in dem Schreiben: „Wir Unterzeichneten haben uns gelegentlich über die Aufgaben der Missionen beraten, sowie über die Bedürfnisse der Heiden und die in dieser Zeit durch das wunderbare Walten Gottes sich überall aufthuenden Thüren zu denselben. Wir empfinden es, daß noch ein großer Teil der Welt zu evangelisieren ist. Indiens Bedürfnisse sind dringend; China bittet (durch die letzte allgemeine Missionskonferenz zu Schanghai) um tausend Missionare; Afrika thut sich allenthalben auf und Stanleys Entdeckungsreisen haben zahlreiche Volksstämme in unseren Horizont gerückt, die nicht das geringste von Christo und seinem Heile wissen, während überall Handelscompagnien gebildet werden, die neue Routen ins Innere erschließen und sich dieselben für ihre Zwecke sichern. Diese Thatsachen verpflichten aber auch die kirchliche Missionsgesellschaft zu neuen Unternehmungen und vielleicht auch zum Einschlagen von neuen Methoden. Denn die ganze Sachlage, allseitig und im rechten Lichte betrachtet, ist so überraschend, daß ein Vorwärtsgehen im großen Stil unter der leitenden Hand Gottes wohlberechtigt ist. Wir möchten deshalb in aller Ehrerbietung den dringenden Wunsch aussprechen, daß die kirchliche Missionsgesellschaft einen Aufruf um

weitere tausend Missionsarbeiter erlassen möge, die auf die verschiedenen Arbeitsfelder innerhalb der nächsten Jahre auszusenden wären, abgesehen davon, was etwa in dieser Hinsicht noch von andern Gesellschaften geschehen dürfte. Ein solcher Aufruf würde die Herzen des christlichen Englands und seiner auswärtigen Besitzungen anfeuern und zu warmer Teilnahme und ernstlichem Gebet anregen, während der Erfolg ohne Zweifel der sein dürfte, daß sich manche persönlich zum Missionsdienst anbieten und daß andere mit reichlichen Beiträgen ihre Teilnahme bezeugen würden. Gott aber wird die rechten Leute für die Aussendung zu erwecken wissen und auch die nötigen Mittel darreichen. Wenn aber, wie wir bestimmt glauben, jetzt seine Zeit gekommen ist, so ist es an uns, vorwärts zu gehen.

In Betreff der neueinzuschlagenden Bahnen aber werden, wie schon oben gesagt, sechs Vorschläge in der Adresse gemacht und zwar folgende: „1) Erstlich möchten wir darauf dringen, daß Evangelisten truppweise und zwar jede Schar unter einem Führer, auf das Missionsfeld ausgesendet werden möchten. 2) Ferner, daß mehr Laienarbeiter als bisher herangezogen und deren Dienste in den Missionsdienst gestellt werden sollten. 3) Daß Mechaniker und andere Handwerker, sowie weibliche Missionsgehilfen, denen es der Herr ins Herz geben würde, einen Teil jener Missionsschar zu bilden hätten. 4) Daß man auf diese Weise die Mittel an der Hand hätte und Schritte thun könnte zur Einführung von Gewerken und zur Unterweisung in denselben, da dies, wie jetzt allseitig anerkannt wird, einen wichtigen Faktor im erzieherischen Missionsbetrieb, zumal in Afrika, bildet. 5) Daß besondere Fürsorge getroffen werde, diese wünschenswerten Klassen von Handwerkern auszubilden. 6) Daß man auf Mittel und Wege sinne, wodurch größere Beiträge und Unterstützungen für besondere Missionszwecke und Unternehmungen aufgebracht werden könnten."

Im Anschluß an diese Vorschläge fügt das Schreiben aber bei: „Indem wir diese obigen Anträge stellen, sind wir doch fern davon, zu wünschen, daß der Maßstab (standard) für das geistliche Leben herabgemindert werden solle. Im Gegenteil, wir möchten nicht, daß nur einer für irgend einen Zweig der Missionsarbeit angenommen werde, der nicht zuvor Zeugnis davon abgelegt hat, daß es ihm darum zu thun sei, Seelen zu suchen und sie für Christum zu ge-

winnen..... Wir sind uns bewußt, daß wir um große Dinge bitten, aber wir wagen es zu thun in der Ueberzeugung, daß wir nur dem Ausdruck geben, was auch andere mit uns fühlen."

Und wie stellt sich nun das Komitee der Missionsgesellschaft zu der Sache?

In seinem Antwortschreiben nimmt dasselbe noch keine bestimmte Stellung zu der Adresse, sondern drückt nur seinen Dank aus und verspricht die eingehendste Beratung derselben. Doch läßt sich der Church Missionary Intelligencer im vorliegenden Artikel bereits darüber hören, und wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß derselbe in der Hauptsache die Meinung der Missionsgesellschaft vertritt, es mögen die nachfolgenden Schritte, die sie in dieser Angelegenheit thun wird, sein, welche sie wollen; denn nach denselben Gesichtspunkten, nach welchen jene Vorschläge geschätzter Missionsfreunde von ihm beurteilt werden, dürften auch die Beschlüsse des Komitees ausfallen und je nach Umständen die Ausführung jener zur Folge haben.

„Wir wollen," so schreibt der Berichterstatter, „bei dieser Gelegenheit noch nicht auf die praktischen Rathschläge und Fragen des Briefes eingehen. Diese werden seiner Zeit von dem Komitee eingehend beraten werden. Was übrigens Punkt 1 und 2 betrifft, nämlich die Aussendung von Evangelisten in vereinigten Gesellschaften unter Leitung kompetenter Führer im Verein mit einer ausgedehnteren Verwendung von Laien, so wurde dieser Plan formell schon vor zwei Jahren sanktioniert, und wir hoffen, daß die Veröffentlichung des Schreibens eine größere Anzahl von solchen veranlassen werde, sich zu diesem Zwecke anzubieten. Was den dritten Punkt anlangt, so wurde das in demselben Gewünschte damals ebenfalls — wenigstens soweit es Männer betraf — als mitinbegriffen gutgeheißen, wiewohl es bis jetzt noch nicht zur Ausführung kam; aber hinsichtlich der weiblichen Missionsarbeiter ist zu sagen, daß bis jetzt immer nur solche ausgesandt wurden, die eine gewisse höhere Bildung besaßen. Doch hat es der Gesellschaft auch schon längst angelegen, Mittel und Wege aufzufinden, um dem auflebenden Missionssinn unter der Frauenwelt entgegenzukommen und ihn der Mission dienstbar zu machen, indem man auch die weniger hochgestellten Kreise für den aktiven Missionsdienst herbeiziehen wolle. Für die Ausführung von Punkt 5 liegt die größte Schwierigkeit darin, eine größere Anzahl

von derartigen Missionsarbeitern, wie sie der Antrag wünscht, ausfindig zu machen, zu prüfen und auszubilden. Punkt 4 hat nur Bezug auf Afrika und legt deshalb auch besonders der Bischof von Sierra Leone darauf ernstlich Gewicht. Hinsichtlich des 6. Punktes steht es wohl außer Zweifel, daß die nötigen Mittel für den Unterhalt eines weit zahlreicheren Missionspersonals und zum Zweck einer größeren Ausdehnung des Werkes nicht durch eine verhältnismäßig geringe Zunahme der Beiträge an Missionsfesten und andern Gelegenheiten ausgeglichen werden würden. Die größeren Beiträge, wenn sie überhaupt einlaufen, werden uns vielmehr, wie bisher, in größeren Summen nur von einzelnen Persönlichkeiten zufließen, denen Gott das Herz aufthut, und diese Persönlichkeiten werden, wie wir zuversichtlich hoffen, auch in Zukunft bereit sein, zu besondern Zwecken von Missionsunternehmungen noch mehr zu thun, als sie schon bisher als die, welche unser Werk am meisten unterstützen, gethan haben."

„Doch," so heißt es weiter, „lasset uns im Gebet über diese Angelegenheit dessen wohl eingedenk bleiben, daß es nicht darauf ankommt, bloß eine Schar von weiteren tausend Missionaren auszusenden. Das möchte nicht schwer halten; denn allein in den letzten drei Jahren haben sich mehr als soviel Missionskandidaten für die verschiedenen Arbeitsfelder der kirchlichen Mission zur Verfügung gestellt. Wir müssen — und das ist die Hauptsache — Männer und Frauen von der rechten Qualität für den Missionsdienst haben. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in jener selben Stunde, in welcher die Zusammenkunft in Keswick stattfand, Mr. Georg Grubb, ohne von jener Kenntnis zu haben, es bei einer Gelegenheit aussprach: „Ich bitte Gott, daß unsere kirchliche Missionsgesellschaft nicht etwa daran denken möge, eine Armee von Missionaren auszusenden! Einige wenige, die ganz dem Herrn ergeben sind, würden vorzuziehen sein. Dann „wird Einer ihrer tausend jagen und zween werden zehntausend flüchtig machen." Darum, so lasset es unsere besondere Bitte zu Gott sein, daß das Komitee sich nicht scheue, auch solche, die sich zum Missionsdienst melden, zurückzuweisen und daß der Maßstab für deren geistliche Ausrüstung — wir sagen nicht der der Bildung und gesellschaftlichen Stellung — niemals möge herabgemindert werden zu Gunsten einer bloßen Vermehrung von Zahlen.

„Aber bei alledem, sind denn tausend Missionare in (angenommen) fünf Jahren eine Armee zu nennen? Das würde zweihundert für jedes Jahr ergeben. Gesetzt, man verteilt diese zweihundert auf die drei Hauptmissionsfelder und zwar je fünfzig für Afrika, Indien und China (obschon das gewöhnliche Verhältnis in der kirchlichen Mission sich etwa auf 90 für Indien, 40 für Afrika und 20 für China stellen würde), so blieben nur noch fünfzig für die ganze übrige Welt. Nun fragen wir: Wäre denn das etwas Außerordentliches und Ungeheuerliches? Vor einiger Zeit sandte Kardinal Lavigerie mit viel Umständlichkeit und unter großartigem Pomp und Ceremoniell in der Kathedrale zu Algier zwanzig Priester und Laienbrüder auf einmal nach Uganda aus. Wir verzichten gern auf jenen Pomp und das ganze Ceremoniell, aber die zwanzig Mann möchten wir gleich ihm aussenden und zwar jedes Jahr die gleiche Anzahl, rekrutiert und verstärkt, sofern die neuen britischen Gebiete im äquatorialen Afrika besetzt werden sollen. Und das ist nur eine der vielen Forderungen, die sich uns von verschiedenen Seiten her in gleich dringender Weise aufdrängen."

Soweit der Church Miss. Intelligencer. Was wollen **wir** nun hiezu sagen?

Erstlich wird man nicht umhin können, zugeben zu müssen, daß eine hohe Begeisterung und ein warmes Interesse für die Mission als seelenrettendes Werk unsere englischen Mitchristen beseelt und zwar in einem Maße, das mit viel Selbsthingabe und persönlichem Opfersinn verbunden ist. Freilich werden dabei oft außerordentliche Anstrengungen und Missionsmethoden ungewöhnlicher Art in Scene gesetzt, und es will uns nüchterne Deutsche die Eigenart des englischen Missionslebens und Treibens mit seinem Drang nach einem Wirken ins Große, nach Erzielung rascher und augenfälliger Erfolge nicht eben sympatisch anmuten; aber dieser Eigenart steht doch eine bewundernswerte Thatkraft des Wollens und Wirkens, der Hingabe und Aufopferung zur Seite, die uns beschämen muß. Und darf es wundernehmen, wenn der Unternehmungsgeist und der Drang zur Entfaltung aller Kräfte, die den Briten schon auf dem geschäftlichen und industriellen Gebiet kennzeichnen, wenn diese Charaktereigenschaft desselben auch im Betrieb der Mission, als der ihm heiligen Sache des Herrn, in Kraftleistungen ungewöhnlicher Art zu Tage tritt?

Hat doch das Missionsleben in England in den verschiedensten Kirchengemeinschaften während der letzten Jahrzehnte durchgängig einen außerordentlichen Aufschwung genommen, wie wir ihn in Deutschland kaum irgendwo finden. Nicht nur, daß eine bewunderungswürdige Opferwilligkeit von seiten Reicher und Armer sich kundgiebt und woran selbst schon Kinder frühzeitig gewöhnt und der Mission ein warmes Herz entgegenzubringen angeregt werden, — es legen auch viele Beispiele davon Zeugnis ab, mit welchem Ernst die Gaben und Opfer in den Dienst des Reiches Gottes gestellt werden. Ist es doch zu wiederholten Malen vorgekommen, daß junge und hochgestellte, vornehme und reiche Männer und Frauen nicht nur selbst als Missionare ausgezogen sind, sondern auch die damit verbundenen Kosten getragen haben. Ferner hat das Interesse für die Mission unter der studierenden Jugend Englands und Schottlands mehr und mehr einen Herd gefunden, wie dies leider auf unseren deutschen Hochschulen und unter den Kandidaten des Predigtamtes, von denen so viele am Markt stehen und sich nach einer entsprechenden Arbeit umschauen, nicht der Fall ist. Es ist ein hocherfreuliches Zeichen für das kirchliche Leben Englands, daß sich ganze Reihen von Theologen, oft solchen, die bereits in Amt und Würde stehen, für den Missionsdienst melden und sich bedingungslos der Missionsgesellschaft, selbst für die ungesundesten und schwierigsten Arbeitsposten, zur Verfügung stellen. Das alles sind Erscheinungen, die nur zu deutlich von der Hingabe und der Lebenskraft des englischen Missionslebens reden. Da ist es wohl entschuldbar, wenn der Eifer für die Sache des Herrn und der Drang nach Thaten im Reiche Gottes zuweilen im Gefühl eines göttlichen Impulses zu scheinbar künstlichen und gewaltsamen Mitteln greifen läßt, wodurch man das Reich Gottes in der nichtchristlichen Welt aufbauen will.

Zum andern hat es uns herzlich gefreut, daß sich die oben erwähnte Versammlung von Missionsfreunden mit ihren Wünschen und Anträgen an eine schon bestehende und altbewährte Missionsgesellschaft gewandt hat. Es liegt ja unserer Zeit, die gern mit neuen Problemen auch in Sachen des Missionsbetriebes hervortritt und für solche neue Organe zur Verwirklichung derselben sucht, sehr nahe, eine alte und bewährte Gesellschaft beiseite zu setzen und für ihre oft unklaren Zwecke eine neue Gründung hervorzurufen, eine Zeiterschei-

nung, wie sie nicht blos England, sondern auch unser deutsches Missionsleben kennt. Man erschüttert hierdurch nicht nur die Einheit der Missionsbestrebungen und zersplittert das kraftvolle Zusammenwirken derselben, sondern es erweisen sich auch solche neue Missionsunternehmungen nur zu oft als Versuchskünste, denen das Lehrgeld für lange nicht erspart bleibt. Unausbleibliche Fehlgriffe und zweifelhafte Erfolge sind dann schließlich dazu angethan, eine übelwollende Kritik und absprechende Urteile von seiten derer, die das Wesen, den Kern und Stern der christlichen Mission überhaupt verkennen, über die gesamte evangelische Missionsthätigkeit und ihre Erfolge hervorzurufen.

Uns deutschen Missionsarbeitern, Missionsgesellschaften und Missionskreisen aber ruft jener englische Trompetenstoß ebenfalls ein energisches „Vorwärts!“ zu.

Gelübde der Hindu,

wie solche im Kanaragebiet im südwestlichen Indien gebräuchlich sind.

Von Missionar L. Gengnagel.

Wenn man die vielen öffentlichen und häuslichen Feste der heidnischen Hindu in Betracht zieht, wie dieselben nicht nur manchen schönen Zug von religiösem Sinn bekunden, sondern auch viel Zeit und Geldaufwand beanspruchen, so sollte man denken, daß sie an denselben für ihr religiöses Bedürfnis genug hätten. Aber gerade hierin zeigt sich nicht nur die Nichtigkeit einer heidnischen Religion, sondern es bezeugt auch die Thatsache, daß Ceremonien und Geldverschwendung nicht im stande sind, dem Herzen Frieden und Ruhe zu geben. Diese können nur auf dem Wege der Buße und des Glaubens an Jesum Christum erlangt werden. So kommt es in Indien jeden Tag vor, daß der stolze und hochgelehrte Brahmane, der oft im Uebermut meint, er sei Gott oder doch gleich Gott und stehe mit seinem Pantheismus hoch über der Vergänglichkeit dieser Welt, wegen irgend einer leiblichen oder geistlichen Not nicht nur zu diesem und jenem Götzen läuft und sich Rat erbittet, sondern auch

mancherlei Bußübungen und Gelübde sich unbedenklich auferlegt, um nur seines Unglücks und seiner Not ledig zu werden. Da es aber bei den Hindu gar vielerlei leibliche und geistliche Nöten giebt, so wird es wohl kaum ein Haus, kaum eine Familie geben, in welcher nicht jemand zu finden wäre, der nicht bald zu irgend einem Gott, bald zu einem bösen Geist oder auch einem Sterndeuter oder Priester zu gehen hätte, um für seine Not Linderung und Trost für seine geängstete Seele zu suchen. Für solche Suchenden aber haben Astrologen und Priester auch stets ein Mittel bereit und es leisten dieselben hierin geradezu Erstaunliches, gleichviel ob ihre vorgeblichen Heil- und Schutzmittel Abhilfe schaffen oder nicht. In welcher Weise dabei verfahren wird und wie viel sich die Hindu bei solchen Gelegenheiten kosten lassen, davon möge nachfolgende Schilderung ihrer Gelübde ein kleines Bild geben.

Wird jemand krank, oder stellt sich in der Familie irgend ein Unglück ein, so geht man entweder selbst zum Astrologen und Priester, oder aber man läßt sie ins Haus kommen. Man teilt nun dem herbeigerufenen das Anliegen mit und dieser, nachdem er gar vieles und mancherlei erfragt hat, giebt gerne Antwort. Diese kann nun ganz verschieden ausfallen. Hat der betreffende noch nicht viel mit Krankheit zu thun gehabt und somit auch noch nicht viele Gelübde auf sich genommen, so hat der Astrologe leichtes Spiel; denn eine ganze Reihe von Mitteln und Auswegen stehen ihm zur Verfügung, wodurch der Not Abhilfe geschafft werden soll. Ist es aber ein Mann oder eine Familie, welche schon oft bei ihren Göttern Hilfe suchten, sie aber nicht fanden, so muß der Astrologe schon mit mehr Klugheit verfahren und im Notfall hilft er sich mit dem letzten Satz seiner Kunst, der dahin lautet: „Da kann jetzt niemand mehr helfen, denn dies hat der Gott Brahma auf euere Stirne geschrieben.“

Im ganzen sind es drei Hauptarten in der Behandlung der Leute, wonach der Astrologe sich richtet: Zuerst muß der Dschataka (Geburtsschein) entscheiden, ob die Krankheit von irgend einem Planeten oder von einem Gott oder bösen Geist herkommt. Oder man gebraucht das Nimitta, d. h. eine gewisse Anzahl von Reiskörner werden genommen und davon 12 Stück entfernt. Die Zahl der übrigen Körner giebt dem Astrologen den Anhaltspunkt, nach welchem Monat, nach welchem Stern u. s. w. er sich zu richten und zu ent-

scheiden habe. Die dritte Art ist, daß man einfach direkt durch den Priester den Gott oder bösen Geist fragen läßt, und hier hat natürlich der Priester auch wieder viel Spielraum, so oder anders zu antworten.

Kommt die Krankheit von einem Planeten her, so wird dem Kranken oder der Familie mitgeteilt, daß sie für die Genesung diesem oder jenem Planeten, ja vielleicht auch allen neun, ein Opfer zu bringen hätten. So kann man sehr oft von den Leuten hören, daß sie dieses oder jenes „Schanti" gemacht hätten oder eben im Begriff seien, es zu thun, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Die Bedeutung dieses Wortes „Schanti" heißt Friede, Befriedigung und wird hier in dem Sinn gebraucht, den zwischen dem Kranken und den Planeten oder irgend welchem Gott oder bösen Geist entstandenen Unfrieden wieder aufzuheben und hinwegzunehmen. Die verschiedenen Arten der Gelübde sind in diesem Fall folgende:

1. Gelübde für die Planeten.

Rührt die Krankheit von der Sonne her, so muß der Hilfesuchende ihr neun Tage lang in einem Schiwa-Tempel Verehrung darbringen, und es kann sich die Ausgabe dafür auf 10—15 Mk. belaufen.

Kommt sie von dem Mond, so muß er diesem zu Ehren in dem Tempel der Mari (Durgi) oder des Schlangengottes Naga dem dortigen Götzen 24 Tage lang ein besonderes Badewasser bereiten und ihn darin baden lassen. Dies kann auf 8—12 Mk. kommen.

War der Mars nicht günstig, so muß er einen jungen braunen Farren einem Brahmanen zum Geschenk geben und der Göttin Gauri oder Lakschmi ein besonderes Speisopfer vorlegen lassen, welches nachher die Priester verzehren. Diese Ausgaben können sich auf 20—30 Mk. belaufen.

War ihm der Merkur zuwider, so muß er am nächsten Neumond am Meer oder im Fluß baden und nachher im Tempel des Wischnu den Brahmanen ein Essen geben. Ausgaben etwa 20—30 Mk.

Stand ihm der Jupiter entgegen, so muß er den Brahmanen Geschenke verabfolgen und dem Gott Schiwa 12 Tage lang ein besonderes Essen vorlegen lassen. Ausgaben 10—20 Mk.

War die Venus an der Krankheit schuld, so muß er den Blinden, Lahmen und Krüppeln 12 Tage lang Geschenke geben, der Göttin Durgi Verehrung darbringen und den Reisenden für etliche Tage Zuckerwasser darreichen. Hier sind die Ausgaben nach Belieben von 5—20 Mk.

War der Saturn die Ursache des Unheils, so muß er dem heiligen Feigenbaum ein Opfer bringen, sich schwarz kleiden und einen Ziegenbock, welcher das Gespann des Saturn ist, einem Brahmanen geben. Dies alles kann auf 20—30 Mk. kommen.

Kam sie vom Rahu (caput draconis, dem Kopf des Drachengestirns), so muß er Nagamandala oder Sarpasamskara machen lassen. Dies ist eine Ceremonie, welche der betreffende durch einen Priester in seinem Haus verrichten lassen muß, und es wird dabei dem Schlangengott ein Opfer gebracht, den Brahmanen ein Essen bereitet und denselben Geschenke gegeben. Die Kosten dieser Ceremonie können sich auf 20—500 Mk. belaufen.

Ist Ketu (cauda draconis, der Schwanz des Drachengestirns) ungünstig, so muß er Hurali (eine Art Linsen) zum Geschenk geben, muß auch ein kleines Pferdchen von Silber, Kupfer oder Messing machen lassen und einem Brahmanen schenken. Dies kann auf 10—20 Mk. kommen. Hilft dies noch nicht, so muß er durch einen Priester zu den verschiedenen Planeten beten lassen, für welches er natürlich auch zu zahlen hat.

Um Krankheiten, die von den Planeten herrühren sollen, zu entfernen, kann der betreffende auch dem hl. Feigenbaum eine Verehrung darbringen müssen. Der Kranke muß an 12 oder 48 Tagen jeden Morgen ein Bad nehmen und nachher mit dem Priester unter jenem Baum sitzend allerlei Ceremonien verrichten. Er hat dann auch mehrere Male um den Baum herumzugehen, vor ihm niederzufallen und allerlei Sprüche herzusagen u. s. w. Ausgaben 10—20 Mk. Ein weiteres Gelübde in Betreff der Planeten kann die Verehrung der Kuh sein, und zwar fällt diese meistens den Frauen zu. Die Mutter des Hauses muß viele Tage lang eine Kuh gut füttern, täglich mehrere Male um sie herum gehen, vor ihr niederfallen und gewisse Gebete sprechen. Diese Ausgaben sind nicht bedeutend.

Aber nicht nur einem einzelnen Planeten, sondern allen neun kann auch ein Opfer dargebracht werden müssen. Zu dieser Feier

müssen 9 Brahmanen gerufen, durch einen Priester verschiedene Ceremonien gemacht und nachher an 9 Brahmanen neunerlei Getreide ausgeteilt werden, wie: Reis, Weizen, Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen u. a. Ausgaben 20—50 Mk.

2. Gelübde für den Gott Wischnu.

War nach dem Ausspruche des Astrologen der Gott Wischnu die Ursache der Krankheit, so hat er sich mit diesem abzufinden und dieses oder jenes Gelübde sich aufzuerlegen. Aber nicht nur wegen Heilung einer Krankheit allein, sondern auch um irgend welchen Segen, sei es Kindersegen oder irdisch Gut, zu erlangen, wird diesem Gott ein Gelübde gemacht, und dieses geschieht immer freiwillig ohne irgend welches Fragen beim Priester oder Astrologen. Hat der Priester den Leuten geraten, dem Gott Wischnu eine besondere Verehrung zu bringen, so kann dies auf zweierlei Weise geschehen, erstlich, indem der Hilfesuchende an den Ort geht, wo Wischnu seinen Hauptsitz hat, oder aber, daß er in seinem eigenen Dorf oder Haus zu Ehren des Gottes Wischnu verschiedene Handlungen vornimmt. Will er dem Wischnu in Tirupati einen Besuch abstatten und dort ihn anbeten, so braucht er immerhin 3—4 Wochen dazu. Die Stadt Tirupati liegt auf der Ostseite Indiens, nordwestlich von Madras.

1) Hat nun jemand auf den Rat des Astrologen oder freiwillig beschlossen, den Gott Wischnu in Tirupati zu besuchen, so wird zunächst noch nicht zur Abreise gerüstet, sondern es müssen noch verschiedene andere Dinge vorher beobachtet und ausgeführt werden. Das erste, was der betreffende thut, ist, daß er zum Goldschmied geht und sich einen silbernen Ring an den rechten Fuß und die Hand legen läßt zum Zeichen, daß er ein Gelübde auf sich habe. Diesen Reif darf er nicht eher abnehmen, als bis er an dem hl. Ort vor dem Götzen steht, dem er das Gelübde gethan hat. Es giebt auch andere Gelübde, wo man solche Ringe eine zeitlang trägt und sie an den heiligen Ort schickt; aber gewöhnlich ist es, daß der Träger selbst seine Ringe abgiebt. Zerbricht ein Reif, ehe er abgeliefert ist, so darf der betreffende kein Essen zu sich nehmen, bis derselbe wieder ausgebessert und angelegt ist. So kann man oft in Indien bei einem Götzenfest unter 100 Leuten immer 20—25 sehen, welche derartige Ringe an ihren Füßen und Händen haben; natürlich sind diese nicht

alle für den Gott Wischnu nach Tirupati bestimmt, sondern auch für den Schlangengott Naga in Subramanya und den Schiwa in Dharmastala und Gokarna.

Der Beschluß, nach Tirupati zu gehen, wird dann auch den nächsten Verwandten mitgeteilt, welche sich zu einem gemeinsamen Essen eingefunden haben. Der das Gelübde auf sich hat, thut den Anwesenden kund, er wolle an jedem Samstag 5—10 Pfennig in das Dewaradabbi (Gotteskästchen) legen und an diesem Tag auch nur ein Essen zu sich nehmen. (Jede Hindu-Familie hat nämlich in ihrem Haus ein kleines hölzernes Kästchen, das verschließbar ist und in welches solches Geld hineingeworfen wird, das man für seinen Gott bestimmt hat.) Kommt nun der Tag seiner Abreise näher, so legt er das Geld, welches er seinem Gott zu geben versprochen hat, bereit. Hat er noch nicht genug beisammen, so verkauft oder verpfändet er einen Teil seiner Hausgeräte und Felder oder erbettelt das fehlende von den Leuten. Darauf werden wieder die nächsten Verwandten und Kastengenossen zu einem gemeinsamen Essen eingeladen. Alle männlichen Personen, welche auf die Wallfahrt gehen wollen, lassen sich an jenem Tag rasieren und baden sich. Nach dem Essen wird das gesammelte Geld auf ein gelbes Tuch gelegt, das Gotteskästchen geöffnet, das inliegende Geld gezählt, zu dem übrigen gethan, und wenn noch jemand von den Freunden und Bekannten auch eine kleine Summe dem Gott Wischnu senden möchte, so wird dasselbe hinzugefügt; darauf wird alles in jenes Stück Zeug eingebunden. Die nötigen Sachen für die Reise sind schon in verschiedene Bündel zusammengeschnürt. Geht die ganze Familie auf die Wallfahrt, was oft vorkommt, so wird jemand aus der Verwandtschaft gebeten, während ihrer Abwesenheit im Haus zu wohnen und es zu hüten. Nun nimmt der Hausherr sein Bündel, welches auch zugleich das Geld enthält, auf seinen Kopf, die anderen ergreifen die ihrigen und jetzt bewegt sich der Zug mit Musik zum Ort hinaus. Viele Verwandte und Bekannte begleiten die Pilger noch eine kleine Strecke, indem sie abwechslungsweise: Gowinda! Gowinda! rufen (dies ist ein Name für den Gott Wischnu). Beim Abschied vor dem Dorf fließen gar manche Thränen; wissen sie doch aus Erfahrung, daß bei solchen Wallfahrten oft die Hälfte der Pilger nicht mehr zurückkommt und unterwegs von Pocken und Cholera dahingerafft wird.

Sind in der Karawane auch alte und gebrechliche Leute, so nimmt man für diese einen Ochsenkarren, damit die Reise durch sie nicht zu sehr aufgehalten werde. Wenn Schudras gehen, so führt gewöhnlich ein Dasa, ein dem Gott Wischnu geweihter Diener (Bettler) den Zug an. Dieser mit einer Muschel in der Hand begleitet sie hin und zurück und meldet an den verschiedenen Orten durch das Blasen seiner Muschel, daß Pilger nach Tirupati gehen oder zurückkommen. Gewöhnlich brechen die Pilger morgens 6 Uhr auf, machen um die Mittagszeit an irgend einem Ort für etliche Stunden Rast, kochen ihr Mittagsmahl und um 2 Uhr geht es wieder weiter.

An solchen Orten, wie Tirupati, Gokarna u. s. w., wohnen auch eine große Anzahl von Priestern, welche nicht nur von ihrem Beruf in den Tempeln leben, sondern auch die Zeit, in der solche Pilger kommen, recht ausnützen, um womöglich von ihnen viel Geld herauszuschlagen. In großen Scharen gehen sie den Karawanen entgegen, teils um die Leute einzuladen, bei ihrem Gott sich einen Segen zu holen, teils sie zu bitten, bei ihnen Quartier zu nehmen. Diejenigen, die zum erstenmal nach diesem heiligen Ort pilgern, sind natürlich den Priestern dankbar, schon im voraus etwas von der heiligen Stätte ihres Gottes erfahren zu können, noch ehe sie den Ort ihrer Wallfahrt erreicht haben; auch läßt es der schlaue Priester nicht fehlen, diesen frommen Seelen allerlei erdichtete herrliche Geschichten vom Gott Wischnu zu erzählen. So ziehen nun die Pilger voll Verlangen und voller Begeisterung in Tirupati ein. Kaum angekommen, giebt der Priester Anleitung, wie sie es jetzt zu halten hätten: Die Männer müssen sich rasieren lassen, in dem hl. Teich baden, woran auch die Frauen teilzunehmen haben u. a. m. Haben die Pilger all die nötigen Handlungen in der Stadt Tirupati verrichtet, so begeben sie sich auf den heiligen Giri (Berg), wo der Haupttempel des Wischnu steht und wo überhaupt der eigentliche Segen zu holen ist. Auf diesem Berg giebt es zwei Teiche. In diesen haben nun alle wieder zu baden; ja der Anführer der Karawane mit seinem Geldbündel auf dem Kopf muß sogar mit diesem im Teich untertauchen. Doch jetzt kommt der lang ersehnte Augenblick, wo sie den Tempel betreten, ihr Geld und ihre Ringe abliefern und dem Götzen ihre Verehrung darbringen dürfen. In Tirupati ist nämlich die Vergünstigung für die Schudras, daß sie wie die Brahmanen auch den Tempel betreten

und sich in die Nähe des Götzen begeben dürfen, während ihnen dies in anderen Tempeln nicht erlaubt ist. Vor dem Gott Wischnu, der am Morgen die Gestalt eines Kindes, am Mittag die eines Jünglings und am Abend die eines Mannes annehmen soll, verbeugen sich nun alle, sagen ihm ihre Gebete her und freuen sich über das Glück, vor seinem Angesicht erscheinen und ihm Anbetung darbringen zu dürfen. Damit haben sie ihren Gott gesehen und ihr Gelübde gelöst. Sie gehen nun in ihr Quartier zurück, d. h. entweder in eine Brahmanenfamilie, wo sie für ihr gutes Geld Kost und Unterkunft erhalten können, oder aber benützen sie die verschiedenen Hallen, welche an solchen Orten für die Pilger gebaut sind; in diesem Fall kochen sie sich ihr Essen selbst. Sie bleiben nun noch für etliche Tage in Tirupati; denn nachdem sie eine solche weite Reise gemacht haben, möchten sie auch alles Heilige, Herrliche und Schöne von ihrem Gott sehen, hören und genießen. Die Priester, die es aufs beste verstehen, die einfältigen Pilger auszubeuteln, machen dieselben sofort auch darauf aufmerksam, daß man für einiges Geld von dem Gott Wischnu noch allerlei Segen erhalten könne. Die Leute gehen auf solche Vorschläge gern ein; denn wenn sie noch etwas Geld in der Tasche haben, so möchten sie doch den Ihrigen zu Haus auch noch einen Segen und etwas überflüssiges Verdienst mitbringen.

1) Die erste Freude, welche sie ihrem Gott bereiten können, bsteht darin, daß sie ihm ein Weihrauchopfer darbringen lassen; dies kann auf 2 Mk. kommen.

2) Ferner lassen sie die tausend Namen des Wischnu unter gewissen Ceremonien vor ihm hersagen, was ihnen auch eine Auslage von 4—6 Mk. verursacht.

3) Lassen sie dem Götzen ein Früstück auftragen, bestehend aus Backwerk, welches die Priester im Tempel stets vorrätig haben. Davon verzehren diese den größeren Teil, den kleineren erhalten die Pilger als Opfersegen zurück. Auslagen gegen 4 Mk.

4) Wird dem Götzen ein Trank gespendet, welcher aus Zucker, Zimmet, Muskatnuß und Milch zubereitet ist. Auch dieser wird von den Priestern beansprucht und nur ein kleiner Teil fällt den Pilgern als Opfersegen zu. Kosten 4—6 Mk.

5) Lassen sie ihren Gott baden und zwar wird hiezu ein Wasser von allerlei Gewürzen zurecht gemacht, über den Götzen gegossen und

unten wieder aufgefangen. Von diesem Wasser erhalten die Pilger ebenfalls etwas, welches sie in einem Topf mit nach Haus nehmen und „Tirtha“ (heiliges Wasser) benennen; der größere Teil kommt jedoch in die Schatzkammer, von wo es als heiliges Wasser ausgeteilt wird. Die Kosten betragen hier 4—5 Mk.

6) Können sie dem Götzen ein besonderes Gewand anlegen lassen. Solche Kleider sind im Tempel stets vorräthig und käuflich zu haben. Dies verursacht eine Ausgabe von 2—4 Mk.

7) Bekommt ihr Gott auch ein Speisopfer, welches die Priester natürlich nachher selbst verzehren, während die Opfernden selbst nur einen kleinen Anteil davon erhalten. Ausgabe 10—20 Mk.

8) Möchten die Pilger ihrem Gott auch einen Ausflug gönnen; hiezu muß er auf den Götzenwagen gesetzt und von den Brahmanen um den Tempel herumgezogen werden. Ein solcher Umzug schließt immer viel Pomp, Musik und Ceremonien in sich; doch kommt es auch auf die Pilger an, wie viel Geld sie dafür ausgeben wollen; aber sie kommen unter 15—20 Mk. nicht weg.

Ferner muß in einem Tempel Tag und Nacht ein Licht vor dem Götzen brennen. Hat jemand Lust, auf seine Kosten dieses Licht für einen Tag, eine Woche, einen Monat oder ein Jahr brennen zu lassen, so darf er dies gegen Zahlung thun.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Nordamerika.

1. Grönland, Labrador und Alaska.

Schon sind mehr denn anderthalb Jahrhunderte verflossen, seit ein Hans Egede die verschollenen Normannen im hohen Norden aufsuchte und statt ihrer 1721 die Eskimo als die Bewohner der eisumgürteten Insel Grönland fand. Seit jenen Zeiten hat die dänische Kirche samt der Brüdergemeine an diesem unwirtlichen Gestade unter der geistig trägen Bevölkerung der Eskimo gearbeitet und dieselben nach und nach der christlichen Kirche einverleibt. Nur ver-

einzelte Familien, die als Jagdgesellschaften durch den Erwerb von der schwer zugänglichen Ostküste oder vom Norden her je und je auf den südwestlichen Missionsplätzen eintreffen, sind noch der Gegenstand einer missionierenden Thätigkeit. — Während die dänische Staatskirche auf 8 Stationen die christlichen Eingeborenen in ihre Pflege genommen hat, treibt die Brüdergemeine auf sechs Missionsplätzen ihr Liebeswerk mit altgewohnter Treue und ausdauernder Geduld. Es ist indes ein düsteres Bild, welches die Missionsarbeit an den Eskimo darstellt, entsprechend dem traurigen Landschaftscharakter und der Einöde jener eisigen Region. Der letzte Jahresbericht der Brüdergemeine stellt deshalb auch sehr ernste Betrachtungen über den Stand der dortigen Verhältnisse an. Es ist ein unscheinbares, mit wenig sichtbarer Frucht verbundenes Wirken, ein Suchen und Gewinnen einzelner Seelen für den Herrn. „Aber das Volk im ganzen scheint noch immer der thatsächlichen inneren Umwandlung durch das Evangelium einen unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen. Der alte Leichtsinn, mit dem sie in den Tag hinein leben und im Ueberfluß sichs wohl sein lassen, ohne an die Zeiten des Mangels zu denken, und dann wieder das alte tiefgewurzelte Mißtrauen, als sei das Christentum nur eine europäische Lebensgewohnheit, bei deren Annahme seitens des Volkes die ins Land gekommenen Europäer gewisse Vorteile hätten, das alles liegt noch heute wie ein untilgbarer Bann auf dem Volk, das doch seit mehr als hundert Jahren den Christennamen trägt." Diese gewisse Stumpfheit des geistlichen Lebens steht nun freilich mit der phlegmatischen Gemütsart der Eskimo im Zusammenhang, die sie bei ihrem langsamen Denken und interessenlosen Dasein auch für geistige und geistliche Dinge schwer zugänglich macht und unempfindlich sein läßt. Einen gleich dunkeln Hintergrund für den Zustand des Volkes bilden aber auch die ungesunden socialen Verhältnisse, wie sich dieselben zum Teil unter europäischem Einflusse ausgebildet haben. Ueberall ist ein wirtschaftlicher Rückgang des Wohlstandes und eine um sich greifende Verarmung wahrzunehmen. Durch die Einführung europäischer Bedürfnisse und Genußmittel, an die sich die Grönländer mit der Zeit gewöhnt haben, ist ihnen die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit im Erwerb der täglichen Nahrung und Notdurft, wie sie früheren Geschlechtern eigen war, abhanden gekommen. Der Seehundsfang, früher der Haupterwerb und die Quelle des Wohlstandes, geht immer mehr zurück und der bequemere Fischfang ist als geringere Nahrungsquelle an dessen Stelle getreten. Die Zahl der geübten Fänger nimmt sichtlich ab und in gleichem Maße auch die Fertigkeit im Erbauen und Handhaben der Kajaks. „Und wie die Jagd mit ihren Erfordernissen an Kraft, Gewandtheit und Ausdauer aus dem Volksleben mehr und mehr zurückweicht, so auch die Energie, die Selbstverleugnung und der Mut im Ertragen. Es ist nicht mehr

das alte wetterfeste, zähe und genügsame Volk." In Anbetracht dieser Verhältnisse ist es erklärlich, daß die Aufgaben der Mission sich immer schwieriger gestalten; denn einerseits veranlassen die Erwerbsverhältnisse die Eskimo, sich auf Außenplätzen vereinzelt und zerstreut niederzulassen, wodurch sie schwer zu erreichen sind und die Seelenpflege eine sehr ungenügende ist; andererseits ruft das Zusammenwohnen an größeren Plätzen Mangel und Schwierigkeiten im Erwerb des Unterhaltes hervor. Trotz dieser schwierigen und entmutigenden Verhältnisse arbeiten die Brüdermissionare im Gottvertrauen und in Geduld weiter. Das grönländische Volk ist ihnen ans Herz gewachsen und sie widmen demselben gern ihre Kräfte. „Auch erhält ihnen der Herr immer wieder den Mut, indem er sie im einzelnen gar manche trostreiche Erfahrung machen läßt." So wird von der Gemeine in Umanak berichtet, daß sie ihre Freude und Krone sei; herrliche Beweise von wirklicher Umkehr und innerer Erneuerung, ja auch von einem Leben im Glauben mit dauernder Ueberwindung der Sünde seien in den letzten Jahren mehrfach zu Tage getreten. Darf es doch als ein besonders erfreuliches Zeichen von dem geistlichen Stand jener Gemeinde angesehen werden, daß es seit Ostern 1889 keine ausgeschlossenen Glieder in derselben gab und daß sich auch der Segen Gottes in der wirtschaftlichen Hebung in manchen Familien bemerklich machte. Der numerische Stand der Brüdermission belief sich am 1. Januar 1890 auf 1608 Seelen, an denen 9 europäische Missionare und 18 Nationalhelfer arbeiten.

In ähnlicher Lage wie in Grönland befindet sich die Brüdermission in Labrador. Auch hier sucht dieselbe das dem Namen nach christliche Völklein der Eskimo unter den ungünstigen Verhältnissen, wie sie das unwirtliche Land und der unbeständige, stumpfe Volkscharakter ergeben, geistlich zu pflegen und zu fördern. Leider bringen es hier die Erwerbsverhältnisse mit sich, daß nur die strengste winterliche Zeit des Jahres ein eigentliches kirchliches Gemeinschaftsleben zuläßt, in welcher Seelsorge ausgeübt und Unterricht im Worte Gottes erteilt werden kann. Denn schon „nach Ostern bricht der größte Teil der Erwerbsfähigen zur Jagd und zum Fischfang auf. Wohl vereinigt das Himmelfahrtsfest noch einmal die Gemeine ziemlich vollzählig, bisweilen auch das Pfingstfest. Dann aber tritt ein Auflösungszustand ein. Der einzelne oder mehrere zu kleinen Gruppen vereinigt, verlassen die Station und ziehen auf den Fang aus, für die Eskimo eine kritische Zeit; denn nicht blos Gefahren des Leibes, sondern auch der Seele umdrohen sie. Dieser Zustand dauert fort bis in den Spätherbst und erst das fröhliche Weihnachtsfest vereinigt wieder alle auf dem Missionsplatz." Die Missionare widmen sich in dieser Zeit des Stillstandes und der Verlassenheit den äußeren Stationsgeschäften. Auch fällt in diese sommerliche Jahreszeit die Ankunft der beiden Missionsschiffe Harmony und Gleaner, welche einige

Abwechslung in das Leben der Einsamkeit mit sich bringen. Da langen die mit Sehnsucht und ängstlicher Spannung erwarteten Nachrichten aus der europäischen Heimat an. Es gilt viel zu lesen, viel zu schreiben. Geschäfte mancherlei Art im Interesse des Handels müssen erledigt werden. Die Uebersiedlung der von einer Station auf eine andere berufenen Missionare geht vor sich; neue Arbeiter langen an, andere schiffen sich nach Europa ein. Es muß Abschied genommen werden vom liebsten, was die Missionare dort in der Einöde besitzen, von ihren Kindern, die zur Erziehung in die deutsche Heimat gesandt werden müssen. Ereignisse, Nachrichten und Geschäfte drängen sich in der kurzen Spanne Zeit zusammen, während welcher die Schiffe an der Küste vor Anker liegen. „Wenn aber die beiden guten Schwäne mit schwellenden Segeln im Osten wieder hinter den Wellenbergen verschwunden sind und das Eis den Zugang zum fernen Gestade schließt, dann wirds still in Labrador, wieder grabesstill. Es ist aufs neue ein sich selbst überlassenes, von der übrigen Menschheit gemiedenes Land; seine Pforten sind auch für die darin Eingeschlossenen verrammelt und verriegelt. Nur seinen Gott und Herrn, den ewig treuen, hat es behalten. Er allein macht auch den Schutz und den Trost der Missionare aus, wenn sie sich nun an ihre geistliche Arbeit begeben unter einem Volke, das von Natur nicht liebenswürdig ist, das ein großes Maß von Geduld erfordert und seinen besten irdischen Freunden oft mit schnödem Undank lohnt." Letzterer offenbart sich hie und da besonders in ungünstigen Erwerbszeiten, wenn bei schon bestehender Armut besonderer Mangel eintritt. Die Mission, welche den Handel in Händen hat und dadurch die Einführung schädlicher Waren, sowie den Verkehr der Eskimo mit den Hudsonbaihändlern einigermaßen verhindern kann, läßt sichs zwar angelegen sein, der notleidenden Bevölkerung durch den Handel unter die Arme zu greifen; aber sie muß auch aus erzieherischen Gründen darauf bedacht sein, dem sorglosen Entnehmen von Waren auf Vorschuß, sowie dem unbedachten Schuldenmachen möglichst zu wehren. Dieser in beschränktem Maß gewährte Kredit erscheint aber den energielosen Eskimo als Härte und Lieblosigkeit der Missionare. Die hierdurch hervorgerufene Erbitterung hat schon mehrfach in Zeiten der Not die unverständigen Christen zu offenem Trotz und grober Widersetzlichkeit gegenüber den Missionaren fortgerissen, ohne daß nach der Ernüchterung eine gründliche Reue und Buße über das undankbare Wesen eingetreten wäre. Solche unliebsame Vorgänge spielten sich besonders auf der Station Zoar und neuerdings in Hebron ab. Die Thätigkeit der Mission erstreckt sich aber auch auf die in geringerer und größerer Entfernung von den südlichsten Stationen wohnenden Ansiedler. Letztere bestehen aus Engländern und Mischlingen, die durch die Handelsinteressen an das rauhe Gestade Labradors verschlagen worden sind und gelegentlich mit dem Wort des Lebens be-

dient werden. Gesamtbestand der Labrador-Mission vom 1. Juli 1890: 6 Stationen, 18 Missionare, 18 Nationalhelfer und 22 Helferinnen. Seelenzahl: 1309 mit 514 Kommunikanten.

In dem früher russischen, jetzt der Union gehörigen Alaska, das den äußersten Nordwesten Amerikas bildet, hat die evangelische Mission erst neuerdings eine größere Thätigkeit entfaltet. Das von hohen Bergen durchzogene und von schiffbaren Flüssen durchflutete Land besitzt reiche Kohlenlager, Gold- und Kupferschätze, riesige Nadelhölzer und einen großen Reichtum an Pelztieren und Fischen. Die Bewohner zerfallen in Aleuten, Indianer und Eskimo, neben denen noch Amerikaner und Russen als koloniale Beamte und Ansiedler sich vorfinden. Während die Aleuten, ein halbasiatisches, ruhiges und gelehriges Völklein, schon früher durch russische Missionare der griechischen Kirche christianisiert wurden, arbeiten unter der übrigen vermischten Bevölkerung an mehreren Punkten des südlichen Küstenstreifens die amerikanischen Presbyterianer, deren hauptsächlichste Thätigkeit auf das christliche Schulwesen gerichtet ist. — Zu den beiden Sendboten der amerikanisch-protestantisch-bischöflichen Kirche, die am unteren Yukonfluß stehen, sind in den letzten Monaten zwei weitere als Verstärkung abgegangen, ein Arzt und ein Handwerker. Ersterer will sich bei Point Hope an der Behringsstraße niederlassen und eine Station samt Schule daselbst anlegen. Mehr als von diesen Missionen, neben denen auch die englisch-kirchliche vom Porkupinefluß aus einen Vorstoß nach Alaska gemacht hat, hört man über die Arbeit der Brüdergemeine, die an der Westküste unter den dortigen Eskimo auf den beiden Stationen Bethel und Karmel getrieben wird. Die Berichte von dort erzählen „von Erfolg und Fortschritt, von Hilfe und Errettung, von Gnade und Trost in schweren Stunden, und lassen zugleich einen Eindruck davon gewinnen, daß die Zeugen vom Kreuz in diesen nördlichen Gegenden eines besonderen Maßes von Mut und Ausdauer bedürfen.“ Um so ermutigender sind aber auch die Aussichten dieses neuen Arbeitsfeldes. Das Wort von der Liebe Jesu findet Eingang und von verschiedenen Seiten her ergehen Einladungen an die Missionare, dem Volke Lehrer zu geben. Neben der Predigt des Evangeliums wird eine erfolgreiche Schulthätigkeit getrieben, und hält es auch schwer, die in Lumpen gekleideten und mit Ungeziefer bedeckten Eskimokinder zur Wahrhaftigkeit, Ehrbarkeit, Reinlichkeit und Fleiß zu erziehen, so ist es doch gerade dieser Zweig der Missionsarbeit, von welcher die Missionare mit besonderer Freude berichten. Die Kinder scheinen geistig regsamer zu sein, als ihre Stammverwandten in Grönland und Labrador. Sie erfassen leicht und schnell die Anfangsgründe des Unterrichtes und sie legen auch Zeugnis davon ab, daß der Geist Gottes an den Herzen der Jugend sein Werk treibt. Die Arbeiterzahl ist im letzten Jahr durch Freiwillige, die sich auf

einen Aufruf hin für das schwierige Werk anboten, so verstärkt worden, daß zur Zeit jede der beiden Stationen mit je zwei Brüdern und drei Schwestern besetzt ist.

2. Britisch-Nordamerika.

In den weiten, aber schwach bevölkerten Gebieten der ehemaligen Hudsonbailänder, die jetzt unter dem Namen von Nordwest-Amerika der Regierung von Kanada unterstellt sind, tritt die Wirksamkeit der englisch-kirchlichen Mission und die der Ausbreitungsgesellschaft am meisten hervor. Erstere arbeitet in fünf großen Diöcesen und auf acht Stationen der Nord-Pacific-Mission (in Britisch-Columbia), während letztere ihr Arbeitsfeld vom Osten (Neufundland, Neuschottland und Kanada) bis zum äußersten Westen am Stillen Ocean in zwanzig Diöcesen eingeteilt und mit ebensoviel Bischöfen an der Spitze besetzt hat. Die zahlreichen Missionsposten beider Gesellschaften haben je nach dem Gebiet, in dem sie liegen, einen sehr verschiedenen Charakter. Meist dienen sie der Arbeit unter den Indianern, die teils christianisiert sind und statt in Zelten nun in festen Ansiedlungen leben, teils aber auch noch als heidnische Horden in den großen Reserven an den Ufern der Seen und Flüsse ihre Wigwams aufgeschlagen haben. Ebenso wird unter den am Mackenzie und am kleinen Walfischfluß lebenden Eskimo das Evangelium verkündigt. Außerdem ist durch den Strom der Einwanderung, der sich besonders seit der Eröffnung von Eisenbahnen in die Ländereien ergossen hat, ein Element in den Bereich der Evangelisation getreten, das nicht beiseite gelassen werden kann. Der Charakter der eigentlichen Heidenmission ist deshalb in manchen Gebieten, wo sich dieselbe nicht ausschließlich auf die Indianerniederlassungen beschränkt, nicht immer durchweg festgehalten. Bereits sind auch verschiedene Gemeinden von Indianern und Mischlingen in den Verband der Kolonialkirche eingefügt worden. Die ausgedehnten Länderstrecken sind verhältnismäßig dünn bevölkert und es erfordert ein großes Maß von Ausdauer und Unerschrockenheit seitens der Missionare und Bischöfe, wenn dieselben ihre ausgedehnten Besuchsreisen zu Wasser und zu Lande auf den abgelegenen Missionsposten und Sprengeln unternehmen, um die vereinsamten Arbeiter und deren weithin zerstreuten Gemeinden zu stärken. Nicht nur sind diese Reisen in jenen Einöden mit außerordentlichen Entbehrungen verbunden, sondern auch mit ernstlichen Gefahren, welche Kälte und Treibeis, Stürme und Weglosigkeit mit sich bringen, verknüpft. So schreibt Bischof Young, welcher die Missionsplätze der Diöcese Athabaska besuchte, unter anderem von solchen: „Das einemal stürzte ein ungeheurer Eisblock, der etwa 15 Fuß sich über dem steilen Uferrand auftürmte, nur wenige Schritte vor unserem Boot ins Wasser; einige Augenblicke später,

und es wäre um uns geschehen gewesen. Das Kanoe wäre samt seinen Insassen zerschmettert worden. Wir dankten Gott, als wir zwei oder drei Tage später die von Eisblöcken starrenden Flußufer hinter uns hatten, an denen wir wegen der starken Strömung hatten entlang fahren müssen. Doch waren wir auch jetzt noch nicht außer aller Gefahr, indem unser Boot in einer Stromschnelle umschlug. Durch Schwimmen konnten wir uns glücklich ans Ufer retten, während das Kanoe wie ein wildes Roß, das seinen Reiter abgeworfen, stromabwärts dahinschoß und uns in einer nicht gerade beneidenswerten Lage dahinten ließ. Gänzlich durchnäßt, ohne Nahrung, ohne irgendwelches Mittel, ein Feuer anzuzünden und von allem entblößt, sahen wir uns hilflos 50 Meilen von der nächsten bewohnten Stätte entfernt. Letztere erreichten wir indes mit Hilfe einiger Baumstämme, die uns, wie von der Vorsehung beschert, einige Meilen unterhalb der Unglücksstelle von einem gestrandeten Floß in die Hände fielen." — Was die Erfolge der Missionsarbeit unter den seßhaften wie unter den nomadisierenden Indianern betrifft, so geben alle Berichte erfreuliche und ermutigende Züge von dem Wachstum des Werkes und dem Erstarken der christlichen Gemeinden. Das Heidentum scheint, soweit die missionierende Thätigkeit die Bevölkerung erreicht hat, in der Zersetzung begriffen zu sein. So wird z. B. ein schöner Zug von einem Indianerplatz in der Reserve Fairford berichtet, wo sich nur eine einzige christliche Familie befindet, während die übrigen alle zwar der Mehrzahl nach des Lesens kundig und mit der hl. Schrift bekannt, aber doch noch insgesamt Heiden sind. Von dort heißt es: „Letzten Oktober kam ein kanadischer Händler mit seinem Kram in die Reserve. Als aber die Indianer nach einigen Tagen herausfanden, daß der Händler mit der ihn begleitenden Frau in ungesetzlicher Ehe lebe, weigerten sie sich, mit ihm Geschäfte zu machen und berichteten den Fall an die Regierung mit der Bitte, denselben aus ihrem Gebiet zu verweisen. Dies geschah denn auch." — Von einem andern Distrikt wird berichtet: „Im ganzen Bezirk giebt es nicht eine Person, die nicht zur Kirche gehörte und den Gottesdienst besuchte. Die Mehrzahl der Bewohner unternimmt die Reise von den abgelegenen Niederlassungen schon am Sonnabend und setzt dieselbe die Nacht hindurch fort, um am Sonntag im Hause Gottes zu erscheinen." Aus der Diöcese Saskatschewan wird geschrieben: „Am Moose-See hat das Missionswerk außerordentliche Fortschritte gemacht. Während die dortigen Indianer in früheren Zeiten die härtesten Heiden, die man nur treffen konnte, waren, und noch vor wenigen Jahren alle Mühe erfolglos zu sein schien, sind es jetzt die ernstgesinntesten Leute, die nach dem Weg des Lebens trachten." — So ließen sich noch manche erhebende Zeugnisse davon beibringen, daß auch die ruhelosen und scheinbar für Christentum und Kultur unzugänglichen Rothäute das Evangelium an sich wirken lassen.

„Selbst auf ihren Wanderungen und in ihren Jagdgründen pflegen die evangelischen Indianer ihre Andachten zu halten, wobei ihnen die in Silbenschrift gedruckten Bücher wichtige Dienste leisten."

Auch auf litterarischem Gebiet hat die Mission Nennenswertes für die Indianer geleistet. Das neue Testament ist in der Sprache der Schwarzfüße neuerdings im Druck erschienen und Bischof Bompas hat für seine Diözese die nötigsten Uebersetzungen in sieben Dialekten besorgt. Ebenso ist die Uebertragung des neuen Testamentes und ein Teil des alten in die Tukudh-Sprache vollendet worden. Für die nordwestlichen Gebiete ist eine Sprachlehre des Kwagutl, eine Nischgafibel, sowie das Evangelium Jahannis und das kirchliche Gebetbuch in der Nischga-Sprache veröffentlicht worden.

3. Die Vereinigten Staaten.

Unter dem bunten Völkergemisch der Vereigten Staaten, wie sich dasselbe geschichtlich gestaltet hat, sind es hauptsächlich drei Völkerfamilien, die als Objekt der Missionsthätigkeit in Betracht kommen, und zwar die Indianer als zusammengeschmolzene und unterdrückte Reste der Urbewohner, die Neger als frühere Sklavenbevölkerung und die eingewanderten Chinesen. Dieser dreifachen Missionsaufgabe sucht die American Missionary Association nach Kräften gerecht zu werden, während sich verschiedene Kirchengemeinschaften jeder dieser Rassen in den Nord- und Südstaaten im einzelnen annehmen. Doch hält es schwer, aus den verschiedenen Berichten eine klare Uebersicht und ein deutliches Bild von dem Stand und Fortgang des Werkes zu gewinnen. Die meisten derselben behandeln mehr oder weniger die für das politische und soziale Leben Amerikas nicht unwichtigen Tagesfragen hinsichtlich der Stellung wie der Rechte, welche jenen Nationalitäten im bürgerlichen Leben einzuräumen seien. Die Mission sucht dabei als Anwalt derselben darauf hinzuwirken, daß die Fragen in christlichem Sinn und zur Wohlfahrt ihrer Pfleglinge gelöst werden.

An den Indianern, die auf ihren Reserven zusammengedrängt in festen Ansiedelungen zu leben gezwungen sind, arbeiten außer verschiedenen Kirchengemeinschaften die nördlichen Presbyterianer in hervorragender Weise. Die Stellung jener ist zwar gegen früher eine etwas bessere geworden, aber es machen sich doch noch Einflüsse genug geltend, die, wenn man von der Mission absieht, nicht dazu angethan sind, das Los des Indianers zu bessern. Die unaufhaltsam fortschreitende Einwanderung und Ansiedelung der Weißen rückt den Grenzen der Reserven immer näher und bringt die Indianer unter deren Einfluß. Die Kulturstätten der Ansiedler mit ihren Branntweinläden dienen nicht dazu, das widerstandslose Geschlecht zu heben und zu civilisieren, sondern richten vielmehr Verheerung unter ihm an. Durch die dichtere Bevölkerung und den Anbau des Landes

schwindet mehr und mehr das Getier, auf dessen Jagdbeute der Indianer angewiesen ist, und die Verarmung dieser Jägervölker nimmt zusehends überhand, zumal es schwer hält, sie an eine seßhafte Beschäftigung, an Ackerbau und Gewerbe zu gewöhnen. Letzteres läßt sich die Mission besonders angelegen sein und sind ihre Bemühungen in dieser Hinsicht neben Predigt- und Schulthätigkeit auch nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Ist es doch eine Frucht derselben, daß mehrere Stämme nicht nur vollständig unter christlichem Einfluß stehen und zum Teil christianisiert sind, sondern es bestehen auch schöne Ansiedelungen mit geordnetem Gemeinwesen und mit ackerbautreibender Bevölkerung. Wenn es überhaupt möglich ist, die Reste der Indianerstämme für die Kultur zu gewinnen, so kann es nur durch die christliche Mission geschehen. Daß aber neuerdings die Regierung Maßregeln ergriff, die Civilisierung der Indianer dadurch zu fördern, daß sie die Sprache derselben durch Einführung der englischen zu unterdrücken sucht, ist wohl ein Mißgriff. Zwar erheben sich selbst Stimmen im Lager der Mission, die dem englischen Schulunterricht das Wort reden; aber es dürfte doch zweifelhaft sein, ob es das Mittel ist, eine widerstrebende Rasse auf diesem Wege mit der Kultur ihrer Unterdrücker zu befreunden. Die Verbitterung gegen alle Bleichgesichter, an die sie ihre Jagdgründe und ihre alten Stammsitze samt der Freiheit verloren haben, ist eine zu tiefsitzende, das ihnen geschehene Unrecht noch zu unvergessen, als daß sie sich bei ihrer Stumpfheit und Mutlosigkeit angeregt fühlen würden, sich durch Gesetze Sprache und Sitten jener aufdrängen zu lassen. — Die Mission aber, welche die Reste der Indianerstämme durch das Evangelium und christlichen Schulunterricht zu lebenskräftigen Gemeinden heranzuziehen sich bemüht und ihre Pfleglinge auch äußerlich zu heben sucht, verfolgt ihre Aufgabe mit dem Ziel im Auge, die Wunden zu lindern und zu heilen, welche dem Geschlecht der Rothäute im Laufe der Zeiten geschlagen worden sind. Die Seelenzahl der gesammelten Gemeinden kann auf etwa 40—45,000 geschätzt werden, was ungefähr den fünften Teil der gesamten Indianerbevölkerung in den vereinigten Staaten ausmachen würde. — Im Lauf des letzten Jahres ist die Brüdergemeine dazu geführt worden, außer ihrer alten Indianermission eine neue Arbeit unter den sogenannten Missions-Indianern im südlichen Kalifornien zu übernehmen. Es ist dies ein Gebiet, wo schon früher die katholische Kirche missioniert hat und auf das neuerdings (besonders durch ein Buch in Form eines Romans) wieder aufmerksam gemacht worden ist. Die Brüdergemeine hat einen ihrer Missionare, der vorher in Alaska arbeitete, dahin gestellt und derselbe konnte in der Ortschaft Potraro die erste Missionsstation anlegen.

Einen bedeutenden Bestandteil der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten bilden die Neger, deren Stellung je länger je mehr zu einer brennenden Tagesfrage wird. Die 4 Millionen Negersklaven, welche

seiner Zeit ihre Freiheit erhielten, sind nun auf 8 Millionen angewachsen. Sie vermehren sich um 7 % rascher als die Weißen durch Geburt und Einwanderung. Bei dieser starken Vermehrung ist vorauszusetzen, daß die Negerbevölkerung in 50 Jahren eine Höhe erreichen wird, die der jetzigen Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten gleichkommt. Das wird mit der Zeit ein schwieriges Rassenproblem abgeben und es wird alles darauf ankommen, daß dasselbe bei Zeiten und zwar nach christlichen Grundsätzen gelöst werde; denn der Neger ist — besonders in den Südstaaten — ein wichtiger Faktor für die künftige Wohlfahrt des Landes. Er ist die Arbeitskraft für den Betrieb des Ackerbaues, der Fabriken, des Handels und Wandels, während der Weiße hiezu das Geld und sein geistiges Kapital hergiebt. Umso wichtiger ist es, daß diese niedergehaltenen, unwissenden und unmündigen Massen vor der völligen Verrohung geschützt, geistig gehoben und mit den Segnungen des Christentums bedacht werden. Es gilt, der unter ihnen weitverbreiteten Trunksucht entgegenzuarbeiten und das religiöse Bedürfnis der Neger, welches sie so leicht auf falsche Bahnen geraten läßt, in eine echt evangelische geistliche Pflege zu nehmen. Die verschiedenen Kirchengemeinschaften erkennen dies auch allerseits an, daß die christliche Erziehung der vernachlässigten Negerbevölkerung, die zu einem bedrohlichen Proletariat anschwillt, eine Hauptaufgabe ist. Hiezu ist aber vor allem ein gebildeter farbiger Predigerstand von nöten, an dem es allerorten fehlt. Wie leicht erregbar aber die afrikanische Rasse ist, zeigt ein Vorfall in Georgien, wo ein Neger mit der Bibel unter dem Arm sich als den ausgab, in welchem Christus erschienen sei, um die Schwarzen zu befreien und sie gleich einem Moses ins gelobte Land zu führen. Es gelang ihm, einen großen Anhang zu gewinnen und die irregeleiteten zu solchem Fanatismus hinzureißen, daß sie den Verführer anbeteten, ihren Beruf vernachlässigten und den Kommunismus einführten. Alte Fetischgebräuche und heidnisches Wesen nahmen überhand und die tolle Bewegung machte rapide Fortschritte, bis die Regierung den Pseudo-Messias als Wahnsinnigen in ein Irrenhaus steckte.

Eine weitere Missionsthätigkeit hat die chinesische Einwanderung auf der Westküste des Kontinentes hervorgerufen. Weit über 100,000 Chinesen sind durch die lohnende Arbeit an den Eisenbahnbauten, in den Minen und anderen Berufsarten dahin gelockt worden. „Der Mangel des weiblichen Elements in der Einwanderung dieser Chinesen bringt seine Gefahren, nicht minder als die Verpflanzung des Heidentums mitten in die christlichen Städte." Die Mission nimmt sich nun dieser als unliebsame Gäste betrachteten Kinder des chinesischen Reiches an und entfaltet eine rege Thätigkeit, die nicht ohne ermutigenden Erfolg ist.

---

b) Neuestes.

Eine eigentümliche Kunde hinsichtlich der Gebeine des ermordeten Bischofs Hannington ist kürzlich eingelaufen. Als Bischof Hannington auf dem Wege nach Uganda, zwei Tagereisen vor seinem Ziel, am 31. Oktober 1885 ermordet worden war (Miss.Mag. 1886, S. 159 ff.), wurde sein Leichnam noch am gleichen Tag an einen andern Ort verbracht, weil die abergläubischen Eingeborenen fürchteten, derselbe möchte ihnen Unheil bringen. Aber auch die nächste Ortschaft verweigerte seine Aufnahme. So wurde die Leiche von Ort zu Ort und von Land zu Land geschleppt und überall versagte man derselben die letzte Ruhestätte. Endlich, im Lande der Bakeddi, gab man es zu, daß eine kleine Hütte erbaut wurde, in welcher jene auf ein Holzgestell niedergelegt und der Verwesung überlassen wurde. Ein Küstenneger, der Hannington begleitet hatte und der Leiche gefolgt war, hatte als Wächter bei der Hütte zu verbleiben. Als nun aber diese Gegend in den letzten Jahren mit Dürre und magern Ernten heimgesucht wurde, schrieben dies die Eingeborenen der Anwesenheit des Gebeins des weißen Mannes zu. Diesen Umstand benützte ein Bote des Engländers Jackson (von der Britisch-ostafrikanischen Compagnie), der mehrmals dieses Weges zog, nahm die Gebeine Hanningtons an sich und führte sie seinem Herrn zu. Sie scheinen demnach an die Küste verbracht worden zu sein.

Am 16. Sept. starb in Bournemouth (England) Missionar David Hinderer, einer der Veteranen der englisch-kirchlichen Mission. Derselbe, 1819 in Württemberg geboren, war ein früherer Zögling des Basler Missionshauses, trat 1846 in Islington ein und wurde Januar 1849 nach Westafrika ausgesandt, wo er über zwei Jahrzehnte im Yorubalande, besonders in Ibadan, in großem Segen und mit Erfolg gewirkt hat. Seine Wirksamkeit daselbst ist besonders durch die Veröffentlichung der Lebensskizze seiner vortrefflichen Frau, die schon 1870 ihren Lauf beschloß, in den weitesten Kreisen bekannt geworden. (Seventeen years in the Yoruba country und Miss.-Mag. 1872.) Seit 1877 beschäftigte er sich in der europäischen Heimat mit Uebersetzungsarbeiten für die Bibel- und Traktatgesellschaft.

Bücheranzeige.

Wagner-Groben, C. Jakobs Pilgerleben oder Menschliche Sünde und Gottes Erbarmen. 6. Aufl. Basel, Missionsbuchhandlung 1890. 8°. VIII und 168 S. Fr. 2 = Mk. 1.60. | geb. Fr. 3 = Mk. 2.40. geb. m. Goldschn. Fr. 3.25 = Mk. 2.60.

Ein Buch, welches in elf Jahren sechs Auflagen erlebt, bedarf eigentlich kaum noch einer Empfehlung, und ältern Lesern des Miss.-Magazins gegenüber braucht das vorliegende Buch eine solche ohnedies nicht. Für neue Leser aber sei bemerkt, daß es der Erzvater Jakob ist, der im Titel gemeint ist. Sein Pilgerleben wird in einer Reihe einzelner Bilder dem Leser in anschaulicher Weise vorgeführt und in jederzeit anregender Art auf die Gegenwart angewandt, teils auf das Leben des einzelnen Christen, teils auf einzelne wichtige Fragen der Zeit. Die Erzählungen, welche der Verf. meist aus dem Schatze seiner eigenen reichen Erlebnisse einflicht, tragen wesentlich zur Belebung der gegebenen Ausführungen bei. St.

Wagner-Groben, C. Das Jünglingsleben im Lichte des Evangeliums. Mit einem Anhang: Lebensabriß des Verfassers. 4. Aufl. Basel, Missionsbuchhandlung 1890. 8°. 48 S. 20 Pf.

Der Vorzug dieses Schriftchens vor manchem andern seiner Art ist, daß es nicht durch breite und möglichst schwarze Schilderung der Sünde von dieser abzuschrecken sucht. Wo die Sünde geschildert wird, geschieht es mit dem richtigen Takt; im übrigen aber sucht der Verf. mehr in positiver Weise durch Ermunterung, Lockung, Belehrung zu wirken. Das Schriftchen kann daher unbedenklich jedem Jüngling — und es ist namentlich für die alleinstehenden unter ihnen bestimmt — in die Hand gegeben werden. Ein glücklicher Gedanke war es, von des Verf. Leben einen kurzen Abriß hinten anzufügen; derselbe paßt sehr gut hieher. St.

Das Evangelium unter den Bauern der Tschhong-lok-Berge. Ein Bild aus d. chinesischen Mission. Basel, Missionsbuchhandlung 1890. 20 Cts. = 15 Pf.

Die merkwürdigen Anfänge der Basler chinesischen Mission im „Oberland“ werden hier in ansprechender Weise erzählt und eine Uebersicht über den heutigen Stand, sowie ein Bericht über die Feier des 25jährigen Bestehens der ersten Station Tschongtshun (1889) angefügt. St.

Reisebilder aus Liberia von J. Büttikofer. I. Band. Reise- und Charakterbilder. Leiden, E. J. Brill. 1890.

Der Verfasser schildert in denselben in höchst fesselnder Weise, die zugleich seine feine Beobachtungsgabe erkennen läßt, seine Reisen und Erlebnisse in der Republik Liberia. Auch der Mission erwähnt er gelegentlich anerkennend, so oft er mit derselben in Berührung tritt. Die wahrheitsgetreue Schilderung läßt die Zustände Liberias, wie sie zur Stunde bestehen, nicht eben als die besten erscheinen; denn von Kultur ist in dem Negerstaat, der nach amerikanischem Muster zugeschnitten ist, wenig oder gar nichts zu spüren; ja die Sklaverei ist zum Teil noch in voller Blüte. Leider vertritt der Verfasser die Meinung, daß es des Branntweins bedürfe, um die Eingeborenen zur Energie und Schaffensfreudigkeit anzuregen. Wenn es aber Missionaren, die doch jahrelang mit den Eingeborenen in stetem Verkehr stehen, möglich ist, ohne diesen vermeintlichen stimulus auszukommen, so sollten doch Reisende dieses Giftes als Reizmittel ebenfalls entraten können.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**



Prof. Dr. theol. J. Riggenbach

Präsident der Basler Missions-Gesellschaft von 1878—1890

† 1890.

Trinidad und dessen Ruf an die Brüdermission.

1. Die Insel und ihre Bevölkerung.

Vor dem Mündungsdelta des großen Orinokostromes liegt die schöne und fruchtbare Insel Trinidad. Obwohl sie politisch zu den „Kleinen Antillen" gezählt wird, deren südlichste und größte sie ist, teilt sie doch keineswegs deren klimatische Eigentümlichkeiten, sondern ist vielmehr eine begleitende Insel des südamerikanischen Kontinentes, dessen Tierwelt sich auch auf ihr wiederfindet. Ihre Gebirge, welche die Insel bis zu 900 Meter Höhe durchziehen, sind nur eine Fortsetzung der Küstenkette von Venezuela. An der niedrigen Ost- und Westküste besitzt dieselbe zahlreiche Buchten mit schönen Häfen und Ankerplätzen. Mehrere ihrer ansehnlichen Flüsse sind schiffbar und unter ihren Lagunen und Seen ist der Pechsee bei dem Dorfe La Brea einzig in seiner Art. „Das Dorf selbst ist auf Pechboden aufgebaut, den auch die ganze Umgebung zeigt. Südlich von dem Dorfe erhebt sich der Boden zu einem Hügel von etwa 90 Fuß Höhe, dessen Gipfel einen überaus merkwürdigen und seltsamen Anblick darbietet. Eine schwarze runde Pechfläche von ungefähr einer Viertelmeile im Umkreis ist von Wald umgeben, aus dem mächtige Palmen hoch emporragen. Diese Fläche selbst ist mit Ausnahme weniger Stellen, wo einzelne Bäume wachsen, ganz ohne Vegetation, aber von vielfach sich kreuzenden Wasseradern durchschnitten. Jede der so gebildeten Pechinseln befindet sich in beständiger Bewegung, so daß die Pechmasse sich in der Mitte unaufhörlich emporhebt und wieder zurücksinkt, wie dies beim langsamen Sieden einer zähen Masse zu geschehen pflegt. Früher ist das Pech aus dem See nach allen Seiten hin abgeflossen und hat weit umher das Land mit einer Decke überzogen. Wo aber nur ein wenig Erde das Pech überlagert, da gedeihen Bäume und in den Wasserkanälen zwischen den Pechinseln tummeln sich Fische und Lurche, ja erwählen

sich das nackte Pech zu ihren Brutplätzen.“ Außer dieser eigentümlichen Erscheinung erheben sich auch auf den Inseln zahlreiche Schlammvulkane. Der Boden ist äußerst fruchtbar und die Vegetation wie fast überall in den Tropen ungemein üppig. Trotzdem ist nur ein kleiner Teil der Insel angebaut und das Innere derselben ist zumeist noch eine wenig betretene Waldwildnis. Nur mühsam arbeitet sich der Wanderer zwischen den knorrigen Wurzeln und dem dichten Gezweig des majestätischen Urwaldes hindurch; über die Ufer der Flüsse neigt die hochwipflige Palme ihre gefiederten Wedel hernieder; da und dort ziert den Pfad die liebliche Schmetterlingspflanze, auf fast unsichtbarem Stengel sich wiegend, oder führt derselbe an Citronen- und Limonengebüschen vorbei. Die tiefer gelegenen Gründe sind sumpfig; in der trockenen Jahreszeit jedoch verwandeln sich dieselben in üppige Savannen. Jene Urwaldung liefert vorzügliches Schiffsbauholz und allerhand wertvolle Nutzhölzer für die Ausfuhr. Vor allem aber wird auf Trinidad ein bedeutender Plantagenbau betrieben und hauptsächlich Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kakao, Gewürze und etwas Indigo gewonnen und ausgeführt. Zwanzig Dampfer, die von Europa kommen, legen monatlich an der Insel an und vier amerikanische vermitteln den Handelsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada. Eine kleine Eisenbahnlinie ist eröffnet und es hat die Insel Kabelverbindung mit der Westindischen- und Panamalinie. Die etwa über 82 Q.-M. umfassende Insel hat etwa 190,000 Einwohner, die ein buntes Völkergemisch aus Europäern, Negern und Asiaten (Hindu und Chinesen) bilden. Auch streifen noch Indianer, die letzten Ueberreste der Kariben in Westindien, im Innern der Insel umher. Die Hauptstadt Port of Spain, eine der schönsten Städte Westindiens mit 32,000 Einwohnern, am Busen von Paria im Nordwesten der Insel gelegen, hat einen schönen und befestigten Hafen, der zugleich eine wichtige und orkanfreie Seestation der britischen Flotte bildet. Geräte, Vasen und andere Kunstgegenstände, die man auf Trinidad findet, lassen darauf schließen, daß die Insel in der Vorzeit eine weit civilisiertere Bevölkerung gehabt haben muß, als die Kariben waren, die man bei der Entdeckung der Insel vorfand. Dieselbe wurde von Kolombo auf dessen dritten Reise am 31. Juli 1498 entdeckt; aber erst 1588 nahmen die Spanier von derselben Besitz. Später siedelten sich Franzosen unter spanischer

Oberhoheit auf Trinidad an und brachten den Plantagenbau zu hoher Blüte. Im Jahr 1797 wurde die Insel fast ohne Schwertstreich von den Engländern genommen und dieselbe ist seither britische Kolonie, die sich von Jahr zu Jahr hebt und an wirtschaftlichem Wert gewinnt. Die im Jahr 1838 verfügte Emanzipation sämtlicher Negersklaven, deren die Insel damals über 20,000 zählte, erwies sich zunächst für Weiße und Schwarze gleich nachteilig. Es hörte fast alle regelmäßige Feldarbeit auf; Scharen von Negern, vom Freiheitsdünkel erfaßt und die Arbeit verabscheuend, führten ein müßiges Vagabundenleben; Trunkenheit und andere Laster nahmen in grauenhaftem Grade zu. Um die in Verfall geratene Bodenkultur wieder zu heben und die Insel vor dem wirtschaftlichen Ruin zu bewahren, führte die Regierung Arbeiter, sogenannte Kuli aus Ostindien und China ein. Auf diese Weise half man dem Anbau von Zuckerrohr und Kakao allmählich wieder auf und Trinidad ist heute eine der blühendsten und einträglichsten Kolonien Englands.

Von diesen Kuli bilden die Hindu bei weitem die Mehrzahl. Etwa 60,000 derselben, wovon ein Zehntel Mohammedaner sind, befinden sich gegenwärtig auf Trinidad. Dabei nimmt ihre Zahl stetig zu; denn gegen 2,500 Kuli treffen jährlich von Indien auf der Insel ein und nur etwa 500 verlassen dieselbe und kehren in ihre Heimat Indien zurück. Die übrigen dagegen machen sich auf der neuen Scholle heimisch und verbleiben schließlich auf derselben, indem jeder nach 5 Jahren 10 Morgen Landes ansprechen darf. Die von ihnen gesprochenen Sprachen sind das Hindi und Hindustani. Letzteres ist ein Gemisch von Hindi und Persisch, das besonders von den Mohammedanern durch ganz Indien hin gesprochen wird. Obschon diese Kuli Indier sind, so gestalten sich hier auf Trinidad ihre gesellschaftlichen Verhältnisse doch ganz anders, als sie es in ihrer Heimat Indien sind; denn die Tyrannei der Kaste, der sie dort unterworfen sind, ist hier gebrochen und fällt dahin. Da hören alle Kastenunterschiede auf und Seite an Seite arbeiten und leben alle ohne Unterschied neben und miteinander.

Außer dieser Einwanderung von asiatischen Arbeitern, deren Mehrzahl weitaus noch von der Macht des Heidentums umfangen ist, findet aber auch ein stetiger Zuzug von Negern statt, die infolge des wirtschaftlichen Rückgangs, in welchem sich die übrigen

westindischen Inseln befinden, ihre heimischen Zuckerplantagen verlassen und in Trinidad lohnendere Arbeit suchen. Auch von diesen werden viele, je nachdem sie dieselbe finden, auf der Insel seßhaft und verbleiben daselbst.

Unter dieser gemischten, teils heidnischen, teils christlichen Bevölkerung, bietet sich ein großes Feld für die evangelische Missionsthätigkeit dar, für die es gilt, einerseits das Evangelium den sich von Jahr zu Jahr mehrenden Heidenmassen nahe zu bringen und andererseits die schon christianisierten Neger in geistliche Pflege zu nehmen.

---

2. Die Mission auf Trinidad.

So lange sich die Insel Trinidad in spanischen Händen befand, verfehlte die römisch-katholische Kirche nicht, hier wie auf allen einzelnen Inseln Westindiens ihre Thätigkeit zu entfalten und die dahinschwindende Urbevölkerung, wie die von Afrika her eingeführten Negersklaven, unter ihren Einfluß zu stellen. „Auf einer jeden der westindischen Inseln haben Kapuziner, Dominikaner, Karmeliter mit den Jesuiten abgewechselt.“ Demzufolge hat die römisch-katholische Kirche bis auf diesen Tag unter der Negerbevölkerung auf den spanischen, wie auf den französischen und englischen Inseln ihre Anhänger. Aber man darf wohl bei der bekannten Art der Christianisierung seitens der katholischen Kirche die Erkenntnis und Gesinnung der römischen Negerchristen nicht allzuhoch anschlagen, wovon auch Zeugnisse genug vorliegen. So erzählt ein gewisser Labat und hebt es in aller Naivität als besondere Vorzüge hervor, „daß die christlichen Neger vor der geweihten Hostie und dem Weihwasser tiefe Ehrfurcht hätten; sie tragen beständig etwas konsekriertes Brot bei sich, essen davon, wenn sie sich unwohl befinden oder wenn sie irgend eine Gefahr voraussehen.“ Und in Betreff des Weihwassers bemerkt er: „Wieviel Wasser man Sonntags zum Hochamte auch mitbringen mag, selten findet man beim Schlusse des Gottesdienstes noch einen Tropfen. Die Neger nehmen es in kleinen Kürbisflaschen mit sich, trinken davon einige Tropfen beim Aufstehen und behaupten, kraft dieses Mittels sich gegen alle Hexerei schützen zu können.“ Einen ähnlichen heidnischen Aberglauben in christlichem Gewande beobachtete

ein protestantischer Missionar auf der Insel Antigua am Karfreitag des Jahres 1824, indem die Neger an diesem hohen Feiertag den Teufel samt dem Judas unter greulichem Lärm, mit Trommeln und Pfeifen, Spießen und Stangen, aus der Kirche austrieben. Tags darauf liefen sie unter dem Geläute der Glocken ans Meeresgestade, um in der Salzflut ihre Sünden abzuwaschen."*) Trotz dieser äußerlichen Form des Christentums, welche wohl die meisten Bekenner der römischen Kirche in Westindien von Anfang an bis auf unsere Tage an sich tragen, muß doch der apostolische Eifer so mancher jener Ordensbrüder anerkannt werden, die sich nicht blos des verfolgten und mißhandelten Indianergeschlechtes mit herzlicher Liebe angenommen, sondern auch an der Bekehrung der wilden Kariben mit selbstloser Hingabe gearbeitet haben, wenn schon sie nicht verhindern konnten, daß der indianische Volksstamm auf den westindischen Inseln seinem tragischen Ende entgegeneilte. Und nachdem die ursprüngliche indianische Bevölkerung aufgerieben war, hat sich die Fürsorge der römischen Kirche auch auf die dunkelfarbige afrikanische Menschenrasse erstreckt, die ihr Leben hier in trauriger Knechtschaft hinschleppen mußte. Sie hat derselben nicht nur das schwere Los zu mildern gesucht, sondern auch den Negersklaven das Christentum gebracht, wenn schon dasselbe in der römischen Form kein reines und ungetrübtes genannt werden kann.

So war denn auch die Bevölkerung von Trinidad eine vorherrschend katholische, als die Insel in englische Hände überging und der immer stärker erwachende Missionstrieb der evangelischen Kirche ihre Glaubensboten daselbst im Anfang unsers Jahrhunderts in die Arbeit eintreten ließ. Erst 1820 wurde die Insel in den Kreis der evang. Mission, die schon seit Jahrzehnten auf anderen Inseln arbeitete, hereingezogen, und zwar waren es die englischen Methodisten, die hier zuerst auf dem Plane erschienen. Aber die evang. Mission fand nur langsam Eingang, weil der Katholizismus schon die Herrschaft über einen großen Teil der Negerbevölkerung besaß. Noch sechs Jahre später schrieb einer der beiden Missionare: „Hier leben wir noch in den Tagen geringer Dinge und säen auf Hoffnung." Ihnen auf dem Fuß sind noch weitere Missionsgesellschaften

*) Geschichte der christlichen Mission. Von Dr. H. Kalkar.

gefolgt und es arbeiten heute viele Kräfte an der wunderlich gemischten Bevölkerung. Eine Zeitlang hatte auch die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft einige Stationen auf Trinidad, die sie aber schon ums Jahr 1840 als selbständige Pfarreien der Staatskirche abtrat. Zugleich verhalf sie der letzteren zu eifrigen Predigern, welche ihre Thätigkeit auch auf die im Inneren angesiedelten Karibenreste, wenn auch ohne Erfolg, ausdehnten.

Die erfolgreiche Missionsarbeit, welche die englischen Baptisten auf den westindischen Inseln trieben, führte dieselben 1842 auch nach Trinidad. Man fand die Bevölkerung, unter welcher, wie schon gesagt, der Katholizismus herrschte, in einem geistlich höchst verkommenen Zustande. Trunksucht, Aberglaube und ein unüberwundenes Heidentum hielten das Werk auf. Auch bis in die neuere Zeit herein ist dasselbe nur langsam vorgeschritten, so daß der letzte Bericht nur zwei Hauptstationen (in den Städten Port of Spain und San Fernando) mit 887 Kirchengliedern angiebt. Doch sind die Gemeinden soweit selbständig, daß sie fast alle erforderlichen Geldmittel selbst aufzubringen imstande sind. — Außer den Schottischen (unierten) Presbyterianern, die auf drei Stationen arbeiten, und deren Gemeinden ihre Prediger selbst unterhalten, finden sich die kanadischen Presbyterianer in voller Wirksamkeit, wobei sich dieselben nicht auf die alleinige Bedienung der Schwarzen und Farbigen beschränken, sondern auch unter den indischen Kuli arbeiten und unter denselben schöne Erfolge erleben.

Die größte Anzahl Kirchenglieder aber zählt die anglikanische Staatskirche, weswegen auch Trinidad 1873 als besonderes Bistum, das von der Kolonialregierung aus Staatsmitteln unterstützt wird, von den anderen westindischen Diözesen abgezweigt worden ist. Zugleich treibt dieselbe ein segensreiches Missionswerk unter den indischen und chinesischen Kuli. Von einzelnen Pflanzern unterstützt, hat sich der Bischof dieser Bevölkerung mit Liebe angenommen und sucht dieselbe unter christlichen Einfluß zu bringen.

Es steht somit die gesamte schwarze und farbige Bevölkerung der Insel unter einer gewissen kirchlichen Pflege und unter christlichem Einfluß, soweit dies unter der zusammengewürfelten Masse, die aus ansäßigen und zuwandernden Elementen besteht, möglich ist; aber man kann nicht sagen, daß die eigentliche Missionsarbeit nun

gethan und die gesamte Bevölkerung in geordnete Christengemeinden gesammelt sei. Es ist hier wie überall auf den westindischen Inseln. Unzählige leben und sterben „außer dem Schatten der christlichen Kirche." „Wohl sind sie nicht gerade Heiden in dem Sinn, wie es einst ihre Voreltern in Afrika waren; denn trotz tiefem Aberglauben und in den Banden der Zauberei gehalten, sind auch sie im äußeren Leben bereits von mancher christlichen Form berührt worden. Aber die Kraft des Evangeliums ist ihnen fremd geblieben und die Mission hat noch ein weites Arbeitsfeld, wie denn auch andererseits selbst in den bereits gesammelten Gemeinden die Missionsthätigkeit noch lange nicht endgiltig abgeschlossen ist." Noch leiden im allgemeinen die Gemeinden an tiefen sittlichen Mängeln und sind noch vielfach weit von der Reife entfernt, die man nach der Freudigkeit, mit der vor mehr als einer Generation das Evangelium angenommen wurde, erwarten dürfte. Aber die jüngere Generation, welche das schwere Joch der Sklaverei, das ihre Väter getragen haben, sich nicht mehr in vollem Maße vorstellen kann, ist im ganzen weltlicher und gleichgiltiger gegen geistliche Segnungen geworden, als diejenige, welche der Emanzipation entgegenharrte und dieselbe mit Dank begrüßte. — Doch dürften „unter dem geistlich schwachen und vielfach kränkelnden und verkrüppelten Geschlechte auch manche Seelen zu finden sein, an denen die volle Wirkung der göttlichen Gnade sich aufs deutlichste offenbart, gediegene christliche Charaktere und geheiligte Herzen trotz der schwarzen Haut. Sie sind ein Unterpfand, daß die Missionsarbeit an diesem armen schwarzen Volke nicht vergeblich ist, und zu gleicher Zeit ein Antrieb für die Christenheit, nicht müde zu werden und nicht nachzulassen, bis der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse durchdringt."

---

3. Der Ruf an die Brüdermission.

Es ist bekannt, daß der Brüdergemeine das Verdienst gebührt, die evangelische Mission auf den westindischen Inseln eröffnet zu haben. Seit 1732, also über 150 Jahre, hat sie unter der Negerbevölkerung ihre Segensarbeit gethan und zählt nun auf 8 Inseln von Dänisch- und Englisch-Westindien, über die sich ihr Wirkungs-

kreis erstreckt,*) mehr als 39,000 Gemeindeglieder. Trinidad blieb bis jetzt von ihr unbesetzt, obschon sie auf der Nachbarinsel Tabago zwei große blühende Gemeinden mit über 3000 Seelen hat; aber gerade letzterer Umstand hat es neuerdings der Brüdergemeine nicht nur nahe gelegt, sondern geradezu zur Pflicht gemacht, ihren Fuß auch auf die Insel Trinidad zu setzen und das Evangelisationswerk auf derselben in Gemeinschaft mit andern Missionsgesellschaften unter der Arbeiterbevölkerung zu treiben. Es ist schon oben gesagt, daß auf dieser Insel, infolge des blühenden Plantagenbetriebes, ein steter Strom von Einwanderern stattfindet, indem viele Bewohner der kleineren Inseln wegen Arbeitsstockung auf den dortigen Zuckerplantagen in Trinidad lohnendere Arbeit suchen und dieselbe auch meist finden. Je nachdem sie die Verhältnisse treffen, verbleiben sie dann in ihrem neuen Heim und werden seßhaft. „Eine große Zahl dieser Einwanderer sind Mitglieder der Brüderkirche. Man findet solche überall zerstreut in Städten, Dörfern und auf den Plantagen. Von diesen nun sind in den letzten Jahren wiederholt dringende Bitten ausgesprochen worden um einen Prediger der Brüdergemeine, der dort unter den Eingewanderten eine Gemeine gründe und ihnen regelmäßige Gottesdienste halte. Wohl haben viele derselben sich für den Augenblick einer auf der Insel bestehenden englischen Kirchen gastweise angeschlossen; aber sie haben zugleich erklärt, daß, falls ein Brüderprediger auf der Insel wohne, sie der Gemeine desselben beitreten würden. Auch haben sie ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, für die Erhaltung jener nach Kräften beizutragen."

Das ist der Ruf von der einen Seite, der von Trinidad her an die Brüdergemeine ergangen ist. Aber indem sie sich entschlossen hat, diesem Ruf Folge zu leisten, hat sie dabei noch ein größeres und weiteres Ziel, als das der Pflege ihrer dahin eingewanderten Gemeindeglieder, im Auge. Sie denkt auch daran, auf dem für die Brüdermission klassischen Boden Westindiens noch einmal Gelegenheit zu finden, unwissenden Heiden mit dem Evangelium von Jesu Christo zu dienen. Es soll dies unter der zahlreichen ostindischen

---

*) Es sind die Inseln Jamaika (seit 1754), St. Thomas und St. Jean (1732), St. Croix (1740), Antigua (1765), St. Kitts (1777), Barbadoes (1765) und Tabago (1790; erneuert 1827). Anzahl der Stationen: 44.

Kulibevölkerung geschehen, die ein weites Feld für eigentliche Heidenmission darbietet; denn nicht nur, daß die indischen Kuli ihre Arbeitskraft der aufblühenden Kolonie leihen, sie bringen auch ihr vielgestaltiges Heidentum aus ihrer fernen Heimat in die neue mit und es thut not, daß sich die evangelische Mission dieser Kinder des Ostens in thätiger Liebe annehme. Es geschieht dies auch bereits von seiten der presbyterianischen und anglikanischen Kirche; aber der Arbeiter sind nur wenige, die zur Zeit unter der heidnischen, asiatischen Bevölkerung wirken.

Bedenkt man noch, daß die Zahl der einwandernden Kuli von Jahr zu Jahr stetig zunimmt und die der heimkehrenden um das vier- bis fünffache übersteigt, so ist nicht daran zu denken, daß die bereits in der Arbeit stehenden Kirchengemeinschaften etwa scheel auf die Mitarbeit der Brüdergemeine sehen möchten, sondern jene werden die Missionsarbeit derselben mit aufrichtiger Freude begrüßen.

In Anbetracht dieser Verhältnisse auf Trinidad hat sich denn auch die Brüdergemeine entschlossen, dem darauf bezüglichen Antrag der östlichen westindischen Missionsprovinz auf ihrer Generalsynode 1889 zu entsprechen und denselben zur That werden zu lassen. Sie hat im Frühjahr 1890 den Missionar Mark Richard, der sich auf der Insel Antigua vorerst noch für seine Aufgabe vorzubereiten hat, nach Trinidad bestimmt. Zuvor aber ist der Missionsgehilfe Holmes von Barbadoes dahin übergesiedelt, um die ersten nötigen Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen. Anfang Mai dieses Jahres traf derselbe daselbst ein und hat im Süden der Insel beim Dorfe St. Madelaine die Arbeit so weit als möglich in Angriff genommen. Er fand daselbst eine große Anzahl ehemaliger Mitglieder der Brüdergemeine von der Insel Barbadoes, die zum Teil sittlich und geistlich verkommen sind. Niemand ist rechtmäßig verheiratet; manche sind jahrelang in keinem Gottesdienst gewesen; Söhne und Töchter sind in ein Leben der Schande und der Verworfenheit versunken und selbst das verkommene Aeußere in ihrem Auftreten und das unordentliche Wesen in ihrem häuslichen Leben läßt deutlich genug darauf schließen, wie die Gottentfremdung zur völligen Verwahrlosung geführt hat. Und dieser Zustand datiert sich nicht erst von gestern und ehegestern. Er schreibt sich von lange her. — Das ist der Boden, auf dem die Brüdergemeine in Trinidad unter einer Bevölkerung

zu arbeiten beginnt, die dem Namen nach christlich genannt werden muß. Eine kleine Anzahl kirchlich gesinnter und treugebliebener Mitglieder der Brüderkirche haben sich indes sogleich um den Missionar geschart und sind erfreut, sich in geistliche Pflege genommen zu sehen; denn sie waren bis jetzt wie Schafe, die keinen Hirten haben. Der Herr, der da gekommen ist, zu suchen und zu retten, was verloren ist, möge es der Brüdergemeine und ihren Dienern schenken, daß ihr dieses Rettungswerk an den verkommenen Gliedern ihrer Kirche gelinge, und daß ihr auch die Thüren unter der heidnischen Kulibevölkerung aufgethan werden möchten.

Gelübde der Hindu,

wie solche im Kanaragebiet im südwestlichen Indien gebräuchlich sind.

Von Missionar L. Gengnagel.

(Schluß)

Haben die Pilger hiemit ihrem Gott alle möglichen Genüsse bereitet, so daß sie glauben können, derselbe werde mit ihnen zufrieden sein und ihnen nun auch seine Segnungen wieder reichlicher zufließen lassen, so machen sie sich wieder reisefertig. Aber ehe sie diesen heiligen Ort verlassen, wollen sie doch auch noch verschiedene Sachen von ihrem Gott einkaufen und als Andenken für sich und ihre Verwandten mit nach Hause nehmen. Im Tempel giebt es immer gewisses Backwerk, welches dem Götzen vorgelegt wurde und nachher als Segen an solche Pilger verkauft wird. Von diesem nehmen sie gerne einige Stücke mit nach Haus. Dem Götzen wird ferner eine gewisse Art von Kampfer mit noch andern Sachen vermischt auf die Stirne und einige andere Körperteile gestrichen. Von dieser Salbe bleibt natürlich jeden Tag genug übrig und es wird von dieser an die Pilger verkauft. Diese nehmen sie mit nach Haus und zur Zeit der Not oder Krankheit wird sie als Arznei gebraucht und zwar innerlich und äußerlich. Die Männer kaufen sich Rosenkränze, die Frauen Armspangen und sonstige Kleinigkeiten, sowie das Götzenbild des Wischnu und seiner Frau Lakschmi. Die Schudras kaufen noch

gewöhnlich die »Nāma« d. h. eine gewisse Erde. Es wird ja dem Götzen jeden Tag ein Speisopfer im Tempel zubereitet. Da jener irdene Topf, in welchem der Reis für den Gott Wischnu einmal gekocht wurde, nicht wieder gebraucht werden darf, sondern jeden Tag ein neuer dazu verwendet werden muß, so wird der alte Topf an einem Ort im Tempel zu Pulver zerstampft, dieses mit etwas Weihwasser zu einem Teig geknetet und daraus kleine Figuren gemacht. Solche Figuren nehmen die Leute gegen Zahlung mit nach Haus; dort reiben sie dann jeden Tag, ehe sie ihr Gebet an den Gott Wischnu verrichten, etwas ab, feuchten es mit Wasser an und bestreichen sich damit die Stirne. Dieses Zeichen heißt »Nāma« (Name) und es soll dadurch bekundet werden, daß der betreffende dem Gott Wischnu sein Gebet dargebracht, sein Essen zu sich genommen und sich mit dem Namen des Gottes Wischnu für diesen Tag versiegelt habe. Hie und da wird auch dem Sterbenden etwas von dieser Erde im Wasser zu trinken gegeben als Segen von seinem Gott. Ferner besteht für Schudrafrauen in Tirupati die Sitte, daß sie sich, ehe sie den Ort verlassen, ihr Haar abschneiden lassen. Die Sage erzählt nämlich, daß in früheren Jahren etliche Schudrafrauen einmal aus dem Garten des Gottes Wischnu in Tirupati etliche Blumen gestohlen und dieselben in ihr Haar gesteckt hätten. Damit dies nicht mehr vorkommen könne, sollen fortab alle Schudrafrauen, ehe sie von Tirupati fortgehen, das Haar sich abnehmen lassen; dies geschieht denn auch bei allen bis auf diesen Tag.

Nachdem nun alles nötige eingekauft und eingepackt ist, tritt die Karawane ihre Heimreise wieder an. Man schlägt gewöhnlich den gleichen Weg ein wie auf dem Herweg, es sei denn, man wolle noch andere heilige Orte mit besuchen. Nahen sich nun diese Pilger wieder ihrer Stadt, so lassen sie es ihre Verwandten wissen, damit diese, die schon lange auf sie harren, ihnen entgegen gehen und sie mit Musik in die alte Heimat geleiten. Im Nu sind die Verwandten auf den Beinen, mit Musik zieht man ihnen entgegen und freut sich über alle Maßen, wenn alle wieder gesund und wohl zurückgekommen sind. Gar häufig aber kommt es vor, daß nicht alle Häupter der Lieben in die alte Heimat einziehen. Hievon nur ein Beispiel: Ein Brahmane von Basrur, ein Greis von etwa 60 Jahren, machte sich mit seiner Frau, seinem Sohn, seiner

Schwiegertochter und deren Kind auf den Weg nach Tirupati und nahm hiezu 1200 Mk. mit. Der 60jährige Pilger wird auf dem Hinweg krank und stirbt; die Schwiegertochter erkrankt auf dem Rückweg und stirbt auch. Die Mutter wird über all dem Jammer geisteskrank und so kommt der Sohn mit seiner Mutter und seinem Kind zurück. Was mag dieser wohl über seinen Gott und dessen Segen gedacht haben! Ja, man muß mit solchen Leuten selbst reden und da sieht man, wie das Heidentum die Seele eines Menschen nur aus einer Not in die andere hinein-, aber nicht herausführen kann. Doch zurück zu den Pilgern. Sobald die Verwandten zu ihnen gekommen sind, fallen diese vor ihnen nieder und bringen ihnen Verehrung dar. Sind die Pilger Brahmanen, so gehen sie direkt in ihre Wohnung; sind sie Schudras, so begeben sie sich in einen Tempel, wo sie in einer der Hallen sich noch für etliche Tage aufhalten, bis sie ihr Harisēwe gemacht haben. Hari ist der Name für Wischnu und sēwe heißt Dienst oder Verehrung.

Dieses Harisēwe ist wieder eine Feierlichkeit, die mit einem Festessen für die Verwandten verbunden ist und welche etliche Tage dauern kann und auch noch ziemlich Geld kostet. Sämtliche Ausgaben für die Wallfahrt nach Tirupati und zurück mit den sich daran knüpfenden Ceremonien belaufen sich auf 500—3000 Mk.

In vielen Fällen versprechen die Leute dem Priester oder auch unter sich, daß sie dem Wischnu ein Harisēwe machen wollen. Solche Personen gehen dann nicht nach Tirupati, sondern machen diese ganze Feierlichkeit in ihrem Haus ab. Hiezu müssen sie eine besondere Hütte bauen, sich etliche Tage vorher schon mit ihrem Essen absondern, kein Fleisch genießen, das ganze Haus und alle Geräte reinigen, und wenn der Festtag kommt, dem Tulasi-Bäumchen, das zu Ehren des Wischnu gepflanzt ist, eine besondere Verehrung darbringen. Es werden zu dieser Feier und Festschmaus viele Verwandten und Kastenleute eingeladen und die Ausgaben dieses Harisēwe können sich auf 50—300 Mk. belaufen.

Der Gelübde für den Gott Wischnu sind es aber noch viele weitere. Ich lasse hier nur die gebräuchlichsten folgen:

1) Das Yedepūdsche. Dieses feiern gewöhnlich die niederen Kasten. Eine Familie, in welcher dieses Gelübde gelöst werden soll, darf für eine gewisse Zeit keine Fleischspeisen genießen und muß

jeden Tag dem Tulasi-Bäumchen ihre Huldigung bringen. Am Haupttag werden viele Verwandte und Bekannte zu einer besonderen Verehrung des Gottes Wischnu und nachher zu einem Festessen eingeladen. Auslagen 30—40 Mk.

2) Das Wasawanta. Dieses Gelübde erfüllen Brahmanen wie Schudras und zwar fast jedes Jahr, teils um von einer Krankheit frei zu werden, teils um eine Uebertretung gut zu machen, die vielleicht jemand in der Familie begangen hat, indem er am Samstag nicht seinen Pfennig in das Gotteskästchen gelegt hat, wie er es hätte thun sollen und auch vielleicht versprochen hatte. An dem bestimmten Festtag ist wieder das Tulasi-Bäumchen Gegenstand besonderer Verehrung. Es wird vor demselben ein irdener Topf aufgestellt, Wasser darein gegossen, mit allerlei Blumen verziert und nachher mit dem Bäumchen verehrt. Nach dieser Festlichkeit ist wieder allgemeines Festessen. Die Ausgaben betragen 2—6 Mk.

3) Das Kūdalu belisuwadu. Diese Feierlichkeit nimmt man vor, wenn Kinder krank sind. Es versprechen da die Eltern, daß, falls der Gott Wischnu das Kind wieder herstelle, sie demselben die Haare etliche Jahre lang wachsen lassen wollen. Nicht selten lassen sie in solchem Fall den Kindern, Knaben oder Mädchen die Haare acht oder zehn Jahre lang stehen. An einem bestimmten Tag nehmen sie dann das Kind in einen dem Wischnu geweihten Tempel und lassen ihm dort in Gegenwart ihres Götzen das Haar scheren. Ausgaben: 10—20 Mk.

4) Das Sankramanada yātre. An jedem ersten Tag des Monats finden in verschiedenen Tempeln kleinere Festlichkeiten statt, wo dem Götzen gewisse Opfer dargebracht werden. Hier nun geloben die Leute, wenn der Gott Wischnu eine Krankheit heile, oder die Ernte segne, bei einem Prozeß zum Glück verhelfe, oder im Handel viel Gewinn schenke, daß sie ihm ein ganzes Jahr lang jeden Monat am ersten Tag an dem und dem Ort vor ihm erscheinen und ihm gewisse Geschenke bringen wollen. Hier ist die Ausgabe gering, etwa 2—4 Mk.

5) Das Sāwira hannu. Viele Leute versprechen in Zeiten der Not oder aber um eines Gewinnes willen dem Gott Wischnu im Fall seiner Hilfe 1000 Bananen oder 1000 Kokosnüsse. Diese Ausgabe kann sich auf 8—40 Mk. belaufen.

6) Das Tēruhabba. Um von irgend einer Krankheit los zu werden, gelobt der davon betroffene dem Gott Wischnu, sämtliche Ausgaben eines Tages in einem seiner Tempel bestreiten zu wollen. Dieses Gelübde wird dann mit großem Pomp gelöst, wobei die Brahmanen jenes Tempels ihr gut Teil davontragen. Es kann nur von reichen Leuten ausgeführt werden, denn die Kosten belaufen sich auf 200—300 Mk.

7) Das Battada mudi. Dieses thun meistens Bauersleute und zwar um einen reicheren Ertrag ihrer Felder zu erhalten. Sie versprechen dem Wischnu, wenn er ihr Feld vor Schaden bewahre und eine reiche Ernte schenke, daß sie ihm eine gewisse Menge Reis geben wollen. Dieser Reis wird dann in kleine Bündel, „Mudi" genannt, gebunden und in den betreffenden Tempel getragen. Ausgaben: 4—15 Mk.

8) Das Shibbala hannu. Wenn Leute auf ihrem Körper da und dort weiße oder schwarze Flecken in der Haut bekommen, was das Anzeichen einer Krankheit ist, so versprechen sie dem Wischnu im Fall der Genesung einen neuen Korb voll Bananen. Ausgabe: 2—4 Mk.

9) Das Hariwāna neiwēdya panchamrita abhischēka. Dieses Gelübde wird dem Gott Wischnu und auch der Göttin Durgi dargebracht, und zwar geloben sie für die Heilung einer Krankheit dem Gott Wischnu ein feines Essen von Reis, Milch und Zucker, und ein Badewasser aus Milch, Buttermilch, außgelassener Butter, Honig und Kokosmilch. Nachdem der Götze mit letzterem übergossen oder darin gebadet worden ist, wird er mit allerlei Blumen verziert und obige Speise ihm vorgelegt. Diese Kosten können sich auf 4—8 Mk. belaufen.

3. Gelübde für den Gott Schiwa.

Auch diesem Gott werden in Fällen von Krankheit und in den mancherlei Nöten des menschlichen Lebens verschiedene Gelübde gebracht. Wir beschränken uns hier auf die wichtigsten derselben.

1. Das Kudrābhischēka. Der von Fieber oder einer andern Krankheit Betroffene läßt durch 11 oder 100 Brahmanen eine gewisse Ceremonie nach dem Yadschurwēda verrichten. Dabei wird der Götze gebadet, geschmückt und mit Opfer bedacht. Nachher er-

halten die Brahmanen Geschenke. Die Ausgabe beläuft sich von 20—100 Mk.

2. Das Kudraparāyana. Der Kranke hat durch einen Brahmanen gewisse Citate aus dem Yadschurwēda 12 bis 48 Tage lang vor dem Götzen lesen zu lassen. Dieses kostet etwa 4—10 Mk.

3. Das Dipōtsawa. Dieses Gelübde wird gethan, um Kindersegen zu erlangen und besteht darin, daß der Bittende etliche Monate lang vor dem Götzen das Licht »Nandadīpa« brennen läßt. Er kann ihm aber auch Dipōtsawa machen, d. h. ihm zu Ehren an einem Abend in und vor dem Tempel tausende von kleinen Lichtern anzünden. Ausgaben 20—30 Mk.

4. Das Dharmastala yātre. Dharmastala liegt im Osten von Mangalore und ist ein sehr berühmter Wallfahrtsort. Die Gründe, um welcher willen diese Pilgerreise unternommen wird, können sehr verschiedene sein: Wenn z. B. Leute in Streit geraten, so fordert der eine den andern auf, vor dem Gott Schiwa in Dharmastala denselben schlichten zu lassen und so wird auch darauf geschworen. Krankheitsfälle und andere Nöten, Hoffnung auf irdischen Segen 2c. veranlassen die Leute, diesen, dem Gott Schiwa geheiligten Ort zu besuchen. Auf die gleiche Art, wie sie dem Wischnu in Tirupati ihr Gelübde zu lösen pflegen, wird auch hier in Dharmastala verfahren. Die Ausgaben können die Summe von 10—100 Mk. betragen.

5. Das Gokarna Yātre. Gokarna liegt in Nord-Kanara und ist einer der berühmtesten Orte des Schiwakultus in ganz Indien. Tausende von Pilgern ziehen alljährlich dorthin, denn der Segen, den man dort erhalten kann, übersteigt nach den Schriften und Aussprüchen der Priester alles dagewesene. Wer den Namen Schiwa im Tempel zu Gokarna ausspricht, erhält die Vergebung seiner Sünden. Wie die Dunkelheit der Nacht vor dem Feuer, dem Mond, den Sternen, den Planeten 2c. nur teilweise weicht, vor dem Glanz der Sonne aber ganz verschwindet, so verhält es sich mit den Sünden; sie verschwinden nicht völlig, wenn man nur die verschiedenen heiligen Orte besucht und in deren Teiche badet. Wer aber nach Gokarna kommt, dort badet und dem Schiwa einen Besuch abstattet, der wird frei von allen, auch von den größten und gröbsten Sünden. Selbst die Götter Brahma, Wischnu, Indra und andere sind in Gokarna gewesen, haben dort zum Schiwa gebetet und den erwünschten Segen

erhalten. Wer einen Tag an diesem heiligen Orte im Gebet zum Gott Schiwa zubringt, erlangt einen Segen, der größer ist, als wenn er ihn an andern heiligen Plätzen und bei andern Gottheiten 100,000 Jahre lang gesucht hätte. Ja, wer an einem Neumond in Gokarna im hl. Teich und Meer badet, den Verstorbenen ein Opfer vorlegt, dem Schiwa Verehrung bringt, gewisse Gebete hersagen läßt und den Brahmanen Geschenke giebt, erlangt gewißlich die Seligkeit. Die Auslagen, welche dieses Gelübde mit sich bringt, kommen etwa denen von Tirupati gleich.

4. Gelübde für den Gott Ganapati.

1. Das Mūdaganapati. Haben Leute einen Rechtsstreit wegen Vermögensverteilung, so versprechen sie dem Gott Ganapati, im Fall er ihnen in dieser Sache zum Sieg verhelfe, ihm 48 oder 108 oder 1000 Kokosnüsse schenken zu wollen oder aber von 25 bis zu 200 Kilo Reis Kadabu, eine Art Reisfladen backen und ihm vorlegen zu lassen, sowie auch noch weitere Opfer darzubringen, wie Blumen, Speisopfer 2c. Das alles fällt natürlich den Priestern zu.

2. Das Ayar koda. Dieses Gelübde wird in Krankheitsfällen oder aber um eine gute Ernte zu erhalten gelobt. Es besteht darin, daß der betreffende durch den Priester des Tempels gewisse Stellen aus den Vedas hersagen lassen muß. Während dies geschieht, wird der Götze etwa 2—3000 mal mit Weihwasser aus einem irdenen Topf übergossen und mit Blumen geschmückt. Die Brahmanen erhalten ein Mittagessen und die Ausgaben mögen etwa 20—50 Mk. sein.

3. Das Pandchakadschaya. Es ist dieses Gelübde ein leichtes und wird deshalb sehr oft von den Leuten gethan und zwar, wenn einer Handlung etwas im Weg steht. Um dieses Hindernis zu entfernen, wird dem Gott Ganapati ein Opfer gebracht, das aus einem Backwerk besteht, welches aus fünf Getreidearten zubereitet ist. Die Unkosten belaufen sich auf etwa 2—6 Mk.

5. Gelübde für die Göttin Gauri und Lakschmi.

Unter diesen beiden Namen wird in Indien die weibliche Naturkraft verehrt; Gauri ist die Frau von Schiwa, und Lakschmi die des Wischnu. Diese Göttinnen sind in Zeiten von Pocken- und Choleraepidemien Gegenstand besonderer Verehrung. Ihnen wird

1. das Huwinapūdsche gemacht, woran nicht nur eine Familie, sondern ein ganzes Dorf teilnehmen kann. Die Göttin wird dabei mit einer Unmasse von Blumen geschmückt und erhält ein Opfer. Die Kosten betragen hier nur 2—4 Mk.

2. Das Rangapūdsche. Dies erfordert, daß etwa 5—20 Kilo Reis gekocht und davon Figuren in der Gestalt des Götzen (Linga) gemacht werden. Diese Figuren werden vor dem Götzen in zwei Reihen bis zur Thüre des Tempels aufgestellt und zu jeder Figur noch fünferlei Backwerk gelegt. Nachher werden die Figuren mit Blumen geziert, angebetet und die Eßwaren an eine niedere Brahmanenkaste ausgeteilt. Die Blumen erhalten die Anwesenden als Opfersegen. Die Ausgaben können sich auf 20—40 Mk. belaufen.

3. Das Strīyarasantarpana. Dieses geloben die Frauen in Zeiten verschiedener Krankheiten. Sie haben in diesem Fall fünf oder neun Brahmanenfrauen im Namen dieser Göttin ein Essen zu geben und dabei die Unkosten von etwa 2—4 Mk. daranzurücken.

4. Das Kunkumarati. Der betreffende läßt durch den Priester das Götzenbild schön schmücken und auf einer Messingschüssel eine rote Farbe bereiten, worauf ein Licht gestellt und dieses vor dem Götzen langsam hin- und hergeschwungen wird. Ausgaben: 1—2 Mk.

5. Das Seilābhischēka. Dieses wird häufig von kinderlosen Frauen gemacht. Sie nehmen ein gewisses Quantum Oel, lassen im Tempel sämtliche Götzen damit bestreichen und bitten die Göttin, ihnen Kindersegen zu schenken. Ausgaben: 1—2 Mk.

6. Das Kalashābhischeka. Wenn eine Familie von Krankheit heimgesucht ist, so wird im Tempel oder im eigenen Heim diese Ceremonie durch einen Priester verrichtet. Ein irdenes Gefäß wird mit Wasser gefüllt, mit fünferlei Gewürzen und fünferlei Blumen geschmückt, verschiedene heilige Verse gebetet und nachher als Weihwasser auf das Götzenbild gegossen und demselben geopfert. Ausgaben etwa 2 Mk.

7. Das Tschandikeya parāyana. In Krankheitsnot oder auch beim Gefühl, daß die Göttin irgendwie nicht zufrieden sein könnte, wird derselben dieses Opfer versprochen. Der Priester, welchem diese Handlung übertragen ist, muß 12, 24 oder 48 Tage lang im Namen des Kranken sich baden und dann vor dem Götzen aus dem Markandeya Purana gewisse Stellen auswendig herbeten und demselben

opfern. Auch hat der Kranke noch einigen Brahmanen allerhand Geschenke zu geben. Ausgaben: 12—48 Mk.

8. Das Tschandikeya schänti wird in Zeiten gefährlicher Krankheiten gemacht und kann im Haus verrichtet werden. Es werden vier Brahmanen gerufen, die mit weißer Kalkerde einen Kreis auf die Erde und in diesen verschiedene Figuren zeichnen, von etwa 10 Kilo Reis ein Essen bereiten und hiezu Milch, Honig, Zucker ꝛc. verwenden. Dieses Essen wird in dem Kreis aufgestellt und durch verschiedene Mantras geweiht. Eine verheiratete Frau wird in die Mitte dieser Eßwaren gesetzt; ein Frauenkleid, Goldschmuck, Karmesin und noch andere Sachen werden vor sie hingelegt und nun wird sie im Namen der Göttin verehrt. Die Frau erhält jene Sachen, die Brahmanen ein Essen und noch Geschenke. Dieses alles kann auf 50—200 Mk. kommen.

9. Das Durgaparäyana. Dieses ist ein Gelübde für die Schudras. Sie müssen durch die Priester der Göttin einige heilige Verse herbeten lassen und derselben opfern. Ausgaben: 4—6 Mk.

10. Das Durgashänti. Auch dieses wird in Zeiten der Not und Krankheit gelobt. Es wird gehalten wie das vorhergehende, nur daß andere heilige Verse gebetet werden. Es kostet etwa 4—20 Mk.

6. Gelübde für den Schlangengott Näga oder Subaräya.

Der Schlangengott ist sehr gefürchtet, weil ihm die Ursache vieler Krankheiten zugeschrieben wird. Hat jemand geschwollene Füße, kranke Augen, Aussatz oder irgendwelche Geschwüre am Körper, so rät der Priester, Hilfe bei dem Schlangengott zu suchen. Es giebt eine ganze Reihe von Gelübden für diesen Gott, welche alle mehr oder weniger Aehnlichkeit haben mit den bereits beschriebenen. Die bedeutendsten derselben sind nachstehende:

1. Das Nägamandala. Dieses wird von den reicheren Leuten vorgenommen und zwar hauptsächlich in Hoffnung auf Kindersegen, oder aber wenn eine Schlange aus Fahrlässigkeit bei Bestellung des Ackers getötet worden ist. Dadurch ist eine große Sünde begangen und ein Fluch auf die Familie gekommen. Beides muß gesühnt werden. Nachdem die Hausbewohner an einem bestimmten Tag einer großen Anzahl Leuten, Brahmanen und Schudras, ein gutes Essen

gegeben haben, wird am Abend von einem Priester aus fünferlei Farben ein Schlangenbild auf den Boden gezeichnet. Darauf tanzt ein Priester, welcher in einem Schlangentempel fungirt, beim Schall einer grellen Musik um dieses Bild herum. Der Geist dieses Schlangengottes kommt dabei über ihn, spricht aus ihm heraus und jetzt versichert er die Leute, daß sie getrost sein könnten, ihre Sünde sei nun gesühnt. Es wird nachher noch dies und jenes Geschenk in Geld und Früchten an die Brahmanen ausgeteilt und die Ausgaben dieser Feierlichkeit belaufen sich von 100—600 Mk.

2. Das Sarpasamskāra. Diese Handlung wird vorgenommen, wenn ein Hindu auf dem Weg eine tote Schlange findet. Vier Tage vor der Feierlichkeit muß die gefundene Schlange verbrannt und von zwei Brahmanen eine Schlangenfigur aus Mehlteig verfertigt werden. Während dieser vier Tage hat sich der Hausherr vor aller Verunreinigung zu hüten. Am Festtag selbst wird ein kleiner Holzstoß errichtet, wie wenn es einer Leiche gelte, die Figur darauf verbrannt und von acht ledigen Brahmanenpriestern und 16 verheirateten Brahmanen den acht Schlangengeschlechtern ein Opfer gebracht. Nachher vereinigt sie ein Festessen, wobei ihnen auch Geschenke verabreicht werden. Ausgabe: 20—60 Mk.

3. Das Tulabhāra. Dieses Gelübde wird dem Schlangengott gelobt in Zeiten verschiedener Krankheiten. Wenn der Festtag kommt, so nimmt der betreffende das, was er diesem Gott zu geben versprochen hat, seien es Bananen, Kokosnüsse, Reis oder Geld, und geht damit in den Tempel. Dort ist eine Wage aufgehängt und zwar gegenüber dem Götzenbild. Auf die eine Wagschale setzt er sich selber und auf die andere legt er das versprochene Geschenk, und so viel er wiegt, so schwer muß auch letzteres sein. Sind es Bananen, oder Reis, oder Kokosnüsse, so kommen die Ausgaben nicht so hoch; wird aber Geld auf die Wage gelegt, so kann sich die Summe auf mehrere tausend Mark belaufen.

4. Das Shilesthāpane. Hat irgend jemand beim Graben oder Pflügen eine Schlange oder ein Schlangenei vernichtet, so muß er für diese Sünde das Schlangenbild in einen Stein hauen, vom Priester weihen und an einem bestimmten Ort aufrichten lassen. Diese Feierlichkeit erfordert mit sämtlichen anderen Ausgaben an die Brahmanen gegen 10—20 Mk.

5. Das Konehannu. Befürchtet jemand, er könnte von dem Schlangengott irgendwelche Strafe zu erwarten haben, so verspricht er demselben, ihm den nächsten besten Bananenbüschel von seinem Garten geben zu wollen. Sobald sich eine solche Fruchttraube zeigt, bindet er im Namen dieses Gottes eine Schnur daran und wenn die Bananen reif geworden sind, so bringt er sie in den Tempel und giebt auch noch eine Kokosnuß und etwas Reis dazu. Das Ganze kann 2—4 Mk. kosten.

6. Das Tottlumagu. Ist ein Kind bedenklich krank, so verspricht die Mutter diesem Gott, im Fall der Genesung ihm das Kind in einer Wiege vorzustellen. Zu diesem Zweck läßt sie eine ganz kleine Wiege von Silber machen und ein kleines Figürchen hineinlegen. Nun nimmt sie das wirkliche Kind mit seiner Wiege und das dargestellte in der kleinen Silberwiege, geht in den Tempel und bringt beide vor den Götzen. Das Kind wird dann in seiner Wiege wieder heimgetragen und die silberne Wiege mit der kleinen Figur wandert in den Tempelschatz. Ausgabe: 4—50 Mk.

7. Das Kalasharpane. Dieses lösen meistens die Frauen und zwar um Kindersegen zu erhalten. Sie lassen sich vom Töpfer einen irdenen Topf machen, auf dessen Außenseite das Schlangenbild gezeichnet ist. Diesen Topf füllen sie mit Wasser, legen eine Kokosnuß darauf, sowie die Blüte der Arekapalme und übergeben es dem Gott nebst einer Mark Geld, mit der Bitte, ihnen Kinder zu schenken. Ausgaben 2—4 Mk.

8. Das Madastana. Hauptsächlich sind es Männer, welche dieses Gelübde auf sich nehmen. Sie versprechen in Zeiten der Krankheit, daß, wenn der Schlangengott sie wieder gesund mache, sie auf seinem nächsten Fest sich vor ihm auf dem Boden eine gewisse Strecke lang hinwälzen würden. Dies thun sie meistens auf dem großen Götzenfest in Subramanya; doch geschieht es auch an andern Orten. Zu diesem Zweck versammeln sich die betreffenden Männer am genannten Festtag im Tempel und gehen etwa um den Mittag mit Musik an einen bestimmten Teich. In diesem baden sie und daraufhin werfen sie sich auf den Boden, um wälzend nach dem Tempel zurückzukehren. Es folgt da einer dicht hinter dem andern und kann man sie oft zu mehreren hunderten zählen. Die Verwandten gehen auf beiden Seiten neben ihnen her; es darf aber niemand diesen

Wälzenden irgendwelche Hilfe leisten, und im Fall einer auf den andern käme und so eine Störung herbeigeführt werden könnte, wird dem einzelnen nur zugerufen, er möge sich schneller und der andere etwas langsamer bewegen. In Subramanya, wo die Entfernung vom Teich bis zum Tempel eine Viertelstunde betragen mag, kommt es den alten und schwächlichen Männern oft sehr sauer an, diese Strecke wälzend zurückzulegen. Immerhin ist es für alle eine große Anstrengung, denn sie dürfen nicht eher aufstehen, als bis sie vor der Schwelle des Tempels angelangt sind. Dort angekommen, sind die meisten so abgemattet, daß sie kaum aufstehen können und die Verwandten ihnen auf die Beine helfen müssen. Nun falten sie ihre Hände, verbeugen sich vor dem Götzen, zahlen noch ihre 50 Pfennige, gehen noch einmal zum Teich zurück, reinigen sich dort von allem Staub und Schmutz, ziehen ihre Kleider, die sie während des Wälzens bis auf ein kleines Lendentuch abgethan haben, wieder an und das Gelübde ist gelöst.

9. Das Tanuyēreyōdu. In leichteren Krankheitsfällen nehmen die Leute etwas Reis, Betelnuß, Milch, Kokosnüsse, Bananen, Kampfer, ein Licht samt etwas Geld und lassen dies alles durch einen Priester dem Schlangengott vorlegen. Es kostet dies etwa 1—2 Mk.

Ferner giebt es noch Gelübde für diesen Gott, welche die Leute erst auf sich nehmen, wenn sie auf ein Götzenfest kommen und der Meinung leben, eine besondere Hilfe von diesem Gott erfahren zu haben. Es sitzen da an den Straßen, welche zu den Tempeln führen, die Goldschmiede oder deren Gehilfen mit allerlei silbernen Figuren, welche menschliche Augen, Füße, Arme &c. darstellen. Von diesen kauft man sich irgend eine und giebt sie dem Priester, der sie dem Götzen vorlegt und später auch in den Tempelschatz wandern läßt.

7. Gelübde für die Göttin Kāli.

Die Göttin Kāli, auch Māri genannt, ist vom Volk sehr gefürchtet; denn von ihr sollen allerlei Plagen und Krankheiten kommen. Deswegen werden auch ihr viele Gelübde gebracht. Sie unterscheidet sich von den andern Göttinnen oder Göttern dadurch, daß sie Blut verlangt, an manchen Orten auch Branntwein, und ihr Kult hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Bhutendienst.

1. Ein Gelübde, das in Zeiten von Pocken, Cholera und sonstigen schweren Krankheiten vielfach gelöst wird, heißt Märihabba. Es wird von den Dorfbewohnern, die der Göttin diese Verehrung darbringen wollen, hiezu ein bestimmter Tag festgesetzt. Man läßt von einem Dreher eine hölzerne Frauenfigur machen und mit allerlei Farben verzieren. Diese wird dann auf einen Palankin gesetzt und man opfert vor ihr. Man schlachtet Schafe oder auch Hühner und legt ihr gekochten Reis vor, der mit dem Blut der Schlachtopfer besprengt ist. Darauf wird sie mit Musik und großem Lärm zum Dorf hinausgetragen, wobei auf dem Weg geopfert wird. Gewöhnlich geht man bis an die Grenze der Gemarkung und dort wird die Figur in Stücke zerschlagen. Die Leute meinen nämlich, daß dadurch die Göttin zufrieden sei und nun das nächste Dorf heimsuchen werde. Die Ausgaben hiefür können sich auf 20—50 Mk. belaufen.

2. Das Kendatuliyuwadu. Dieses Gelübde legen sich nur Frauen auf. Bei gewissen Krankheiten versprechen sie der Göttin, an ihrem nächsten Fest am „Kohlentreten" teilzunehmen, im Fall sie ihnen helfen würde. An jenem Fest nun, welches meistens gegen Abend beginnt, begiebt sich der festlich geschmückte Priester der Kali in deren Tempel. Dort stehen schon die Musikanten bereit, und nun erschallt eine wilde Musik als Begleitung des Tanzes, den der Priester vor der Göttin aufführt. Unartikulierte Laute, wilde Geberden und tolle Sprünge lassen die Leute bald darauf wissen, daß der Priester von der Göttin besessen sei. Halb rasend und geführt von zwei Männern kommt er wieder aus dem Tempel heraus und aller Augen schauen auf ihn; denn was er jetzt thut und redet, ist nicht er selbst, sondern die Göttin. Vor dem Tempel sind auf dem Boden an zwei Orten, von denen jeder etwa 3' breit und 5' lang und etwas vertieft ist, brennende Kohlen hingestreut. An dem einen dieser Orte geht nun der Priester, geführt von zwei Männern, barfuß über diese Kohlen hinweg; ist er fertig, so kommen die Frauen, welche dieses Gelübde gethan haben, und gehen an dem andern Ort ebenfalls barfuß über die Kohlen hin, wobei sie von den Verwandten geführt werden. In Sirsy (Nord-Kanara), wo ein großer Märi-Tempel ist, wird alle drei Jahre ein großes Fest abgehalten, wo Tausende von Hühnern, Schafen und auch Büffelochsen bei dieser Gelegenheit geschlachtet werden.

So ließe sich noch manches anführen, welches deutlich zeigt, wie der Hindu immer auf dem Weg zu seinen Göttern und bösen Geistern ist, teils um sie um Rat zu fragen, teils um sein Gelübde abzutragen. Zu dem Gott Wischnu geht er gewöhnlich, um irdischen Segen zu erhalten; zu dem Schlangengott Subbaraya, der Göttin Kali und den bösen Geistern, um von seinen verschiedenen Krankheiten und Nöten befreit zu werden, und zu dem Gott Schiwa, um himmlische Güter zu erlangen. Aber bei allem Suchen nach irdischem und himmlischem Glück bleibt das Herz doch leer; denn dieses kann nur in dem lebendigen Gott durch Christum zur Ruhe kommen.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Mittel- und Süd-Amerika.

1. Das Festland von Mittel-Amerika.

Das schon frühzeitig von der katholischen und evangelischen Mission betretene Gebiet der westindischen Inselwelt kommt als eigentliches Missionsfeld nicht mehr in Betracht, insofern die ganze schwarze und farbige Bevölkerung auf derselben mehr oder weniger unter den Einfluß des Evangeliums gekommen ist und wenigstens dem Namen nach als christlich angesehen werden kann. Mehrere der Missionsgesellschaften haben deshalb auch Schritte gethan, die gesammelten Gemeinden zu selbständigen Kirchenkörpern zu organisieren, wenngleich sie sich von der Leitung derselben noch nicht zurückziehen können. Dagegen erwächst der Mission ein neues, nicht unbedeutendes Feld der Wirksamkeit unter der einwandernden Kulibevölkerung, die aus Indiern und Chinesen bestehend, hauptsächlich von der aufblühenden Insel Trinidad mehr und mehr angezogen wird (vgl. darüber voranstehenden Artikel: „Trinidad und dessen Ruf an die Brüdermission“).

Wir wenden uns deshalb dem Festland von Mittel-Amerika zu und zwar der Moskitoküste, auf der die Brüdergemeine seit 1849 unter den Indianern und Mischlingen arbeitet. Die Missionsarbeit auf diesem Gebiet darf wohl als eine der interessantesten und wichtigsten der Brüdergemeine betrachtet werden; denn „die geographische Lage desselben zwischen der Republik Nicaragua und der Seeküste, die Nähe des projektierten Kanals zwischen dem Atlantischen

und Stillen Ocean, der Erfolg und die Spuren der mächtigen Erweckung vor einigen Jahren, der Charakter des Volkes, sowie die Aussicht, allmählich das Werk unter den verschiedenen Stämmen, die Nicaragua bewohnen, ausbreiten zu dürfen" — alles das ist dazu angethan, freudige Hoffnungen und besonderes Interesse für dasselbe zu erwecken. Auf der anderen Seite dagegen sind die politischen Verhältnisse derart, daß sie für den Bestand und die freie Entwickelung der Mission in der bis jetzt noch unabhängigen Moskitoreserve Anlaß zu allerlei Befürchtungen geben. Denn ihre Lage an dem wichtigen Küstenstrich mit einem der besten Häfen Mittelamerikas läßt den katholischen Nachbarstaat Nicaragua, welcher das kleine Moskitoland ringsum mit mächtigen Fangarmen umschlungen hält, schon längst wünschen, dasselbe seinem Gebiet einzuverleiben. Bereits hat er sich in aller Stille ansehnliche Strecken des Moskitolandes angeeignet, sodaß schließlich dessen Bewohnern bald nichts mehr als Sümpfe übrig bleiben werden. Selbst einige der Küstenlinie vorgelagerte Inseln hat jener Staat kürzlich annektiert und er wartet nur auf die Gelegenheit, um das ganze Moskitogebiet unter seine Botmäßigkeit zu stellen. Die Indianer halten aber fest an ihrer Unabhängigkeit, die ihnen durch Verträge gewährleistet ist, so lange ein Indianer die Herrschaft zu führen und die Ruhe aufrecht zu erhalten weiß. Diese Verträge stehen aber nur auf dem Papier und die in denselben vereinbarten Grenzen sind niemals abgesteckt, noch sind die Ländereien jemals vermessen worden. Eine schließliche Einverleibung der kleinen Moskitoreserve darf deshalb über kurz oder lang als Möglichkeit ins Auge gefaßt werden. Für die Brüdermission entsteht nun die Frage: „Was wird aus dem Missionswerk, wenn das Moskitoländchen dem katholischen Nicaragua einverleibt werden sollte?" Die Ansicht der Missionare ist bis jetzt noch geteilt, indem die einen, und wohl die meisten, sich der Vermutung zuneigen, daß der Verlust der politischen Selbständigkeit Moskitos eine schwere und andauernde Schädigung des dortigen blühenden Missionswerkes im Gefolge haben werde, während die anderen sich der Hoffnung hingeben, es werde sich durch die erweiterten Grenzen des bisherigen Gebietes das Missionswerk auch auf die in Nicaragua ansässigen Indianerstämme ausdehnen lassen. Beide Fälle sind denkbar und können bei der Unberechenbarkeit der Entwickelung mittelamerikanischer Verhältnisse zeitweilig eintreten. Im Augenblick scheint die Regierung von Nicaragua der Brüdermission ihre Gunst zu schenken, sodaß die letztere unbehindert auch innerhalb dessen Grenzen missionieren darf. Noch vor einigen Jahren war dies den Missionaren nicht gestattet und späterhin nur mit einiger Beschränkung, obschon sie das Feld reif zur Ernte vor sich sahen; denn nicht allein, daß eine größere Anzahl von Indianern aus dem Nicaraguagebiet auf den Stationen der Moskitoreserve mit dem Evangelium bekannt und getauft worden waren, es fanden auch

die Brüder bei gelegentlichen Missionsreisen in jenes Gebiet überall die freundlichste Aufnahme unter den heidnischen Indianern, sowie ein allgemeines Verlangen nach Lehrern. Nun haben die Brüdermissionare in jüngster Zeit Gelegenheit gehabt, persönlich mit Vertretern von Nicaragua zu verkehren und ihre Bitte um freie Wirksamkeit unter den Indianern der Republik vorzutragen, sowie auch vielleicht die Vorurteile zu zerstreuen, die man gegen sie bisher gehabt haben mag; denn es scheinen nicht lediglich kirchlich-religiöse Gesichtspunkte gewesen zu sein, sondern vielmehr politische, welche die bisherige ablehnende Haltung Nicaraguas gegen die Brüdermission veranlaßten. Bei der Begehrlichkeit des letzteren nach dem Besitze von Moskito schien ihm diese als die hauptsächlichste moralische Stütze des kleinen gebrechlichen Moskitostaates bis jetzt im Wege zu stehen, um desselben Herr zu werden; denn „durch den mittelbaren Einfluß der Mission hat sich die öffentliche Sicherheit, hat sich Zucht und Ordnung, Bildung und Gesittung, Handel und Verkehr im Lande sichtlich gehoben und befestigt," während es Nicaragua nur erwünscht sein konnte, daß innere Unordnung, Zersetzung und Auflösung in Moskito eintrete, um dadurch einen bequemen Vorwand zu haben, den Verträgen gemäß eingreifen und sich der Reserve bemächtigen zu können.

Wie unberechtigt aber das Mißtrauen ist, das bisher in den Missionaren nur Persönlichkeiten von oppositionellem politischen Einfluß witterte und wie segensreich der Einfluß der Mission unter den Indianern der Moskitoküste ist, davon scheint sich nun Nicaragua überzeugt zu haben und auch gewillt zu sein, die bis jetzt verschlossene oder doch nur zeitweise offene Thür seines Gebietes der Brüdermission unbedenklich aufzuthun. Zu dieser günstigen Haltung ihr gegenüber mag auch noch der Umstand mitwirken, daß neuerdings von anderer Seite verschiedene amerikanische Gesellschaften zum Vorgehen in Nicaragua aufgefordert werden und zwar „weil ein anderes großartiges Unternehmen im Werk ist, der Bau des Nicaragua-Kanales, welcher den Stillen Ocean mit dem Atlantischen verbinden soll und ein lebenskräftigerer, glücklicherer Nebenbuhler des verunglückten Panamakanales zu werden verspricht. Der Präsident der interoceanischen Kanalbaugesellschaft, Warner Miller, der dieses „Thor der Welt" brechen und ausbauen soll, ist ein sehr energischer Mann und ein ernster Christ, von dessen Einfluß eben jene amerikanischen Missionsgesellschaften Großes erwarten." Dieses alles und die zur Zeit bestehende liberale Strömung in der Republik Nicaragua scheinen die Schranken der Intoleranz zum weichen zu bringen und der evangelischen Mission die Pforten zu öffnen. Dafür dürfte auch die Thatsache sprechen, daß die tonangebenden Klassen Nicaraguas trotz ihres katholischen Bekenntnisses die Jesuiten aus dem Lande verwiesen und volle Religionsfreiheit proklamiert haben. Indes können auch hier

die Verhältnisse über Nacht sich anders gestalten; denn diese mittelamerikanischen Republiken mit ihrer gemischten Bevölkerung von Spaniern, unterdrückten Indianern, Negern und Kreolen, welche keine Volkseinheit bilden, sind noch weit entfernt davon, wohlgeordnete, auf kräftig durchgeführten Gesetzen beruhende Staatswesen darzustellen. Immerhin sind die Aussichten für die evangelische Mission, mit dem Evangelium in dasselbe vorzudringen, zur Zeit günstiger als je zuvor.

Was nun den inneren Zustand der Mission auf der Moskitoküste betrifft, so erweist sich das Arbeitsfeld als ein fruchtbares und hoffnungsvolles. „Ein Geist freudigen Opferns von Zeit, Arbeit und Geld für Kirche und Schule waltet in den Gemeinden. Viele Erwachsene sind getauft worden und noch mehrere haben sich zur Taufe gemeldet. Als eine besondere Hilfe bei ihrer Arbeit haben die Missionare mit großer Freude die Uebersetzung und den Druck der vier Evangelien und der Apostelgeschichte in die Moskitosprache begrüßt."

Andererseits giebts auch mancherlei Klage zu führen, besonders über die Zunahme der Trunkenheit und solcher Laster, die sie im Gefolge hat. „Ferner ist es traurig, wenn auch nicht gerade überraschend, zu sehen, wie der alte Aberglaube, der in den Zeiten der Erweckung einen starken Stoß erlitten, an manchen Orten immer wieder neu auflebt," namentlich bei plötzlichen Todesfällen, die der Vergiftung und Verhexung zugeschrieben werden. — Leider haben mehrere alte und erfahrene Arbeiter aus Gesundheitsrücksichten die Hand vom Werke abthun und die Arbeit jüngeren Kräften überlassen müssen.

2. Südamerika.

Wohl sind die heidnischen Indianer noch zahlreich in Südamerika vertreten, aber nur in Britisch Guayana wird unter denselben eine ausgedehntere evangelische Mission getrieben. Besonders hat sich die anglikanische Kirche derselben angenommen und wird seit 1842 von dem greisen Bischof D. Austin, der zugleich Primas der westindischen Provinz ist, mit großer Rührigkeit geleitet, wobei die Ausbreitungsgesellschaft die nötigen Arbeitskräfte liefert. Der letzte Jahresbericht giebt fünf Stationen mit sechs europäischen Missionaren an, erwähnt aber leider weder den Stand des Werkes, noch die Zahl der Gemeindeglieder. Doch mögen nach einer Schätzung gegen 4—5000 christliche Indianer durch die anglikanische Mission im britischen Guayana gesammelt sein. Auch letztes Jahr unternahm Bischof Austin wieder eine Rundreise durch das von zahlreichen Missionsposten besetzte Gebiet seiner Diözese und waltete auf denselben seines Hirtenamtes. Einem der Missionare ist die spezielle Arbeit unter der Kulibevölkerung übertragen, ob und mit welchem Erfolg, läßt der Jahresbericht nicht erkennen.

Unter der Negerbevölkerung Britisch Guayanas (Demerara) arbeitet seit 1878 die Brüdergemeine, welche nur einen eingeborenen Prediger mit seinem Gehilfen daselbst stehen und 739 Gemeindeglieder in Pflege hat. Diese verteilen sich auf die Station Grahams Hall und deren Außenposten Beterverwachting. In beiden Gemeinden ließen sich deutliche Spuren davon wahrnehmen, daß sich das geistliche Leben derselben kräftigt und vertieft. „Der zahlreiche Besuch der Gottesdienste, die in denselben herrschende Aufmerksamkeit, die in Leiden und Schmerzen bewiesene Geduld, der Ernst und das Feuer, das sich in den Gebetsversammlungen offenbart, das stille, geordnete Familienleben, der Geist williger Freigebigkeit in Unterstützung des Werkes — alles das giebt dem dortigen Missionar die freudige Zuversicht, daß seine Arbeit im Herrn gethan und nicht vergebens sei."

In Niederländisch-Guayana, in der Kolonie Suriname erwächst der Brüdergemeine eine immer schwieriger werdende Aufgabe, indem sich hier in ihrem größten und volkreichsten Missionsgebiet die Pflege alter heidenchristlicher Gemeinden und ihr innerer Ausbau mit der Arbeit unter den Heiden aufs engste berührt. In der großen Stadtgemeinde von Paramaribo, deren Kirchenglieder nach Tausenden zählen, sieht man sich Verhältnissen gegenüber, die es fast unmöglich erscheinen lassen, „diese unübersehbare Masse durch die Kirchenzucht zu disciplinieren." Der wundeste Fleck ist und bleibt die mangelhafte häusliche Erziehung in vielen Negerfamilien, wodurch ein verwahrlostes Geschlecht heranwächst, das sich gern der christlichen Zucht durch Kirche und Schule entzieht. Unter diesen Verhältnissen kann nur durch eifrig betriebene Stadtmission, für die leider nicht immer die geeigneten Kräfte zur Verfügung standen, unter der christlichen Masse segensreich gewirkt und manches erreicht werden. „Aber auch in den Plantagengemeinden macht sich Ungebundenheit und Zügellosigkeit des natürlichen Negercharakters vielfach geltend." Sein Hang zu Spiel und Tanz, Musik und nächtlichen Gastereien läßt ihn leicht zu Ausschreitungen kommen, die hart an alte heidnische Gebräuche und Unsitten streifen. Andererseits zeigte sich der Charakter der Neger im letzten Jahr von einer Seite, wie er nicht leidenschaftlicher und trotziger gedacht werden kann. Wegen unbedeutender Ursachen willen kam es zwischen etlichen Negerdörfern an der Para, in deren Mitte die Station Bersaba liegt, zu offenem Kampf, wobei nur durch das Dazwischentreten des Missionars ernsteres Blutvergießen verhindert wurde. Hier, wie auch unter den Negern an der Saramakka kam es im Lauf des Jahres sogar zu einer aufständischen Bewegung und hartnäckigen Auflehnung gegen die Landesregierung und die Staatsgesetze, indem sie sich weigerten, die Personalabgaben zu entrichten. Sie bestanden um so hartnäckiger auf dieser Weigerung, als sie sich in ihrer echt negerhaften Anschauung die Steuern als

freiwillige Liebesgaben an den König von Holland für die Aufhebung der Sklaverei einreden ließen. Eine Predigt des Missionars über Röm. 13, durch die er das Volk zum Gehorsam gegen die Regierung zurückführen wollte, hatte nur die Wirkung, daß ihm erklärt wurde, wenn er in der Kirche wieder über politische Dinge, die ihn gar nichts angingen, reden würde, so kämen sie ihm nie wieder in die Kirche. Ja, die erhitzten Gemüter gingen so weit, daß sie sich unter einander das Wort gaben, diejenigen zu überfallen, zu schlagen, oder gar zu vergiften, die sich etwa beikommen lassen sollten, die Steuern zu zahlen. Dem Missionar gelang es nur, die Kirchendiener zu ihrer Pflicht zu bewegen, wofür sie viel Hohn und Feindschaft von seiten der Aufständischen ernteten. Das persönliche Erscheinen des Gouverneurs, sachliche Auseinandersetzungen und freundliches Zureden waren vergeblich. Selbst ein Aufgebot von Polizei und Militär führte zu keinem Ziel. Die Neger verharrten bei ihrem passiven Widerstand, bis die Regierung denselben durch eine Sperre zwischen der Stadt und dem Land zu brechen wußte. Erst jetzt sahen sie sich in die Notwendigkeit versetzt, durch Zahlung der Abgaben sich den Zugang zu der Stadt zu erkaufen und die wegen der Weigerung über sie verhängte Strafe abzubüßen. „Aber wirkliche Beruhigung der Gemüter und durchgängige Rückkehr zum Gehorsam erfolgte nicht, so sehr sich auch die Bessergesinnten Mühe gaben, den Gehorsam herbeizuführen." — Trotz dieser Wirren, bei denen ein Volk wie die Neger sich leicht zu unbedachten Schritten fortreißen läßt und deren Tragweite sie nicht zu bemessen wissen, fehlte es nicht an erfreulichen und ermutigenden Zügen auf dem Missionsfelde. Der Kirchenbesuch war im ganzen, namentlich in Paramaribo, ein guter, die Aufnahme in die Abendmahlsgemeine und die Meldungen zur Taufe haben zugenommen. Auch ist das Interesse für die Missionsthätigkeit der Brüdergemeine im Wachsen begriffen. „Die Feier von Missionsfesten auch außerhalb der großen Stadtgemeinde gewinnt an Ausdehnung und die Beiträge für die Mission, namentlich auf dem Wege des 5-Cent-Vereins, wachsen beträchtlich." So wurde auf der im Innern belegenen Station Bergendal die 50jährige Jubelfeier des dortigen Kirchleins gefeiert und auf Hamilton in der Koronie eine neue Kirche eingeweiht. „Für solche Feste hat der Neger viel Sinn und Interesse; aber neben der äußerlichen Freude an Schmuck und Gesang öffnet der Herr auch die Herzen, und das Wehen des Geistes Gottes ist gar oft in den einzelnen spürbar und trägt auch nach dem Fest noch seine Früchte." — Besonders erfreulich entwickelt sich neuerdings das Schulwesen in Paramaribo und man hofft, durch dasselbe auch in nachhaltiger Weise auf die häusliche Erziehung der Negerkinder einzuwirken. Die sogenannte Centralschule, eine Anstalt zur Ausbildung von eingeborenen Lehrern, hat einen gewissen Aufschwung genommen und unter den Zöglingen hat sich ein besserer Geist Bahn gebrochen.

Die Missionsposten im **Buschland**, wo noch eine zum größten Teil heidnische Bevölkerung lebt, sind leider meist nur mit eingeborenen Gehilfen besetzt und werden von den Stationen aus so oft als thunlich besucht. Zauberei und grober Götzendienst hält die in der Abgeschlossenheit und Einsamkeit lebenden Buschneger stark umfangen, und wo auch durch die Predigt des Evangeliums und den Einfluß der Mission das Vertrauen zu den nichtigen Götzen stark erschüttert ist, so fehlts doch an Mut und Kraft, dem Zauberwesen völlig den Abschied zu geben.

Leider hat sich nach längerer Unterbrechung das surinamische Klima im letzten Jahr wieder als ein recht ungünstiges erwiesen und mehrere Geschwister teils zur Rückkehr nach Europa genötigt, teils durch den Tod dem Arbeitsfeld entrissen.

Auf der einsamen Südspitze Amerikas, auf **Feuerland**, am Kap Horn und auf den Falklandsinseln arbeitet mit sichtlichem Erfolg, wenn auch ohne Aussicht auf ausgedehnte Erfolge, die **Südamerikanische Missionsgesellschaft**. Von dem Hauptplatz Uschuwia, wo es dem ausdauernden Eifer der Missionare gelungen ist, die tief gesunkenen Eingeborenen auf eine solche Stufe zu heben, daß sie im Gegensatz zu früher als gesittete und arbeitsame Menschen erscheinen, melden auch die letzten Berichte von einem guten und fröhlichen Fortgang des Werkes. Mit großer Aufmerksamkeit wird das verkündigte Wort gehört und ein ernster Gebetseifer thut sich unter den christlichen Indianern jenes Platzes kund. Das dortige Waisenhaus für Mädchen hat leider durch viele Todesfälle und allerlei Krankheiten an Zahl sehr eingebüßt, wie denn überhaupt die dünne Bevölkerung sich durch Epidemien immer mehr verringert. Auf dem entlegensten Posten, auf der Insel Baily (die zur Wollastongruppe gehört), am Kap Horn steht seit zwei Jahren Missionar Burleigh mit seiner Frau in großer Einsamkeit und trauriger Abgeschiedenheit. Das Klima ist rauh und stürmisch, die umwohnenden Eingeborenen gehören zum verkommensten Menschenschlag und sind thatsächlich Wilde. Und doch, so heißt es im Bericht des visitierenden Bischofs (Febr. 1890), ist eine wirksamere Missionsthätigkeit von auffallenderem Erfolg wie hier, auf Feuerland bis jetzt nicht dagewesen. Die Mission hat eine durchgreifende Wirkung auf die Eingeborenen ausgeübt. Nicht nur ist es dem Missionar gelungen, dieselben zu veranlassen, sich bessere und wohnlichere Hütten zu beschaffen, sondern auch mancherlei Laster und Unsitten sind beschränkt und abgestellt worden. Kindermord und anderes ist seitdem nicht mehr in dem Maße im Schwange, wie ehedem. Des Morgens und Abends versammeln sich die Indianer des Platzes, welche nicht zum Fischfang und auf die Jagd ausgezogen sind, zu Gesang und Gebet und um in Gottes Wort unterrichtet zu werden. Ein Kirchlein, eine Schule und ein Waisenhaus ist von dem rührigen Missionar errichtet worden und das Werk nimmt so zu,

daß man daran denken muß, einen weiteren Arbeiter auf den Platz zu stellen, um dem bisherigen freiere Hand für die entfernter liegenden Wohnsitze der Indianer zu schaffen.

Auf der Keppel-Insel (zu der Gruppe der Falklandsinseln gehörig), dem Centrum der südamerikanischen Mission, gedeiht das Werk gleichfalls im Segen und werden hier bereits eingeborene Kräfte zur Mitarbeit herbeigezogen.

In Paraguay, Chili und Brasilien treibt dieselbe Gesellschaft meist Kolonialmission unter den verschiedenen Völkern und deren Vertretern, die sich an den Hafenplätzen der Flüsse und der Küstenlinie erreichen lassen, wozu den Missionaren neuerdings eine Dampfbarkasse von englischen Freunden zugestellt worden ist. Zu gleicher Zeit wird jedoch auch unter einigen Indianerstämmen, wie den Aurakanern, missioniert. Letztere, so heißt es, sind ein anderer Menschenschlag als die Feuerländer, wie denn auch das Land, das sie bewohnen, weit günstigere Verhältnisse aufweist. Sie betreiben bis zu einem gewissen Grad Ackerbau und nähren sich von demselben, haben Viehzucht und etwas Gewerbe. Um aber mit Erfolg unter ihnen zu missionieren, gilt es, Industrie einzuführen und die jetzt bestehenden Verhältnisse dadurch zu heben; ferner müssen sie zu Familien zusammengeschlossen und dem Handel entfremdet werden; denn durch diesen kommen sie mit dem Branntwein in Berührung und dieser ist ein Fluch für die Eingeborenen. Vor ihm können sie nur durch das Beispiel des Missionars und den heiligenden Einfluß des Christentums geschützt werden. Ermutigend ist, daß die Indianer allenthalben sich freundlich zu dem selbstlosen Wirken der Missionare stellen und dem Evangelium zugänglich sind, wogegen zu befürchten ist, daß sittliche Verwüstung unter ihnen einreiße und Blutvergießen nicht ausbleiben werde, sobald sie mit den landhungrigen Ansiedlern, die von allen Seiten die Ländereien besetzen, in allzunahe Berührung kommen.

Auffallend ist, daß gerade der südamerikanische Kontinent, der noch etwa anderthalb Millionen heidnischer Urbewohner zählen mag, von allen Erdteilen wohl am schwächsten mit evangelischen Missionen besetzt ist. Sind doch noch große, zum Teil ganz unbekannte Völkerschaften, welche das Innere von Brasilien, Patagonien, Peru und Chili bewohnen, zu denen keine Heilsbotschaft je gedrungen ist, während auf andern Gebieten, wie Indien und Afrika, die Missionsgesellschaften sich da und dort nur schwer über die gegenseitigen Grenzen einigen können.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

Die Rheinische Mission hat in diesem Jahre nicht weniger als sieben neue Stationen anlegen dürfen und zwar eine auf der Dampier-Insel bei Neu-Guinea, eine weitere auf der Insel Nias und die übrigen fünf auf Sumatra.

Auf der großen Insel Neu-Guinea gedenken zwei weitere englische, bezw. australische Missions-Gesellschaften, nämlich die Wesleyanische und der englisch-australische Zweig der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (Propagation Society) die Arbeit unter den Papua zu beginnen. Sie haben mit den an der südöstlichen Küste arbeitenden Londoner Missionaren vereinbart, sich auf der nordöstlichen Küste und deren Inseln ihr Arbeitsfeld zu suchen.

Die durch die Unruhen im Witugebiet bedrohten Neukirchener Missionare, welche am Tanafluß arbeiten, sind nach den neuesten Nachrichten der drohenden Gefahr entronnen und in Sicherheit. Der Inspektor dieser Mission, Pastor J. Stursberg, hat die Absicht, im November eine Reise nach Ostafrika und Jawa anzutreten, um seine Missionen zu visitieren. Hoffentlich wird dieselbe durch die Lage in Witu nicht vereitelt.

Durch verschiedene Umstände ist die Brüdergemeine veranlaßt worden, auch ihrerseits ein neues Missionswerk im deutschen Schutzgebiet von Ostafrika zu beginnen. Nach einer Anfrage beim Reichskanzleramt und nach vorangegangenen Besprechungen mit Sachverständigen und erfahrenen Missionsleuten ist sie darauf geführt worden, zunächst auf den von Süden her ansteigenden Terrassen des Kondegebirges, welches das nördliche und nordöstliche Ufer des Nyassasees umgiebt, ihren Fuß zu setzen. Zwar liegt diese Gegend so ziemlich an der südwestlichen Grenze des deutschen Schutzgebietes, aber Klima und Bodenbeschaffenheit seien einladend. Der Zugang ist durch eine fast ununterbrochene Wasserstraße (nämlich auf dem unteren Zambesi, dann auf dem Schire und schließlich auf dem Nyassasee selbst) sehr erleichtert. Die Bevölkerung sei zahlreich und vielversprechend. Zugleich ist damit der Brüdergemeine die Möglichkeit einer Anlehnung an die Stationen der Freien schottischen Kirche auf dem Westufer des Nyassasees gegeben.

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat neuerdings wieder einen jungen Missionsarbeiter, den Missionar Joseph Brayne in Lagos (Westafrika) durch den Tod verloren. Mit ihm — Mackay nicht gerechnet — beläuft sich die Totenliste auf 6 Missionare, welche in diesem Jahr auf verschiedenen Arbeitsfeldern im Anfang ihrer Wirksamkeit abgerufen wurden.

Dieselbe Gesellschaft verabschiedete im Lauf des Jahres 1890 die ansehnliche Zahl von 142 Missionsarbeitern (Frauen eingerechnet), wovon 82 zum erstenmal auf das Missionsfeld auszogen.

wurde der jüdische Knabe mit der Schrift bekannt gemacht. „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißest“ schreibt Paulus an Timotheus (2 Tim. 3, 15). Denn dieser hatte eine jüdische Mutter, und diese hatte ihn frühzeitig in die Schrift eingeführt. Und der jüdische Geschichtschreiber Josephus sagt uns, in welchem hohen Ansehen die Schrift bei jedem Juden stand. Ein jeder, versichert er, würde sein Leben für die Schrift zu lassen bereit sein, so sehr sei jedem die Ehrfurcht gegen sie als das heilige Wort Gottes gleichsam angeboren. Für die Jünger Jesu aber hatte sie noch eine besondere Bedeutung. Sie war ihnen das weissagende Zeugnis von Jesu Christo. „Sie ists, die von mir zeuget“ — so hatten sie ihren Meister sagen hören (Joh. 5, 39); so hatten sie es dann selbst auch gefunden. Der Auferstandene legte ihnen — wird uns erzählt (Luk. 24, 27. 45) — die Schrift aus, ihnen zu zeigen, daß sie von Anfang bis Ende auf ihn abziele. So kam das Alte Testament, durch die Autorität Jesu und der Apostel geschützt, aus Israel in die christliche Kirche herüber.

Daran schloß sich im Laufe der Zeiten das Neue Testament an. Jesus selbst hat keine Schriften hinterlassen. Denn er war gesandt, die Gnade und Wahrheit zu verkündigen durch das Wort seines Mundes, und durch sein Sterben und Auferstehen uns zu erlösen. Er sollte nicht der Verfasser, sondern der Gegenstand der heiligen Schrift sein. Die Schrift sollte von ihm handeln, aber nicht von ihm geschrieben sein. Auch seine Apostel hat der HErr zunächst gesandt, nicht daß sie schreiben, sondern daß sie predigen sollten. „Gehet hin und lehret alle Völker“ (Matth. 28, 19); predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Mark. 16, 15). Das Wort ist die Hauptsache am Christentum, und die nächste Gestalt des Wortes ist die mündliche Rede. Hier redet die Seele unmittelbar zur Seele, Geist zu Geist. Die Schrift ist ein Hilfsmittel, aber ein notwendiges.

Wie kam es aber zur Abfassung von neutestamentlichen Schriften?

Der christliche Unterricht begann mit der Erzählung der evangelischen Geschichte. Aber Geschichte will aufgezeichnet sein. Frühzeitig sind solche Aufzeichnungen entstanden. Aus ihnen hoben sich unsre vier Evangelien als die echtesten Urkunden jener heiligen Geschichte heraus. Als Matthäus, wird uns berichtet, nachdem er eine Reihe von Jahren in Palästina das Evangelium verkündigt, in

andere Länder ziehen wollte, hat er den Christen des jüdischen Landes eine schriftliche Zusammenfassung seiner evangelischen Verkündigung hinterlassen und in die Hand geben wollen, damit sie sich gegen die jüdischen Angriffe verteidigen könnten. Die evangelischen Predigten des Petrus in der Heidenwelt hat sein Begleiter Markus zusammengestellt. Und damit sich die Christen aus den Heiden, welche einen genaueren Unterricht wünschten, nicht blos mit einzelnen bruchstückartigen und weniger zuverlässigen Aufzeichnungen begnügen müßten, hat Lukas sein großes Geschichtswerk — das Evangelium und die Apostelgeschichte — geschrieben. Johannes aber hat sich gegen das Ende seines Lebens von den Bitten der Gemeindevorsteher in Ephesus bestimmen lassen, seine Erinnerungen von Jesu Christo, wie er sie in seinem Geiste bewahrte und der Gemeinde in Ephesus oftmals vorgetragen hatte, in seiner evangelischen Schrift niederzulegen, welche die vorhergehenden abschloß. So sind die vier Evangelien mit der Apostelgeschichte entstanden.

Die Briefe aber waren durch die besonderen Notstände oder Gefahren oder anderweitigen Bedürfnisse der Gemeinden oder der Einzelnen, an die sie gerichtet sind, veranlaßt. Wenn aber eine Gemeinde ein apostolisches Schreiben empfangen hatte, so sah sie dasselbe nicht bloß als ihren Privatbesitz an, sondern teilte dasselbe auch den benachbarten Gemeinden mit. Wir sehen aus dem Schluß des Kolosserbriefs (4, 16), wie Paulus selbst für solche gegenseitige Mitteilung seiner Sendschreiben Sorge trug. So entstanden Abschriften der einzelnen Briefe und bildete sich allmählich eine Sammlung derselben. Man freute sich, einen Ersatz für das Wort des abwesenden Lehrers zu haben und erbaute sich oftmals daran in den Gemeindeversammlungen. Die letzte Schrift aber, die Offenbarung Johannis, ist geschrieben, der Gemeinde zum Licht und Trost zu dienen in den schweren Zeiten der Bedrängnis, denen sie entgegengehe und in welchen kein Apostel ihr ermahnend und tröstend zur Seite stehen werde.

So sollten die neutestamentlichen Schriften das mündliche Wort der Apostel unterstützen und ersetzen und ihm gleichsam eine bleibende Gegenwart und Wirkung in der christlichen Gemeinde verleihen.

Frühzeitig fing man an, die einzelnen Schriften zu sammeln und zu einem Ganzen zusammenzustellen. Eine Zusammenstellung

unsrer Evangelien hat man, wie es scheint, bereits am Ende des ersten und am Anfang des zweiten Jahrhunderts gehabt. Aus dem Schluß des zweiten Briefes Petri (3, 16) ersieht man, daß es zu der Zeit, in welcher dieser Brief geschrieben wurde, bereits eine — wenn auch noch unvollständige — Sammlung von paulinischen Briefen gab. Und das Neue Testament selbst, wie wir es jetzt haben, mit Ausnahme einiger weniger Bücher, über die es noch zu keiner allgemeinen Uebereinstimmung der Ueberzeugung gekommen war, existirte nach unbestrittenen Zeugnissen, die wir besitzen, bereits in den Kirchen des Abendlands wie des Morgenlands gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts. Man hatte sich überzeugt, daß in diesen Schriften der Geist Gottes ebenso mächtig und rein zu uns rede, wie in den Schriften des Alten Testaments. So fügte man denn diese neutestamentliche Sammlung zu der alttestamentlichen hinzu, welche man von Israel überkommen hatte, und sah in diesem Ganzen die Eine heilige Schrift, das Eine Wort Gottes.

Zwar war damals die mündliche Ueberlieferung noch voll und ungetrübt. Noch lebten einzelne Schüler von Aposteln oder wenigstens Schüler von jenen. In den Gemeinden, welche von Aposteln gestiftet und unterwiesen waren, war die Erinnerung an jene großen Lehrer noch lebendig. Wollte man den christlichen Glauben kennen lernen, so brauchte man sich nur an diese Stätten und Träger ursprünglicher Ueberlieferung zu wenden. Den Irrlehrern gegenüber, welche das Wort der Schrift nach ihren Träumereien verdrehten, konnten die größten Lehrer des Abendlands, ein Tertullian und Irenäus, auf diese sichere Ueberlieferung verweisen und sich so aller weiteren Streitverhandlung über den richtigen Verstand der Schrift mit jenen Irrlehrern überheben. Aber neben dieser ursprünglichen Ueberlieferung aus den naheliegenden Tagen der Apostel stand das apostolische Wort in ihren Schriften, als das sicherste Zeugnis ihrer Lehre und mit dem Ansehen eines vom Geiste Gottes selbst gewirkten und mit göttlicher Autorität bekleideten Wortes. Aus den frühsten Zeiten haben wir eine Reihe von Zeugnissen, aus denen wir das hohe Ansehen erkennen, das die neutestamentliche Schrift genoß. Wir sehen deutlich, daß ihr bereits in der Zeit, in welcher der Strom der Ueberlieferung noch reicher und reiner floß, entscheidende Autorität zuerkannt wurde.

Dieses Ansehen verblieb der Schrift, wenigstens der Theorie nach, auch in der späteren Zeit. Nie hat man es in der christlichen Kirche zu leugnen gewagt, daß das entscheidende Wort in allen Fragen des Glaubens der Schrift zukomme. Freilich in Wirklichkeit wurde das anders in dem Maße, als die sogenannte Tradition an Ausbreitung und Ansehen gewann. Unter dem Namen der Ueberlieferung befaßte man nicht mehr blos das, was angeblich von Christo und den Aposteln selbst herrührte, nur aber nicht schriftlich verzeichnet, sondern nur von Mund zu Mund fortgepflanzt worden sei, sondern bald auch den ganzen Umkreis der Lehrsätze und Gebräuche, wie sie von den Kirchenversammlungen aufgestellt worden und zur Geltung in der Kirche gekommen waren. Wie die Kirche selbst, diese sichtbare Gegenwart Christi, wofür man sie hielt, zur obersten Autorität für den Christen wurde, so sah man auch in ihrem Wort und Gebot die letzte Entscheidung in allen Fragen. So konnte es geschehen, daß man zwar in der Theorie die Schrift als das entscheidende Wort Gottes bezeichnete, in der Praxis aber diese Entscheidung in die Hände der kirchlichen Gewalt legte, bis sich dann zur Zeit der Reformation zeigte, daß der trübe Strom dieser angeblichen Ueberlieferung nicht in sich selbst das Vermögen besitze, sich von allen den trübenden Elementen zu reinigen, welche die Heilskraft des Wortes beeinträchtigten oder verdarben.

Diese Erfahrung war es, welche in der Reformationszeit zu der Erkenntnis führte, daß das Heilmittel wider alle diese Verderbnis der kirchlichen Traditionen nur in dem richterlichen Ansehen der heiligen Schrift liege. Mit einer Klarheit und Entschiedenheit wie nie zuvor wurde von der Reformation und wird von der evangelischen Kirche die alleinige schiedsrichterliche Autorität der heiligen Schrift in allen Fragen des christlichen Glaubens und Lebens geltend gemacht. Die Schrift hat für uns dadurch eine ganz andere prinzipielle Bedeutung erlangt als in der römischen Kirche. Deshalb legt auch unsre Kirche stets ein ganz besonderes Gewicht auf das Studium der heiligen Schrift und sieht hierin die Grundlage aller Theologie. Niemals und nirgends ist auf Erforschung der heiligen Schrift so viel hingebender Fleiß verwandt worden, als seit der Reformation und in den evangelischen Kirchen. Denn jene Bedeutung der Schrift gehört zum Wesen unsrer Kirche. Sagen die

Römischen: die Kirche spricht das letzte Wort, denn sie ist die unfehlbare Trägerin des heiligen Geistes; so sagen wir Evangelischen: die heilige Schrift spricht das letzte Wort, denn sie ist das authentische Zeugnis von Jesu Christo. Man kann das ganze Wesen des Protestantismus und das ganze Bekenntnis der evangelischen Kirche in dies zweifache Wort zusammenfassen: Christus allein! und die Schrift allein! Fragen wir: wo ist das Heil zu finden und worin besteht es? so lautet unsere Antwort: in Christo allein; Er allein ist die Versöhnung für unsre Sünden und der Glaube an ihn macht uns gerecht vor Gott. Und fragen wir: wo haben wir das gewisse Zeugnis von Jesu Christo und die letzte Entscheidung über die Fragen des Heils und des Heilsweges? so lautet unsre Antwort: in der Schrift allein; sie ist die Richtschnur des Glaubens und Lebens für die Kirche Jesu Christi und für alle Christen. Das sind die beiden Hauptwahrheiten und Grundsätze unseres evangelischen Glaubens. (Dr. C. Luthardt, Apol. Vorträge.)

Bibelverbreitung in China.

China, das größte Reich der Erde, bietet mit seinen mehr als 400 Millionen Bewohnern ein reiches Feld der Thätigkeit sowohl für die evangelische Mission als auch für die Wirksamkeit der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Letztere hat nicht weniger als 102 Kolporteure in der Arbeit stehen, die im letzten Jahre nahezu 225,000 Exemplare der hl. Schrift und einzelne Bibelteile unter der chinesischen Bevölkerung absetzten.

Das sind freilich verschwindend kleine Zahlen im Verhältnis zu den Millionen von Heiden und Mohammedanern, die innerhalb der weiten Grenzen des „Reichs der Mitte" wohnen; aber es ist doch der kleine Anfang einer Aussaat, die nicht ohne Frucht bleiben kann, wie es denn von jeher die Signatur des Reiches Gottes gewesen ist, eine senfkornartige Entwicklung zu nehmen. Damit ist aber die evangelische Christenheit der Pflicht nicht enthoben, ihre Thätigkeit auf

dem Gebiete der Mission und Bibelverbreitung in den heidnischen Gebieten Chinas nach Kräften auszudehnen und die ihr zu teil gewordenen Heilsgüter denen zu vermitteln, die noch ferne von Gott sind.

In welcher Weise sich nun die Thätigkeit eines Missionsarbeiters in China vollzieht, dessen Aufgabe es ist, das gedruckte Bibelwort unter den Massen der Bevölkerung zu verbreiten und dasselbe den sonst so lesebegierigen Chinesen ans Herz zu legen, und wie dasselbe aufgenommen wird — davon giebt der nachfolgende Bericht eines Kolporteurs ein deutliches Bild. Derselbe schreibt:

„Schon manches Jahr ist es mir durch Gottes Gnade vergönnt gewesen, sein heiliges Wort unter dem chinesischen Volke zu verbreiten; aber stets hat mir meine Erfahrung die Wahrheit der Verheißung bestätigt: ‚Mein Wort soll nicht leer zurückkommen.‘ Viele, denen ich ein Führer zur Wahrheit werden durfte, haben mich dessen versichert.

Letztes Jahr machte ich von der Insel Hongkong aus verschiedene größere Reisen ins Innere des Landes. Dieselben waren mit den größten Schwierigkeiten und Strapazen verbunden. Den ganzen Tag über hat man reichlich Gelegenheit, die Beschimpfungen und Drohungen der Chinesen anzuhören. Doch hat sich an vielen Orten ein großer Umschwung vollzogen. Noch vor sieben Jahren war fast überall, wo ich hinkam, das Wort Gottes eine unbekannte Sache und das Volk hatte damals noch nie zuvor weder einen Missionar, noch einen Kolporteur zu Gesicht bekommen. Jetzt befinden sich in jenen Gegenden Missionsstationen und meine Bibeln fanden reichlichen Absatz. Damals pflegte man mich mit Steinen zu werfen, nun aber nimmt man das Evangelium Jesu Christi mit Freuden auf. Ja, Gottes Wort nimmt auch hier seinen Siegeslauf durch alle Dörfer und Marktplätze der großen Provinz Kanton.

Hingegen findet auch da und dort der umgekehrte Fall statt. Wo ich sonst mit großer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit aufgenommen wurde, da ist das Volk höchst feindselig geworden und zwar aus Opposition gegen die Wirkung des Evangeliums. So kam ich vor Jahren durch eine große Stadt und verkaufte eine große Anzahl von Evangelien an die Bewohner derselben. Als ich einige Zeit später wieder dieselbe berührte, sah ich in den Straßen nur feindselige Blicke auf mich gerichtet. Vom Evangelium wollten sie

nichts wissen. Bald darauf waren an allen Mauern Plakate angeschlagen mit dem das Volk aufreizenden Inhalt: „Seid vorsichtig! Die Fremden sind gleich Schlangen und ihr Herz ist voll Giftes derselben. Zuerst treten sie als Kolporteure auf, verkaufen ihre gifthaltigen Bücher und sagen: unsere Lehre ist die beste. So verbreiten sie die Lehre eines, den sie Jesus nennen. Dann bauen sie Schulen, um die Jugend herbeizuziehen. Schließlich kommen sie mit Militär u. s. w." Die Ursache dieser feindlichen Stimmung war, daß ein junger Mann aus der Nachbarschaft der Stadt seiner Zeit einige Bibelteile gekauft hatte. Er las dieselben, kam zum Glauben und wollte Christo nachfolgen. Nun wiederholte sich die alte Geschichte. Seine Eltern, deren einziger Sohn er war, suchten ihn davon zurückzuhalten; er widerstand und ging nach Swatau, wo er sich als treuer Christ bewährte. Dies hatte schließlich zur Folge, daß auch die Eltern mit dem Evangelium bekannt wurden und nun im Begriff stehen, gleichfalls zum Christentum überzutreten.

Auch andererorten finden wir trotz mancherlei Widerstandes unverhofften Eingang. Zwei Tagereisen von der bedeutenden Stadt Kayintschu verkauften wir an einem Platz eine große Anzahl von Bibeln und die Bewohner baten uns, sie darin zu unterrichten. Ja, ein alter Mann war so begierig nach dem Evangelium, daß er jede Woche den langen Marsch nach der nächsten Missionsstation unternahm, um dem Gottesdienst am Sonntag daselbst anwohnen zu können. Vor fünf Jahren war es, daß ich nahezu 600 Exemplare der Evangelien am großen Marktflecken Tschenteu verkaufte. Bei meinen späteren Besuchen wurde ich jedesmal von den Einwohnern als alter Freund begrüßt und von denselben gebeten, ihnen die Bibel zu erklären. Der Platz wird nun auch von drei Missionaren besucht und bearbeitet. Man kann sagen, die Bibeln, welche wir dort seiner Zeit verkauften, waren der Schlüssel, wodurch die Herzen und Häuser von Tschenteu für die Mission aufgethan wurden. Zwar hört man oft sagen, der Verkauf von Bibeln und Schriftteilen in einem heidnischen Lande sei wertlos und vergeblich. Doch man komme nach China und sehe! Hier tritt der große Segen, welchen der Herr auf die Verbreitung seines heiligen Wortes unter der heidnischen Bevölkerung legt, augenscheinlich genug hervor und läßt uns die Früchte hievon sehen.

Freilich ist die Aufgabe eines Kolporteurs, besonders die eines einheimischen, eine schwere und verleugnungsvolle. Darum pflegen die letzteren öfters zu sagen: „Bibelverkaufen ist schlimmer als Betteln.“ Ja, ein wahrer Kolporteur muß das Herz auf dem rechten Fleck haben, einen großen Glauben besitzen und Mut zeigen; denn er wird vom Volke beschimpft und er muß sich trotzdem höflich bezeigen. Der Pöbel schlägt und stößt ihn und doch muß er sich mit demselben vertragen. Dabei giebt man ihm den liebenswürdigen Namen: „Hund des fremden Teufels.“

An jedem chinesischen Neujahrsfest begebe ich mich nach Schankiwan, unsern Hongkong, wo tausende von Fischerböten vor Anker liegen oder hin- und herkreuzen. Ich pflege den Fischern ein glückliches Neujahr zu wünschen und werde von denselben jedesmal als ihr alter guter Freund bewillkommt. Unter ihnen verkaufe ich auch meist eine größere Anzahl von Teilen der hl. Schrift; denn sie lesen dieselbe gern auf der Fahrt und es macht mir jedesmal große Freude, wenn ich meine armen, einfachen Freunde auf ihren kleinen Fahrzeugen sitzen sehe, wie sie in der Bibel lesen oder einem zuhören, welcher der chinesischen Schriftzeichen kundig, jene vorliest und die Verse zu erklären sucht. Einige dieser Fischer sind bereits Christen geworden und drei derselben stehen als Bootsleute im Dienst der Hafenmission. Ihr Boot führt den Namen „Evangelist“. Oft benütze ich dasselbe, um die chinesischen Auswanderer aufzusuchen, die auf den großen englischen und amerikanischen Dampfern nach Honolulu, Borneo und Ceylon fahren. Diese Emigranten kaufen gewöhnlich gern eine Bibel, um in derselben während der langen Seereise zu lesen.

Dagegen sind diejenigen Chinesen, welche aus der Fremde zu ihren heimischen Bergen zurückkehren, meist so hart wie Stein. Sie haben sich zwar einige englische Brocken angeeignet, verhalten sich aber fast ausnahmslos abwehrend gegen alles, was Christentum heißt. Ebenso verachten die chinesischen Diener der Europäer das Evangelium; doch kann das nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, wie ihre Meister ihnen nur zu oft das schlimmste Beispiel geben und vorleben. Allein es giebt auch hierin rühmliche Ausnahmen.

Anfang Mai des letzten Jahres bereiste ich das Gebiet von Kayintschu, als die Regenzeit bereits eingesetzt hatte. Im letzten Marktflecken des Hakkalandes hatten wir es mit sehr rohem Volk zu

thun, die keinen Anstand nahmen, einen meiner Kolporteure durchzuprügeln. Einer der sonst so höflichen Chinesen benahm sich geradezu wie ein Unsinniger. Er scheute sich nicht, uns zuzurufen, man solle alle fremden Teufel in den Fluß werfen und in demselben ersäufen. Erst bringen sie uns das Opium, so brüllte er, um uns dem Leibe nach zu ruinieren, und dann kommen sie mit ihren Büchern, um auch unsere Seelen zu verderben. Auf diese Weise regte er das Volk so wider uns auf, daß wir uns genötigt sahen, unsere Zuflucht auf das Boot zu nehmen. Erst als sich die Aufregung gelegt hatte, konnten wir eine größere Anzahl Bücher verkaufen.

Freundlicher und zuvorkommender als im Hakkagebiet wurden wir im Hoklodistrikt aufgenommen.*) Man grüßte uns höflich und ging uns allenthalben auf die freundlichste Weise zur Hand. Viel Volks scharte sich um uns und wiederholt äußerten sich einzelne Anwesende in Ausdrücken höchster Anerkennung über die gute Lehre, welche unsere Bücher enthielten, so daß jeder gern irgend einen Bibelteil kaufte. Selbst Damen mit ihren kleinen verkrüppelten Füßen kamen auf den Schultern ihrer Diener reitend herbei, um uns zu sehen und einen Teil des neuen Testamentes zu kaufen. Einige Opiumraucher baten mich, ihnen ein Buch zu verkaufen, das ihnen Anleitung gebe, von ihrem Laster frei zu werden. Ich gab ihnen das Buch, welches nicht blos die besten Ratschläge erteilt, sondern auch den Weg weist, auf welchem man die Kraft zu einem neuen Leben aus Gott erhält.

In den Monaten Juni, Juli und August machte ich einen abermaligen Besuch im Bezirk von Kayintschu. Die starken anhaltenden Regengüsse und die dadurch verursachten Ueberschwemmungen erschwerten das Reisen außerordentlich und brachten uns öfters in Lebensgefahr. An dem einen Tag machte ich eine längere Tour nach einem großen Marktflecken. Der Morgen war herrlich und klar; aber auf unserem Rückweg am Nachmittag fanden wir die ganze Gegend überschwemmt und unter Wasser. Weithin war der Fluß über seine Ufer getreten und die Wasserfluten hatten sich über die

*) Die Hakka sind eine eingewanderte Bevölkerung und bilden die niedere Klasse, während die Hoklo zu den vornehmeren Ständen gehören.

Fluren des Landes ergossen. Stellenweis bis an die Brust im Wasser watend, hatten wir unsern Weg durch dasselbe zu nehmen. Einer unserer Bibelträger fiel in ein Loch und war dem Ertrinken nahe; doch konnten wir ihn samt seinen Büchern den Fluten entreißen. Drei Leichen führte das Gewässer an uns vorüber und gegen 3000 Menschen sollen in jenen Tagen der Ueberschwemmung ihr Leben verloren haben. Häuser wurden fortgeschwemmt, Tempel und Ahnenhallen wurden zertrümmert und die Götzen von den Wasserwogen fortgerissen. Zwei unserer Kolporteure waren in einem Dorf, als das Unglück hereinbrach. Sie flüchteten sich beide auf das Dach des Hauses und sahen die Fluten immer höher und höher steigen, bis dieselben ihre Füße erreichten. Sie schienen verloren zu sein. Da sagte einer der Bedrängten: „Heut ist des Herrn Tag, an welchem er uns heimsucht; lasset uns unsere Bibeln nehmen, sein Wort lesen und beten. Sterben wir, so geschieht es in seinem Dienst und er wird uns nicht verwerfen.“ Sie thaten es und sahen nicht die wogende Wasserwüste ringsum, die ihr Grab werden konnte, sondern lasen und stärkten sich an den Verheißungen dessen, der seine Kinder kennt. Nach sechs Stunden fiel das Wasser und sie waren gerettet. Erst am folgenden Tag konnten sie ihr Haus verlassen. — Als ich späterhin wieder in diese Gegenden kam, die so schwer heimgesucht worden waren, fand ich das Volk allenthalben willig, das Wort Gottes zu kaufen; denn — so hieß es, wir wissen nun und haben es erfahren, daß Gott aus der Gefahr zu retten vermag. Eure Lehre ist gut und wahr, während unsere Götzen machtlos sind.“

So findet der Herr Mittel und Wege, und sei es durch Gerichte und Heimsuchungen, die Herzen der Chinesen seinem Wort und dem Heile in Christo zugänglich zu machen und sein Reich der Herrlichkeit im weiten China zu bauen.

(The Bible Society Monthly Reporter, Sept. 1890.)

Was kann für Westafrika gethan werden?

„Ἀεὶ φέρει Λιβύη τι καινόν," Lybien bringt immer etwas Neues für uns! So schrieb schon Aristoteles drei Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, und das trifft auch noch jetzt zu. Neue Flüsse, neue Gebiete, neue Völkerstämme, neue Gebräuche, neue Produkte und neue Sprachen werden in Afrika in einem fort entdeckt und uns enthüllt. Dadurch ist aber auch die Verantwortlichkeit unserer Zeit und dieses Geschlechtes eine um so größere, das Wort des Lebens diesen entdeckten Gebieten und deren Millionen von Bewohnern zu bringen, die noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen.

Wir wollen aber hier nur einmal die Bedürfnisse von Westafrika ins Auge fassen, wie sich dasselbe vom Senegal im Norden bis zum Kunene-Fluß im Süden erstreckt. Dieses ungeheure Gebiet, bis zu 18 Grad nördlicher und südlicher Breite reichend, war wie bekannt, seiner Zeit der traurige Schauplatz des westafrikanischen Sklavenhandels. Doch dieser Fluch gehört Gott sei Dank der Vergangenheit an — hat aber leider einem andern, gleich unheilvollen Fluch, dem Schnapshandel Platz gemacht. An diesem beteiligen sich vornehmlich Großbritannien, Nordamerika und Deutschland. An diesen Stationen, die jenes Gift den afrikanischen Völkerschaften zuführen, wäre es daher auch, daß sie denselben das Gegen- und Heilmittel ohne Verzug darreichten, und zwar das Evangelium von Jesu Christo.

Und in der That, es ist eine stattliche Reihe von christlichen Missionen, die an der westafrikanischen Küste entlang dies Segenswerk treiben, Missionsgesellschaften der Schweiz, Deutschlands, Großbritanniens und Nordamerikas; teils sind es protestantische, teils katholische. Doch nicht der Küstenstrich allein ist denselben zugänglich, auch der Weg ins Innere, den Wasserläufen der großen Ströme Senegal, Niger, Kongo und Koanza entlang, steht nun offen, während anderwärts der europäische Einfluß sich nicht über das Küstengebiet hinaus erstreckt. Frankreich, England, Deutschland, Spanien und Portugal haben verschiedene Inselgruppen annektiert oder einzelne Küstengebiete unter ihre Oberhoheit gestellt. So ist im großen und ganzen die Thür an der langen Westküste Afrikas für die christlichen

Unternehmungen offen und nur das ungesunde, zum Teil mörderische Klima setzt denselben erhebliche Schwierigkeiten entgegen.

Dabei herrscht eine große Verschiedenheit der Sprachen, die in dem westlichen Afrika gesprochen werden. Diejenigen von Kap Jubi (nördlich vom Senegal) an bis zum Rio del Rey am Westabhange des Kamerungebirges hin gehören der sogenannten nigritischen Sprachengruppe an, während vom Kamerungebirge bis zum Kunenefluß die Sprachen der Bantu-Völkerfamilie gesprochen werden, wobei das Fula nur mit nigritischen Sprachbestandteilen vermischt ist. Arabisch wird wohl in manchen Gegenden, besonders in den nördlichen, auch verstanden, aber nur unvollkommen.

Indem wir die wichtigsten und bekanntesten eingeborenen Sprachen übersichtlich zusammenstellen, beginnen wir im Norden und nennen die folgenden nigritischen: Das Dscholof, Serer, Mandingo, Susu, Temne, Bullom, Mende, Vei, Kru, Grebo (bei Kap Palmas), Asante mit seinen verschiedenen Dialekten der Tschivölker, Akra oder Ga (auf der Goldküste), Evhe und Joruba (an der Sklavenküste). — In dem großen Nigergebiet werden folgende nennenswerte Sprachen gesprochen: Das Idyo, Ibo, Igara, Igbira, Nupe und Fula; gegen den Tschadsee hin sind es eine weitere beträchtliche Reihe verschiedener selbständiger Sprachen und Mundarten, welche unter den Völkerschaften herrschen. Besonders aber ist es das Haussa, welches sich als lingua franca im Inneren Westafrikas bis in den Nordosten hin hauptsächlich durch den Handelsverkehr eine große Bedeutung errungen hat. An den großen Handelsplätzen des Kalabar-Flußsystems ist das wichtige Gebiet der Efiksprache. Letztere bildet die Grenze gegen die Bantusprachen. Doch bestehen außer den 22 angeführten noch eine Unzahl von Sprachen und Mundarten, die zum Teil weder erforscht noch auch bekannt sind und deren Bearbeitung einer späteren Generation überlassen bleiben muß. In den vorhin genannten sind Teile der hl. Schrift durch die eine oder andere der drei großen Bibelgesellschaften zu London, Edinburgh und NewYork herausgegeben worden und zwar in den Sprachen des Dscholof, Mande, Susu, Bullom, Temne, Mende, Grebo, Asante, Akra, Evhe, Joruba, Ibo, Igara, Nupe, Efik und Haussa, also im ganzen in 16 Sprachen. Durch die Uebersetzung und Herausgabe der hl. Schrift, wie überhaupt in der sprachlichen Bearbeitung

dieser vordem grammatikalisch nicht fixierten Negersprachen, haben eine ganze Reihe von Missionaren, besonders deutsche, in diesem Jahrhundert eine große und wichtige Aufgabe erfüllt. Sie alle sind tot oder haben sich vom Arbeitsfelde zurückziehen müssen; das Werk weiterer Uebersetzungen aber, wie die Verbreitung der hl. Schrift in jenen afrikanischen Regionen, sollte darum nicht liegen bleiben, sondern mit Eifer und Ausdauer fortgesetzt werden.

Wenden wir uns der Bantusprachengruppe zu, so finden wir Uebersetzungen der hl. Schrift ins Duala (Kamerun), seiner Zeit vom Baptistenmissionar Saker hergestellt; ferner ins Pongwe und Kele (im Gebiet des Gabun und Ogowe) durch amerikanische Missionare, die hier lange gearbeitet haben und unlängst ihr Arbeitsfeld wegen der Unduldsamkeit der französischen Kolonialgesetze an die Pariser Missionsgesellschaft abgegeben haben.

Dem großen und weiten Wasserweg des Kongo entlang giebt es noch eine Unzahl von Sprachen, die bis zur Stunde weder bekannt noch erforscht sind, von denen aber, je mehr die Mission in jene Gebiete vordringt, die eine und andere in den Gesichtskreis derselben tritt. Inzwischen sind von den Missionaren der englischen Baptisten die Kongo- und die Tekesprache bearbeitet und Uebersetzungen in denselben geliefert worden. Weiter im Süden ist die Bunda- und Umbundasprache von den Amerikanern in Bearbeitung genommen worden und es liegen Uebersetzungen derselben vor, welche zum Teil von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft herausgegeben worden sind.

Ich denke, ein jeder interessiert sich für den schwarzen Erdteil; ein jeder will etwas für Afrika thun. Könnten wir nicht in irgend einer Weise hierin hilfreiche Hand leisten? Es ist wohl nicht erst nötig, Protestanten gegenüber den Beweis zu liefern, daß die Bibel von jeher der größte civilisatorische Faktor in der Welt gewesen ist und daß der Missionar in Kirche und Schule hilflos und sein Werk fruchtlos ist, wenn er nicht das Wort Gottes in Händen hat in einer für alle Individuen verständlichen Form, in einer Gestalt, die selbst den an Bildung und Erziehung tiefstehenden Gliedern der menschlichen Gesellschaft faßbar ist. Weitaus die meisten mögen nicht imstande sein zu lesen und auf diese Weise das Wort des Lebens sich zugänglich zu machen, aber alle haben Ohren zum hören. Darum

beantworten wir die Frage: „Was kann für Westafrika gethan werden?“ mit der herzlichen Bitte und Aufforderung: Lasset uns den Völkern des westlichen Afrikas, an denen Jahrhunderte hindurch schwer gesündigt wurde durch die unmenschliche Sklavenausfuhr und denen man heutzutage das Gift des Branntweins in erschreckenden Mengen zuführt — lasset uns den Kindern Hams das wahre Rettungs- und Heilmittel, die Bibel, das Evangelium Jesu Christi in ihren Sprachen und Zungen eilends bringen; denn es kommt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes.

(Nach Dr. Cust.)

Weg' hast du allerwegen, an Mitteln fehlts dir nicht.

Der liebe Gott bedient sich oft gar einfacher Mittel, um an die Herzen der Menschenkinder zu klopfen und an ihr Gewissen zu reden, wenn sie von der rechten Bahn auf verkehrten Weg verfallen. Und wohl ihnen, wenn seine Stimme nicht vergeblich an das schwache irrende Herz schlägt.

In einem Dorfe Pommerns lebte ein Bauersmann; dem war ein Verwandter gestorben, bei welchem er verschuldet war. Da kommt ihm und seiner Frau der Gedanke, ob sichs nicht möglich machen ließe, auf irgend eine Weise den Schuldschein in ihre Hände zu bekommen und so der Schuld quitt zu werden. Das Gewissen, welches ihnen eine solche rechtswidrige Handlungsweise zwar anfangs als strafbar und verworfen hinstellt, wird mit allerlei Gründen und Ausflüchten beruhigt. Der Bauer denkt, der Tod mache ohnedies quitt und was den Hinterlassenen dadurch zufalle, das könne ja wohl auch ihm zugute kommen. Doch das Vaterauge Gottes wachte über ihm und seiner Frau. Diese Leutchen hatten ein Töchterlein, dem das Lernen schwer fiel. Das kommt aus der Schule und nimmt des Abends das Spruchbuch zur Hand, um seine Lektion für den folgenden Tag auswendig zu lernen. Es ist der Spruch: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden

an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?" Laut liest sie denselben immer und immer wieder vor, um ihn dem Gedächtnis einzuprägen; aber es ist, wie wenn das Kind diesmal die Stelle nicht lernen könnte. Beständig hört der Vater, der draußen Holz spaltet, den Spruch hersagen: „Was hülfe es dem Menschen u. s. w." Eine Weile läßt er das Kind gewähren; dann wird er ärgerlich und schickt es in das nächste Zimmer, wo die Mutter hantiert. Aber auch hier, vor den Ohren der Mutter fährt die Tochter fort, zu lernen: „Was hülfe es dem Menschen u. s. w." Man schickt sie ins Bett; doch auch von hier aus tönt noch halblaut das Wort: „Was hülfe es dem Menschen u. s. w." Am andern Morgen vor dem Schulgang ist es das erste, daß das Kind wieder seine Lektion anhebt und den Spruch vom vorigen Abend aufsagt. Da endlich dringt die Mahnstimme Gottes aus des Kindes Mund an das Gewissen der Eltern. Es kommt bei ihnen zum Nachdenken und sie erkennen: Das ist ein Wink von oben; ferne sei es von uns, vom rechten Wege abzuweichen und uns aneignen zu wollen, was uns nicht gehört.

Bücheranzeige.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Register.

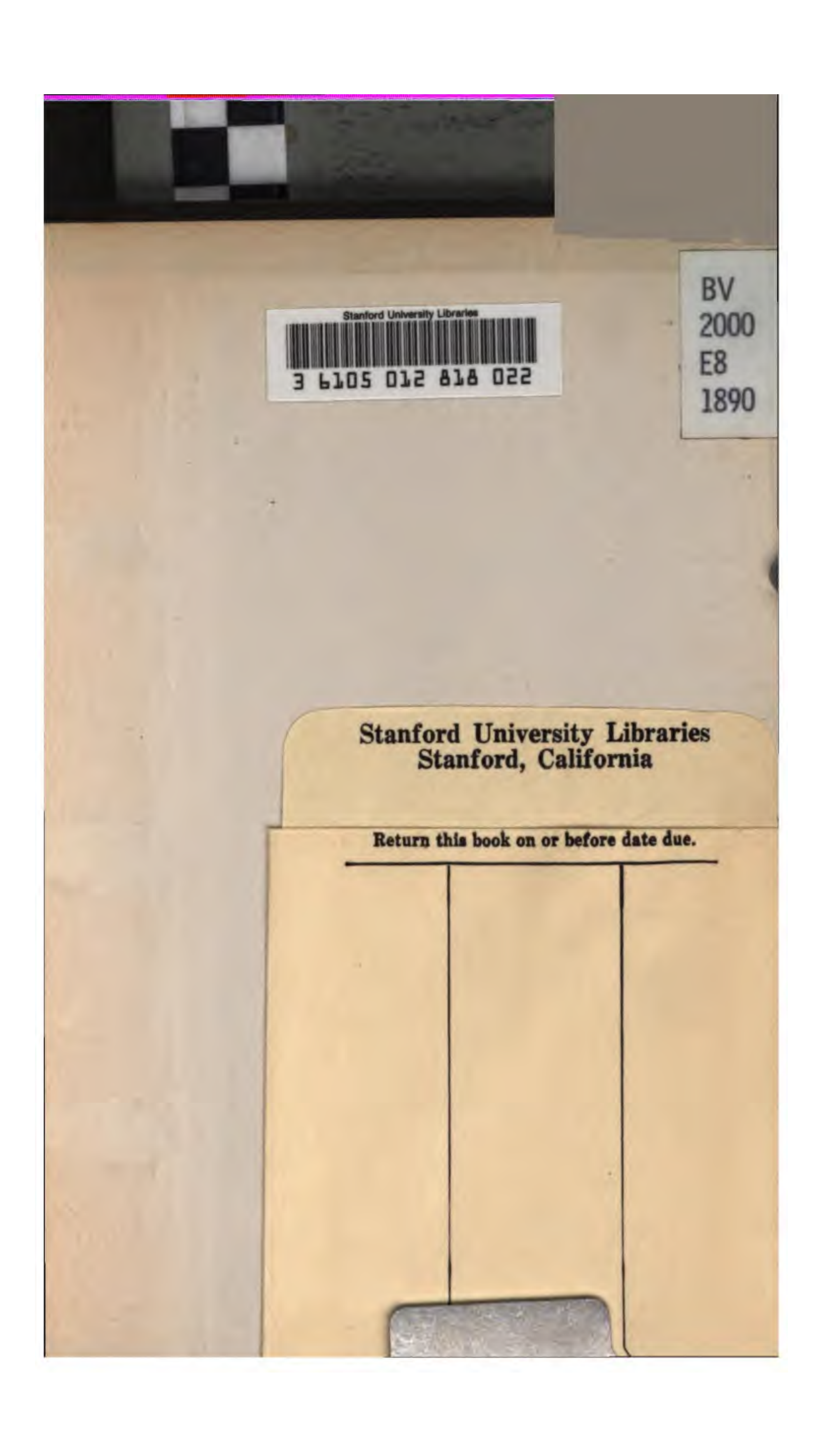
Berichtigungen.

S. 235 Z. 2 v. u. lies: Karuni. — S. 268 Z. 5 v. o. lies: Kofoed. — S. 271 Z. 2 v. u., Z. 18 v. u., S. 269 Z. 10, S. 272 ff. lies: Skrefsrud. — S. 278 Z. 12 v. u. lies: Paharpur; Z. 10 v. u. lies: Tilabani. — S. 279, Z. 8 v. u. lies: Darjeeling. — S. 409 Z. 12 v. u. lies: Baobabs.

L. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.







Stanford University Libraries
3 6105 012 818 022
BV
2000
E8
1890
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.